Opp. 479 u/3
Grimm

<36605106560018

<36605106560018

Bayer. Staatsbibliothek

Opp. 429 M/C 3

KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM GRIMM

HERAUSGEGEBEN

VON

GUSTAV HINRICHS

DRITTER BAND

MIT EINER HELIOGRAPHIE

BERLIN
FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN
1883.

454



BAND

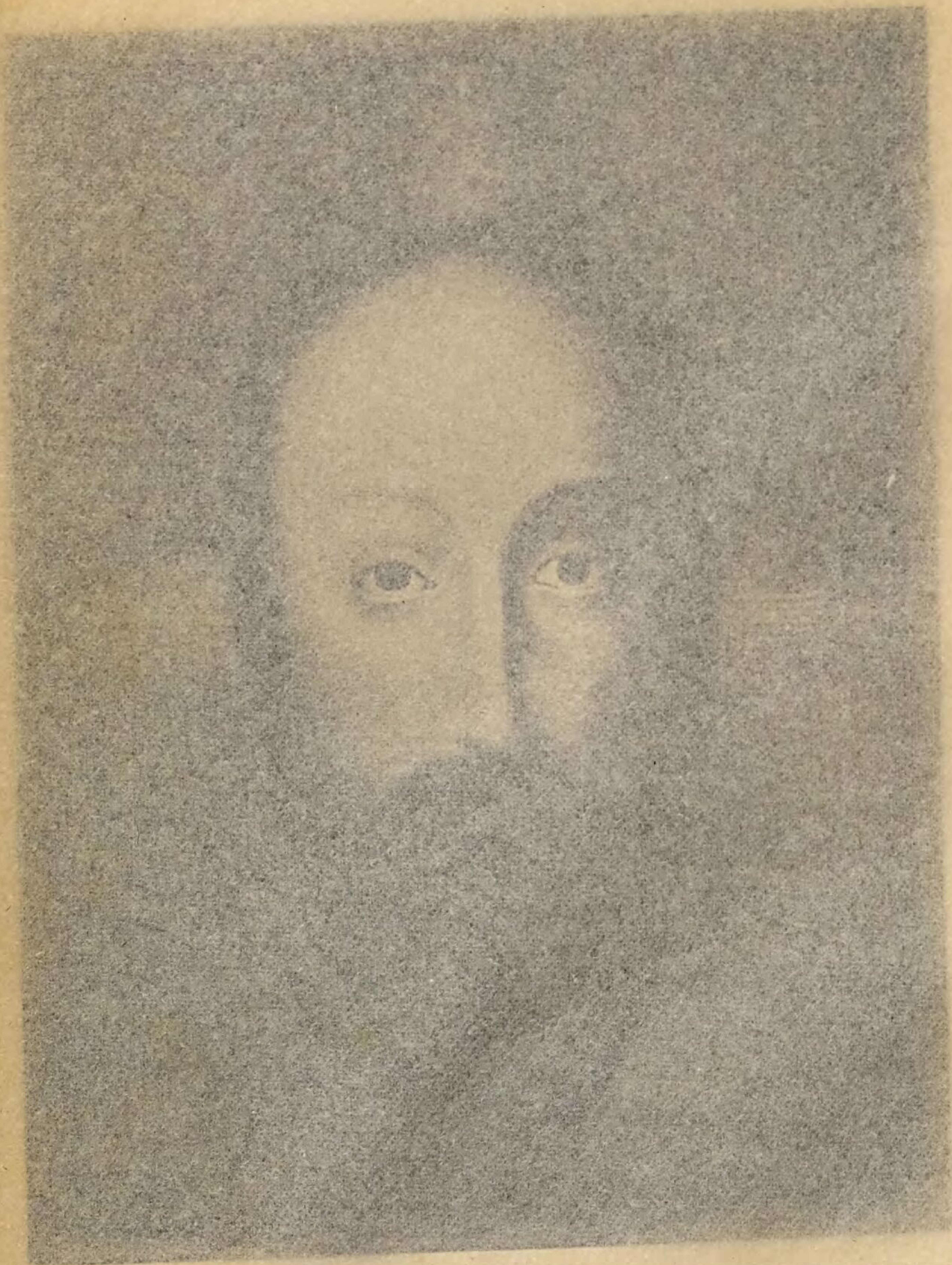
BERLIN

FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG

HARRWITZ UND GOSSMANN

1883

UB 44/3046



KLEINERE SCHRIFTEN

VON

WILHELM GRIMM

HERAUSGEGEBEN

VON

GUSTAV HINRICHS

DRITTER BAND

MIT EINER HELIOGRAPHIE

BERLIN
FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN
1883

Ub. 44/3046

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

VORWORT.

Nach dem ursprünglichen Plane sollte der dritte Band der Kleineren Schriften Wilhelm Grimms sämmtliche Abhandlungen umfassen. Das Material erwies sich jedoch bei genauerer Berechnung als so umfangreich, dass es mit Leichtigkeit noch einen vierten füllen wird. Ich berichte hier zunächst über diejenigen Aufsätze, welche nach dem bereits ausgesprochenen Grundsatz nicht aufgenommen werden durften, und halte mich dabei an die Zeitgrenze, welche der Band selbst gibt. Ausgelassen sind erstlich die beiden Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen in der Wünschelruthe und vom Meister Pfriem im Berliner Taschenbuch von Kletke, Duncker, Hänel, zweitens reine Textarbeiten und überhaupt alle Aufsätze in den Altdeutschen Wäldern, aus denen nur die Antikritik gegen Schlegel im zweiten Bande wieder gedruckt ist. Dahin gehören folgende publicierte Texte oder Textstücke: Eine arme Spinnerin baut dem Herrn das Haus in der Wünschelruthe, Bruchstücke aus einem Gedichte von Assundin, d. h. aus dem Crane Bertholds von Holle in Wigands Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, ein Segen aus dem zwölften Jahrhundert in den von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann herausgegebenen Altdeutschen Blättern, Unsir vrowen clage, sowie die Conjecturen zu Wernher vom Niederrhein und zu Konrads von Würzburg Silvester in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum. Bei den akademischen Abhandlungen konnten dagegen

diejenigen Texte, welchen weitläufige Erläuterungen, Excurse und Einzelanmerkungen zugegeben sind, welche also nicht den alleinigen Zweck ausmachen, die von Athis und Prophilias, von der Exhortatio ad plebem christianam und den Casseler Glossen und von den Altdeutschen Gesprächen, desgleichen bei dem Aufsatz über die Wiesbader Glossen füglich aus dem Grunde nicht wegbleiben, weil ohne sie das Verständnis der Abhandlungen nicht möglich ist. Wohl aber musste auf die Wiederholung der Facsimilia verzichtet werden, für deren Benutzung der erste Druck ausreicht. Nur für die Christusbilder ist der Kopf durch Heliographierung in etwas verkleinertem Massstabe reproduciert worden.

Der dritte Band bietet demnach Wilhelm Grimms Abhandlungen bis zum Jahre 1849, sodass also nur die Erträge seiner letzten zehn Lebensjahre noch fehlen. Sie sind nicht streng chronologisch, sondern sachlich gruppiert und spätere Nachträge gleich hinzugenommen. Die Altdeutschen Gespräche durften wegen gewisser inhaltlicher Verwandtschaft sofort nach den Casseler Glossen eingereiht werden. Bei dem Abdruck standen mir für die Exhortatio und die Casseler Glossen Wilhelms, für die Wiener Runenabhandlung und Athis Jacobs und Wilhelms, für die Altdeutschen Gespräche und die Wiesbader Glossen nur Jacobs Handexemplare zu Gebote, aus welchen handschriftliche Zusätze hinzutreten konnten. Auch aus beiliegenden Briefen ist einiges zu Athis und den Casseler Glossen mitgetheilt. Bei dem Aufsatz über die Sage vom Ursprung der Christusbilder ist absichtlich von der Benutzung des Handexemplars abgesehen worden, da Herr Professor Dr Herman Grimm die betreffenden Nachträge später selbst bearbeiten wird.

Die Orthographie der akademischen Abhandlungen bedient sich von Athis an ebenso wie die der Stücke aus Haupts Zeitschrift kleiner Anfangsbuchstaben, welche jedoch wegen der Gleichförmigkeit mit den beiden ersten Bänden aufgegeben sind. Dagegen ist ihre alte Paginierung und durch eine zweite,

unter der ersten stehende Marginalzahl auch die der Separatabzüge genau beigefügt worden.

Dieser Band bringt neu die einzige akademische Abhandlung, welche nur theilweise vollendet und noch ungedruckt ist: über die deutschen Wörter für Krieg. Ihr nicht gering anzuschlagender Werth liegt auf lexikalischem Gebiet, und insofern schliesst sie sich an die Arbeiten über die Casseler, Vaticanischen und Wiesbader Glossen eng an.

Berlin, den 2. November 1882.

Gustav Hinrichs.

[illegible] werden.

[illegible] und [illegible]

[illegible]

Gustav Hirschfeld.

INHALTSVERZEICHNIS.

	Seite
Vorwort	III—V
Die altnordische Litteratur in der gegenwärtigen Periode (1820)	1—84
Zur Litteratur der Runen, mit Nachtrag von Jacob Grimm	85—131
Bericht über eine Inschrift auf einem in der Walachei ausgegrabenen goldenen Ring	132—134
Witege mit dem slangen	134—137
Die Sage vom Ursprung der Christusbilder	138—199
Der Epilog zum Rolandsliede	200—207
Zu Walther von der Vogelweide	208—211
Athis und Prophilias	212—336
Athis und Prophilias. Weitere Bruchstücke	337—345
Die Sage von Athis und Prophilias	346—366
Exhortatio ad plebem christianam	367—465
Glossae Cassellanae	
Über die Bedeutung der deutschen Fingernamen	
Nachtrag zu den Casseler Glossen	466—471
Altdeutsche Gespräche	472—494
Altdeutsche Gespräche. Nachtrag	495—515
Deutsche Wörter für Krieg	516—567
Wiesbader Glossen	568—588

DIE ALTNORDISCHE LITTERATUR 1
IN DER GEGENWÄRTIGEN PERIODE.

Hermes oder kritisches Jahrbuch der Litteratur. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8.
Zweiter Jahrgang (1820) Bd I (V der ganzen Folge) S. 1—53.

Ein eigenes Schicksal hat von jeher diese Litteratur getroffen. Sie hat ebensowohl ungewöhnliche Begünstigungen als Widerwärtigkeiten erfahren, und wenn sie sich der regen Theilnahme besonderer Freunde und Anhänger erfreut, bald auch eigensinnigen, nicht zu bekehrenden Widersachern begegnen müssen. Die dänische Regierung, schon längst durch eine freisinnige Unterstützung der Wissenschaften ausgezeichnet, würdigte sie bald nach ihrem Aufleben der Aufmerksamkeit. Bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts erhielt der Bischof von Skalholt, Brynjolf Svendsen, Anweisung, gute Pergamenthandschriften an die königliche Bibliothek zu senden, und Arne Magnäus ward zu Anfang des folgenden deshalb in besonderem Auftrag nach Island geschickt. Doch ein Theil des Gewinns gieng durch unerwartetes Unglück wieder zu Grunde: die reiche Sammlung, die Arne in einem Zeitraume von zehn Jahren mit solchem Eifer gemacht, dass nichts von Bedeutung auf der Insel zurückblieb, erlitt einen unersetzlichen Schaden durch den grossen Brand zu Kopenhagen im Jahre 1728. Die Bibliothek Arnes Resens, des Herausgebers der jüngeren Edda, und des Bischofs Vorm wurde zerstört; die Viga-Styrs-Saga gieng dabei im Urtext gänzlich, von der Heidarviga-Saga ein Theil verloren. Die Lücken so gut als möglich wieder auszufüllen, sammelte zwar Arne Magnäus bis an seinen Tod, und bekannt ist die Stiftung, die er zu Gunsten dieser Litteratur machte, aber erst in den siebziger Jahren fieng sie an, in Thätigkeit zu treten. Merkwürdig ist wiederum das Schicksal, das sich der

Herausgabe der wichtigsten Denkmäler entgegensetzte. Die Knytlinga-Saga blieb, nachdem sie bereits durch zwei Hände gegangen, liegen, weil Register und Vorrede nicht zu Stande kamen, und die ganze Auflage verdarb bis auf wenige Exemplare. Zwei andere Gelehrte unterziehen sich einer neuen, aber der eine stirbt, der andere wird verhindert wirklich Hand anzulegen. Die lateinische Übersetzung der ausgezeichneten Niála-Saga erschien, weil ein Paar Bogen vom Register nicht konnten geliefert werden, erst nach 37 Jahren; gleiches Schicksal hatte die Egils-Saga. Zwischen der Herausgabe des ersten Bandes der Edda-Lieder und des soeben vollendeten zweiten liegt ein Zeitraum von mehr als dreissig Jahren, und doch ist der Werth derselben und ihre Wichtigkeit für den ganzen germanischen Stamm unbezweifelt sehr gross.

2 Die Erscheinung jenes ersten Theils der Sämundischen Edda (Kopenhagen 1787) kann als der Schluss einer immer sehr thätigen Periode, die man etwa mit dem Jahre 1772 beginnt, angesehen werden. Besonderes Leben verliehen ihr vorzüglich: Skule Theodor Thorlacius, Gerhard Schöning und Peter Friedrich von Suhm, jene durch ihre gründliche Gelehrsamkeit, dieser, der vieles umfassende Geschichtschreiber, durch seinen grossmüthigen Eifer; er allein hat zehn der wichtigsten Sagen auf seine Kosten drucken lassen, nicht von dem zu reden, was er sonst zur Beförderung dieser Litteratur gethan. Hierauf folgte ein Stillstand von 20 Jahren. Äussere Umstände mögen auch hier nachtheilig gewirkt haben, indessen trägt doch die allgemein verbreitete Gesinnung jener Zeit die Hauptschuld: jene Geringschätzung des Alterthums bei zu grossem Vertrauen auf die Kraft des eigenen Verstandes und Scharfsinnes. Nicht das naturgemäss aus inneren, angeborenen Bedürfnissen entwickelte Leben, wie es die Denkmäler des Alterthums mit seinen Mängeln und Tugenden vor die Augen zu rücken pflegen, schien einer Beachtung mehr werth, noch weniger würdig, Belehrung zu ertheilen; man erwartete alles von der Wirkung eigener, ausgedachter, auf keiner Geschichte ruhender Gegensätze, deren Enge und Kleinlichkeit nicht gefühlt wurde. Wo etwas bloss der Gelehrsamkeit anheimfällt und die Beziehung

auf das Leben hinweggenommen wird, da trocknet es bald zusammen. Mit dem Sinne für das Alterthum verlor sich auch die Achtung, und so kam noch eine moderne, überkritische Ansicht hinzu, welche die ganze Masse jener Überlieferungen als taube Spreu schonungslos wegwarf; man glaubte gewonnen zu haben, wenn man überall leere und ganz werthlose Verfälschung sah und die Grenzen der Geschichte eng absteckte. Goethe hat in seiner Farbenlehre die Nichtigkeit einer solchen Gesinnung mehrmals sehr treffend bezeichnet. Als Repräsentanten derselben können Schlötzer und Adelung betrachtet werden. Der Mythologie gieng es am schlimmsten, es gehörte ordentlich eine Art von Scharfsinn dazu, um die vielfachen Elemente, die bei der Erfindung und Erdichtung derselben sollten gedient haben, aufzutreiben, während doch ein einziger unbefangener Blick von dem Gegentheile überzeugen und das Wahrhafte, Lebensvolle darin schauen musste. Im Norden selbst hat zwar diese Ansicht nie gehaftet und Deutschland vorzüglich sich derselben zu schämen, dennoch fehlte es auch dort an wirklicher, reger Theilnahme.

Indessen ganz abgebrochen war auch während jenes Stillstandes der Faden nicht. Noch lebte Thorlacius, der fortfuhr in seinen Programmen die gelehrtesten und schätzbarsten Monographien zu liefern. Sie führen den Titel: Antiquitatum borealium observationes miscellaneae.[1]) In dem Jahre 1795 (wo das specimen quintum erschien) theilte er aus Handschriften den alteddischen Mühlengesang (Grotta-Saungr) mit, ein wichtiges, alteinfaches Lied, worin zwei Riesenjungfrauen, Fenia und Menia, sonst ganz als Walküren geschildert, nicht etwa das Schicksal der Schlacht weben, sondern auf einer Mühle von gewaltigen, durch sie allein bewegbaren Felsensteinen mahlen, was von ihren Gebietern verlangt wird: Gold, Frieden
und Glückseligkeit. Eine Idee, die sonst in der Edda nicht 3
wieder vorkommt, gewiss aber uralt, vielleicht auch in Deutschland nicht unbekannt war. Das specimen sextum vom Jahre

[1]) Eine Abhandlung von Thorlacius: Über die altnordische Rechtssprache enthalten die Acta societat. reg. Havn. scientiar. 1790, die ich aber noch nicht habe einsehen können.

1799 enthält zwei Bruchstücke aus Höstlang von dem berühmten Skalden Thiodolf von Hvine. Das erste redet von dem Kampfe Thors und Hrungers, das zweite von dem Raub der Idunn und dem Tod des Thiasse durch Thors Blitze; das Ganze befasste ohne Zweifel die Mythen von Thor. Das Gedicht lässt sich mit Gewissheit in die Mitte des 9. Jahrhunderts versetzen, da Thiodolf am Hofe Harald des Haarschönen lebte; schon deshalb ist es ungemein merkwürdig, indem es zeigt, wie bereits zu jener Zeit sich eine kunstreiche und gelehrte Poesie des Sängerstandes ausgebildet hatte, die zu den einfachen epischen Weisen, in welchen eben das Mühlenlied und andere eddische Gesänge, deren Urheber man nicht kennt, gedichtet sind, einen bestimmten Gegensatz bilden musste. Das siebente Specimen vom Jahre 1802 ist nicht weniger inhaltsreich. Zuerst wird aus dem Vormischen und königlichen Codex der jüngeren Edda, richtiger und vollständiger als er bei Resen abgedruckt worden, der Mythus von Thors Fahrt nach Geirrodagardur mitgetheilt. Dann folgt ein zusammenhängendes Bruchstück, soviel sich nämlich in den Handschriften erhalten, von einem Gedichte des Eilifr Gudrunarson über diese Fabel, welches unter dem Namen Thorsdrapa bekannt ist. Der Dichter, der im 10. Jahrhundert lebte und zwischen 988 und 996 das Gedicht verfertigte, ist schon so schwer zu verstehen durch die beständigen, gelehrten Umschreibungen, die eine genaue Kenntnis der Mythologie voraussetzen, sowie durch die verwickelte Construction, dass der Scharfsinn des Herausgebers dazu gehörte, um sich durch diese Irrgewinde (Thoriani hujus paeanis giganteos fere maeandros, wie er am Schlusse selbst sagt) durchzuhelfen. Die Anmerkungen sind musterhaft, voll feiner Beziehungen auf die Sprache und Mythologie überhaupt; dahin gehört z. B. was über die verschiedenen Bedeutungen des Loke gesagt wird. Das specimen septimum schliesst die Reihe dieser schätzbaren Programme[1]); indessen ist noch einer anderen,

[1]) Es wäre sehr zu wünschen, dass Thorlacius der Sohn eine neue Auflage dieser schwer zu erhaltenden Gelegenheitsschriften veranstaltete. Schon 1779 erschien das erste Specimen, in den folgenden zeichnet sich eine Abhandlung über das altnordische Eherecht, verglichen mit dem römischen, aus; die Anmerkungen enthalten einen Schatz von Erläuterungen der alten

an neuen und scharfsinnigen Ideen reichen Abhandlung von
Thorlacius zu gedenken, welche in einer dänischen Zeitschrift,
dem Skandinavischen Museum (Heft III, S. 1—67, IV, S. 1—53),
etwa im Jahre 1802, sich befindet. Sie ist überschrieben: *Von
Thor und seinem Hammer*, breitet sich aber über die ganze
Othinische Religion aus, während sie eine Menge Einzelheiten
gelehrt erläutert. Thorlacius nimmt hier an, dass vor der Othi-
nischen Lehre im Norden ein Naturdienst geherrscht, wornach
man unter den Göttern die Elemente verehrt habe. Die Asen,
durch den Glauben an Seelenwanderungen unterstützt, stellten
sich an die Stelle der vorigen Götter und führten Menschen-
verehrung ein. Die widerstrebenden Joten wurden zurück-
gedrängt auf der einen Seite nach Finnland und dem Eismeere,
auf der anderen nach Jütland. Der Aukuthor, der fahrende
Donnerer, war der höchste alte Naturgott, dessen Stelle der 4
asiatische Thor einnahm. Sein Hammer ist das Symbol des
einschlagenden Donners, er wahrscheinlich der Gott der Joten,
welchen der Asathor besuchte. Sein Weib war die Erde,
welche sich nachher Othin zueignete. Thor erhielt dafür die
Sif, doch auch in dieser leuchtet die alte Idee von der Erd-
göttin, Allmutter, durch. Loke bei den Asen, obgleich aus dem
Geschlechte der Joten, ist an die Stelle des Naturgottes Loge
(Feuer) gekommen, und vermuthlich ist jener Loke, mit dem
er in Urgardarlok in die Wette isst, sein Vorgänger gewesen.
Die Streithämmer und Streitäxte, die sogenannten Opfermesser
und Donnerkeile, die man in den Grabhügeln findet, konnten
weder beim Kampf noch beim Opfer gebraucht werden, die
sind bloss simulacra armorum, und Thorlacius stellt die Ver-
muthung auf, dass sie Symbole von Thors Hammer gewesen,
welche die Trolde von den Todten abhalten sollten. Thors
Hammer aber ist Symbol vom Blitz, und die dreifach ver-
schiedenen Steine deuten die dreifache Natur desselben an: die
zermalmende, durchbohrende und spaltende. Die Grabhügel,
worin sie sich finden, sind demnach älter als die Asalehre und
wenigstens 1900 Jahre alt. So beifallswürdig viele Ansichten

Sitten. Sie erschien auch besonders: de matrimoniis veterum borealium tractatus. Hav. 1783.

dieser Abhandlung sind, so wird man doch schwerlich bei der ganz richtigen Voraussetzung eines früheren, mehr der Natur und den Elementen zugewandten Dienstes eine solche Absichtlichkeit und künstliche oder listige Einführung der Asalehre durch Othin annehmen dürfen; natürlicher scheint es, sie als eine neue, in der Fortbildung nothwendige Stufe zu betrachten.

Der Verlust einer Sache pflegt den Werth erst recht deutlich zu machen und die Aufmerksamkeit aufs Neue darauf zu richten; dies war auch der Fall, als die zwei berühmten goldenen Hörner im Jahre 1802 entwendet wurden. Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen machte bald hernach (1804) eine Untersuchung darüber zur Preisaufgabe, und eine Schrift von dem Professor Peter Erasmus Müller zu Kopenhagen wurde gekrönt: Antiquarische Untersuchung der unweit Tondern gefundenen goldenen Hörner. Aus dem Dänischen übersetzt von W. H. F. Abrahamson. Kopenhagen 1806, in. 4°. Nachdem der Verfasser die Entdeckung der Hörner vorgetragen, gibt er eine vollständige Übersicht der bisher darüber erschienenen Schriften und geäusserten Meinungen, welche die seltsamsten Vermuthungen enthalten, und erzählt den Diebstahl und gänzlichen Verlust durch Einschmelzung. Was die Erklärung der in Abbildung mitgetheilten Hörner selbst betrifft, so wird der celtiberische Ursprung derselben nach der Entdeckung des celtiberischen Alphabets durch Tychsen in Rostock als höchst wahrscheinlich behauptet, indem die Buchstaben der Inschrift an dem einen Horn vollkommen damit übereinkämen. Der Verfasser glaubt, was sie nun mögen vorgestellt haben: Kriegs- oder Jagdhörner, Trinkhörner, Schmuck eines Götzenbildes oder Tempels, dass sie von celtiberischen Völkerschaften, Fürsten oder Städten einem Tempel oder einer Opferstätte geschenkt, einer oder der anderen Gottheit geweiht worden, und zwar zu einer Zeit, wo die Römer noch nicht in Spanien herrschten oder noch nicht auf die Bildung dort eingewirkt hatten. Auch dass die Figuren auf den Hörnern abgöttische Bilder und Gebräuche vorstellen, ist im Ganzen wahrscheinlich. Die Erklärung des Einzelnen, so wie der Inschrift kann bei den dürftigen Nachrichten, die wir von

den Celtiberern haben, und bei der Rohheit der Arbeit nur Vermuthungen enthalten, auch nicht darauf hinausgehen, einen allgemeinen Plan und Zusammenhang darin zu entdecken. Doch ist alles mit Umsicht, Fleiss und Gelehrsamkeit behandelt.

Im Jahre 1804 erschien der zweite Theil von Rasmus Nyerups historisch-statistischer Schilderung des Zustandes in Dänemark und Norwegen in älteren und neueren Zeiten.[1]) Die erste Hauptabtheilung beschäftigt sich mit der Litteratur im Mittelalter. Sie enthält eine Übersicht derselben in ihrer blühendsten Zeit und eine kritische Aufzählung der gedruckten Sagen, ferner: eine Abhandlung über das alte Recht und unter verschiedenen anderen Bemerkungen auch S. 159—164 Beiträge zur Geschichte des Studiums der altnordischen Litteratur; Arngrim Johnsen war der Erste, welcher nach der Reformation anfieng, auf Island, wo die Wissenschaften ein Paar Jahrhunderte wie ausgestorben schienen, alte Handschriften zu sammeln. Nyerup besitzt eine ausgebreitete Belesenheit und unermüdliche Thätigkeit und hat durch seine vielfachen Arbeiten auch die altnordische Litteratur nicht wenig gefördert. Ein anderes schätzbares Werk von ihm und Rahbeck: Beitrag zur Geschichte der dänischen Dichtkunst, welches in den Jahren 1800—1805 erschien, gehört eigentlich nicht hierher, da mit Peter Laale in dem 15. Jahrhundert der Anfang musste gemacht werden, indessen fehlt doch nicht, dass in mancher Beziehung es nach jener Seite Licht verbreitet, auch ist ein Programm vorangegangen (75 S. 8°), welches eine Übersicht der ältesten nordischen Poesie und ihrer Litteratur enthält, Kopenhagen 1798, worin zugleich ein Verzeichnis der berühmtesten Skalden vorkommt.

Völlig dagegen gehört hierher der vierte Band jener historisch-statistischen Schilderung Dänemarks, welcher zugleich als ein besonderes Werk: Übersicht der vaterländischen Denkmäler aus der Vorzeit, wie sie in einem Nationalmuseum könnten aufgestellt werden, im Jahre 1806 erschien. Der erste

[1]) Wir geben gleich eine deutsche Übersetzung des dänischen Titels und theilen diesen auch in Zukunft nur in besonderen Fällen daneben mit. Es ist hier in der Regel von dänisch geschriebenen Werken die Rede.

Hauptheil enthält die Denkmäler des Heidenthums, abgetheilt nach der ganz ungewissen (Fortid) und gewissen (Oldtid) Vorzeit, der zweite die Runensteine, der dritte begreift das Mittelalter, welches mit dem 11. Jahrhundert beginnt und mit dem 16. schliesst. Ein Anhang dazu ist R. Nyerups und S. Abilgaards *Antiquarische Reise* in das Aarhus-Stift in den Jahren 1771 und 1807, welche Kopenhagen 1808 herauskam, mit Kupfern von Denkmälern, die jedoch sämmtlich in das Mittelalter gehören.

Um diese Zeit gab der gelehrte Bischof, Fr. Münter, eine Beschreibung der *Lethraburg*, wie sie im Anfange des 19. Jahrhunderts sich noch zeigt, heraus (*Lejre i Sielland*, Kiöbh. 1806, 8°). Er hat die Stätte selbst betrachtet und untersucht. Traurig ist es, wie die merkwürdigsten Alterthümer allmählich ihrem Untergange entgegengehen, noch nicht durch die Zeit, der nichts widersteht, sondern durch die leichtsinnige Geringschätzung der Menschen, die nur das nächste Bedürfnis in den Augen haben. Wie vieles sah noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts Olaus Worm, wovon in seinen monumentis danicis eine Abbildung, freilich nur in Holzschnitt, erhalten ist. Hunderte von Grabhügeln umgeben diesen uralten Königssitz, der seit achtzehn Jahrhunderten in Dänemarks Geschichte ge-
6 nannt wird; hier ruht vielleicht die Asche der Skioldungen und ihrer Kämpfer. Aussen vor Lejre streckt sich eine grosse Sandbank, Hestehöi (Pferdehügel), wo nach der Sage Dan Mikillatis Grabhügel sich befindet. Er hatte ihn selbst aufwerfen lassen, und war der Erste, dessen Leiche unverbrannt begraben wurde. Den Hügel Harald Hildetands sah Worm noch vollständig, umgeben mit seinen Steinen, über dem Grabe selbst einen grossen viereckigen Stein, sowie man die Abbildung in den monumentis danicis findet. Gebhardi sah 1758, was von den Steinen, noch nicht zu Treppen weggenommen, stehen geblieben war; die Titelvignette gibt seine Abbildung der nördlichen Seite. Münter sah im Jahre 1780 das Grab noch in ziemlichem Zustande, aber jetzt ist die Steinkiste abgebrochen und nichts mehr übrig als der Hügel und die Vertiefung, worin das Grab zuvor sich befand. Zu den eigenthümlichen Ideen des Verfassers gehört,

dass er den Ursprung des Namens Lejre (Ledru nach der alten Sprache) in Hlöder, Löder sucht, wie die ältesten Götter Nordens vor der Einwanderung der Asen geheissen hätten. Als die weibliche Form betrachtet er Hlodyn, einen eddischen Namen der Erde, welche er dann mit der deutschen Hludana nach Thorlacius (der im dritten Specimen von dieser handelt) in Verbindung bringt. Auch den Ossian wendet er an zu näherer Aufklärung. Der Norden heisst noch jetzt in der Sprache der Caledonier und Irländer Lochlin; Inisthona soll Seeland sein und unter dem Namen von Annis, Fingals Jugendfreund, der König Dan Mikillati verborgen. Ausserdem tritt Münter einer Ansicht bei und führt sie weiter aus, wonach der Sitz der Hertha in Seeland und eben in der Lejre-Mark zu suchen ist. Nicht nur das Lokal begünstigt die Vermuthung, es spricht auch dafür, dass die Stätte immer heilig war und nach einer Überlieferung, deren Ursprung nicht auszumachen ist, wirklich das Hertha-Thal genannt wird.

Noch sind von einzelnen bedeutenderen Abhandlungen dieser Zeit anzuführen: Nyerup, über die Edda (in den Schriften der skandinavischen Litteraturgesellschaft 1807, IV, S. 113—191, doch geschrieben im Anfange des Jahres 1808). Sie enthält ausser einigen merkwürdigen Stellen aus dem Saxo Grammaticus und der hierhergehörigen Litteratur eine mit Sachkenntnis und Genauigkeit abgefasste Beschreibung der vorhandenen Handschriften der jüngeren Edda, deren Hauptcodices drei sind: der Wormische, Königliche und Upsalische. (Wir können hier auf eine Recension in den Heidelberger Jahrbüchern 1811, No. 49. 50 = Kl. Schr. II, S. 14—32 verweisen.) Werlauffs disputatio de Ario Multiscio, Hav. 1808, 8° enthält die gründlichste Untersuchung über den ältesten isländischen Geschichtschreiber, der um das Jahr 1120 seine Schedae abfasste, so wie über dessen Schriften. [Vgl. Kl. Schr. II, S. 511—512.] Werlauffs Entwurf einer Geschichte der nordischen Archäologie in Dänemark bis auf die Zeit des Olaus Worm liefert eine nützliche Übersicht und gute Vorschläge.[1])

[1]) Noch sind folgende einzelne Aufsätze anzuführen: Nyerups Chronologie der nordischen Sagen, Chroniken, Gedichte und ihrer Übersetzungen. Ge-

7 Die bisher genannten Schriften kann man als den Übergang zu der neuen Periode betrachten, die mit der Erscheinung der Egils-Saga und der lateinischen Übersetzung der Niáls-Saga und dem Wörterbuche dazu im Jahre 1809, wodurch sich die Arna-Magnäanische Commission wieder in Thätigkeit setzte, eigentlich anfängt. Die Niáls-Saga war schon lange erwartet worden, aber noch im Jahre 1804 schien nach Nyerups Äusserung in dem vorhin erwähnten litterarischen Werke die Hoffnung dazu gering. Ihrer Wichtigkeit ist schon gedacht, sie nimmt unter den prosaischen Sagen eine der ersten Stellen ein. Zwar ist der Verfasser, wie bei diesen gewöhnlich, nicht bekannt, doch viele Gründe machen es wahrscheinlich, dass sie von Sämund Frode herrührt, also im Anfange des 12. Jahrhunderts geschrieben wurde. Der Vortrag, überhaupt die Darstellung ist so trefflich, dass man die Unterredungen, denn die dialogische Form herrscht vor, mit anzuhören glaubt; die Charaktere sind in festen Zügen gehalten und die oft ausgezeichneten und überraschenden Begebenheiten natürlich und schicklich verknüpft. Es ist nicht sowohl die Lebensbeschreibung eines Einzelnen, als die inhaltsreiche Geschichte eines ganzen, von allen Seiten merkwürdigen Stammes. Das Rechtsverfahren in Island wird in den häufigen Verhandlungen deutlich dar-

schrieben 1799. (In Gräters Bragur II, S. 354—379.) Nyerups Brief gegen Adelung in den Erholungen (Skandinav. Museum II, S. 16—33). Thor und Odin von Abrahamson. (Das. I, S. 49—73.) Freie Übersetzung der Thorgrim-Prudes-Sage ins Dänische, von demselben. (Das. 1800.) Über finnische und lappische Religion, von demselben. (Schriften der skandinavischen Litteratur-Gesellschaft IV, S. 446—475.) Schytte, Beitrag zu einem norwegischen Idiotikon. (Das. III, S. 59—112.) Werlauff, curae posteriores zu Abrahamsons Erläuterung des Glavendrupischen Runensteins. (Das. III, S. 276—288.) Nyerup, Über das Tryggevälde- (oder Vallöe-) Monument und die Höhe, worauf es stand; der Runenstein befindet sich jetzt zu Kopenhagen, Rask und Werlauff liefern hier zugleich eine neue Erklärung desselben (das. V, S. 404—447). Scheving, Critische Untersuchung über ein Paar Strophen in der Völuspá, besonders über die Stelle, welche von Erschaffung der Menschen handelt (das. VI, S. 175—220). Es wird dargethan, dass Loke und Häner in einer genauen Verbindung mit Odin standen, und behauptet, dass Lodr ein Schreibfehler für Loptr (d. h. Loke), mithin ein Gott Loder nicht anzunehmen sei. Der letzteren Behauptung hat Finn Magnussen in seiner Schrift über Ossian widersprochen.

gestellt, überhaupt erhält man von dem öffentlichen Leben, den Sitten und Gebräuchen die klarste Anschauung. Welche grossartige, edle Gesinnung bricht hier mitten durch die Verwilderungen eines meist auf die blosse Naturkraft gestützten Lebens! Es ist nichts mehr zu wünschen, als dass aus jener Zeit uns Deutschen auch ein solches reiches Bild zugekommen wäre. Die Urschrift, welche, wie schon oben bemerkt ist, im Jahre 1772 herauskam, war von Olaus Olavius bearbeitet; die lateinische Übersetzung und das ganz treffliche Wörterbuch rührt von Joh. Jonsonius, die kritische Vorrede von Thorlacius her; überhaupt ist die ganze Behandlung musterhaft. — Die Egils-Saga befasst hauptsächlich das Leben Egills, doch fängt sie schon bei seinem Grossvater an, greift auch überall in die Geschichte des Landes ein. Sie ist an sich ungemein merkwürdig und lehrreich, man sieht hier deutlich, wie weit und auf welche Weise das wunderbare Element den Sagen sich beimischte, da mit unbezweifelten Thatsachen manches Übernatürliche verbunden ist, z. B. was von der gegen Gift schützenden Kraft der Runen vorkommt; die Gesinnung jener Zeit wusste sich aber nicht anders auszudrücken. Voll poetischer Wahrheit und eigenthümlich ist die Erzählung, wie Egill im Schmerz über den Verlust 8
eines geliebten Sohnes sich mit seiner Tochter hinlegt, um zu verschmachten, und beide wieder von dem Vorsatz abgewendet werden. Der index rei antiquariae und das glossarium sind noch zurück. — Die unter dem Namen Floamanna-Saga bekannte Geschichte Thorkils und seiner Vorfahren übersetzte Birger Thorlacius (der Sohn) ins Dänische. (En Nordisk Helt fra det tiende Aarhundrede, Thorgils kaldet Orrabeens-Stiefsôns Historie. Kiöbenh. 1809. Auch in den Schriften der Skandinav. Litt.-Gesellschaft von 1808.) Einleitung und Anmerkungen dazu lieferte Thorlacius d. V. Die Sage selbst fällt ins 10. Jahrhundert und ist spätestens im Anfange des 14. Jahrhunderts aufgeschrieben. Ihr Inhalt ist wichtig und die Darstellung anziehend, doch erkennt man eine spätere Zeit in der Art, womit das Übernatürliche eingemischt ist; es greift hier schon mehr in die Begebenheiten ein und erscheint, obgleich mit vollem Glauben daran, als ein Schmuck, welcher besonders

Thorgils Thaten im Auslande verliehen wird, während das Einheimische schlicht und ohne solche Beihilfe der Phantasie erzählt wird. Thorgil war das Bild eines edlen nordischen Helden, und überhaupt lernt man Sitten und Gebräuche seiner Zeit von mancher Seite kennen: das Verhältnis zwischen Eheleuten, Herrn und Dienern, die Erziehung der Kinder. Zu dem Merkwürdigsten gehört die Erzählung von Thorgils Aufenthalt in Grönland (Kap. 20—25), wo man gar wohl die Wahrheit der Anschauung zwischen den wunderbaren Träumen und Hexenerscheinungen erkennt.[1])

In dieser Zeit war auch die neuere dänische Poesie in ihre Blüthe getreten und zeigte eine vorher nicht gekannte Kraft, Freiheit und Bildung. Eine Einwirkung der deutschen ist dabei nicht zu verkennen, doch in jenem edleren Sinne zu verstehen, in welchem das gegenseitige Heranbilden nahverwandter Völker als etwas Wünschenswerthes erscheint. Es ist natürlich, dass die innerlich gehaltreiche, so viele poetische Züge schon entgegenreichende, einheimische Sagengeschichte und Mythologie als Stoff ergriffen und bearbeitet wurde, und dass dieses wieder Einfluss auf genauere und lebendigere Bearbeitung hatte. So gab Nyerup mit gewohnter Aufmerksamkeit auf die Richtung der Zeit eine Übersetzung der jüngeren Edda des Snorre ins Dänische heraus (Edda eller Skandinavernes hedenske Gudelære. Kiöbh. 1808), wie es in der Zueignung ausdrücklich heisst: zu besserem Verständnisse von Oehlenschlägers nordischen Dichtungen. Dennoch bleibt sie auch dem Gelehrten nothwendig, denn ihr liegt, meist durch die Bemühungen von Rask, ein viel besserer und richtigerer Text zu Grunde, als welchen die ohnehin seltene Resenische Ausgabe darbietet. Zu ähnlichem Zwecke lieferte gleich darauf Nik. Fr. Sev. Grundtvig eine Übersicht der nordischen Mythologie für Gebildete (Nordens Mytologi eller Udsigt over Eddalæren for dannede Mänd,

[1]) Von Erik dem Rothen, welcher in diesen Kapiteln gleichfalls vorkommt, hat B. Thorlacius nach gedruckten und handschriftlichen Quellen, worunter auch eine Saga Eireks rauda ist, besonders gehandelt in einer akademischen Schrift: de Erico Rufo Grönlandiae seculo Xmo inventore; wieder abgedruckt in des Verfassers opusc. academ. T. II, p. 119—132.

er ei selve ere Mytologer. Kiöbh. 1808). Nyerups Übersetzung schien ihm, da sie nicht die ältere Edda mit befasste, unzu- 9
länglich. Den Werth der eigenthümlichen Ansichten bei dieser Aufstellung kann man nicht beurtheilen, da der Verfasser seine Forschungen selbst noch nicht mittheilte; es soll nach seinen eigenen Worten ein in gewissem Sinne populäres Werk sein.

Bis dahin war es nicht gut möglich, sich der altnordischen Litteratur anders als in Kopenhagen selbst zu nähern, theils weil dort die Schätze versammelt waren, theils weil dort allein sich Gelegenheit fand, durch mündlichen Unterricht die isländische Sprache zu erlernen. Ohne diesen Vortheil war man grossen Schwierigkeiten ausgesetzt, da es sowohl an einer Grammatik als an einem Wörterbuche fehlte. Die schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts herausgekommenen Grammaticae islandicae rudimenta von Runolf Johnsen (bei Hickes wieder abgedruckt und im Auszuge zu Lund 1804 von Sjöborg) förderten nicht, und ein solcher Mangel war bei einer so feinen, in ihren natürlichen Entwickelungen ungestörten Sprache keinen Augenblick zu vergessen. Diesem Bedürfnisse half jetzt Rasm. Chr. Rask und sogleich gründlich ab, man kann sagen, dass er durch seine Anweisung zur isländischen oder altnordischen Sprache (Veiledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog. Kiöbenh. 1811) die Bahn gebrochen, welche die altnordische Litteratur anderen Völkern, namentlich uns Deutschen, erst zugänglich macht. Er vereinigt Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Beharrlichkeit, und dies erste Werk, womit er auftrat, zeigt nicht die Natur eines ersten Versuchs. Er hat, ohne Vorgänger benutzen zu können, aus den Quellen selbst geschöpft. Zweierlei zeichnet diese Grammatik aus: erstens die beständige Rücksicht auf die natürliche Entwickelung der Sprache. Rask hat zuerst die Originalität der altnordischen Sprache durch ihre Verschiedenheit von der deutschen in einigen Grundzügen (Gebrauch des Artikels durch Anhängen an den Schluss des Wortes, eigenthümliche Form des Passivums) recht dargethan, so wie den wichtigen Satz, dass eben diese Sprache anfänglich den drei Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden gemeinschaftlich gewesen und die jetzt dort gültigen sich späterhin

daraus gebildet und von einander getrennt haben. Sodann: die scharfe und praktische Aufstellung der Regeln, die den Gebrauch der Grammatik sehr erleichtert. Wer sich z. B. durch die Paradigmen bei Runolf Johnsen hat durcharbeiten wollen, der wird den Werth von Rasks Eintheilung der Declination fühlen. Wir können hier auf eine ausführliche Anzeige in der Hallischen Allgem. Litt.-Zeit. 1812 No. 31. 32 [33. 34, S. 241–254, 257–270, in den Kl. Schr. Jacob Grimms IV, S. 65–73 ist sie gekürzt] verweisen. — Dem anderen Bedürfnisse, ein isländisches Wörterbuch, abzuhelfen, war Rask gleichfalls thätig. Die älteren von Magnus Olafsen, Gudmund Andreä und Olaus Verelius sind höchst unvollständig, so dass sie kaum den zehnten Theil des Sprachschatzes enthalten; nicht zu gedenken, dass sie längst aus dem Buchhandel verschwunden und überhaupt selten geworden sind. Ihre im Lexikon sviogothicum berührt nur zum Theil das Isländische. Man musste sich also, ohne jene entbehren zu können, an die den einzelnen Werken angehängten Glossarien halten, unter welchen das zum ersten Bande der alten Edda und der Niála obenan stehen. Wie viel Treffliches sie enthalten und Schwieriges sie auflösen, so sind sie doch nur auf besondere Werke und eine gewisse Gattung von Wörtern eingerichtet. Dabei blieb die Unbequemlichkeit, in allen diesen verschiedenen Werken nach einem einzigen Worte herumsuchen zu müssen. Zwar besitzt das Arnamagnäanische Institut Sammlungen zu einem eddischen Lexikon im grössten Umfange von John Olafsen von Grundvik, allein diese bedürfen einer neuen mühsamen Be-
10 arbeitung. Dagegen war schon im Jahre 1786 von einem isländischen, bald nachher verstorbenen Geistlichen Biörn Haldorson ein völlig ausgearbeitetes Lexicon islandico-latinum von unbezweifeltem Werthe zugeschickt worden. Da nun zwei patriotisch gesinnte Norweger, J. Aall und C. Ancher, die Kosten des Druckes tragen wollten, so übernahm Rask, von P. E. Müller aufgefordert, die Durchsicht der Handschrift, verbesserte sie, verfertigte, von einigen Isländern unterstützt, die dänische Übersetzung, die den Sinn oft besser ausdrückt, als die lateinische, und endlich vervollständigte er sie durch eigene Zusätze. So erschien im Jahre 1814 zu Kopenhagen in zwei Bänden: Lexicon islandico-latino-danicum Biornonis Haldersonii

ex manuscriptis legati Arnamagnaeani cura R. K. Raskii editum. Praefatus est P. E. Müller. Es hält die rechte, natürliche Mitte in der Aufnahme der poetischen Ausdrücke, die nur ein besonderes Werk ganz umfassen kann, und besitzt jenen Grad von Vollständigkeit, welcher kein Wort aus einem prosaischen Werke des goldenen Zeitalters vergeblich suchen lässt.

Von Peter Erasmus Müller erschienen mehrere Abhandlungen und Untersuchungen, welche die Kenntnis des nordischen Alterthums förderten. Sie zeugen sämmtlich von dem freien, umsichtigen Blick eines durch mannigfache Kenntnisse gebildeten Geistes, der die Hauptpunkte vor allem ins Auge fasst; dabei haben sie etwas Ansprechendes und Eindringliches, so dass man an die Weise erinnert wird, in welcher unser Herder das Alterthum zu betrachten pflegte. Die erste kleine Schrift: Über die Echtheit der Asalehre und den Werth der Snorreschen Edda. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander. Kopenh. 1811 (das Original: »om Authentien af Snorres Edda« befindet sich in den Schriften der Skand. Litt.-Gesellschaft 1812) gibt einestheils Aufschlüsse und gute Anmerkungen über die äussere Entstehung und Litteratur der jüngeren Edda, so dass, wenn man Nyerups vorhin genannte Abhandlung damit verbindet, eine ziemlich vollständige Einsicht darüber erlangt wird. Die jüngere Edda ist darnach ein von mehreren überarbeitetes, manchmal vermehrtes Werk, das den Zweck hatte, Dichter über ihre Kunst zu belehren. Anderntheils macht diese Schrift den Versuch, die vielfach angefochtene Echtheit der Asalehre durch äusserliche, aus der jüngeren Edda selbst geschöpfte Gründe darzuthun. Die Kenningar nämlich enthalten fünfhundert Bruchstücke, die einer Reihe von etwa achtzig namhaften Dichtern angehören; einige dieser Skalden verlieren sich in das Heidenalter, aber von den meisten weiss man mit Gewissheit, zu welcher Zeit sie gelebt haben. Diese Bruchstücke aber enthalten Anspielungen auf die Mythologie, welche demnach nicht erst später kann erdichtet und erfunden sein. Was wir hierbei anzumerken haben, ist in den Heidelberger Jahrbüchern 1811, No. 49. 50 [= Kl. Schr. II, S. 14—32] gesagt. Der innere Beweis geht doch über alle andere, und ohne das Gefühl für das Leben und die Wahrheit der alten

Mythen würde ein äusserer immer nicht überzeugend sein und allenfalls auch zur Seite können geschoben werden. Die zweite Abhandlung ist eine gekrönte Preisschrift: Über die Wichtigkeit der isländischen Sprache (Kopenhagen 1813). Indem der Verfasser sich schon auf die von Rask gewonnenen Resultate stützen kann, betrachtet er den mannigfachen Einfluss der altnordischen oder isländischen Sprache auf die jetzige dänische. Die ganze Untersuchung ist mit Umsicht angestellt und durch viele einzelne Ausführungen belebt. Bei der Vergleichung der beiden Sprachen ergibt sich, wie sehr die neuere von der alten gewinnen kann, theils durch eine geschichtliche
11 Stärkung ihrer Elemente, theils weil von dieser das Verständnis der Eigenthümlichkeiten, selbst nicht weniger einzelner Ausdrücke und Redensarten jener eröffnet wird; ja zu einem Gebrauche der Volkssprache leitet die alte gemeinschaftliche Quelle wieder an. Besondere Theilnahme wird erregt, wenn der Verfasser den Einfluss der alten Sprache auf Erforschung der ältesten Begriffe und Anschauungen, der Mythen und Gesetze darlegt: solch eine reine, von fremden Einflüssen ungestörte Sprache vermag die Zeugnisse darüber am deutlichsten aufzubewahren. In dem bewegten, thatenvollen, fortschreitenden Leben erkennt der Norden seine Eigenthümlichkeit, darum ist der Begriff des Schnellen, Raschen auch der des Edlen, Rühmlichen und Tapferen, und aus einer Wurzel entwickeln sich z. B. framr, kühn; frami, Ruf, Ehre; framaverk, Heldenthat; framadr, gelehrt, berühmt. Reichlich gewährt die alte Sprache Aufschlüsse über die Archäologie, und manches Schätzbare ist hier angemerkt, z. B. über die Kleidertracht. Dann dehnt der Verfasser, indem er des Zeugnisses gedenkt, das die Sprache über die Herkunft des Volks enthält, den Blick aus, vergleicht die isländische*) mit den merkwürdigsten älteren und zeigt ihre Wichtigkeit nicht bloss für den verwandten germanischen Stamm, sondern auch für das Französische und das Latein des Mittelalters. In einer dritten, bald darauf folgenden Schrift: Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historio-

*) [Im Text steht »irländische«, ein offenbarer Druckfehler.]

graphie (Aus dem Dänischen von L. C. Sander. Kopenhagen 1813) leitet der Verfasser die Geschichtschreibung aus der politischen Verfassung und eigenthümlichen Lage der Isländer ab. Er unterscheidet in dem Gange ihrer Entwickelung drei Perioden, eine mythische, historische und fabelhafte. Das heisst, die ältesten Gedichte, deren Verfasser man nicht kennt, enthielten die Götterlehre und den Mythenkreis der Wolsungen und Giukungen. Dann folgen von namhaften Skalden Lieder, welche die Heldenthaten der Gegenwart besangen und der Nachwelt überlieferten; endlich die Erzählungen der Sagenmänner, die willkürlich und ohne volksmässigen Grund erweiterten Dichtungen. Der Verfasser hat aus den Quellen manches Merkwürdige zusammengetragen: über den Zustand und die Lebensweise auf der Insel von der ersten Zeit der Bevölkerung bis zu dem Verluste der Selbständigkeit, besonders insoweit die Lust an den Sagen und Skaldenliedern darauf Bezug hat. Er neigt sich im Ganzen, wie er auch selbst anmerkt, zu der bedachtsamen, kühlen Kritik; wenn er aber die Begierde, die Sagen kennen zu lernen, aus der Eigenthümlichkeit des politischen Lebens, welches nöthig machte, mit den Thaten und dem Charakter der Häupter bekannt zu sein, zuerst herleitet, so muss man doch der natürlichen Neigung eines an der Erzählung kühner Thaten mit poetischem Sinne sich erfreuenden Volkes ebenso viel, am Ende das meiste Gewicht beilegen. So auch ist die Genauigkeit im Beschreiben der Menschen und Einzelheiten gewiss mehr aus diesem poetischen Leben der Sage, als aus der Nothwendigkeit entstanden, den kommenden Freund oder Feind sogleich zu unterscheiden. Übrigens wird durch Zeugnisse bewiesen, dass die meisten geschichtlichen Sagen schon vor dem 12. Jahrhundert niedergeschrieben waren. Im Anfange vertheidigt der Verfasser, indem er sich auf die vorangegangenen Untersuchungen stützt, siegreich die Ursprünglichkeit und Echtheit der altnordischen Geschichte, Poesie und Mythologie. — Wir gedenken hier gleich des neuesten und wichtigsten Werks von P. E. Müller, nämlich seiner Sagenbibliothek (Sagabibliothek med Anmärkninger og indledende Afhandlinger. Förste Bind. Kiöbenh. 1817; und früher schon

1816 zu Berlin: aus der dänischen Handschrift übersetzt von Karl Lachmann. Das Original hat daher einige neuere Zu-
12 sätze). Ein in jeder Rücksicht zeitgemässes und lobenswürdiges Unternehmen, auf welches der Verfasser auch schon in der vorhergehenden Schrift (S. 83) hingedeutet hatte. Er fängt nämlich hier an, von allen auf unsere Zeit gekommenen nordischen Sagen, welche bis auf wenige Ausnahmen auf der öffentlichen Bibliothek in Kopenhagen in Handschriften zusammengebracht sind, eine Übersicht zu liefern. Zwar ist schon verschiedentlich davon Nachricht gegeben worden, zuletzt noch in der Vorrede zu Biörn Haldorsons Wörterbuch, aber noch niemals genügend oder vollständig; hier wird nicht bloss ein Titel, sondern der Inhalt selbst nebst einleitenden Abhandlungen im Auszuge mitgetheilt. Bis also einmal alles von Bedeutung wird gedruckt sein, wohin es unter den günstigsten Verhältnissen sobald noch nicht kommen kann, muss diese Bibliothek als ein unentbehrliches Hilfsmittel betrachtet werden, und auch hernach noch behält sie als Übersicht ihren Werth. Die Sagen sind hier nach dem Inhalt in drei Hauptklassen abgetheilt, und dieser erste Band enthält diejenigen, welche Island selbst und die mit der Insel zunächst in Verbindung stehenden Länder, die Orkenöer, Faröer und Grönland, betreffen. Sie bilden eine zusammenhängende Reihe, wobei nach festen Gesetzen das Frühere von dem Späteren sich unterscheiden lässt. Die meisten davon sind ungedruckt und wenig bekannt, zumal im Auslande. Die Sagen sind hier nach dem natürlichsten Grund, nämlich nach dem Zeitalter, in welchem sie niedergeschrieben sind, geordnet. Voran geht eine Untersuchung, welche mit Umsicht die Gründe angibt, wornach ihre Glaubwürdigkeit im Allgemeinen bestimmt werden kann, und die lehrreiche Einleitung bemerkt ihre Wichtigkeit nach verschiedenen Rücksichten. Übersieht man die hier gelieferten Sagen, so stellen sie ein Ganzes dar, dessen einzelne Theile sich gegenseitig verbürgen und bedingen, und das von demselben Geiste belebt wird; dies ist der lebendigste Beweis für ihre Wahrheit, und darum wird sie niemand bezweifeln, man müsste denn zu jenen Zweiflern von Profession gehören, die überall einen Punkt finden, wo sie ihren Stachel

einzudrücken wissen. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, jedes Mal die merkwürdigsten einzelnen Züge herauszuheben, und vielfach wird dadurch das Privatleben und die öffentliche Verfassung der Isländer aufgeklärt (weshalb zu wünschen ist, dass der Verfasser ein Sachregister dafür ausarbeiten lässt). Es sind fast lauter Familiengeschichten, aber aus dem Zusammenleben der einzelnen Familien entwickelte sich der eigenthümliche Zustand des Landes, und eben darum berühren einzelne Fäden fast immer wieder das Gemeinschaftliche oder verflechten sich damit. Ein Zusammentreffen von Umständen, wie es sich so leicht nicht noch einmal wiederholen wird, machte allein diese Geschichtschreibung möglich. Wäre nicht aus dem Mutterlande mit der Sprache auch lebendige Sitte und Recht hinübergegangen, die starke Kraft, die ohne alle äusserliche Beschränkung dort walten konnte, würde in die grösste Verwilderung gesunken sein; so leuchtet aber zwischen den Grausamkeiten, wozu eine nie einschlafende Blutrache beständig wieder anregte, oft ein Edelmuth, welcher den Vorwurf der Gemeinheit und Verworfenheit wegnimmt.

Der zweite so eben herübergekommene Band der Sagenbibliothek (Kopenhagen 1818, 675 S.) enthält zuerst *mythische Sagen*, die der nordischen Zeit, vor Islands Anbauung, zugehören, also die Sagen von den *Volsungen* und *Giukungen*. Schon allein die Quellen, die hier geliefert werden, theils vervollständigt, theils ganz neu, machen das Buch unentbehrlich. Die *Volsunga-*, *Nornagests-* und *Vilkina-Saga* sind genau und wegen ihrer Wichtigkeit weitläuftiger ausgezogen. 13
Zwar besitzen wir alle drei bereits gedruckt, allein die Handschriften, die dem Verfasser zu Gebote standen, lieferten wichtige Nachträge. Der Inhalt dieser Sagen ist zur Erleichterung der Übersicht in Abtheilungen, die sich von selbst ergaben, aufgestellt, und eine jede dieser Abtheilungen mit reichhaltigen Bemerkungen begleitet; einer besonderen Beurtheilung fällt es anheim, Zusätze und Erinnerungen dabei zu machen.[1]) Da die

[1]) Einen von mir herrührenden Irrthum, ob er gleich schon vielfach angeführt ist, will ich selbst noch einmal anmerken. Die S. 167 aus dem Tristan

Volsunga-Saga mit den entsprechenden Eddaliedern, aus welchen sie zum Theil einen Auszug enthält, zusammengestellt wird, sind auch diese berücksichtigt. Es ergibt sich, dass noch ausser dem Karalied, dem alten Lied von Gudrun und einem alten Hamdismál, welche ausdrücklich genannt werden, auch ein Gesang von Sigurds Jugend und dem Zank der Königinnen verloren ist. Die Abfassung der Volsunga-Saga wird in das 13. Jahrhundert, der Nornagests-Saga in die Mitte des 14. Jahrhunderts gesetzt. Die eddischen Lieder in der Gestalt, in welcher sie auf uns gekommen, gehören in das 8. Jahrhundert; die ältere Grundlage, auf die sie selbst ausdrücklich hindeuten, muss zwischen das 4. und 6. Jahrhundert fallen. Das Völundslied ist für das älteste zu halten, dagegen wird behauptet, das dritte Lied von Gudrun sei im 12. Jahrhundert erst abgefasst, gewagter ist die Vermuthung: von Sämund selbst. (Gunnars Slagr ist eine Nachahmung aus dem vorigen Jahrhundert.) Über die Vilkina-Saga hat der Verfasser hier zuerst lang entbehrte Untersuchungen angestellt und viel Neues und Schätzbares bemerkt. Nach seiner Ansicht ist sie im 14. Jahrhundert zu Bergen in Norwegen aus den Erzählungen deutscher dort sich aufhaltender Kaufleute von einem Isländer zusammengesetzt und mit einzelnen nordischen Zügen vermischt. Die Stellen, welche in der Sage selbst über ihre Quellen vorkommen, sind durch wichtige, hier zum ersten Mal mitgetheilte Varianten aus den Handschriften deutlicher geworden. Diese Ansicht von der Entstehung der Vilkina-Saga ist zwar bequem, die vorkommenden Anklänge und Zusammenstimmungen mit der nordischen Dichtung äusserlich zu erklären, darf aber noch nicht als eine ausgemachte Wahrheit betrachtet werden. Wie manches bleibt zu bedenken; wenn z. B. behauptet wird, der geographische Irrthum der Vilkina-Saga, wornach der Rhein und die Donau zusammenfliessen, könne nur von einem nordischen Bearbeiter herrühren, so lässt sich anführen, dass selbst in dem Nibelungenliede, dessen Ausdruck doch ohne Vergleich sorgfältiger ist, als

genommene Stelle bezieht sich nicht auf den Wieland der Fabel, wilint heisst darin nicht mehr als: weiland, olim.

in der Vilkina-Saga, ein Mangel von geographischer Kenntnis sichtbar sei, sogar über die Gegend von Worms, wo sich doch ein Theil der Geschichte zuträgt. Sodann ist der Verfasser zu sehr geneigt, dem Sammler der Vilkina-Saga willkürliche Bearbeitung zuzuschreiben, welche doch nicht in dem Geiste einer solchen geraden Auffassung der Überlieferung zu liegen scheint. So erblickt er in Sigurds Geburt und Jugend nur eine absichtliche Entstellung des Nordischen; uns scheint der Aufzeichner der Sage auch hier der deutschen Quelle gefolgt zu sein, welche mit der Sage von Siegfried und Genoveva in Verwandtschaft stand (Deutsche Sagen I, S. 280). Es ist überhaupt für den Verfasser ein schwieriger Punkt, wenn die eigenthümlich nordische Sage in Deutschland Spuren des Daseins äussert. Wichtig sind die im Druck fehlenden, hier aus einer Handschrift zuerst mitgetheilten 14
Capitel der Vilkina-Saga. Es wird darin Dieterichs Kampf mit dem Drachen erzählt. Dies ist, wenngleich kurz, doch dem wesentlichen Inhalte nach übereinstimmend, die Sage Ottnits und Wolfdieterichs im Heldenbuche, wie sie auch schon in einem Liede der Kämpe-Viser vorkommt. Ferner: von Heimers Thaten und Tod, so wie endlich auch die Sage von Dieterichs wunderbarem Ende erzählt wird. — Ausserdem öffnet der Verfasser noch zwei neue Quellen, wofür wir ihm grossen Dank schuldig sind: die Darstellung der Fabel in der Hvenischen Chronik aus der Handschrift (S. 408—413) und einen Inhalt der noch jetzt auf den Faröischen Inseln lebenden Lieder (S. 422—429). Beide zeigen eine eigenthümliche Vermischung der deutschen und nordischen Sage. Die Faröischen Lieder verdienen noch besonders bekannt gemacht zu werden. [S. Kl. Schr. II, S. 338—347.]

In drei verschiedenen Abhandlungen ist das Alter der Volsunga-Saga, der Ursprung und die historische Bedeutung des ganzen Fabelkreises, so wie dessen Ausbreitung und Fortpflanzung im Norden untersucht. Man kann dem Verfasser nicht nachsagen, dass er die merkwürdige Natur und das Wesen der Überlieferung verkenne, und es findet sich bei ihm keine Spur jener hochmüthigen Geringschätzung derselben. Da die Volsunga-Saga sichtlich auf den Eddaliedern beruht, diese wiederum auf einer älteren Grundlage und in den Gedichten

des 9. Jahrhunderts bereits Dichterbilder aus dem Fabelkreis vorkommen, so war schon aus äusseren Gründen mit Sicherheit der Schluss zu ziehen, dass die Sage im Norden bereits in der frühesten Zeit, so weit die Zeitrechnung geht, vorhanden gewesen. Allein der Verfasser bleibt dabei nicht stehen; er glaubt, dass der den Deutschen sowohl als den Nordländern gemeinschaftliche Grundstoff, aus den alten Wohnsitzen mitgebracht, älter als die Einwanderung der Asen im Norden sei. Er erkennt auch, dass an eine historische Wahrheit, selbst wenn ein äusserer Schein dafür spräche, nicht zu denken sei. Endlich gibt er eine in jedem Falle sinnreiche Hypothese (S. 365 ff.) über den Ursprung der Mythe durch einen goldströmenden Fluss und über die Verknüpfung derselben mit dem Rhein und Attila, durch welche Namen schon deutscher Boden bezeichnet wird. Er lässt nämlich die Sage nach und nach an einen dargebotenen Punkt sich anlegen und anreihen. Dieser ist aber das Hervorsuchen des Erzes aus den Fluthen eines goldreichen Flusses (des Rheins, in allgemeiner Bezeichnung eines Stroms). Die Menschen fragen bei der mühsamen Arbeit, wer das Gold in das Wasser geworfen? Die wahrscheinliche Antwort ist: Missgunst, die den Schatz entziehen wollte. Es entsteht die weitere Frage: wer es gesammelt hatte? Jetzt kommt der auf dem Golde ruhende Fafner in die Sage. Der den Muth hatte, das Gold bei dem Drachen zu holen, musste ein von den Göttern abstammender junger Held sein: damit tritt Sigurd in den Kreis usw. Diese Ansicht hat auf den ersten Blick etwas Einladendes, weil sie die Sache sehr begreiflich macht, aber es ist doch nicht zu leugnen, man erklärt damit den Inhalt der Mythe für etwas stückweise Entstandenes, an äusseren zufälligen Verhältnissen Entwickeltes; man betrachtet sie nicht als etwas aus einem lebendigen Mittelpunkt nach innerer Nothwendigkeit Erwachsenes. Sie hätte leicht unter anderen Zufällen einen völlig verschiedenen Inhalt bekommen können; wenn man z. B. nur die ebenso natürliche Idee gehabt hätte, das Gold sei vor Feinden in den Fluss versteckt worden, so wäre die Frage gewesen: wer waren diese Feinde? wen verfolgten sie? Man muss dann auch behaupten, dass, nachdem sie sich an allem dem, wovon sie gerade

berührt wurde, entwickelt, sie als etwas fertig Gewordenes, in 15 bestimmter Gestalt der Überlieferung Anheimgefallenes zu betrachten wäre, so dass alle weitere und spätere Abänderungen nur als Verschlechterung und Missverstand könnten angesehen werden. Kurz sie wird etwas Lebloses. Glaubt man dagegen, der Inhalt der Mythe sei eine ursprüngliche, von allem Zufälligen freie Idee, welche auf verschiedenartige Weise in dieser oder jener Form sich zu äussern und auszudrücken strebt, so erscheint sie in einem unerschöpflichen Leben, das hervordringt, verlischt und von neuem wieder aufleuchtet. Da eine solche Idee etwas Gemeinsames ist und nicht einem Einzelnen allein kann verliehen sein, so folgt, dass sie auch nur in dem Bewusstsein des ganzen Volks vollständig vorhanden ist. So wichtig der Unterschied zwischen früherer und späterer Auffassung ist, so wirkt er doch schädlich, wenn man eine Äusserung bloss darum, weil sie bei einer früheren Gestaltung sich nicht findet, als einen falschen Zusatz verwirft; vielleicht war sie gerade eine der ältesten. Alles, was von der Mythe in Lied, Sage, Bild hervortritt, ist Bruchstück, aber es steht immer in Zusammenhang mit dem nie vollständig ausgesprochenen Ganzen. Eben so nachtheilig ist, wenn man aus verschiedenen Recensionen eine als die echte heraussuchen will. Dies ist ein Punkt, worin wir uns bestimmt von dem Verfasser trennen, und insofern scheint es uns auch, als habe er zwar das äussere Dasein und Leben der Sage, aber ihr Inneres nicht recht anerkannt. Ähnlich, wenn er bei Bestimmung des Alters sich mehr auf äussere Zeugnisse (von welchen, so wichtig sie auch sind, die rechte Zweifelsucht sich doch nicht stören lässt), als die innere Natur der alten Lieder stützt. Darum stimmen wir auch nicht bei, wenn der Verfasser (S. 67) den zweiten Besuch Sigurds bei Brynhilde, wovon die Eddalieder nichts wissen, ferner die Sage von der Aslauga (S. 97) als die ungehörige, willkürliche Erfindung eines Bearbeiters der Volsunga-Saga ansieht, obgleich allerdings eine Wahrheit darin liegt, wenn man diese später getriebenen Zweige einen Anwachs oder Zusatz nennt. Der Schluss des Verfassers, welcher doch eigentlich nur darauf beruht, dass die älteren Recensionen nichts davon sagen

(bei der Ragnar-Lodbroks-Saga wird hernach zugegeben, dass die Verbindung mit Aslauga alt sei), denn einiger Widerspruch in äusseren Dingen zeugt eben von dem Übergewichte des inneren Zusammenhangs, dieser Schluss ist an sich so misslich, als der gegen den Kesselfang (S. 318); denn kommen auch sonst die Ordalien im Norden nicht vor, so kennt auch der auf uns gekommene altnordische Rechtsgang nicht die Mordsühne (wohl aber der altdeutsche), welche in Otters Bedecken mit Gold von der alten Mythe dargestellt wird. — Man darf bei der verschiedenen Ausbildung der Mythe nicht vergessen, dass allen dieselbe Idee unterliegt; die Anklänge also, die wir in der deutschen von der nordischen Recension und umgekehrt wahrnehmen, sind fürs Erste nicht durch äussere Umstände hinübergetragen, sondern es sind eigene Töne, noch übrig, um die ursprüngliche Einheit kund zu thun. Gerade so zeigt sich bei stammverwandten Sprachen die Fähigkeit, welche in der einen sich ausgebildet, bei der anderen nur in schwachen Spuren. Wie will man sich z. B. die beim Marcellinus comes (unter Justinian), beim Chronographus Saxo und in einem späteren Gedichte (s. die Zeugnisse im ersten Bande der Altdeutschen Wälder und im dritten die Nachträge) wieder mit der nordischen übereinstimmende Sage von Attilas Tode sonst erklären? Auch das nach dem Norden sich neigende Lied von dem hörnen Siegfried halten wir nicht für eine willkürliche Entstellung eines späteren Bearbeiters, sondern für eine im Bewusstsein halb erloschene einheimische Sage. Dass es eine lebendige Vereinigung
16 der deutschen und nordischen gegeben, zeigen eben die so merkwürdige Hvenische Chronik, die Faröischen Lieder und die Kämpe-Viser, und der Verfasser hat Unrecht, wenn er diese Vermischung durch äussere Anlässe herbeigeführt glaubt. Von beiden Fällen, die er bei der Hvenischen Chronik annimmt, dass sie entweder willkürliche Bearbeitung von deutschen Sagen sei, oder dass sie erst später durch die übersetzten Lieder im Munde des Volks sich gebildet, geben wir keinen zu. — Auch gegen die ungarischen Überlieferungen ist (S. 350) zu schnell abgesprochen, sie sind aus keiner Chronik oder sonst woher geborgt, wie eine genauere Nachricht davon in den Altdeutschen

Wäldern I, S. 252—265 wohl zeigt. Der Verfasser denkt sich eine Chronik als Quelle, welche dem italienischen Codex ähnlich gewesen, woraus Cochläus in der vita Theodorici eine Stelle anführt. Diese Annahme eines italienischen Codex ist indessen auch schon ein Irrthum, denn diese (S. 90) angeführte Stelle gehört in das Chronicon Urspergense des Conrad von Lichtenau, aus welchem sie nicht einmal vollständig in jene Handschrift des Jornandes eingetragen war (s. Altd. Wälder I, S. 289).

In der vierten Abhandlung, welche die deutsche Sage betrachtet, kommt eine Vergleichung derselben mit der nordischen vor. Dem Inhalte nach ist die letztere gewiss reiner und ursprünglicher und insofern älter als das Nibelungenlied; dagegen hätte auch der herrlichen epischen Ausführlichkeit darin, die es dem menschlichen Gefühl so nahe rückt, als eines eigenthümlichen Vorzugs sollen gedacht sein. Der Verfasser nennt das Nibelungenlied romantisch im Gegensatz zu den »mythischen« Eddaliedern; wir pflegen es gerade unseren romantischen Dichtungen entgegenzusetzen. Doch darüber würde der Streit am Ende nur ein Wort betreffen. Allein was sonst über dieses Gedicht behauptet wird, dass es, namentlich den eddischen Liedern gegenüber, Kunstpoesie sei, dass es von einem einzigen Dichter herrühre, der, nach Gesetzen und durch Reflexion geleitet, es gedichtet und willkürlich verbunden: dagegen wird der Verfasser vielfach Widerspruch erfahren. Er hat sich wenigstens für eine Ansicht entschieden erklärt. So viel muss er, da er Lachmanns Untersuchungen kennt, zugeben, dass es immer hart sei, einem so ausgezeichneten Dichter solche Mängel, Widersprüche und Ungleichheiten zuschreiben zu müssen. — Aus dem blossen Umstande, dass sich in dem alten Hildebrandsliede schon eine unhistorische Verbindung zwischen Dieterich und Attila (es steht im Text bloss: Hunnenfürst) zeige, den Schluss zu ziehen (S. 343), dass die älteste Form im Deutschen jünger sei, als die nordische in den Eddaliedern, ist gewagt. Wären die libri teutonici mit den hierhergehörigen Liedern von Ermenrich, deren Frodoardus (um das Jahr 1000) gedenkt, vorhanden, so würde erst das Verhältnis zu den nordischen richtig können eingesehen werden.

Da wir nur die Ansichten des Verfassers im Ganzen berühren konnten, so ist noch ausdrücklich anzumerken, dass viele scharfsinnige Einzelheiten vorkommen und manches ganz neu Entdeckte. So finden sich schätzbare Hinweisungen über die Ausbreitung und das Alter der Sage von dem Schmied Wölund. Die bekannte Stelle aus der Heimskringla, welche fälschlich auf eine Vorstellung der Sage zu Byzanz gedeutet wurde, ist (S. 392 ff.) in ihr rechtes Licht gestellt. Eine merkwürdige, auf die Sage sich beziehende Stelle aus einer noch ungedruckten Drapa, welche die Königin Gunhild auf den Tod Erichs Blutaxt in der Mitte des 10. Jahrhunderts dichten liess, wird mitgetheilt, und eine andere aus dem angelsächsischen Gedicht von den Skyldingen durch die richtige Interpretation von Rask erst
17 gewonnen. Auch der allerdings auffallende Umstand, dass Saxo Grammaticus nichts von der Volsunga-Saga hat (doch aber von Helge, dem Hundingstödter), ist angemerkt und besprochen.

Der übrige Theil dieses starken Bandes gibt (von S. 430 an) Nachricht von 30 anderen, zum Theil ungedruckten Sagen. Nämlich von denen, welche noch zu den mythischen gezählt werden, von den romantischen in drei Klassen und von drei in neueren Zeiten gedichteten. Es ist hier noch von sehr bedeutenden, z. B. der Ragnar-Lodbroks-, Rolf-Krakes- und Hervarar-Saga die Rede. Es ist wohl zu merken, dass fast jede durch ihren Inhalt ausgezeichnete Sage sich als eine jüngere Überarbeitung einer älteren Grundlage darstellt.

Der zukünftige dritte Theil der Sagenbibliothek, womit sich das Werk schliesst, wird diejenigen Sagen umfassen, welche von Begebenheiten handeln, die nach der Ansiedelung auf Island in Skandinavien und den umliegenden Ländern sich zugetragen. Hier werden die Quellen der Heimskringla untersucht, und als Anhang wird eine Übersicht von den Romanen geliefert, welche aus dem Französischen, Englischen, Holländischen und Dänischen übersetzt sind.

Gegen P. E. Müllers Ansicht von den goldenen Hörnern ist ein Buch von dem Pfarrer Knud Henneberg gerichtet, welches 1812 zu Kopenhagen erschien: Was ist die Edda? oder raisonnirende, kritische Untersuchung über die

beiden bei Gallehuus gefundenen goldenen Hörner. Der Verfasser nimmt an, dass auf dem einen Horne Balders Träume, sein Tod und Lokes Strafe dargestellt werde, und ist nicht abgeneigt zu glauben, dass es von Odins selbsteigener Hand in seinem hohen Alter zwischen 413 bis 417, eh er sich tödten liess, verfertigt sei. Von dem anderen vermuthet er, dass es die aus der Volsungen-Sage bekannte Gudrun geopfert und dass sie selbst nebst Saurle Hamder und Erpur, auch Swanhild und Jarmerich darauf abgebildet seien. Beide Goldhörner aber sollen sogar ein Theil von dem berühmten Schatze Fafners gewesen sein. Das ganze übrigens von Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeugende Buch ist voll wunderlicher Behauptungen und Voraussetzungen.[1]) Ein Anhang bestreitet die Hypothese von einem dreifachen Odin.

Im Jahre 1812 erschien der erste Band der Antiquarischen Annalen, von der königlichen Kommission zur Aufbewahrung der Alterthümer in Kopenhagen ausgegeben. Der zweite Band ist 1815 und das erste Heft des dritten Bandes 1817 fertig geworden. Schon im Jahr 1807 war, vorzüglich auf Nyerups Betrieb, dessen Thätigkeit und Liebe für das Vaterländische bei jeder Gelegenheit sich äussert, eine Kommission zur Erhaltung und Sammlung der Alterthümer ernannt und ein Lokal dazu bestimmt worden. Dass Münter und die damals noch lebenden Alterthumsforscher Thorlacius d. V. und Abrahamson dabei nicht fehlten, versteht sich von selbst. Wie einfach und natürlich der Gedanke in einer Zeit ist, in welcher die alten Denkmäler schneller dem Untergange entgegeneilen, so bleibt doch die Verdienstlichkeit der wirklichen Ausführung, da man weiss, wie wenig oft gerade das Erste und Nothwendigste bedacht wird. Aus dem Berichte an den König vom Jahr 1809, welcher im ersten Heft abgedruckt ist, ergibt sich schon, wie fruchtbar und nützlich die Anstalt geworden; ein zweckmässig 18
abgefasstes Circular, welches die Hauptpunkte, auf welche sich die Aufmerksamkeit vorzüglich richten müsste, angab, wurde

[1]) Es hat einige Streitschriften erregt, die Nyerup in dem mythologischen Wörterbuch S. 42 nachweist.

verbreitet, und sehr gut war, dass man besonders die Geistlichen in beiden Reichen zur Theilnahme einlud. Wäre schon zu Zeiten des Olaus Worm in der Mitte des 17. Jahrhunderts eine solche Vereinigung zu Stande gekommen, wie viele merkwürdige Alterthümer würden sich nicht zerstreut oder versteckt haben, wie viele würden erhalten und nicht unwiederbringlich verloren sein. Sobald sich eine gewisse Achtung und Scheu davor verliert, so wird bei rohen Menschen jene blinde und barbarische Zerstörungslust von nichts mehr zurückgehalten; die sich besser dünken, verbrauchen sie zu gemeinen Zwecken und zerschlagen alte Bilder oder die Überbleibsel herrlicher Architektur, um mit den Steinbrocken die Wege zu bauen. Die Annalen, welche der König auf seine Kosten erscheinen lässt, sind bestimmt, das Gesammelte gemeinnützig zu machen. Sie enthalten eingelaufene Berichte, welche die alterthümlichen Gegenstände eines Sprengels beschreiben, Aufzählung des bisher Zusammengebrachten, vorzüglich aber Untersuchungen und Abhandlungen; jedes Mal sind die nöthigen Kupfertafeln zugefügt. Man kann nicht sagen, dass die Grenzen eng abgesteckt wären, im Gegentheil, was nur auf das Alterthum Bezug hat, wird aufgenommen, selbst die spätere Zeit, z. B. Überbleibsel des katholischen Kultus, Rauchfässer, Weihkessel, Heiligenbilder, werden noch berücksichtigt, während die Sagen in der Gegend von Aix in der Provence über die Cimbern und Teutonen, die Marius 100 Jahr vor Christi Geburt besiegte, gleichfalls einen Platz finden. Zu den schätzbarsten gehören die Beschreibungen und Erläuterungen einheimischer Monumente. Thorlacius lieferte im ersten Bande die Beschreibung eines merkwürdigen Steinkreises im Christiansands-Stift aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, B. Thorlacius im zweiten Band die eines seltsamen unterirdischen Baues, bis jetzt völlig räthselhaft, so manches der Art sich auch erhalten hat. Daselbst handelt Münter das schon vielfach besprochene Kivike-Monument ab und im neuesten Heft die auf Bornholm befindlichen celtischen Rokkesteine, die im Westen so häufig, in Deutschland völlig unbekannt, dagegen im Norden (denn auch in Norwegen befindet sich einer, und der Sage nach verschiedene in Schweden) am

merkwürdigsten sind, weil, soviel bekannt, die Druiden nie mit
ihrer Lehre dorthin drangen. Joh. Paludan, Beschreibung zweier
aufgegrabener Riesenkammern auf Moen. *Palnatokkes Grabhügel* in Fyen von Wedel Simonson, nebst den noch lebenden
Sagen darüber, in welche sich offenbar jene vom wilden Jäger
eingeschlichen haben. — Auf die *Runensteine* ist vorzüglich
Rücksicht genommen. Olaus Worm hatte, als er die monumenta danica herausgab, mit grossem Fleiss gesammelt, aber in
einem Zeitraum von beinahe zweihundert Jahren haben sich
neue gefunden, und in Dänemark weiss man jetzt von mehr als
zwanzig damals unbekannten Runensteinen. Besonders in den
letzten Jahren sind drei merkwürdige entdeckt worden: der
Falstersche, Glavendrupische und Snoldelevische. Der zweite
ist früher schon von Abrahamson und Werlauff erläutert; von
dem ersten liefert Werlauff hier (Bd I) eine Abhandlung und
Abbildung. Er unterscheidet sich dadurch von allen anderen,
dass in ihm der Todesmonat angegeben, auch finden [sich] unten
Vertical-Runen, die Worm noch nicht kannte, wo nämlich
eine einzige Linie als Basis dient für mehrere von oben nach
unten zu lesende Runen eines oder auch mehrerer Wörter. Der
Snoldelevische Stein ist gleichfalls (Bd I) durch eine Zeichnung
mitgetheilt, und zwei Abhandlungen von Abrahamson und Thor- 19
lacius d. V. enthalten Muthmassungen über diese schwer zu erklärenden Runen und die dabei befindlichen Symbole, wozu im
letzten Heft (Bd III) eine neue Auslegung von Finn Magnussen
kommt. Ferner sind erläutert von Thorlacius zwei *schleswigische* Runensteine (Bd II); von Rask: der Brynderslevische
(Bd III); von Abrahamson die Runen auf Holz, die sich in
der Vinje-Kirche, im Stift Christiansand, befanden und etwa
600 Jahre alt sind (Bd I). Derselbe hat in einer besonderen
Abhandlung (Bd II) die Eigenthümlichkeiten der Runensteine
überhaupt in einer Übersicht nützlich zusammengestellt. Auch
über die auf den Runensteinen vorkommenden *Kreuzeszeichen*
(Bd I) eine Abhandlung geliefert, wornach er nicht das christliche Kreuz darin sieht, sondern vier der sogenannten Donnerkeile, zufolge der Hypothese von Thorlacius Symbole von Thors
Blitz, nach den vier Himmelsgegenden zusammengelegt. Er

glaubt, diese Erinnerung an Thor habe auch in der christlichen Zeit noch fortdauern können, weil diese Zeichen gegen die Trolde gerichtet gewesen, die sich im Aberglauben des Volks forterhalten.

Wir wenden uns wieder zu dem Jahr 1812 zurück, welchem E. Chr. Werlauff die Vatnsdála-Saga und Sage von Finboge dem Starken (Kopenhagen in 4°) mit einer dänischen Übersetzung herausgab. Die Kosten trug derselbe J. Aal, welcher nachher auch die Erscheinung des Biörn Holdorsonschen Wörterbuchs beförderte. Beide Sagen stehen durch ihren Inhalt in Verbindung und konnten daher schicklich zusammengerückt werden, doch ist das Leben von Finboge später abgefasst. Ist die Vatnsdála-Saga an innerem Werth der Niála und Eigla nicht völlig gleich zu setzen, so folgt sie doch nach jenen und gewährt immer ein treffendes Bild von den Menschen und Sitten jener Zeit. Sie gehört zu denjenigen Sagen, welche sich mit der Geschichte eines Stammes in einem gewissen Distrikt beschäftigen. Mit Ingemund des Alten Herkunft (geb. um das Jahr 858) fängt sie an, erzählt seines Vaters Geschichte in Norwegen, seine eigene und seiner Söhne Thaten in Irland und im Vatnsdal, wo er sich niedergelassen, und endigt mit dem Tod des Thorkell Kraflas, eines Enkels seiner Tochter, im Jahr 1000. Die Sage von Finboge dem Starken dagegen enthält bloss eine Biographie und befasst das Leben eines Helden von seinem ersten Dasein bis zu seinem Tod; was erzählt wird, hat Bezug auf ihn, und von seinen Nachkommen wird nur das Allernöthigste gesagt. Sie ist weniger glaubwürdig, d. h. als eine spätere Sage poetisch erweitert.

Gleichfalls in diesem Jahr 1812 erschienen zu Kopenhagen: Populäre Aufsätze, das griechische, römische und nordische Alterthum betreffend, von Birger Thorlacius (übersetzt aus dem Dänischen von L. C. Sander). Zwei gehören davon hierher. Bemerkungen über die noch jetzt in Dänemark sich befindlichen Hügel und Steinkreise. Es sind hier die bis jetzt bekannt gewordenen, äusserst verschiedenen Alterthümer dieser Art zur Übersicht zusammengestellt, wobei der Verfasser die von den Geistlichen eingesandten Berichte an

die Kommission zu benutzen Gelegenheit hatte; auf eine vollständige Untersuchung gieng die Absicht nicht. Wie schwer auch hier manchmal die Entscheidung wird, zeigt die nicht geradezu verwerfliche Muthmassung des Pfarrers Fuglesang, dass die Steinbauten, meist mit einer Öffnung gen Osten, keine Grabkammern oder Altäre sind, wie man wohl vermuthet hat, sondern Götzentempel oder das Allerheiligste der Götter, nach Art der von ihm selbst untersuchten indischen. Es bestätigt sich übrigens immer mehr, dass die beiden Begräbnisarten, die Beerdigung der Leiche und das Verbrennen derselben und Beisetzen der Asche und Knochen in Urnen, zu gleicher Zeit üblich, aber auch die Sitte der Beerdigung die älteste gewesen. Thorlacius d. V. hat eine gelehrte Anmerkung über die drei Begräbnisarten in heidnischer Zeit geliefert, die nach den Ständen verschieden waren. Haugr, für Reiche und Vornehme, enthielt innen einen viereckigen, länglichten Steinkasten, welcher in älterer Zeit aus einem grossen Steinbau bestand, den man jetzt Riesenkammer zu nennen pflegt. Kuml war niedriger, die Leiche oder Urne wurde ohne Steinbefriedigung mit Kies bedeckt und mit Rasen belegt, für Bauern und Leute geringeren Standes, doch Freigeborene gebräuchlich. Dys endlich für Sklaven, Missethäter und Kriegsgefangene, die den Göttern geopfert wurden; die Leiche wurde mit Reisern, Steinen, oder was sonst zur Hand war, bloss zugeworfen. Diese Gräber wurden nicht mit Rasen bedeckt, auch nicht mit Bautasteinen (Denksteinen) oder runischen Grabschriften bezeichnet, wie Kuml und Haugr. — Die zweite Abhandlung betrifft die Zweikämpfe im heidnischen Norden. Es gab zwei Hauptarten: Einwig und Holmgang. Der letztere war ein feierlicher, genau nach Vorschriften bestimmter Kampf, wobei man innerhalb eines mit Haselstäben bezeichneten Kreises focht, während der Einwig (willkürlicher Einzelkampf), wann und wie man wollte, auf freiem Felde vor sich gieng. Der Kargang (Fassgang), eine dritte Art, die der Verfasser anführt, wobei die Kämpfenden in ein besonderes Fass hinabstiegen und, sobald es oben zugedeckt war, mit verschiedenen Waffen sich angriffen, erscheint mehr wie eine besondere Verabredung, als wie eine allgemein

übliche Sitte; auch kommt sie sonst nirgends als in der Floamanna-Saga vor. Der Verfasser leitet die Zweikämpfe überhaupt theils aus dem Klima ab, das die Entwickelung der Leibeskräfte zur Riesenstärke mehr begünstigte, theils aus der asiatischen Abkunft des germanischen Stammes; denn in den Ländern, woher die nordischen Völker sollen gekommen sein, fänden sich deutliche Spuren davon. Auch hat man am Don, an der Wolga und in Sibirien den nordischen ganz ähnliche Kampfplätze gefunden. Vom Norden aus verbreitete sich die Sitte der Zweikämpfe unter die anderen Völker des Mittelalters; die Franzosen und Engländer haben sie von den Normannen, die Spanier von den Gothen, die Italiener von den Langbarten erhalten. Der Holmgang diente auch zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten, und das Volk konnte im Thing die Parteien dazu verurtheilen. Nach einem bestimmten Zeugnis gab Frode, spätestens im 6. Jahrhundert, schon Gesetze über den Zweikampf; im Anfang des 11. Jahrhunderts wurden die Holmgänge in Island abgeschafft.

Schon lange war die Fortsetzung eines grossen Werkes, die Geschichte der norwegischen Könige (Noregs Konunga Sögor), erwartet. Die drei ersten Theile, welche die Heimskringla des Snorre Sturleson enthielten, waren in den Jahren 1777—1783 in einer schönen und gelehrten Ausgabe (in Folio) auf Kosten des Kronprinzen erschienen. Schöning, dem Thorkelin und John Olafsen von Svefnöe (Hypnonesiensis)[1])
21 zur Beihilfe gegeben waren, hatte die beiden ersten besorgt. Der erste endigt mit Olaf Tryggveson, und ihm ist eine Karte vom alten Norwegen zugefügt; der zweite enthält bloss Olaf des Heiligen Leben, mit einer Karte der drei nordischen Reiche. Nach Schönings Tod (1780) trat Thorlacius d. V. an seine Stelle und beendigte durch angestrengten, nächtlichen Fleiss im Jahre 1783 den dritten Theil. Dieser geht bis zu Magnus

[1]) Er ist nämlich von dem in dieser Litteratur gleichfalls bekannten John Olafsen von Grundvik, von dem die Vorarbeiten zur Edda herrühren, zu unterscheiden. In der Bibliotheca germano-glottica von Julius ist aus jenem Beinamen durch Missverstand pag. 8 ein Eigennamen gemacht und sein Index vocum poeticarum Landnamae Island. einem F. O. Hypnon zugeschrieben.

Erlingson und endigt mit dem Jahr 1177. Statt des der Peringskjöldischen Ausgabe der Heimskringla zugefügten, mehrmals abgedruckten Skaldatal (Verzeichnis der Skalden) findet man als Zugabe das bisher noch ungedruckte Gedicht, Geisli (Strahl) genannt, von 68 Strophen, welches der Skalde Einar Skuleson (geb. 1090) auf Olaf den Heiligen dichtete; den Text davon lieferte der Flatöische Codex, die Übersetzung rührt von John Olafsen. Dann fügte Thorlacius noch das Leben des Einar Skuleson hinzu; endlich ist dieser Theil ausgestattet mit einer von Schöning noch ausgearbeiteten Karte, welche ganz Europa und die angrenzenden Gegenden nach den altnordischen Schriftstellern begreift. Somit war Snorres Werk, die Heimskringla selbst, beendigt, aber Thorlacius versprach in der Vorrede die Sverres-Sage und Hagens Hagensens Geschichte in einem 4. und 5. Theil als Fortsetzung zu liefern. Diese führen die norwegische Geschichte bis zum Jahr 1263 »und werden, wie Suhm in der kritischen Geschichte Dänemarks (IV, S. XXIII) sich ausdrückt, die grösste Zierde des Werks sein, da sie bisher weder isländisch noch lateinisch herausgegeben sind.« Thorlacius begann auch in Gemeinschaft mit John Olafsen die Arbeit, welche viel grösser war, als bei dem vorhergehenden Werk, wo Vorarbeiten benutzt werden konnten. Im Jahr 1795 war die Sverres-Sage bis auf die Noten fertig und gedruckt; der völligen Beendigung und Herausgabe setzten sich aber nun öffentliche und Privat-Widerwärtigkeiten vielfach entgegen. Eine Anzahl Exemplare gieng in dem Brand 1795 und bei dem Bombardement der Engländer 1807 zu Grunde, und der hochbejahrte Greis konnte nicht mehr hoffen, das Werk zu Ende zu bringen; auch der verdienstvolle John Olafsen war hinfällig geworden, ebenso Thorkelin, der sich schon früher um das Werk verdient gemacht, verhindert, die ihm wieder zugefallene Arbeit zu übernehmen. Endlich wurde sie am Ende des Jahres 1811, wo John Olafsen schon todt war, von dem Könige den beiden Professoren Birger Thorlacius und Erich Christian Werlauff übertragen, und ihrer Thätigkeit ist es zu verdanken, dass nun im Jahr 1813 der vierte Band der Noregs Konunga Sögor erschien, welcher die Geschichte Sverres und seiner drei näch-

sten Nachfolger von den Jahren 1151 bis 1217 enthält. Der
besondere Titel ist: Saga Sverris, Hakonar Sverrissonar,
Guttorms Sigurdarsonar ok Inga Bardarsonar, Noregs
Konunga. Der zukünftige fünfte Band soll Hagen den
Gamles Saga und vielleicht einige Stücke zur Geschichte
Magnus Lagabåters (Gesetzverbesserers) und Erik Pråste-
haders (Priesterhassers) enthalten; das ganze Werk wird mit
dem sechsten Band, der die Indices dazu liefert, vollendet sein. —
Die Sverres-Sage des gegenwärtigen Bandes schliesst sich
nicht nur der Zeitfolge nach an die treffliche Heimskringla, sie
ist ihr auch dem inneren Gehalt und Geist der Darstellung
22 nach an die Seite zu setzen, ja, nach Suhms Urtheil, macht
sie ihr den Rang streitig. Der Verfasser derselben ist Karl
Johnson, gewöhnlich Karl Abt genannt, welcher unter den
Augen und der Aufsicht des Königs Sverre, der den Stoff
selbst lieferte, die Sage bis zum Tode Magnus Erlingsons im
Jahr 1184 niederschrieb. Der folgende Theil bis zum Tode
Sverres ist nach mündlichen Überlieferungen, doch gleichzeitig
abgefasst. Die drei folgenden Sagen von Hakon Sverreson,
Guttorm Sigurdson und Inge Baardson, welche die
beiden Herausgeber allein bearbeitet haben, sind von geringerem
Umfang und füllen nur S. 335 bis 382. Die Verfasser davon
sind unbekannt, und obgleich ihre Arbeit in keiner Hinsicht
mit jener des Snorre und Karl Abt kann verglichen werden, so
erheben sie sich doch über die gewöhnliche Trockenheit der
Annalisten. Da die Übersetzung der norwegischen Königschronik
von Peter Clausen, welche Olaus Worm zuerst zum Druck be-
fördert hatte, eine theils vollständigere, theils abweichende,
wahrscheinlich auf vorzüglichere Handschriften gegründete Er-
zählung jener drei Sagen enthielt, so lieferten die Herausgeber,
indem alles Forschen nach besseren Handschriften fruchtlos
blieb, auch noch diesen dänischen Text des Peter Clausen und
fügten eine lateinische Übersetzung hinzu. Die an den Schluss
gestellten Anmerkungen zu dem ganzen Band, die aus den
Schriftstellern gesammelten auf diese Periode bezüglichen Stellen,
die auch hier nicht fehlenden chronologischen und genealogischen
Tabellen erhöhen gleichfalls die Brauchbarkeit und den Werth

dieser durch königliche Milde allein zu Stande gekommenen Ausgabe eines der herrlichsten Geschichtsbücher. — Als einen Anhang zu diesem vierten Band kann man betrachten: Anecdoton historiam Suerreri regis Norvegiae illustrans e codice membranaceo bibliothecae Arnamagnaeanae cum versione latina et commentario edidit E. Chr. Werlauff, Havniae 1815. 8°. Es ist eine Apologie der Majestät des Königs gegen die Anmassungen der norwegischen Geistlichkeit, entweder vom Könige Sverre selbst, der gegen den Übermuth des Clerus und die von diesem erregten Unruhen kämpfen musste, oder von einem unter ihm lebenden Geistlichen verfasst. Ganze Stellen aus den Decretalen und dem canonischen Recht werden darin angezogen. Werlauff hatte eine Untersuchung über die wahren und angemassten Rechte der Geistlichkeit in Norwegen und über ihren Streit mit Sverre, als schätzbaren Beitrag zur Geschichte der norwegischen Hierarchie, vorangestellt. — Finn Magnussen, Versuch einer Erklärung einiger Stellen im Ossian, die das skandinavische Heidenalter betreffen. (In den Schriften der Skand. Litteratur-Gesellschaft 1813, S. 143—368.) Eigentlich mehr als der Titel sagt, denn der Verfasser sucht in zwölf verschiedenen Abschnitten den Ossian aus dem Norden zu erklären oder Übereinstimmungen zwischen beiden darzuthun. Mit den Göttern fängt er an, Lodas Geist hält er für Thor, den Stein der Macht gleichfalls für den Donnergott und auch für dessen Altar. In Cruth-Loda erkennt er Odin, in Carchar den nord. Kar, Gott der Winde, in Sluth-Mor den Ägir, in Corch-tur den Auku-Thor. Er stützt sich zumeist auf die Etymologie der Namen und auf das Wenige, was von den Eigenschaften jener Ossianischen Geister gesagt wird. In vielseitiger Betrachtung dieser Dichtungen sind dann auch Denkmäler, religiöse Gebräuche und dergleichen berücksichtigt: der Schreckensstein, die Steinkreise, der brausende Strom, Zauberei, Bestreichen der heiligen Bäume, Bautasteine, und mit nordischen ähnlichen verglichen. Gleiche Sitten, wie das Absenden der Dichter als Herolde, das Auffordern zum Kampf durch das
Herumschicken eines zerbrochenen, blutigen Spiesses sind an- 23
gemerkt. Endlich ist untersucht, welche nordische Länder oder

Helden unter den Ossianischen Namen verstanden sind, da gleich anfangs die Behauptung hingestellt war, es lägen diesen Dichtungen wirkliche Thatsachen zu Grund. Lochlin ist daher Norwegen, Sora Jütland, unter Erragon ist Hadding gemeint usw. — Die ganze Schrift ist mit sichtbarer Neigung abgefasst und mit grossem Fleiss ausgeführt, auch bleibt ihr Werth in Erörterung einzelner Punkte unbezweifelt, z. B. in dem, was über Thor, als den eigentlich höchsten Gott des Nordens, aus den alten Quellen sowohl als aus dem Volksglauben zusammengestellt ist, oder über die Verehrung von Steinen; auch enthalten die mit nicht gewöhnlicher Belesenheit abgefassten Anmerkungen manchen Beitrag zum Verständnis des Alterthums. Dagegen aber ein recht entscheidendes oder fruchtbares Resultat scheint uns damit nicht gewonnen. Die angemerkten Ähnlichkeiten überschreiten im Ganzen nicht die Linie des fast allen europäischen und asiatischen Völkern Gemeinsamen, und da, wo sie der Verf. weiter zu treiben sucht, indem er z. B. in den Ossianischen die besonderen nordischen Götternamen wiederfinden will, erscheinen sie zum wenigsten äusserst zweifelhaft und ungewiss. Es ist auch nicht wahrscheinlich, dass zwischen den Galen und Skandinaviern von ganz verschiedenen Sprachstämmen je grössere stattgefunden, abgesehen, was äussere Berührung in einzelnen Punkten etwa hervorgebracht hätte. So merkwürdig jenes Gemeinsame an sich und so verdienstlich das Zusammenstellen desselben im Grossen ist, so wird es doch bloss in einem einzelnen Volk hervorgesucht den rechten Gesichtspunkt verrücken und mehr oder weniger dahinter vermuthen und daraus schliessen lassen, als recht ist, denn dem Einen wird es zu wichtig, dem Anderen völlig grundlos erscheinen. Eine Vergleichung, wie diese Schrift sie vorhat, wird erst dann fruchtbar, wenn die Übereinstimmungen auf einer näheren Verwandtschaft beruhen, wie sie z. B. zwischen dem deutschen und nordischen Alterthum unbezweifelt stattfindet. Dann nämlich entspringt eine gegenseitige Vervollständigung, indem sich auf der einen Seite manchmal in vollem Licht erhalten, was auf der anderen nur noch leis schimmert oder ganz verdunkelt ist, und wir werden der Erkenntnis des Ganzen wirklich näher

gerückt. — Als einen Anhang zu dieser Schrift betrachtet der Verf. selbst eine Abhandlung über die Picten und ihre Abstammung (Schriften der Skand. Litt.-Gesellsch. 1816 und 1817, S. 1—93). Er hält nämlich dafür, dass dieses Volk, das von den Römern schon in einer gewissen Verwandtschaft mit den Sachsen angeführt wird, eigentlich skandinavischer Abkunft sei, vielleicht mit Sachsen und Belgen vermischt. Ihren Namen glaubt er daher auch aus der nordischen Sprache erklären zu dürfen, und in Rücksicht auf den bei ihnen üblichen Gebrauch, sich den Leib mit Punkten zu bezeichnen, leitet er ihn von picka, frequenter pungere, ab. Picti sind demnach so viel als picktir, welches nach der alten (?) kurzen Aussprache so viel ist als pikkadir, frequenter puncti; und so glaubt er Claudians Worte (non falso nomine Picti) zu erhalten. Es werden auch Stellen angeführt, wornach jene Sitte, sich den Leib zu bezeichnen, dem Norden nicht fremd soll gewesen sein, indessen geht es doch so klar nicht daraus hervor, und sie müssen in ausgedehnterem Sinne verstanden werden. Ähnliche Ansichten über die Picten hatte schon Jamieson in seinem etymological Dictionary of the scotish Language Edinb. 1808 geäussert, doch schrieb Finn Magnussen unabhängig davon und lernte dieses Werk erst nachher kennen. Eine Zugabe enthält eine dankens- 24
werthe Zusammenstellung Ossianischer Eigennamen mit ähnlichen nordischen.

Wir gedenken hier am schicklichsten einiger akademischer Programme, deren Raum Birger Thorlacius benutzte, kleinere Stücke aus den Handschriften bekannt zu machen. Das erste zum Geburtstage des Königs im Jahr 1815 enthält die Geschichte von Karl dem Unglücklichen (Thättr af Karli vesala). Karl sucht in Norwegen für Magnus, den Sohn des heiligen Olaf, welcher in Russland bei Jarisleif erzogen wird, gegen den König Sveinn, der die Krone an sich gerissen hatte, eine Partei zu gewinnen. Ob er gleich ergriffen wird und schon zum Tode verurtheilt ist, so weiss er sich durch Geistesgegenwart in der Nacht vorher zu retten, muss diese aber in einer ängstlichen Lage, halb ins Wasser versenkt, zubringen, woher sein Beiname (hinn vesâli). Er heisst übrigens nicht mit Recht

der Unglückliche, da er das oft gegen ihn sich erhebende Geschick jedes Mal glücklich besiegt und nicht wenig dazu beiträgt, dass Magnus der Gute wieder zu seinem väterlichen Reiche gelangt. Karl ist das Bild eines treuen, kühnen und entschlossenen Mannes, und die ganze Erzählung anziehend und gut geschrieben. Die Begebenheit, deren Wahrheit, ungeachtet eines chronologischen Irrthums am Eingang, unverdächtig ist, fällt in die Jahre 1033 bis 1034. Merkwürdig, dass bei Snorre nichts davon vorkommt, er auch über Karl gänzlich schweigt, dagegen kommt sie im Flatöe-Buch, aber mit einem merklichen Unterschied vor, indem die Erzählung darin reicher, beredter, ausführlicher ist. Sie hat das Ansehen eines Commentars von der kürzeren, gedrängteren und einfacheren, welche die beiden genau übereinstimmenden Handschriften, woraus der Text hier genommen ist, liefern. Mit Recht hält der Herausgeber diesen für älter; schade, dass wahrscheinlich der beschränkte Raum ihn verhinderte, aus jenem mehr als einige Vergleichungen mitzutheilen, sonst hätte der Abdruck der jüngeren Recension einen natürlichen Wunsch erfüllt; es wäre ein recht deutliches Beispiel von der Art gewesen, in welcher sich die Sage fortbildete. Das Programm für das Jahr 1816 enthält: Brandkrossa Tháttur. Da es mir nicht zugekommen ist, so kann ich nichts Näheres darüber sagen, doch findet sich gerade von diesem Stück ein Auszug mit kritischen Bemerkungen über seine Glaubwürdigkeit in Müllers Sagenbibliothek S. 294—300. — Das dritte Programm für 1817 endlich theilt aus einer Papierhandschrift, welche mit dem Flatöe-Buche verglichen ist, mit: Tháttur af Leifi Ossursyni (Geschichte des Leif Ossurs Sohn), richtiger sollte es ein Abschnitt aus der Geschichte der Faröer heissen, so wie es höchst wahrscheinlich zu einer zusammenhängenden Geschichte derselben gehört, welche zwar in dem Flatöe-Buch in einzelne Theile zertrennt ist, ursprünglich aber ein Ganzes war und das Leben Thronds umfasste; Snorre hatte es bei seinem Werke vor sich und benutzte es. Von Thrond, hauptsächlich von seinem Verwandten Siegmund, welcher die Bewohner der Faröer drückte und durch mancherlei Künste in seine Gewalt brachte, wird hier erzählt; Siegmund

erscheint als ein sehr verschlagener, aber auch kecker und gewandter Mann. Leif Ossers Sohn, nach welchem die Erzählung benannt ist, kommt nur insofern vor, als er dem Siegmund und seiner Herrschaft ein Ende macht, nichts von seinem sonstigen Leben. Thorm. Torfaei commentatio historica de rebus gestis Faereyensium (Havn. 1695) lieferte schon den Inhalt dieser kleinen Sage, hier aber wird zuerst der Text bekannt gemacht; den näheren Zusammenhang mit der Siegmund Brestesens Saga findet man in der Sagenbibliothek S. 183. 184 angemerkt. — Das vierte Programm für 1818, das ich nicht bekommen habe, enthält: Tháttur om Audun Vestfyrdska, worüber die Sagenbibliothek S. 345. 346 Auskunft gibt.

Auf ähnliche Weise machte P. E. Müller zwei kleinere Stücke bekannt. In den Schriften der Skand. Litt.-Ges. 1814 S. 1—37 lieferte er von der ungedruckten Aron Hiorleifs-Saga zum Theil einen Auszug, die Capitel aber, welche Arons Aufenthalt an dem Hofe des norwegischen Königs Hagen Hagensen betreffen, vollständig, doch nur in dänischer Übersetzung. Da gleichfalls ein Pferdekampf (hesta-vig hestathing) darin beschrieben wird, so handelt ein Nachtrag von dieser merkwürdigen Sitte. Die vorzüglichsten Hengste kämpften mit einander, so lange bis einer ermattete und zurückwich, worauf der Sieg des anderen erklärt wurde. Es waren entweder alle Pferde aus zwei verschiedenen Landschaften oder die zwei Häuptlingen zugehörigen zusammengebracht, doch kämpften sie immer nur paarweise. Übrigens war es bloss eine Ehrensache, und Wetten fanden dabei nicht statt. Der Ursprung dieser Sitte ist ungewiss, sie scheint aber uralt, da sie schon in der Mitte des 10. Jahrhunderts vorkommt und durch eine gewisse kunstmässige Form geregelt war. — Die Erzählung von Hreidar dem Tölpel (Schriften der Skand. Litt.-Ges. 1816 und 1817, S. 208—233) ist gleichfalls nur in dänischer Übersetzung mitgetheilt. Eine lebendige und wohlgehaltene Darstellung einer unter dem äusseren Schein der Dummheit und Tölpelhaftigkeit zurückgehaltenen, endlich durchbrechenden starken Kraft des Leibes und der Seele, dergleichen mehr im Nordischen

vorkommen. Sie trägt ganz das Wesen geschichtlicher Glaubwürdigkeit und nähert sich doch auch noch jetzt gäng und gäben Volkssagen und Märchen von solchen Charakteren, wo z. B. geradeso einer wünscht zu wissen, was eigentlich die Furcht sei, wie hier Heidrar, was der Zorn. Genommen ist das Stück aus einer Handschrift, welche im Ganzen die Heimskringla des Snorre enthält, aber dazwischen Zusätze, wie gegenwärtigen, welcher am Ende des 13. Jahrhunderts muss niedergeschrieben sein.

Vom Jahr 1809 bis 1814 wurde an einer neuen Ausgabe der unter dem Namen Kämpe-Viser bekannten Sammlung altdänischer Volkslieder gearbeitet. Schon Sandwig hatte eine solche im Sinn und durch seine Überreste der Dichtkunst des Mittelalters (Levninger af Middelalderens Digtekunst), wovon 1780 das erste Heft erschien, der Anfang gemacht. Nach seinem Tode gab Nyerup 1784 noch ein zweites heraus, doch schien noch nicht die Zeit gekommen, welche eine Ausführung des ganzen Plans erlaubte. Mit mehr Sicherheit konnte man ihr entgegensehen, als im Jahr 1809 und 1810 zwei Ankündigungsschriften von Nyerup und Rahbeck erschienen, welche die beiden schönen Lieder von Axel und Waldburg und von dem Ritter Aage und Jungfrau Else als Probe der neuen Bearbeitung enthielten; doch verflossen fünf Jahre, bis das Werk zu Ende kam. Indessen haben die Herausgeber diese Zeit wohl benutzt; die neue Ausgabe ist ein Muster von Fleiss und Sorgfalt und überall mit sichtbarer Neigung gearbeitet, so dass sie mit Fug ein Nationalwerk genannt werden darf. Die Herausgeber, namentlich Nyerup, der doch wohl den vorzüglichsten Antheil daran gehabt hat, würden sich schon dadurch allein um die einheimische Litteratur auf immer verdient gemacht haben. Kein Volk besitzt eine solche vollständige, reine und reich ausgestattete Sammlung seiner Volkslieder, selbst nicht
26 die Engländer, obgleich neuerdings Scott und Jamieson schätzbare Beiträge geliefert haben. Uns Deutschen kann sie ein Vorbild sein, und nur die so eben herausgekommenen Lieder des Kuhländchens von Meinert [Wien 1817] sind in gleichem Sinn behandelt, umfassen aber nur einen kleinen Bezirk. Die

neue Ausgabe führt folgenden Titel: Auswahl dänischer Lieder aus dem Mittelalter (Udvalgte danske Viser fra Middelalderen) nach A. S. Wedels und P. Syvs gedruckten Ausgaben und nach handschriftlichen Sammlungen. Sie ist in fünf Theile abgetheilt; der erste und zweite von Abrahamson, Nyerup und Rahbeck herausgegeben, war zu Kopenhagen 1812 gedruckt, kam aber noch nicht ins Publikum. Die Vollendung dritten Theils in zwei Abschnitten im Jahr 1813 erlebte der erstgenannte Herausgeber nicht mehr, daher von nun an nur die beiden letzteren auf den Titel angeführt wurden. Der Schlussband, mit welchem das Ganze erst ausgegeben wurde, erschien 1814. Die innere Einrichtung ist folgende: die erste Abtheilung enthält die Heldenlieder (Kämpe-Viser); die zweite: Zauberlieder und überhaupt die märchenhaften (Viser om Trylleri, Forvandlinger, Gjengangere og andere seldsome Eventyr); die dritte: geschichtliche Lieder, chronologisch geordnet, vom 10. bis zum 16. Jahrhundert; die vierte in zwei Abschnitten: Romanzen und Balladen; die fünfte: Melodien und den Schluss in einigen Abhandlungen. Im Ganzen sind es 222 Lieder. Am Ende jeder Abtheilung finden sich noch: Anmerkungen zu den einzelnen Liedern, Erklärungen unverständlicher oder schwerer Wörter (welche nur bei dem zweiten Abschnitt der vierten Abtheilung unnöthig waren) und ein Register. Die Herausgeber haben einundzwanzig handschriftliche Sammlungen benutzt, aus den gedruckten Quellen eine Auswahl getroffen (dennoch haben sie etwa ein halbes Hundert mehr als Syv) und den Text wohl durchgängig verbessert und hergestellt. Bloss die Quelle der mündlichen Überlieferung hat hier nicht geflossen (nur No. 165 Liden Karens Död ist daher), vermuthlich weil sie ihnen nicht zugänglich war oder die Herausgeber dem älteren aufbewahrten Text den Vorzug gaben, den er oft zwar verdient, doch können auch die neueren Abweichungen wichtig sein. Man sieht, es ist hier nicht etwa ein verbesserter Abdruck von Wedels und Syvs Ausgaben, vielmehr ein neues Werk, das den Schatz der alten Volkslieder nach Kräften vollständig und mit gelehrter Sorgfalt gesammelt hat. Den inneren, poetischen Werth dieser Lieder

wird niemand leugnen, der sich nicht absichtlich dagegen sträubt: es liegt darin das Zarteste, Anmuthigste, Unschuldigste bis zu dem Stärksten, Gewaltigsten und Herbsten in mannigfachen Vermischungen. Alle Grundlaute, die bei der Berührung eines edlen, reichbegabten Lebens erklingen, sind hier zu vernehmen; jede Gesinnung ist lauter, frisch und voll dargestellt und auch die fremdeste nicht widerwärtig; und von welchem köstlichen Humor sind sie oft durchdrungen! Ein eigenthümlicher Vorzug dieser Ausgabe besteht in den zugefügten Melodien, bei deren gewiss mühsamer Aufsammlung die Herausgeber von vielen Seiten sind unterstützt worden; über ihren Werth ist nachzusehen, was in der dänischen Litteraturzeitung 1815 No. 12 gesagt ist. Um sie recht zu verstehen, muss man wissen, wie Volkslieder gesungen werden, besonders, dass bei der Freiheit, womit die Melodie über den Worten hin und her schwebt und gar oft sich an keinen Text kehrt, sie mit den uns zu Gebot stehenden musikalischen Zeichen so wenig vollständig kann aufgefasst werden, als die Mundarten mit den Buchstaben der Schriftsprache. Ohne diese Erfahrung wird nach den blossen Noten sich niemand eine rechte Vorstellung von ihnen machen,
27 noch ihren Werth völlig einsehen können. Sander, Auswahl altdänischer Heldenlieder und Balladen mit Rücksicht auf die Musik metrisch ins Deutsche übersetzt, Kopenhagen 1816, hat versucht jene Melodien uns noch näher zu bringen; dazu trägt auch wohl bei, dass sie von dem Musiker Kunzen eingerichtet und mit einer Begleitung versehen sind, allein der eigenthümliche Volksgesang leidet auch darunter. Nach dem Beschluss des Werks, worin Nyerup über das kritische Verfahren und über die benutzten Quellen genauen Bericht abstattet, folgt noch eine Nachschrift von Rahbeck, worin dieser den glücklichen Gedanken einer Geschichte der Kämpe-Viser oder des dänischen Volksliedes ausführt. Es war auch hier ihr Schicksal, dass sie sich in den Kreis der Bürger und des gemeinen Volks zurückziehen mussten, während sie früher zur Freude der edelsten Geschlechter gehörten, ja eine dänische Königin (Sophie, Mutter Christians IV) den ersten Anlass zu ihrer Sammlung gegeben hatte. Nach dem dreissigjährigen Krieg sank der Geschmack daran und war

zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ganz verloren. Wenn Rahbeck dies besonders dem verderblichen Einfluss der eindringenden deutschen Litteratur zuschreibt, so würden wir Deutsche allein genöthigt sein, den Grund der ganz gleichen Erscheinung tiefer als in einer solchen äusserlichen Berührung zu suchen. Natürlicher scheint es, ihn in der ganz veränderten Richtung zu finden, welche überhaupt die Geistesbildung jener Zeit annahm, deren erste Folge die völlige Trennung einer gelehrten, fremden Vorbildern nacheifernden und einer einfachen, zumeist in der Gesinnung früher Jahrhunderte lebenden Poesie war. Als gegen das Ende des elften Jahrhunderts im Norden Öfen in den Häusern eingeführt wurden, konnten sich erst die Stände von einander trennen, da vorher das gemeinschaftliche Feuer im Saal alle Glieder des Hauses versammelte; doch war es nicht die Erfindung der Öfen, welche jene Scheidung hervorbrachte, sondern der schon innerlich getrennte Geist, welcher nur ein äusserliches Mittel, das sich allzeit leicht darbietet, ergriff. Nicht anders muss man sich auch die Trennung in Volks- und Kunstpoesie denken.

Manche Fragen, wozu diese Lieder Anlass geben, sind in einer ausführlichen, wohlgeschriebenen Recension dieser neuen Ausgabe von P. E. Müller (Dansk Literatur Tidende for 1814, No. 38—40, S. 591—640) in Anregung gebracht. Eine der ersten betrifft den Ursprung derselben. Er ist im Ganzen genommen ungewiss. Die Herausgeber setzen sie in das 13., 14. und 15. Jahrhundert, dagegen glaubt Müller, dass die ältesten kaum vor dem 14. Jahrhundert könnten gedichtet sein, vorzüglich darum, weil die Sprache die Farbe dieser Zeit trage. Überhaupt aber sieht er sie als das Erzeugnis einer Vermischung der älteren deutschen und altdänischen Dichtungsart an; ja, bei den Zauberliedern ist er nicht abgeneigt, eine Abstammung aus dem Süden zu vermuthen. Das Letztere halten wir für unzulässig, bei jener Behauptung kommt es aber hauptsächlich darauf an, wie man sich diese Vermischung denkt: ob äusserlich bewirkt durch verarbeitende Dichter, oder unwillkürlich entstanden durch eine lebendige Vereinigung der Völker und ihrer Überlieferungen, zumal der stammverwandten. Für

das Letztere erklären wir uns aber bestimmt und haben dann nichts gegen jene Charakteristik, welche die Geistesverwandtschaft beider Völker, die ja schon das Hildebrandslied im Verhältnis zu den epischen Liedern der Edda darlegt, bezeichnet. Es würde sonst auch räthselhaft sein, warum sich bei den Dänen, Schweden und Deutschen (bis zu jenen in dem Kuhländchen abgeschlossenen) dasselbe Lied sowohl nach Inhalt als
28 Form ähnlich wiederfindet. Die oft wörtlich übereinstimmenden, noch im Munde des Volkes lebenden schwedischen Lieder wird niemand für Übersetzungen ausgeben wollen; sie rühren also aus einer älteren Zeit, wo die Poesie beider Völker noch nicht getrennt war. Am wichtigsten wird die Frage nach dem Ursprung bei den Heldenliedern, welche in den Fabelkreis des Nibelungenliedes fallen. Sie zeigen einestheils eine deutliche Übereinstimmung damit, anderntheils aber auch eine Kenntnis der altnordischen eigenthümlichen Mythe. Sind darin nun Originale oder blosse Übersetzungen aus dem Deutschen zu erkennen? Die Herausgeber erklären sich, wie wir, für das Erstere, dagegen P. E. Müller für das Letztere, indem er als Ergebnis seiner Betrachtungen aufstellt, dass der Inhalt der Lieder grösstentheils unmittelbar aus einem deutschen Gedicht entnommen sei. Dagegen streitet aber die Natur der Volkslieder, die ihren Stoff nicht aus fremden Quellen, wenigstens nicht unmittelbar schöpfen; der Gegensatz, den ein sichtbar übersetztes Lied, jenes nämlich vom alten Hildebrand, in der Form zu jenen macht; der Umstand, dass ein Lied von Sivards mordlichem Tode wirklich mit der nordischen Sage gleiche Grundzüge hat, neben der Übereinstimmung mit dem Deutschen das Übergehen der wichtigsten in die Augen springenden Motive (so unvollständig hat niemand einen Stoff aufgefasst); endlich die Verknüpfung der Lieder mit dem einheimischen Boden, denn unmöglich kann die Sage, wornach Chrimhilde auf der Insel Hven ihre Rache ausübte und die Ruinen ihrer Burgen noch zu sehen sind, erst durch fremde, eingeführte Lieder erzeugt worden sein. Eine wieder abweichende Volkssage von Grimild und Hvenild, wornach es zwei Riesenschwestern sind, führt Sjöborg in der Nomenklatur S. 84 Anm. an. Der sächsi-

sche Sänger, der durch den Inhalt der Lieder den König warnen wollte, sang gewiss deutsch, dies ist wohl nie anders gedacht worden (vgl. Altd. Wälder I, 281), aber die Erzählung war doch »allbekannt«, und man darf, zumal wenn Saxo Grammaticus sich so ausdrückt, wohl annehmen, auch in Dänemark. Stellt man sich also vor, dass diese Lieder den Deutschen und Dänen in ähnlicher Ausbildung gemeinschaftlich gewesen, sich aber bei diesen nur erhalten haben, so lösen sich alle Schwierigkeiten am natürlichsten auf. Dann bleibt zwar gewiss, dass sie vorzugsweise der deutschen Gestaltung der Sage anhangen, doch kann gar wohl auch aus der altnordischen ein einzelnes Stück, selbst ein einzelner Zug eingeflossen sein. Folgendes wäre von letzterem Fall ein noch nie bemerktes Beispiel: in dem zweiten Lied von Chriemhild, als Hagen und Folkward zu der Burg gekommen, heisst es: »sie schlugen an die Pforte, das schallt in das Schloss hinauf«. Weder das Nibelungenlied, noch die Wilkinasaga, mit welchen das altdänische Lied doch sonst in so vielem übereinstimmt, kennt diesen Zug, dagegen kennt ihn ein Eddalied, die grönländischen Atlamál No. 35: »laut dröhnten die Thore, als Haugni daran schlug«. Es scheint hier nichts natürlicher, als irgend einen Zusammenhang anzunehmen. Noch einen anderen Zug führt P. E. Müller (in der Sagenbibliothek II, 169) selbst an, nämlich in dem Kämpe-Viser wird Wittichs Mutter Bodil genannt, die doch bloss in der Edda vorkommt, nicht in den deutschen Gedichten und nicht in der Wilkinasaga. (Umgekehrt zeigte sich die deutsche Gestaltung schon längst im Norden, z. B. im dritten Eddalied von Gudrun.) Auch die Anspielung auf den Hungertod der Grimhild in Atlamál No. 53 gehört hierher, zwar wird dort dem Atli vorgeworfen, was in den Heldenliedern Ranke vollbringt, aber um so wichtiger bleibt die Übereinstimmung in der Sache selbst, da in der 29
Wilkinasaga gerade auf Aldrian und Hagen die Geschichte übergetragen ist.

Dieses Beispiel erinnert an die Frage, wie sich diese altdänischen Lieder zu den altnordischen überhaupt verhalten? Dass sie auch einen und denselben Gegenstand behandelt haben, sehen wir in dem Lied von Sivards mordlichem Tode, sondern

auch ein anderes beruht offenbar auf einer Mythe, die in einem eddischen Gesange, Thryms Quida, dargestellt ist. P. E. Müller tadelt es sehr mit Recht, dass dieses Lied (bei Syv I, 22) in die neue Ausgabe nicht aufgenommen ist, denn als eine absichtliche Parodie des Eddaliedes kann es keineswegs betrachtet werden, weil es schon 1591 von Wedel in seiner Ausgabe bekannt gemacht wurde, ehe die ältere Edda handschriftlich nach Kopenhagen kam. Es muss sich also bloss durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt haben. Aber wie verhält sich der Geist dieser dänischen zu den altnordischen Gedichten? Wie ist, wenn man einen Zusammenhang voraussetzt, der Übergang zu erklären, da sich auf den ersten Blick eine grosse Verschiedenheit und zwar beides in der Form und in der Weise der Auffassung offenbart? P. E. Müller erklärt sich hier sehr bestimmt gegen eine in der Vorrede zur deutschen Übersetzung der Kämpe-Viser geäusserte Ansicht, wornach die altdänischen Heldenlieder schon zur Zeit der Edda- und Skaldengesänge (versteht sich in älterer Gestalt) vorhanden waren, so dass in beiden sich die volksmässige und künstliche Poesie entgegensetzte. Er sagt, dieser Gegensatz sei völlig ungeschichtlich und aus der deutschen Poesie fälschlich übertragen, im Norden habe er sich nie gefunden, wo ein jeder nach Massgabe seiner Talente ein Skalde gewesen, d. h. gedichtet habe, sogar aus dem Stegereif. Unrichtig ist gewiss in jener Behauptung, dass Edda- und Skaldenlieder zusammen genannt sind, als gehörten sie zu einer Klasse; der bezeichnete Gegensatz aber, der nicht ausbleiben kann, sobald Künstlichkeit, Abmessung der Gedanken und Formen sich hervordrängt, findet sich gerade zwischen diesen einfachen in Fornyrdalag abgefassten epischen Gesängen, deren Dichter ja, so gut wie bei den wahrhaft epischen Liedern aller Völker, unbekannt sind, und jenen von namhaften Skalden kunstreich, schwer und gesucht, deshalb nicht ohne Poesie gedichteten. Seitdem wir die Eddalieder von den Volsungen und Giukungen kennen, waren wir erst im Stande dies völlig einzusehen, und der Gegensatz wird wohl noch deutlicher werden, wenn die Lieder des berühmten Thiodolf über dieselben Mythen mit jenen verglichen werden können. Schon oben bei

der Ausgabe zweier Fragmente von ihm ist darauf aufmerksam gemacht. Dass aber jene einfachen Lieder schon zur Zeit der Skalden veraltet gewesen, kann aus vielen Gründen nicht behauptet werden. Übrigens wird man zugeben, dass Skalden, deren eigentliche Beschäftigung die Dichtkunst war, sich durch ihren Stand vor den übrigen auszeichneten, die gelegentlich oder aus dem Stegreif ein Gedicht verfertigten. Welches geistige Element eines Volkes hätte nicht, sobald es zu einiger Ausbildung gelangt wäre, seine Vorsteher oder Repräsentanten gehabt? einerlei, ob sie förmlich dafür anerkannt sind oder nicht. Die Erblichkeit der Kunst in gewissen Familien, von der man späterhin Spuren findet, bestätigt es noch mehr. Auf diese Weise nähern wir uns auch wieder sehr dem Gegner, welcher in den einfachen Dichtungen der altnordischen Zeit, besonders durch Vermittelung der Dichtart, welche Runhenda heisst, die Spuren von den Eigenthümlichkeiten der Kämpe-Viser wiederfindet, so dass die Verschiedenheit zwischen beiden so gross nicht mehr erscheint.

Im Jahre 1816 lieferte Nyerup auf der Grundlage früher- 30
hin in Zeitschriften mitgetheilter Abhandlungen ein Werk über die *dänischen Volksbücher* (Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Kjöbenh. Wir verweisen auf eine Anzeige davon in den Heidelberger Jahrbüchern 1817, No. 42, S. 665—670 [Kl. Schr. II, Anhang S. 520—525]). Es gehört insofern hierher, als es Nachrichten von einigen aus dem Isländischen übergegangenen Dichtungen enthält. Völlig aber in unseren Kreis fällt ein anderes Buch: *Nyerups Wörterbuch der skandinavischen Mythologie.* Mit einer Einleitung, eine Übersicht der Geschichte des Studiums der nordischen Fabellehre enthaltend. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von L. C. Sander. Kopenhagen 1816. Die alphabetische Ordnung gewährt auch hier die gewöhnlichen Vortheile; übrigens ist nicht bloss der Inhalt der jüngeren Edda umgeschrieben, sondern es sind auch andere Quellen benutzt und die Resultate von den Arbeiten Suhms (in seinem gelehrten Buche: om Odin), Thorlacius und anderer angegeben oder es ist darauf hingewiesen, so dass man das Bekannte beisammen

hat. Auf eigene mythologische Untersuchungen hat sich der Verfasser nicht eingelassen, dagegen rührt die Einleitung (S. 1—61) ganz von ihm: eine Geschichte des Studiums der nordischen Mythologie bis auf das Jahr 1814, in welcher man die hierhergehörige Litteratur mit der dem Verfasser eigenthümlichen Sorgfalt und Genauigkeit angegeben findet. In dem 16. Jahrhundert, wo Olaus Magnus seine historia gentium septentrionalium schrieb, worin auch ein Paar Capitel über die grossen und kleinen Götter vorkommen, musste man sich mit den dürftigen, abgerissenen Nachrichten begnügen, welche Paulus Diaconus, Adam von Bremen und Saxo Grammatikus mittheilen. Etwas mehr Licht gieng auf, als am Schluss dieses Jahrhunderts eine dänische Übersetzung der Heimskringla erschien, doch erst die Entdeckung beider Edden durch Arngrim Johnsen und Brynjolf Svendsen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1628—38) begründete ein Studium der Mythologie. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erschien die Resenische Ausgabe der jüngeren Edda (1665) und Bartholins Werk (1698): Antiquitates danicae; es zeichnete sich, wenn auch nicht durch Geschmack, doch durch Gelehrsamkeit schon sehr aus, und man erhielt darin reichliche Auszüge aus den eddischen Gesängen. Die Schweden wetteiferten um diese Zeit, wo die Arbeiten von Verelius, Scheffer und Rudbeck herauskamen, mit den Dänen und schienen den Vorrang ihnen abgewinnen zu wollen; doch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Übergewicht schon entschieden auf der Seite der Dänen und scheint nach dem, was in neuester Zeit geschehen ist, auch bei ihnen zu bleiben. — Einleitung zu Vorlesungen über die ältere Edda von Finn Magnussen. (Kopenhagen 1816. 42 S. in 8° und daselbst 1817 24 S.) Die zweite von diesen kleinen Einladungsschriften, die uns nur zu Gesicht gekommen, stellt die verschiedenen bisher geäusserten Meinungen über die alte Edda zusammen.[1])

Die Religion des Nordens vor den Zeiten Odins von Fr. Münter (in dem Archiv für alte und neue Kirchen-

[1]) Ein Bruchstück dieser Vorlesungen ist unter dem Titel Dichtertrank in der Zeitschrift Athene für 1816 Bd 6 abgedruckt.

geschichte von Stäudlin und Tzschirner III, S. 251—303). Der
Anfang einer bereits im Jahr 1816 ausgearbeiteten Geschichte der
Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen. Es
wird hier nicht die Religion der Urbewohner, welche der ein- 31
gewanderte uns verwandte Stamm vorfand und zurückdrängte,
abgehandelt, denn davon mangeln alle Nachrichten, und es lässt
sich höchstens vermuthen, dass sie in dem gröbsten Fetischdienst
bestand und Priester nach Art der sibirischen Schamanen
Zauberkünste trieben. Vielmehr sucht der Verfasser die Religion
des germanischen Stammes, aber wie sie vor der Umgestaltung
durch den letzten Odin beschaffen war, zu erforschen. Da er
der Meinung ist, dass die Deutschen im Ganzen dieselben Gott-
heiten verehrt hätten, so muss der Gegenstand der Untersuchung
für uns noch eine besondere Wichtigkeit haben. Um zu seinem
Zweck zu gelangen, bleibt ihm, da aus jener Zeit keine Quellen
übrig sind, kein anderer Weg, als eben die Denkmäler, die von
jener letzten Umbildung übrig sind, zu erforschen, um was in
diesen durchblickt abzusondern, in seiner ursprünglichen Be-
deutung zu erklären und mit den Spuren zusammenzuhalten,
die sich in dem asiatischen Mutterlande von einer gleichen Lehre
erhalten haben. Man muss sich also mit einzelnen Winken,
zerstreuten Bruchstücken und Analogien begnügen. Wenn man
nicht den letzten Odin, wie der Verfasser thut, für einen Be-
trüger ansieht, sondern glaubt, dass die Fortbildung, selbst bei
neuen Einflüssen, allmählich erfolgt sei und das Spätere nicht
plötzlich dem Früheren gewaltsam aufgesetzt, so bleibt das
Unternehmen sehr schwierig. Einfachere und frühere Elemente
lassen sich gewiss in der nordischen Mythologie so gut als in
anderen entdecken, und das Schätzbarste darüber hat Skule
Thorlacius in der Einleitung zum ersten Bande der Edda ge-
sagt; damit ist aber noch nicht ausgemacht, dass sie dem später
Herausgebildeten als eine andere Lehre entgegenstanden. Man
wird nur in einzelnen Punkten über einen Gegensatz wo nicht
Gewissheit, doch einige Wahrscheinlichkeit erlangen, und hierin
hat gleichfalls Skule Thorlacius in seiner in dieser Abhandlung
auch benutzten Untersuchung über Thor und seinen Hammer
das Beste gethan. Zuerst ist von der Verehrung einer drei-

fachen Gottheit, der Trimurti der Indier, die Rede. Thor wird als der höchste betrachtet, ein Donnergott mit dem Blitz (Hammer), ein Aukuthor (fahrender), dessen Böcke wahrscheinlich Steinböcke gewesen (von dem Kaukasus her dem Volke noch bekannt); ja er selbst könne unter dem Bild eines Stiers vorgestellt worden sein. Er, dessen Dienst sehr verbreitet war, auch der celtische Taranis. Der zweite Gott wird Odin angegeben, das Sonnenauge, in dieser Beziehung Hlöder (von Hlod, Feuer) genannt. Freyr, der dritte, von dem Regen und Sonnenschein, die Fruchtbarkeit der Erde abhieng, ein hermaphroditischer Mondgott. — Dann wird natürlich die Sage von Har, Jafnhar und Thridie und die andere von Odin, Vile und Ve aus der Edda mit dieser Trimurti in Verbindung gesetzt. — Hierauf von der Verehrung der Elemente. Die (deutsche) Hertha ist als Erde, Aegir als Meer (doch über ihm noch Jormungandur, jene die Welt umfassende ungeheure Schlange), Udgarde-Loke als Feuer zu verstehen. — Vermuthungen über die geringeren Gottheiten (also doch mehr als blosser Naturdienst in jenen Zeiten): Tyr ist Kriegsgott, Bragi ein Orpheus, milde Friedenskünste, und Idunn sein Weib, die Äpfel der Unsterblichkeit gewährend. Auch die drei Schicksalsgöttinnen, die Nornen, Hilda die Kriegsgöttin (also neben Tyr), die schwarzen und weissen Alfen, die bösen und guten Disen, die Landvätter, die Trolde sind dieser vorodinischen Religion schon zugeschrieben. Als die vorzüglichsten Lehren derselben werden betrachtet: die Vorstellung von der Seelenwanderung, von welcher sich in den epischen Liedern der Edda Spuren finden; jene von dem Zustand nach dem Tode in
32 Gläsisvold und Udainsakur, an deren Stelle in der odinischen Religion die kriegerische Valhaull trat; von den Weltperioden, vor der jetzigen Welt nämlich gab es zwei zugleich bestehende, das südliche, glückliche Muspelheim und das nördliche, kalte Niflheim; endlich von dem Untergang der Welt durch Feuer und einer Erneuerung derselben. Noch wird einiges über Gottesdienst, Opfer, Weissagerinnen und Zauberei zusammengestellt, wobei die deutsche Velleda passend mit der Vola, deren Weissagungen (Völuspá) noch übrig sind, zusammengestellt.

Mit dem Schluss, worin zum voraus der letzte Odin ein Schamane und seine Reformation lamaischer Priesterbetrug genannt ist, wird nicht jeder einstimmen.

Zu den wichtigsten Forschungen in ihrem Fache gehört die neueste Arbeit von Rask: Untersuchung über den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache, eine von der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift (Kjöbenh. 1818). Diese Schrift, in welcher der Gewinn zwölfjähriger Studien aufgestellt ist, wurde während des Aufenthalts des Verfassers auf Island ausgearbeitet, im Jahr 1814 nach Kopenhagen gesendet und im Sommer 1817 durch königliche Unterstützung zum Druck befördert, als der Verfasser schon seine Reise zur näheren Ergründung der europäischen und kaukasischen Sprachen angetreten hatte. Zur Lösung dieser Aufgabe hat er hier den natürlichsten Weg: eine Vergleichung der umgebenden alten Sprachen (denn auf die bekanntlich später entsprungenen war keine Rücksicht zu nehmen) eingeschlagen. Er hat den Hauptsatz gewonnen, dass die altnordische Sprache sowohl als die deutsche, welche beide er mit dem gemeinschaftlichen Namen der gothischen bezeichnet[1]), ihre Quelle in der altthracischen habe, oder dass sie, was ihre Hauptbestandtheile angehe, aus dem grossen thracischen Stamme entsprossen sei, deren älteste Überreste allein noch im Griechischen und Lateinischen sich erhalten. Hierbei kommt auch die Ähnlichkeit der Runen mit der ältesten phönicisch-griechischen Buchstabenreihe in Betracht. In jenem Sinne nennt er die thracische die Wurzel, und der Hauptbestandtheil des Buches ist eine Vergleichung

[1]) Wir gebrauchen dafür germanisch, gewiss nicht aus falscher Ruhmsucht, denn an sich ist eins so richtig oder unrichtig, wie das Andere, sondern weil dafür, wenigstens bei uns, einiger Sprachgebrauch entscheidet. Da kein allgemeiner Name vorkommt, so wird man sich auch hier in die Eigenthümlichkeit finden müssen, wornach grosse Völker so oft nach einem einzelnen manchmal kleinen Theil benannt werden; die Deutschen verstehen unter langue allemande doch niemals die allemannische Sprache in Hebels Gedichten, sondern ihre allgemeine. So sehr sich Dänen und Norwegen dagegen sträuben, unter den Germanen begriffen zu werden, so bestimmt regt sich bei uns das Gefühl des Unpassenden, wenn die Schwaben, Franken, Niedersachsen und Engländer auch Gothen genannt werden.

des Nordischen mit dem Griechisch-Lateinischen. Eine Untersuchung über das Verhältnis der germanischen zu den asiatischen Sprachen, namentlich der indischen, hat der Verfasser am Ende ausdrücklich abgewiesen. Sollte sich zwischen beiden eine noch grössere Übereinstimmung darthun, so würde die hier angefangene Untersuchung fortrücken und wir dem eigentlichen Ursprung noch näher kommen. — Seine Aufgabe hat der Verfasser mit Fleiss, Gelehrsamkeit und nicht gewöhnlichem Scharf-
33 sinne gelöst, und der an sich zwar keineswegs neue Satz ist auf eine neue und, so weit es bis jetzt möglich war, vollständige Weise durchgeführt. Es versteht sich, dass der Verfasser den inneren Bau der Sprache als die Hauptsache betrachtet. Gleich am Anfang zeigt er, durch das Mittel des Mösogothischen, wie das noch jetzt lebendige Isländische die Aussprache des Griechischen bestimme; die Erasmische wird als die richtige anerkannt, jedoch mit einigen Einschränkungen, wornach man nämlich ohne Rücksicht auf Accente die Buchstaben und Doppellauter überall gleich aussprechen muss, insbesondere aber ει wie ι (Νειλος also wie im Lateinischen Nilus); wobei nur zu bedenken bleibt, dass umgekehrt in anderen germanischen Sprachen, wie in englischen und deutschen Mundarten, das i, ie wie ei ausgesprochen wird, z. B. im Paderbörnischen Weise, Freide für Wiese, Friede. Ferner das ζ lautete wie sd. Zu Ulphilas Zeit gieng die Aussprache schon in die jetzige neugriechische über. Auch die Gesetze des Wohlklangs zwischen dem Isländischen und Griechischen zeigen Ähnlichkeit; z. B. von vatn der Genitiv vatz wirft das n weg und wird wie vaz ausgesprochen, so das griechische πᾶς für παντς. Die lateinische und griechische Declination und Conjugation wird zuerst nach einem einfacheren System dargestellt, dann geht der Verfasser zu einer Vergleichung der Formen und Endigungen im Einzelnen über, indem er betrachtet, wie sich die isländischen zu den thracischen verhalten, wobei das nahverwandte Mösogothische und Litthauische die wichtigsten Hilfsmittel darbieten. Das ganze Detail der Untersuchung ist anziehend und voll scharfsinniger Bemerkungen; so ist, um nicht bloss im Allgemeinen zu loben, S. 208. 209 gewiss überraschend dargethan, wenn es vielleicht auch Wider-

sprüche erfährt, dass der isländische Dat. Pl. auf um mit dem griechischen auf σι υσι εσι und dem lateinischen ibus durch das Mittel des Litthauischen, welches das b mit einem m vertauscht, zusammenkommt. Es fragt sich bei solchen Behauptungen nur, und zumeist bei jemand, der so vorsichtig Schritt vor Schritt geht, wie der Verfasser, ob es nicht wohl gethan wäre, manches als eine wirkliche, der verschieden wirkenden Lebenskraft der Sprache zuzuschreibende Abweichung hingestellt sein zu lassen, statt es als eine blosse, nach irgend einer Analogie entstandene Umänderung zu erklären, wenn auch der in die Augen fallenden Übereinstimmungen weniger werden sollten. Denn wohin sollte man nicht gelangen, wenn man die so oft hervorbrechende Identität der Vocale und die S. 213 bemerkte Regel anwenden kann, wornach das Isländische einen Selbstlaut am Ende eines Wortes fortzuwerfen, dagegen, ist ein Mitlauter dabei, den Selbstlaut zu behalten und jenen wegzuwerfen pflegt, wovon doch s gleich eine Ausnahme zu Gunsten des wieder umgekehrten Falles macht, wo nämlich der Consonant, in r verwandelt, bleibt und der Vocal wegfällt. Ein Beispiel wird die Sache deutlich machen. In der isländischen Sprache findet sich in allen dreien Geschlechtern eine einfachere Declination (Rask Gr. 1. 3. und 6), welche im Singularis der bestimmten Declination der Adjectiva entspricht. Das Neutrum hat alle 4 Casus gleichlautend; das Masculinum hat im Nominativ i, in den übrigen Fällen a, das Femininum im Nominativ a, in den drei übrigen u. Ihr steht eine andere Art der Declination entgegen, die mannichfachere und unbestimmtere Formen hat. Dieser Gegensatz drückt die beiden Gesetze aus, welche bei der Sprachbildung wirken, das eine dringt auf Stätigkeit und Einfachheit der Formen, man könnte es das feststehende, erhärtende, äusserliche, abschleifende, das andere aber, das Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit erzeugt, das organische, hervortreibende nennen. Jenes führt der Reichthum der Wörter und Gedanken, 34
die Ausbildung des Geistes, herbei, der die Sprache nur als ein ihm unterwürfiges Werkzeug handhabt; dagegen bei dem organischen Princip wirkt die Sprache selbst als etwas Lebenskräftiges nach herrlichen, über dem menschlichen Geist stehenden Natur-

gesetzen; er ist ihr unterworfen und dient ihr als Werkzeug, wodurch sie sich äussert. (Wer bloss nach einem von beiden Punkten etwa die germanische Sprache geschichtlich betrachtet, findet sie entweder mächtig und gewaltig herangewachsen, um das Höchste und Tiefste auszusprechen, oder sieht in ihr eine erbärmliche Entstellung und hilflose Versunkenheit von der ersten reinen Höhe. Vielleicht hat die deutsche Sprache noch die glücklichste Mischung beider Richtungen, denn wo die vereinfachende, durch die Schrift feststellende vorherrscht, da verliert sich das Lebendige, und der völlige Sieg würde das Ersterben der Sprache sein; dagegen wo das Organische, das keine Schrift stätigt und festhält, vorherrscht, da löst sich die Sprache in endlose Mundarten auf, die am Ende das Gemeinsame kaum noch erkennen lassen. So sollen z. B. in Südamerika, wie in China, die mannichfaltigsten Mundarten ganz nah neben einander bestehen; auch die Neger haben so verschiedenartige Sprachen, dass bis jetzt ihr Gebiet noch nicht zu übersehen ist.) Im Altnordischen scheint die einfache Form sehr eigenthümlich gebildet; die Beugung im Singularis wird nur durch den hellsten und tiefsten Vocal a und u bewirkt; i, welches in den anderen Declinationen im Dativ sich zeigt und nach dem Verfasser im Griechischen eigentlich überall dessen Endigung ausmacht, kommt hier nicht vor, und die jedesmalige völlige Gleichheit der Casus ist ganz gewiss kein Zufall. Durch die Erklärung des Verfassers wird sie indessen aufgehoben. Um beim Masculinum stehen zu bleiben, so erkennt er im Genitiv a das griechische ου, eigentlich εο, οο; im Dativ a das ῳ, eigentlich οι, das i sei weggeworfen und o wie im Genitiv in a verwandelt; im Accusativ a das griechische ον, wo ν wieder weggefallen ist. Im Plural begegnen wir noch zwei Endigungen auf a, dem Genitiv a, welcher aus ων, αων, und dem Accusativ a, welcher aus ας hergeleitet wird. Man muss die Ausführung in der Schrift selbst lesen, wo das Grelle, das nach dem ersten Anblick in den Behauptungen liegt, sich mildert und in jedem einzelnen Fall die Wahrscheinlichkeit der Umänderung einleuchtend gemacht wird, doch darf man darüber das Ganze nicht vergessen. Der Verfasser kann anführen, dass er die einfache isländische Declination wiederum

aus der einfachen thracischen erkläre, und diese ursprünglicher nennen, weil sie mannichfaltiger ist als jene; aber es ist zu bedenken, wenn auch gemeiniglich die in den Formen mannichfaltigere Sprache die ältere ist, das heisst, das vereinfachende Princip erst späterhin die Oberhand zu erhalten pflegt (wie z. B. im Englischen, Plattdeutschen und Dänischen), gleichwohl jene ursprünglicheren, mannichfaltigeren Formen auf einfachere, wenn auch nur ideale zurückweisen, wie dies die erste und zweite griechische Declination thut; dies erkennt Rask insofern auch an, als er das a im Singular aus der zweiten, das a im Accusativ Pluralis aber aus der ersten oder dritten (nach Rask dritten oder fünften) herüberholt. — Nachdem der Verfasser seine Vergleichung durch die ganze Grammatik durchgeführt hat, liefert er 352 übereinstimmende Wörter, und zwar nicht etwa zufällig aufgefundene, sondern ausgesuchte; die allerersten und nothwendigsten in einer Sprache, worauf die Gedanken sich zuerst wenden müssen: die Namen von den uns umgebenden Naturgegenständen, den Theilen des menschlichen Leibes und dergleichen.

Vor dieser eigentlichen Hauptarbeit gehen Vergleichungen mit den anderen umgebenden Sprachen voran. Die *Grönländische* ist völlig verschieden. Die Idee der Franzosen, 35
dass die *celtische* die Mutter aller übrigen sei, wird natürlich zurückgewiesen und die Übereinstimmung des *Kymrischen* (Kornwallisischen), eines Zweiges des Celtischen, in dem Wortvorrath mit der germanischen Sprache einer Mischung zugeschrieben, in ihrem inneren Bau und Wesen sind beide aber verschieden. Das *Finnische* zeigt ebenfalls keine Grundverwandtschaft, obgleich beide Sprachen manche Wörter von einander scheinen geborgt zu haben; das Verhältnis ist etwa, wie bei dem Celtischen, nur dass dieses mehr unmittelbare Verbindung mit dem Deutschen, das Finnische mehr mit dem Nordischen zeigt. Hierbei wird die historische Bemerkung gemacht, dass, als der germanische Stamm aus Süden, theils über die Ostsee, theils durch Deutschland nach dem Norden sich zog (fälschlich nimmt man an, durch Finnland und die Aalandsinseln nach Schweden), hätten die ältesten Bewohner, die sich vor-

fanden, sämmtlich zu dem finnischen Stamm gehört und wären von den Ankommenden immer weiter nach Norden zurückgedrängt worden. Dagegen nahe Verwandtschaft der finnischen und ungarischen Sprache ist als entschieden anzusehen. Die slavischen Sprachen zeigen in grammatikalischer sowohl als lexikalischer Beziehung eine wesentliche und bedeutende Verwandtschaft mit der germanischen; sie sind daher sehr wichtig für die Erklärung der nordischen, können aber doch nicht als die Quelle desselben betrachtet werden. Was die lettische Sprache betrifft, so enthält sie deutliche Zeichen der Selbstständigkeit, und die Litthauen selbst sind als ein alter nach Preussen eingewanderter Volksstamm zu betrachten, nicht aber als eine im 4. oder 5. Jahrhundert an der Weichselmündung entstandene Mischung von Gothen, Slaven und Finnen. Die Sprache ist mit der slavischen und germanischen nah verwandt, worin beide übereinstimmen, das ist ihr gleichfalls eigen, ausserdem aber besitzt sie noch Ähnlichkeiten mit einer jeden, welche diesen nicht gemeinschaftlich sind. Vielleicht kommt sie mit der germanischen mehr in grammatikalischer, mit der slavischen mehr in lexikalischer Hinsicht überein. Dennoch lässt sich weder schliessen, dass sie aus der germanischen oder slavischen, noch dass diese beiden aus ihr entsprungen seien, sondern sie gehört einem eigenen, nahverwandten Stamme an, welcher mit jenen eine gemeinschaftliche Wurzel hat. Der thracischen ist sie am nächsten verwandt, weshalb sie auch bei der Vergleichung des Isländischen und Griechisch-Lateinischen das wichtigste Mittelglied war. Der Verfasser führt Gründe an, wornach es sehr wahrscheinlich ist, dass die Litthauen in den ältesten Zeiten das Innere von Russland und Pohlen bewohnt haben und hernach erst in die Sitze germanischer Völkerschaften in Litthauen und Preussen sich eindrängten. Betrachtet man nun Odins Einwanderung aus Skythien (Svithiód hin mikla, wornach Schweden, Svithiód, gleichsam Neu-Skythien, den Namen erhalten), so bildet der germanische Stamm in den ältesten Zeiten eine zusammenhängende Kette von dem schwarzen Meer und dem Tanais nach der Weichsel, Nord- und Ostsee, welche hernach getrennt wurde, theils durch des eigenen, theils des lettischen

und slavischen Stammes Wanderungen. Der nordöstliche Theil, welcher über die Ostsee nach Skandinavien gedrängt wurde, war also ein unmittelbarer Nachbar des lettischen gewesen. — Wir müssen noch des Abschnitts über Etymologie überhaupt gedenken, welcher das Werk einleitet. Der Verfasser stellt dafür Grundsätze auf. Auch in diesen Betrachtungen ist der scharfe, umsichtige Verstand, welcher die Sache nach ihren mannichfaltigen natürlichen Seiten ins Auge gefasst hat, zu erkennen. Dabei kommen im Einzelnen schöne Erläuterungen vor; so wird z. B. gezeigt, wie ungeschickt man das dänische 36
Jordemoder (Erdemutter, Hebamme) durch eine falsche Etymologie in Gjordemoder (Gürtelmutter) entstellt hat, (es deutet, wie auch der deutsche Name, auf den altheidnischen Gebrauch, das neugeborene Kind nämlich auf die Erde zu legen, bis der Vater bestimmt hatte, dass es am Leben bleiben sollte; dann wurde es aufgehoben und bekam einen Namen). Als ein Hauptfehler bei den Sprachableitungen wird angegeben, dass man das Materielle oder Lexikalische und das Formelle oder die grammatikalische Bildung nicht gehörig unterschieden habe. Die Übereinstimmung in der Grammatik ist ein viel sicheres Zeichen der Grundeinheit, da man findet, dass eine Sprache, in die eine andere gemischt wurde, selten Formveränderungen oder Beugungen von dieser annimmt, dagegen ihre eigenen schneller verliert; so hat das Dänische keine Endigungen von dem Deutschen oder das Spanische von dem Arabischen angenommen. Eine Rücksicht scheint uns der Verfasser doch nicht bei der Etymologie beachtet zu haben, nämlich jene Einwirkungen, welche die dem Menschengeist verliehenen, in der Mythologie überlieferten Grundanschauungen unleugbar auf die Bildung der Sprache haben. Daher und gewiss nicht aus sinnlicher Wahrnehmung lässt sich z. B. oft nur das Zusammenfliessen der Gegensätze in einem und demselben Worte erklären, wie *Wicht* gleich dem nordischen *vått er* (etwas und nichts), *Alpe* (Berg und Fluss, Elbe), *Au* (Feld und Bach) usw. Deshalb sollte der Verfasser (S. 46) die bekannte, nur einseitig gefasste Erklärung von *lucus* a non lucendo nicht so sehr wegwerfen, man könnte auch sonst dafür anführen, dass gerade von ihrer Dunkel-

heit die Wälder benannt werden und dies nicht, wie er meint, hier eine Nebensache ist; das nordische Myrk-vithr ist unser Schwarzwald, und Skogr lässt sich wohl von skuggi, ský, σκιά ableiten. So rechtfertigt sich auch die Ableitung des lucus von λύκη für λύγη, Schatten, welches doch wieder von einem alten λύξ, lux, abstammt. Die Gegensätze in den ersten und natürlichsten Dingen geben oft noch sichtbar die ihnen zu Grunde liegende ungetheilte Einheit zu erkennen; z. B. gleich πατὴρ und μήτηρ, dor. μάτηρ, werden nur mit einem oberflächlichen Schein durch eine Abstammung von πάω pasco und μάω desiderio complector (bei Lennep) erklärt, sie haben ohne Zweifel eine gemeinschaftliche Wurzel, jene, aus welcher sich die grosse Kette von Wörtern (Atti, Gott, Thiod, Teut, Zeus usw.), die das Göttliche in den menschlichen Dingen aussprechen sollen, entwickelt hat. Dabei ist nicht zu vergessen, dass nach der obigen Ableitung μάτηρ auch insofern nicht richtig wäre, als es eine männliche Form hat, und nach der Analogie μητέρα heissen müsste. Es wird damit nicht gesagt, dass der Verfasser dieser Ansicht entgegen wäre, es soll bloss der Wunsch ausgedrückt sein, dass er auch diesen Einfluss auf Sprachbildung bei der Etymologie der Rücksicht werth halten möge. — Zum Schluss loben wir noch an dem Ganzen die Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils, der Verfasser erkennt die Vorzüge jeder Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit an und geht nicht darauf aus, wie es bei solchen Untersuchungen häufig geschieht, irgend einer das Übergewicht und den Vorrang zuzuwenden; eine gewisse Vorliebe für die Muttersprache ist dabei sehr natürlich.

Die beiden neuesten Arbeiten des Arnamagnäanischen Instituts (dessen Mitglieder jetzt Cold, Kall, Schlegel, Thorlacius, Werlauff und Müller sind) liefern den zweiten Band der alten Edda, von welchem hernach besonders die Rede sein wird, und ein Rechtsbuch: Magnus Konongs Laga-Båters Gula-Things-Laug. (Regis Magni legum reformatoris leges
37 Gula-Thingenses sive jus commune Norvegicum. Ex manuscriptis legati Arna-Magnaeani, cum interpretatione latina et danica, variis lectionibus, indice verborum et IV tabulis aeneis. Hav. 1817 in 4°.) Peter Kofod Ancher, der Verfasser der

dänischen Rechtsgeschichte, hatte vor, ein Corpus juris Dano-Norvegici antiqui herauszugeben, starb aber; mit gegenwärtiger Ausgabe eines der wichtigsten Stücke wird der Plan wieder aufgenommen. Der norwegische König Magnus, ein Enkel von Sverre, sammelte und revidirte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, nachdem eine stürmische und unglückliche Zeit vorübergegangen war, das gemeine norwegische Recht, woher ihm der Beiname Lagabâtir (Gesetzverbesserer) zugekommen ist. Die Grundlage sind uralte aus der Eigenthümlichkeit des Volks erwachsene Rechtsgebräuche und Formeln, welche schon Hakon, Sohn Harald des Haarschönen, im Jahr 940. 941 zusammenfasste, als Urheber eines Codex juris Gulensis antiqui. König Magnus gab nach den vier grossen Gerichtsbezirken des Reichs vier Haupt-Gesetzbücher; das gegenwärtige wird nach dem Gerichtsbezirk genannt, welcher auf der Insel Guley bei Bergen seinen Sitz hatte, wo es im Jahr 1274 auf dem grossen Thing vom Volke angenommen wurde. Diese vier Gesetzbücher sind aber dem Inhalte nach vollkommen übereinstimmend, bloss der voranstehende Thíngfarar-bólkr belässt jedem Gericht gewisse Eigenthümlichkeiten (vgl. J. Grimm Litteratur der altnordischen Gesetze in Savignys Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft III, S. 101. 102). In der Folge wurde dieses Gesetzbuch aus Mangel an Kenntnis der alten Sprache, durch falsche Interpretation und Einschiebung ungeschickter Glossemata unglaublich verderbt und entstellt; der Willkür wurde gar Thür und Thor geöffnet, als jedes Gericht sich derjenigen dänischen Übersetzung bediente, die ihm gerade beliebte. Daher empfand man schon seit dem sechszehnten Jahrhundert unter Christian III das Bedürfnis einer Reinigung des Rechts lebhaft; Christian IV veranstaltete eine Revision, aber sie misslang, da diejenigen, welchen sie übertragen wurde, der Arbeit nicht gewachsen waren. Gegenwärtige Ausgabe, die man gleichfalls der Freigebigkeit des Königs verdankt, und die vorzüglich Thorkelin besorgt hat, liefert nach dem besten Codex (doch ist er tradux, ein Original gibt es nicht mehr) die Urschrift ohne Veränderungen und aus den übrigen, vorne besonders beschriebenen, in ziemlicher Anzahl vorhandenen reichliche

Varianten; weitere kritische Bearbeitung konnte nicht statt finden. Ferner: eine dänische und lateinische Übersetzung; dänische gibt es zwar von dem Jahr 1448 an bis zu der von H. Paus, welche 1751 erschien, handschriftliche und gedruckte, in Menge, sie sind in der Vorrede angeführt, aber keine davon war zu gebrauchen. Endlich, ein index vocum et phrasium rariorum liefert Nachträge zu Biörn Haldorson, der die juristische Sprache in seinem Wörterbuch fast ganz übergangen hat; die Kupfertafeln enthalten Schriftproben der vorzüglichsten Handschriften.

Von der Sturlunga-Saga war die erste Abtheilung im Jahr 1817 zu Kopenhagen herausgegeben, jetzt (1818) ist mit der zweiten der erste Band vollendet. Sturlúnga-Saga eár Islendínga-Saga hin mikla. nú útgengin á prent ad tilhlutin hins íslenzka bókmenta félags (die Sage von den Sturlungen oder die grosse Sage der Isländer. Auf Veranstaltung der isländischen Litteratur-Gesellschaft jetzt in Druck gegeben) in 4°. Hiermit ist die Hälfte einer der grössten Sagen gedruckt und zwar, weil die Ausgabe sonst zu kostbar würde und sie zumeist für Isländer bestimmt ist, diesmal bloss in der Urschrift ohne
38 eine Übersetzung ins Dänische oder Lateinische. Sie enthält nämlich eine einigermassen zusammenhängende Geschichte der bürgerlichen Unruhen, welche die vorzüglichsten Geschlechter auf Island entzweiten, in einem Zeitraum von etwa 150 Jahren, indem sie mit dem Jahr 1116 anfängt und mit der freiwilligen Unterwerfung der Insel unter den norwegischen König Hagen Hagensen im Jahr 1261 endigt. Insofern ist es eine allgemeine Sage der Isländer, sie heisst aber auch sehr schicklich Sturlungen-Sage, weil die Geschichte dieses Geschlechts, welches das herrschende und mächtigste war, den Hauptgegenstand der Erzählung ausmacht. In ihre historische Wahrheit ist kein Zweifel zu setzen, sie übertrifft vielmehr in dieser Hinsicht alle anderen Sagen; doch muss man, wie P. E. Müller bemerkt, zugestehen, dass die verwüstenden Kriege der Aristokraten, welche hier beschrieben werden, weniger Theilnahme erregen, als die in den anderen Sagen so lebendig dargestellten Fehden Einzelner, wo sich mehr geistige und leibliche Stärke entwickelte.

Was den Verfasser der Sturlunga-Saga betrifft, so ist gewiss, dass der spätere Theil von Sturle Thordsen, einem Brudersohn des berühmten Snorre Sturleson, herrührt. Er stand bei dem König Hagen Hagensen in Gunst und wurde zum Laugmand über Island ernannt. Der erste Theil der Sage bis zum Jahr 1201 wird nach dem Vorgang vorzüglicher Gelehrten, Torfåus, Fin Johnsen, Schönings u. a. dem Bischof Brand Sämundsen auf Holum zugeschrieben, allein P. E. Müller, der die Stelle, worauf sich die Vermuthung stützt, in der Sagenbibliothek I, S. 245. 246 mittheilt, hat gegründete Einwendungen dagegen gemacht. Soviel ist gewiss, dass der Stil sich sehr verschieden zeigt und das Ganze im Verlauf der Jahrhunderte Veränderungen erlitten; namentlich sind spätere Zusätze eingerückt worden, welche von Sturle unmöglich herrühren können. Auch ist keine der Handschriften, welche dieser Ausgabe zu Grunde liegen, älter als der Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Vorrede zu dieser Ausgabe ist von B. Thorsteinson unterzeichnet. [Vgl. Kl. Schr. II, S. 226 f.]

Wir gedenken zuletzt noch einer Ankündungsschrift: Proben von dänischen Volkssagen, gesammelt von J. M. Thiele. Mit einer Vorrede vom Professor Nyerup, Kopenhagen 1817. Der Verfasser, den Nyerup bereitwillig einführt, hat bloss in Seeland aus mündlichen Überlieferungen und gedruckten oder handschriftlichen Werken, doch aus diesen die geringere Anzahl, an zweihundert Sagen gesammelt. Er theilt hier achtzehn mit und gedenkt die übrigen in ähnlichen einzelnen Heften bekannt zu machen; zugleich lädt er andere zur Theilnahme ein, indem, was er gesammelt, kaum ein Drittel von dem ausmacht, was noch zurück ist. Das Unternehmen sowohl als die Ausführung verdient Beifall; es ist nichts verändert noch zugesetzt, sondern die Sage schlicht erzählt, so dass ihr oft poetischer oft bedeutender Inhalt ungetrübt überliefert wird. Wenn die Sache, wie zu wünschen ist, guten Fortgang hat, so wird überhaupt das Verständnis der Sagen, besonders aber der deutschen, gar sehr zunehmen; ausserdem erhält man ein angenehmes Buch, wodurch sich erkennen lässt, was das Volk noch jetzt poetisch erfreut und bewegt, während Aufklärungen über alte Sitten und Gebräuche nicht ausbleiben werden, namentlich die verwandten

Kämpe-Viser können daher mancherlei gewinnen. Der erste Band (Danske Folkesage. Kiöbh. 1818. 200 S. in 8°) liegt bereits vor uns, auch ein zweiter soll erschienen sein.

Man kann von einer Litteratur nur dann sagen: sie ist wirklich da, sie lebt, wenn sie aus der Mitte eines innerlich
39 gefühlten Bedürfnisses hervorgewachsen ist. Zwar kommen durch künstliche Mittel Werke zu Stand, welche bei der darauf verwendeten Arbeit und Gelehrsamkeit Achtung verdienen; sie gewähren auch wohl den Schein einer vorhandenen Litteratur, selbst, unter glücklichen Verhältnissen, mit einigem Schimmer, aber das Scheinleben sinkt, sobald die Triebfedern nachlassen, gleich wieder zusammen. Etwas von dieser Natur hat die vorhergehende Periode in den siebenziger und achtziger Jahren gehabt; es war mehr die Regierung, welche die Sache beförderte, als eine wirklich vorhandene natürliche Neigung dafür. Es ist erlaubt, diese Bemerkung auch in der Ferne zu machen, da sie sich selbst bei einem einheimischen Schriftsteller findet (vgl. P. E. Müller über die Wichtigkeit der isländischen Sprache S. 129). Dann geschieht es wohl, dass grosse Werke angefangen werden, aber unvollendet liegen bleiben, wie es mit der Edda, Heimskringla, Niála-Saga der Fall war: über die Kraft des Anstosses hinaus zeigt sich keine Bewegung, und freiwillig bildet sich nichts mehr, wie bei zurückgezogener Wärme die Stubenpflanze abtrauert. Der jetzigen Periode dagegen wird niemand wirkliches Leben und Dasein absprechen wollen. Wie in Deutschland, so hat auch bei den Dänen die Erfahrung der jüngst verflossenen Zeit den Blick auf das Alterthum gelenkt, nicht als auf etwas Veraltetes oder öd Abliegendes, sondern als auf die rechte Quelle der Gegenwart, die in der Erkenntnis des einheimischen und vaterländischen sich selbst wiederfinden und stärken soll. Ein Zeichen dieses rechten Lebens ist der Zusammenhang, der sich in den verschiedenartigen Bestrebungen äussert: einer arbeitet dem anderen ohne Abrede in die Hände und fühlt die Nothwendigkeit, dass aus dem Einzelnen ein gegenseitig sich stützendes und festhaltendes Ganzes zusammenwachsen müsse. Ob die Gelehrsamkeit damals grösser war oder

nicht, kann unentschieden bleiben, fruchtbarer ist sie jetzt gewiss; so ausgezeichnete und gründliche Sprachkenntnisse Skule Thorlacius in allen seinen Arbeiten an den Tag gelegt hat, so ist doch das, was Rask schon geleistet, während er zu so manchem noch Hoffnung macht, von grösserem Erfolg, eindringlicher und umfassender. Jetzt ist die Sprache durch eine Grammatik und ein Wörterbuch zugänglich geworden, ihr Ursprung und eigenthümlicher Werth, ihre Wichtigkeit nach verschiedenen Richtungen erläutert, die Wahrheit der alten Sagen, die Originalität der Poesie dargethan, eine Übersicht der Masse geliefert. Dabei werden die wichtigsten Quellen zu Tag gefördert, und es ist erfreulich zu sehen, wie durch die sorgfältige Ausgabe der Volkslieder und die Sammlung der noch vorhandenen Volkssagen der Kreis erweitert und der lebendige Zusammenhang des Alterthums mit der Gegenwart anerkannt wird. Gelangen die bereits angefangenen Arbeiten, woran gar nicht zu zweifeln steht, zur Vollendung und werden noch einige besonders wünschenswerthe unternommen, wie etwa die Ausgabe der prosaischen Edda nach den Vorarbeiten des John Olafsen von Grundvik, ein Wörterbuch der poetischen Sprache, die Ausgabe der *Laxdåla-Saga*, ein umfassendes Werk über die Runen[1]; so wird für das Hauptsächlichste gesorgt sein und das Studium der Quellen ungestört fortschreiten können. Tritt dann noch eine genaue Erforschung der heutigen Sprache, der noch gültigen Rechtsgebräuche, kurz dessen hinzu, was sich aus dem 40
Leben frei und natürlich herausgebildet, so wird die Bedeutung des Alterthums erst recht klar werden. Daher ist auch die Vollendung des grossen dänischen Wörterbuchs[2] zu wünschen und eine Untersuchung der merkwürdigen verschiedenen Mundarten des Nordens. Über die *faröische* hat Rask am Schlusse seiner isländischen Grammatik einen Abschnitt geliefert, Laurentius Hallager ein *norwegisches Wörterbuch* mit

[1] Thorlacius d. V. hatte ein solches vor, wenigstens eine grössere Arbeit über diesen Gegenstand. (S. Nyerup historische statistische Schilderung S. 52.) Es ist aber wohl nichts davon erschienen?

[2] Erster Band A—E. Kopenhagen 1793. Zweiter Band F—H. Daselbst 1802. Buchstabe J. Daselbst 1808.

einem Anhang von Liedern in der Bauernsprache (Kopenhagen 1802. 8°). Jung hat den Charakter, die Sitten und die Sprache des nordseeländischen Volks beschrieben (Kopenhagen 1798. 8°).

Die unerzwungene Neigung für das Alterthum offenbart sich auch darin, dass man sich nicht bloss auf das Altnordische beschränkt, sondern die Betrachtung auch auf das damit in Beziehung Stehende hinwendet. Es ist jenes natürliche Gefühl, dass ein volles Verständnis nicht möglich ist, wenn man nicht weiss, wie weit die Wurzeln des eigenen Stammes gedrungen sind, wie sie sich mit anderen verflochten haben und welche Nahrung von dorther zugeflossen ist. Der Rücksicht auf altdeutsche Litteratur brauchen wir kaum zu gedenken, sie versteht sich von selbst; so wie wir unser Alterthum ohne Hilfe des nordischen nicht verstehen und erklären könnten, so wird man auch des deutschen dort nicht entbehren wollen. Nyerup hat schon früherhin symbolae ad literaturam teutonicam geliefert, und fast der ganze zweite Band der Edda-Lieder handelt ja von einer beiden Völkern gemeinen und nur gemeinschaftlich zu erläuternden Stammsage.

Auch die Rücksicht auf die angelsächsische Sprache und Litteratur ist eine Folge der neuerweckten Liebe für das Alterthum. Der Zusammenhang derselben als eines Zweiges des grossen Sprachstammes mit dem Norden, so wie mit dem Deutschen fällt in die Augen. Aber ohne gründliche Einsicht konnte das Anlass gerade zu den verkehrtesten Behauptungen geben. Rask ist auch hier zuerst zu nennen, er hat zu Stockholm, aber dänisch, eine angelsächsische Sprachlehre verbunden mit einem Lesebuche 1817 herausgegeben. Er hat in der Einleitung die Grenzen der Verwandtschaft, die Unabhängigkeit des Angelsächsischen vom Nordischen wie das Umgekehrte hinlänglich dargethan. Früher schon hatte er den schon oft abgedruckten Bericht Ottars und Wulfstans an den König Alfred über ihre Reise bearbeitet (Kopenhagen 1816)[1]). Der Text ist vielfach berichtigt und ausser einer dänischen Übersetzung sind kritische Anmerkungen und sonstige Erläu-

[1]) Steht auch in den Schriften der skand. Litt.-Gesellsch. von 1815.

terungen zugefügt. Voran geht, wie schon in anderen Ausgaben, König Alfreds eigener kurzer Bericht. Im Jahr 1815 gab Grim Johnsen Thorkelin heraus: de Danorum rebus gestis sec. III et IV poema danicum dialecto anglo-saxonica. Ex bibliotheca Cottoniania Musei brittanici. Das auf dem Titel angegebene Zeitalter ist bloss nach der Meinung des Herausgebers bestimmt; die Handschrift rührt aus dem 10. Jahrhundert. Der Text bedarf einer kritischen Bearbeitung; N. F. S. Grundvig soll Anmerkungen dazu geliefert haben.

Auch in der altfranzösischen Litteratur hat man nach Aufklärungen gesucht, und der Philolog Brönsted hat, als Ertrag seiner Nebenstunden, Beiträge zu der dänischen Geschichte aus ausländischen Handschriftensammlungen (bis jetzt zwei 41
Hefte, Kopenhagen 1817. 1818) geliefert, worin man zum ersten Mal grössere und zusammenhängendere Stücke von der Reimchronik des Robert Vace (Romanz de Ron [Rou, publié par Pluquet, Rouen 1827]), welche von Hasting, Rollo und anderer Normänner Thaten in Frankreich und der Bretagne handlen, aus Pariser Handschriften im Original mit dänischer Übersetzung findet.

Gleichfalls ist des Vorhabens zu gedenken, die durch inneren Werth ausgezeichneten Werke der altnordischen Litteratur vermittelst ansprechender Übersetzungen ins Dänische jedermann zugänglich zu machen und sie auf diesen Wegen schneller auf die Bildung der Gegenwart einwirken zu lassen. Nik. Friedr. Sev. Grundtvig zeigt sich hier besonders thätig, schon früher (in der Neujahrsgabe Heimdal von 1816) hatte er die Norna-Gests-Saga übersetzt, jetzt aber hat er angefangen, die Heimskringla und den Saxo Grammatikus in dieser Hinsicht vorzunehmen, und von beiden Werken ist der erste Band (Kopenhagen 1818 in 4° splendid gedruckt) erschienen. Die Zuneigung ist auch noch von Pram und Tretschov unterschrieben als Mitgliedern der Gesellschaft für altnordische Werke (»for Nordens Oldskrifter«).

Erfreulich ist die Theilnahme der Regierung an dem Gedeihen dieser Litteratur. Ihre Einwirkung steht gegenwärtig in einer schönen Mitte. wie sie überall wünschenswerth wäre und ohne Zweifel am fruchtbarsten ist. Glaubt man bloss von

oben her durch reichliche Gewährung der äusseren Mittel im voraus eine wirkliche Blüthe hervorzulocken, so hat die Geschichte mehr als einer gelehrten Akademie das Gegentheil gelehrt. Man fängt die Sache verkehrt an und baut Häuser, bevor Menschen da sind, die sie bewohnen können. Auf der anderen Seite ist es auch gewiss, dass ohne Ermunterung und Unterstützung manches Talent mühsam sich durchringen muss und nicht selten verkümmert. Grosse Werke können nach der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo diejenigen, welche die Wissenschaft achten und lieben, verarmt sind, bei denen aber, welche den Reichthum in Händen haben, jene wohlthätige Sitte, aus fortgepflanzter Achtung sie zu befördern, fast ausgestorben ist, ohne Hilfe von oben nicht mehr erscheinen. Die Aufgabe besteht also darin, den rechten Mittelweg zu treffen, und sie ist gewiss am besten und natürlichsten in der beständigen Bereitwilligkeit der Regierung gelöst, jeder einzelnen Arbeit, die aus wirklicher Neigung unternommen wird, fortzuhelfen oder den Stein des äusseren Bedürfnisses, der oft den edelsten Keim drückt, wegzuwälzen. Das Gelingen ist dann ebenso wahrscheinlich als das Misslingen bei anbefohlenen Werken. In Dänemark scheint der König ein natürliches Wohlwollen für die Wissenschaft zu hegen, wie es aus dem Gefühl entspringt, dass sie gerade das Dauernde und Bleibende suchen, wodurch ein Volk am ersten zu einem gesunden und kräftigen Dasein geführt wird. Die Unterstützung der Alterthumskunde ist insofern grossartiger und edler, als sich der Gewinn nicht sogleich oben abnehmen und praktisch verbrauchen lässt, worauf z. B. die Herrscher aus Napoleons Schule sahen, welche die Wissenschaft nur im Dienste ihres eigenen Vortheils erblicken wollten. Der König hat eine Anzahl von Werken, deren Erscheinung sonst sehr im Zweifel oder in der Zukunft lag, auf seine Kosten drucken lassen, er hat die Reise von Rask, der die Quellen der altnordischen Sprache in dem asiatischen Mutterlande erforschen will, möglich gemacht. Und das alles hat er in einer äusserlich gewiss nicht glänzenden Zeit gethan, wo die Kräfte des Staats für so manches dringende Bedürfnis der Gegenwart in Anspruch genommen wurden. Auch Privaten,

deren Namen in der Ferne nicht bekannt geworden, haben 42
wohlthätig gewirkt. So hat ein Ungenannter 1000 Thaler zu dem zweiten Bande der Eddalieder beigetragen. Der Geheime Conferenzrath Johann von Bülow zu Sanderumgard (der auch die Herausgabe der angelsächsischen Grammatik und des Knud Hennebergischen Werkes unterstützte) hat für die beste Abhandlung über den Zusammenhang der Religion der alten Nordbewohner und der indisch-persischen Nationen einen Preis ausgesetzt[1]). Hier sind auch die schon oben genannten Norweger J. Aall und C. Ancher zu rühmen, die zu ähnlichen Unterstützungen ihren Reichthum würdig angewendet. — Musterhaft ist die Errichtung der Commission für Bewahrung der Alterthümer. Eine Gesellschaft, die sich freiwillig vereinigt, hat einen sicheren Erfolg, wenn sie sich noch der Forthilfe der Regierung erfreut; sehr glücklich sind die Landesbehörden damit in Verbindung gesetzt und diejenigen zur Mitarbeit angeregt, deren Amt und Beruf schon dazu einladet. Auf diesem Wege allein kann etwas Durchgreifendes geschehen, Neues entdeckt, das Bekannte erhalten und eine Übersicht des Vorhandenen gewonnen werden.

Wenn bisher immer nur von Dänemark die Rede gewesen, so ist dies aus keinem anderen Grunde geschehen, als weil in Schweden solch ein lebendiger Mittelpunkt für die Alterthumswissenschaft sich nicht zeigt. Was dort geschieht, erscheint noch als etwas Vereinzeltes, wovon man sich eine rechte Wirkung nicht versprechen darf. Vielleicht kennen wir auch nur einen Theil der dortigen Arbeiten, da die litterarische Verbindung mit diesem Reiche (woran auch der dortige schlecht eingerichtete Buchhandel Schuld haben mag) erschwert ist, während mit Dänemark eine regelmässige stattfindet[2]). Sollte es sich wirklich

[1]) Öffentlichen Nachrichten zufolge (Hall. Litt. Zeitg. 1819, No. 69) hat die königl. Gesellschaft der Wissenschaft die Arbeit des Professors Finn Magnussen gekrönt, als ausgezeichnet durch Scharfsinn, Gründlichkeit und neue Ideen. — Hoffentlich wird sie bald im Druck erscheinen, so wie eine in der Vorrede zur Edda (II, p. XXIII) versprochene Abhandlung über ein gothisches Lied, das sich in dem Buch des Constantin Porphyrogenneta de Cerimoniis aulae byzant. erhalten.

[2]) Bei allem dem würde der Zugang zu der dänischen Litteratur immer

so verhalten, so würde wahrscheinlich das Urtheil nur etwas milder lauten, aber eine wirkliche Thätigkeit, wie in Dänemark, nicht verborgen geblieben sein. Gegen den wissenschaftlichen Geist und Sinn der Schweden, eines so ausgezeichneten Volkes, soll damit nichts gesagt sein; wenn er nicht auf das Alterthum gerichtet war, so muss der Grund in den eigenthümlichen Schicksalen dieses Landes gesucht werden. Ohne Zweifel wird die Theilnahme dafür wieder einmal auftauchen, und es ist wohl natürlich, dasjenige, was bisher geschehen, als Vorzeichen zu betrachten. Öffentlichen Nachrichten zufolge hat schon im Jahr 1816 der Freiherr von Stiernold eine Subscription eröffnet, um allmählich die wichtigsten Urkunden über die nordische Geschichte bekannt zu machen, welche guten Fortgang gehabt;
43 bereits das erste Stück dieses Werkes soll durch D. Fautt in Upsala ausgearbeitet sein[1]. — Pehr Tham, reicher Gutsbesitzer auf Dagnås in Westgothland, schon aus Arndts Reise durch Schweden (I, 241 ff.) bekannt, ist Eigenthümer einer schönen Sammlung alter Denkmäler, worüber noch neuerdings Molbech in seinen Briefen aus Schweden (deutsche Übersetzung I, 371—375) Nachricht mitgetheilt hat[2]. Tham hat Westgothland und Bohus-Lån durch G. G. Hilfeling, einen kundigen Mann, genau untersuchen lassen und angefangen die Alterthümer dieser Landschaften bekannt zu machen. Das erste Heft, das einen Theil von Bohus-Lån begreift, ist mit einer Vorrede vom Bibliothekar C. Chr. Gjörwell schon 1794 zu Stockholm erschienen, aber ungeachtet der Klage, die darin über den Verfall

einige Schwierigkeit haben, es ist aber Schuldigkeit hier die ausgezeichnete Güte und Bereitwilligkeit dänischer Gelehrten in der Erfüllung litterarischer Bitten dankbar zu rühmen.

[1]) Nach den neuesten Berichten ist der erste Band der SS. RR. Suecicarum (158 Bogen in folio) von einer königlichen Commission ausgegeben worden. Es fragt sich, ob von jener Unternehmung die Rede ist. Von Warmholz bibliotheca historica Sveogothica sind die drei letzten Bände (XII—XIV) durch die Unterstützung des Kronprinzen zu Upsal 1817 erschienen. Ob von Adlersparres verdienstlichen historischen Sammlungen mehr als der 4. Band (im Jahr 1811) herausgekommen, weiss ich nicht.

[2]) Der 2. Band soll über die gegenwärtige schwedische Litteratur berichten, er ist mir aber, ob er gleich sammt dem dritten schon 1817 erschien, noch nicht zugekommen.

der Alterthumswissenschaft geführt wird, ist das verdienstliche Unternehmen doch gleich in Stocken gerathen (Göthiska Monumenter samlade och beskrifne af Pehr Tham in 4° mit 19 Kupfertafeln)[1]. — Vorzügliche Kenntnisse und Thätigkeit zeigt N. H. Sjöborg. Schon seine Disputationen (de praedio Ingestad und Topographia paroeciae Raflunda monumentorum quae circa sunt) lieferten Beschreibungen von Alterthümern[2]. In seinen Sammlungen zur Geschichte von Schonen (Samlingar till Skånes Historia och Beskrifning. Lund 1801) und Blekingen wird sich manche hierhergehörige Aufklärung und Nachweisung finden; einiges ist daraus in Arndts Reise (IV, 145. 191) mitgetheilt. Auch das altnordische sehr merkwürdige Lied Rígsmál (carmen gothicum antiquissimum Scaniae historiam illustrans) gab er (Lund 1801) heraus. Im Jahr 1802 erschien von ihm zu Lund eine Abhandlung über Runen und die Ragnar-Lodbroks-Saga mit einer schwedischen Übersetzung. Auch ein Stück von K. Magnus Lagabåters Gesetzbuch; im Jahr 1807 Monumenta lapidaria, quae in Scania exstant. Seine Einleitung zur Kenntnis der vaterländischen Alterthümer mit Kupfern ist gleichfalls noch nicht herübergekommen, dagegen kenne ich aus eigenem Gebrauch die spätere, wahrscheinlich ausführlichere Schrift: Versuch einer Nomenklatur der nordischen Alterthümer (Försök till en 44
Nomenklatur för nordiska Fornlemningar. Stockholm 1815. 8° mit Kupfern) als eine sehr schätzbare, fleissige Übersicht. Es ist darin der gewiss schwierige Versuch gemacht, die in mannigfacher Gestalt vorkommenden Hügel, Grabstätten, Steinkreise usw. zu unterscheiden und die aus dem Alterthum oder durch Überlieferung erhaltenen Namen darauf richtig anzuwenden; Kupfer liefern von jeder Gattung ein Abbild. Lobenswürdig

[1] Der von einem geborenen Schweden J. Gråberg von Hemsö im Ausland geschriebene Saggio istorico su gli Scaldi Pisa 1811 verdient weiter keine Rücksicht. [Vgl. J. Grimm in der Leipziger Litteraturzeitung 1812, No. 317, S. 2529—2532.]

[2] Wahrscheinlich sind zu Lund, der alten Sitte gemäss, noch mehrere Dissertationen erschienen, die sich ihren Gegenstand aus dem einheimischen Alterthum gewählt. Ich kann als Beispiel anführen: A. O. Lindforss diss. hist. de civitate Jomensi 1811. 4°.

ist auch, dass der Verfasser sich nicht bloss auf sein nächstes Vaterland beschränkt, sondern den ganzen Norden berücksichtigt hat; es ist sehr zu wünschen, dass der hier geäusserte Plan, welcher auf eine vollständige Zusammenstellung aller solcher Überreste des Alterthums in Schweden und Norwegen geht, zur Ausführung gelange. Überhaupt würde eine grössere Vereinigung und Annäherung der dänischen und schwedischen Gelehrten, die so natürlich ist, sich sehr fruchtbar beweisen; Rask hat in der Vorrede zu der angelsächsischen Sprachlehre darüber manches Wahre gesagt. Doch zeigen sich auch hiervon Vorboten, denn die neue Ausgabe der dänischen Kämpeviser scheint auf ein ähnliches Unternehmen in Schweden wohlthätig gewirkt zu haben, wo sie nicht der eigentliche Anlass war: Schwedische Volkslieder aus der Vorzeit. Gesammelt und herausgegeben von Er. Gust. Geijer und Arv. Aug. Afzelius. Erster Theil, Stockholm 1814. Die Sammlung selbst hat der letztgenannte Herausgeber gemacht, der auch durch eine Übersetzung der Hervarar-Saga (nach dem Text des Verelius) im Jahr 1811 seine Theilnahme an dem Alterthum gezeigt hat[1]. Dieser erste Theil (der zweite und dritte von 1816, womit das Werk geschlossen ist, sind noch nicht angelangt) enthält dreissig Stücke, grossentheils von ausgezeichnetem poetischen Werth. Von der dänischen unterscheidet sich diese Sammlung dadurch, dass sie fast lediglich mündliche Überlieferungen enthält und diese Quelle als die reichste und vorzüglichste anerkennt, während sie dort am spärlichsten floss. Zum Theil liegt dies in der Natur der Sache, da hier zum ersten Mal die seit 50—60 Jahren zurückgedrängten Volkslieder gesammelt wurden und die Arbeit eines Peter Syv nicht konnte zu Grund gelegt werden. Doch auch handschriftliche Liederbücher, deren es einige auf den Bibliotheken zu Stockholm und Upsala gibt, und Sammlungen von fliegenden Blättern, welche den Herausgebern sind mitgetheilt worden, haben wenig geliefert, sie wollten sich, zumal da ein jedes Lied von seiner Melodie sollte begleitet sein, lieber an jene Quelle halten. Wie es bei den

[1]) Von ihm rühren noch: specimina III poeseos gentium septentrionalium antiquissimae, Upsal 1799, die ich nur dem Titel nach kenne.

Verhältnissen Einzelner nicht wohl anders möglich ist, sammelten sie nur in einigen Gegenden, das Meiste ist aus Westgothland, dem Geburtsorte von Afzelius, einiges aus Uppland; um den Volksgesang in ganz Schweden aufzunehmen, wäre eine Vereinigung mehrerer nöthig, wornach denn auch in der Vorrede der Wunsch ausgedrückt ist. Kommt sie auch nicht zu Stand, so ist doch zu hoffen, dass in den verschiedenen Provinzen Einzelne angeregt werden, und die Herausgeber gedenken auch schon eines anderen Sammlers, Herrn Rääf, der ihre Arbeit hoffentlich ergänzen wird. Indessen was hier dargeboten wird, ist alles frisch und gut, und die zweihundert Jahre früher aufgefassten dänischen Lieder sind im Ganzen weder reicher dem Inhalt nach, noch besser und reiner im Ausdruck, so dass man wieder ein schönes Beispiel von der Erhaltungskraft der Überlieferung vor sich hat. Sie zerstört leicht und schnell, was in 45
sich nicht vollkommen und gesund ist, aber für das Begründete hat sie ein treues und reines Gedächtnis. Wenigstens zwei Drittel ihrer Lieder besitzen beide Völker gemeinschaftlich, die Vergleichung der schwedischen mit den entsprechenden dänischen hat mancherlei Reiz; man sieht, wie bei aller Übereinstimmung jedes sich frei und unabhängig gebildet. Nyerup hat in dieser Hinsicht ein Paar Bogen passender Anmerkungen geliefert: Kurze Übersicht der von Afzelius und Geijer herausgegebenen schwedischen Lieder des Mittelalters mit Hinweisung auf die entsprechenden dänischen, Kopenhagen 1815. Eins der merkwürdigsten unter denen, welche im Dänischen nicht vorkommen, ist »die wunderbare Harfe« (No. 17), jene rührende Sage, wornach die aus den Knochen einer heimlich Gemordeten zusammengesetzte, mit ihren Haaren bezogene Harfe von selbst anfängt zu tönen und die Unthat verräth. Zugleich ist dasselbe Lied mit schönen Abweichungen, wie es auf den Faröern gesungen wird, von Rask mitgetheilt. Die Herausgeber hätten wissen sollen, dass es sich auch altschottisch (in Scotts Sammlung), selbst als Kindermärchen mit mancherlei Veränderung deutsch vorfindet. — Eine andere Abweichung von dem dänischen Werk, die weniger Beifall finden wird, ist die Aufnahme moderner Volkslieder. Diese können ganz gewiss grossen

poetischen Werth haben, aber man wird doch immer besser thun, gesetzt man will nicht bloss für das Volk ein Buch liefern, sie wegen ihrer verschiedenen Entstehung und Natur einer besonderen Sammlung aufzuheben, und das scheint ja auch der Zusatz auf dem Titel: »aus der Vorzeit« zu wollen. Für jedes Lied ist nun die Volksmelodie mitgetheilt[1]), dies wäre also ein Vorzug vor der dänischen, obgleich auch diese eine gute Anzahl Volksweisen liefert; dagegen ist bei dieser in Hinsicht der Anmerkungen, der zugefügten Wörterbücher und Abhandlungen mehr Sorgfalt und ein viel grösserer Fleiss anzuerkennen. Die Vorrede rührt von dem anderen Herausgeber, dem Dichter Geijer, es ist darin eine freie Ansicht über die Volkspoesie mit Lebendigkeit entwickelt, und man trifft auf manches Richtige, gut und schön Gesagte; nur sind darin zu viel Gegensätze aufgestellt und angewendet, welche den Gegenstand ganz zu fassen scheinen, uns aber doch eigentlich beengen. Was das Alter der Lieder betrifft, so stimmt der Verfasser mit den dänischen Herausgebern in dem Resultat so ziemlich zusammen und setzt ihre Entstehung in das Mittelalter, aber er entwickelt eigene Gründe. Ihm liegt der Hauptbeweis darin, dass die Sitten jener Zeit sich in den Liedern abspiegelten, wo noch kein feindliches Entgegensetzen der Stände sich zeigt und die Verhältnisse der Vornehmen und des Adels, deren Leben doch hier fast immer dargestellt wird, noch unverdorben und natürlich waren, d. h. sie den Glanz und die Blüthe des Volks ausmachten. Erst im 14. Jahrhundert in der Zeit Magnus Eriksons habe sich der Gegensatz gebildet. Ferner auch: da sich in den Liedern noch keine Spur von Nationalhass zwischen den drei Völkern zeige, müssten sie aus der Zeit sein, wo sie, wenn auch durch verschiedene Regierungen getrennt, sich noch durch gleiche Sprache, Sitte und Herkunft als ein Geschlecht betrachtet hätten. Erst die unglückliche Calmarische Union am Ende des 14. Jahrhunderts habe den Nationalhass geweckt, in welcher Zeit die Volkspoesie eine ganz verschiedene Natur angenommen. Es liegt unläugbar Wahrheit in diesen Bemerkungen, indessen betreffen sie doch

[1]) Sie sind für das Pianoforte harmonisch bearbeitet von P. Grönland so eben aufs Neue ausgegeben.

nur die Gestaltung der Lieder, gleichsam das Leibliche; ihr 46
Kern, die Sage selbst und ihre poetische Anschauung, kann dabei in viel früherer Zeit dagewesen sein. Lieder aus dem Fabelkreis der Nibelungen kommen nicht vor, nur in einem (Ritter Tynne No. 7) werden die Berner Helden genannt; übrigens fehlen sie nicht ganz in Schweden und eine Anmerkung S. 50 gedenkt einer handschriftlichen Sammlung, worin das Lied von Dietrich (l. Widrich) Werlandssohn und seinem Kampf mit dem Riesen Ho̊geben, verschiedentlich von dem Dänischen abweichend, sich befinde. Auch redet die Sage in Schonen noch von ihm und seinem Vater Werland. Übrigens sieht der Verfasser diese Lieder nicht mit so günstigen Augen an, als die anderen, weil er glaubt, dass sie einer heidnischen Vorzeit angehörten, deren Beschreibung jetzt einer Travestirung gleiche; doch hat Nyerup schon richtig dagegen bemerkt, dass dies nur höchstens von einem Liede könne gesagt werden. — Ein zwei Jahre später herausgekommenes Buch: *Nordmanns Harfe* von Atterborn (Stockholm 1816) soll gleichfalls schwedische Volkslieder enthalten, ich kann aber nichts weiter als diese kurze Nachricht darüber mittheilen. — Eine im Jahr 1811 zu Stockholm »für Freunde des nordischen Alterthums« begonnene Zeitschrift *Iduna* war mehr darauf angelegt, durch Dichtungen und unterhaltende Aufsätze dem Alterthum bei dem gebildeten Publikum Eingang zu verschaffen, als gelehrte Untersuchungen zu liefern, doch enthält das erste Heft eine Recension von Nyerups Götterlehre und Übersetzung der Vegtamsquida; das zweite eine Beschreibung von der Handschrift der prosaischen Edda, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu Stockholm befindet, von Hammersko̊ld und eine Übersetzung der *Vo̊luspà* von Afzelius, die darum Aufmerksamkeit verdient, weil Rask an der Herstellung des Textes Theil genommen. In dem vierten Heft ist das *Sólarliod* im Original und Übersetzung abgedruckt, bei dem Text ist eine zufällig gerettete Handschrift gebraucht, die in der Kopenhagener Ausgabe der älteren Edda zwar benutzt war, aber nicht vollständig, so dass hier noch Varianten geliefert werden. Diese Zeitschrift wird noch fortgesetzt, es sollen jetzt sieben Hefte ausgegeben sein. — Jonas Hallenberg,

schwedischer Historiograph, von welchem schon 1796 zu Stockholm eine disquisitio historica et philologica (ex occasione nummi cufici) de nominis Dei Gud in Sviogothica cognatisque linguis origine erschienen war, gab 1816 ein grösseres Werk in zwei starken Bänden heraus: Dispuisitio de nominibus in lingua Sviogothica lucis et visus cultusque solaris in eadem lingua vestigiis. Additae hinc inde sunt generaliores de linguarum origine observationes. Er geht nämlich von dem Satz aus, dass alle Wörter der Sprache durch Nachahmung des Klangs entstanden seien, und will daher nichts von einer gemeinsamen zu Grunde liegenden Sprache wissen, aus welcher sich andere entfaltet. Das Ganze ist mit viel Belesenheit und Fleiss geschrieben und in den Beispielen manches Dankenswerthe zusammengestellt. — Im Jahr 1815 erschien zu Stockholm in Quart: Jomsvíkinga-Saga oder Geschichte der Helden auf Jomsburg, isländisch und schwedisch, redigiert und übersetzt von Magnus Adlerstam und herausgegeben von L. Hammarskȯld. Die Sage war bisher nur auszugsweise in der seltenen Skalholter Ausgabe der Olaf Tryggwasons Sage gedruckt. Die gegenwärtige Bearbeitung, schon im Jahr 1786 beendigt, kam in der Handschrift nach Adlerstams Tod (1803) auf die königliche Bibliothek. Der Herausgeber hat aus drei Codd. den Text hier und da berichtigt, auch die Übersetzung verbessert, doch ist diese Ausgabe auf keine Weise mit den gründlichen und
47 sorgfältig ausgestatteten der dänischen Gelehrten zu vergleichen. — Man hat auch angefangen, eine Handausgabe der Heimskringla zu liefern, bloss ein Abdruck der Urschrift nach der Kopenhagener grossen Ausgabe, zwei Bände sind bereits (Stockholm 1816 und 1817) erschienen; zugleich ist eine Übersetzung ins Schwedische geliefert, doch als ein besonderes Werk; ihr ist die frühere, mancher Verbesserung fähige von Peringskjȯld zu Grund gelegt. Das Hauptverdienst dieses Unternehmens besteht also in der grösseren Verbreitung des herrlichen Werks. Ungleich wichtiger ist ein anderes Vorhaben, wozu der Plan im Jahr 1817 zu Stockholm ausgegeben wurde, nämlich eine vollständige Ausgabe der beiden Edden. Von der poetischen soll der Text mit den wichtigsten Varianten der Stockholmer

Hss. und Kopenhagener Ausgabe geliefert werden, dabei eine wörtliche Übersetzung ins Schwedische von Afzelius. Die prosaische mit der vollständigen Skalda nach allen wichtigen Handschriften mit kurzen Anmerkungen und einer Auflösung der schwierigen Verse von Rask; eine schwedische Übersetzung wollte Cnattingius liefern. In wie weit dies besonders für die jüngere, noch am meisten vernachlässigte Edda wichtige Unternehmen vorgerückt ist, kann ich nicht sagen, obgleich schon ein Probeblatt von Rasks Arbeit vorliegt[1]. — Öffentliche Blätter verkündigen auch die Herausgabe alter Sagen nach den Handschriften der Stockholmer Bibliothek. Der erste Band von J. G. Liljegren, Professor in Lund, ist demnach erschienen und enthält die noch ungedruckte Gange-Rolfs-Saga mit Übersetzung und historischen Erläuterungen (einen Auszug findet man in der Sagenbibliothek II, 646—656). — Brunnius soll in einem vorläufigen Programm Nachricht gegeben haben von einer bedeutenden Zahl in Felsen gehauener Inschriften, die uralt und ihm eine Art Hieroglyphen scheinen.

Von den Bemühungen, die sich in Deutschland für die altnordische Litteratur geäussert, braucht in diesem für Deutschland geschriebenen Bericht nicht die Rede zu sein[2]. — Das noch zu dem grossen Stamme gehörige England zeigt wenigstens keine besondere Theilnahme dafür und hat es grösstentheils bei einigen Übersetzungen bewenden lassen. A. S. Cottle hat die ältere Edda übertragen (Bristol 1797); W. Herbert eine Auswahl isländischer Dichtungen (London 1804); Beresford das Sonnenlied mit Anmerkungen (London 1805) englisch geliefert. James Johnstone, der schon früher (1780) einige Stücke aus dem Snorre Sturleson im Original mit Übersetzung hatte drucken lassen, zeigte auch in der Folge Thätigkeit. Er hat den be-

[1]) So eben wird als in Stockholm erschinen angekündigt: Edda Saemundar hinns fróda. Collectio carminum veterum Scaldorum Saemundina dicta, quam ex recensione Erasmi Christ. Rask curavit Arv. Aug. Afzelius 1818. 8°.

[2]) Im Übrigen sollte er so vollständig sein, als mir möglich war; wenn mir dennoch Eins und das Andere entgangen ist, so bitte ich um Nachsicht, ich darf wenigstens hoffen, dass nichts Hauptsächliches fehlt. Auch die verschiedenartige Behandlung der einzelnen Werke wird jemand, der sich mit ähnlicher Arbeit befasst, nachsehen.

rühmten Todesgesang des Ragnar Lodbrok in der Urschrift
mit lateinischer und englischer Übersetzung herausgegeben
(Kopenhagen 2. Auflage 1815), und sein neuestes Werk ist:
Antiquitates Celto-Scandicae s. series rerum gestarum inter
48 nationes britannicarum insularum et gentes septentrionales.
Kopenhagen 1815. 4°. Walter Scotts, des berühmten Dichters,
Illustrations of the Northern Antiquities (Edinburg 1814. 4°)
enthalten Zusammenstellungen, Übersetzungen und dergleichen,
aber keine eigentlichen Studien. — Dass in Holland etwas
Hierhergehöriges erschienen wäre, wüsste ich nicht.

Man erlaube zu dem Ganzen einige Schlussbemerkungen.

Wenn man den Irrthum, der in einer unbedingten Lobpreisung des Alterthums und in der modernen Verachtung desselben liegt, gegen einander aufhebt, so bleibt doch auf jener Seite das wahre Gefühl für das Naturgemässe und Gesunde im Leben des Alterthums zurück. Wer nur unbefangen ist, dem muss es wohlthätig einleuchten, dass darin von keinen künstlich erdachten Anordnungen, schnell eilenden Erfindungen, oder wie man sonst die vielfachen Täuschungen, die von der Wahrheit wie Schwämme von der scheinenden Sonne verzehrt werden, nennen mag, die Rede ist. Jene Zeit äusserte sich, wie es die innere Natur verlangte, und zeigt sich nicht anders, als wie sie wirklich war; selbst das Böse hat sich durch keine mildernde Form zugleich versteckt und genähert. Dagegen die Geringschätzung der Vorzeit von dem Standpunkt unserer heutigen Bildung ruht auf jener ungeschichtlichen Ansicht, die mit einigen dünnen Principien und viel gesetzgeberischen Gelüsten der Welt forthelfen möchte. Weil das Harte und Rohe, das uns dort begegnet, in die Gegenwart gestellt, ohne Zweifel unverträglich damit, gar wohl furchtbar und zerstörend sein würde, wo nicht eine ebenso sicher gegenüberstehende Tugend es zähmen könnte, so gefällt einer solchen Gesinnung kein Vorschlag besser, als jene Zeit in Vergessenheit gerathen zu lassen und das Studium des Alterthums ganz zu verwerfen. Indessen lässt es sich nicht durchsetzen, da wir bei jeder gründlichen Betrachtung des Vorhandenen auf die Vergangenheit

zurückgewiesen werden, dagegen aber zerfallen auf der anderen Seite auch die Versuche, Lücken, die wir bei uns entdecken, damit auszufüllen, dass wir ganze Stücke von dort hereinsetzen.

Man hat dann den Vorschlag erneuert, auch wohl mit der Ausführung angefangen, die Mythologie der Edda wieder geltend zu machen. Es hat den Schein, als würde sie, die auf gemeinschaftlichem Boden entsprungen, am geschicktesten sein, unsere Anschauungen des Geistigen sinnlich auszudrücken. Aber den einmal abgestorbenen Formen will sich kein Leben einhauchen lassen, sie sind uns, bis auf wenig Einzelnes, so fremd geworden, als etwa die Götterbilder asiatischer Völker, und wir lassen uns die indische Maja so gut als Freia oder den Hanuman wie den Loke gefallen. Die griechische Mythologie behält den Vortheil, bei dem fortgesetzten Umgang mit den Werken der Griechen und Römer uns als symbolischer Ausdruck des Geistigen geläufiger zu sein. Mehr kann sie natürlicher Weise nicht bedeuten, ja, von einer anderen Wirkung irgend einer Mythologie darf überhaupt nicht die Rede sein, in dieser Stelle aber wird sie sich auch fortwährend erhalten. Die nordische dafür einzusetzen würde theils unausführbar sein, weil eine so durchdringende Bekanntschaft derselben sich nicht wohl erzeugen kann, theils auch keinen Gewinn, vielmehr Verlust bringen, weil sie bei weitem nicht so reichliche Ausdrücke und so feine Unterscheidungen liefert. Sie indessen daneben, so viel passend und ungezwungen geschehen kann, auf gleiche anzuwenden kann immer vortheilhaft sein, nur ist, wie gesagt, die griechische 49
Mythologie ungleich mehr zu sinnlichem und poetischem Gebrauch verarbeitet und wird sich den Gedanken leichter darbieten. Dabei kann gar wohl bestehen, dass die nordische den ursprünglicheren und tieferen Sinn nicht selten reiner erhalten, denn dass bei der Ausbildung der Form Geist und Bedeutung zurücktrete und verhüllt werde, ist wohl keine zweifelhafte Behauptung mehr. Am unglücklichsten ist aber der Gedanke, die nordische Mythe zum Gegenstand der bildenden Künste zu machen. Bei den Griechen und Römern hat die Kunst erst den Mythen die äusserliche Form, den Göttern die Schönheit der Gestalt gegeben, nicht umgekehrt sind sie der Kunst zu

blosser Nachbildung zugeliefert worden; es fand wohl eine Wechselwirkung Statt, zu welcher aber nothwendigerweise das fortdauernde Leben der Mythologie gehört. Die bildende Kunst ist aber niemals im Norden mit einigem Erfolg geübt worden, also nicht einmal an eine erträgliche Nachahmung wäre zu denken, und es könnte aus solchen Bemühungen nur ein unglückliches Mittelding hervorkommen, das weder jener noch der gegenwärtigen Zeit zugehörte. Gelänge es z. B. etwas von dem Bedeutenden einzutragen, so müsste es durch die moderne Eleganz der Ausführung schon lächerlich werden. Ähnlich beschreibt der Volksglaube die Gespenster als unglücklich schwebende Geister, die weder die Erde berühren noch auch in die Luft aufsteigen können.

Dies ist nicht schwer einzusehen, verschieden aber und schwieriger ist das Verhältnis der heutigen Poesie zu jener des Alterthums. Wir können durch eine genauere Bekanntschaft, zumal bei der in unserer Zeit ausgebildeten Fähigkeit, sich fremde Zustände zu vergegenwärtigen, in die Mitte der poetischen Gesinnung des Alterthums uns wohl versetzen und ihre treffliche Eigenthümlichkeit lebhaft fühlen. Da die Poesie schon weniger als die Mythologie von den Formen abhängig ist und gerade das Allgemeinere, Menschliche ausspricht, auch die Phantasie dem Wort jedes Mal eine Gestalt zu geben weiss, so glaubt man durch Nachbildung jener Vorzüge oder Einmischung derselben unserer Poesie aus der alten einen grossen Gewinn zuzuwenden und sie zu ihrer eigentlichen Quelle zurückzuführen. Hierzu kommt nun das durch die alten Sagen dargebotene Material, dessen poetischer Inhalt unleugbar ist und der neuen Dichtung immer einen gewissen Werth im voraus zusichert. Auf diese Weise hat sich in Deutschland sowohl als in Dänemark eine besondere alterthümliche Poesie von nicht geringem Umfang gebildet. Sie hat ihren eigenen Stil, ihre Weise die Natur und Weltverhältnisse zu betrachten, eine eigen gefärbte Sprache; endlich bei aller Verschiedenheit im Einzelnen offenbart sich in ihren sämmtlichen Erzeugnissen eine gewisse Familienähnlichkeit.

Dieser Poesie fehlt es nicht an Werken, die sich sichtbar auszeichnen und mit mancherlei Vorzügen und Schönheiten

ausgestattet sind. Denn wenn ein wirklich poetischer Geist
etwas anrührt, so gewährt er ihm immer ein gewisses Leben,
und hat er eben jenes allen Zeiten Gemeinsame gefasst, so hat
er aus Mimers Brunnen geschöpft, der noch heute wie damals,
wenn gleich unter anderem Namen, fortquillt. Auch wirkt dann
die Eigenthümlichkeit der Manier, das Naive der Ansicht und
der Sprache angenehm und verführerisch. Im Ganzen jedoch
lässt sich in diesen Werken der Gegensatz zwei verschiedener
Elemente, die sich nur in einzelnen glücklichen Augenblicken
durchdringen, wahrnehmen. Die Poesie des Alterthums (die,
von welcher hier die Rede ist) besteht aus überlieferten Sagen,
welche sie jedes Mal so treu und wahr, als sie vermag, nicht 50
geringer aber auch nicht besser, auszusprechen trachtet, welche
sie aber nach einer besonderen Ansicht zu erklären und herum-
zubilden nicht wagt. Sie stellt sich nämlich nicht über, sondern
unter die Überlieferung, und der Gedanke an eine willkürliche
Veränderung derselben erscheint ihr ebenso unnatürlich, als
gedächte man Rosen aus einer Eichwurzel hervorzutreiben.
Zwar verändert sich jedes Mal die Sage und gewährt ein Bild
der Zeit, in welcher sie ausgesprochen wird, aber es geschieht
ohne Vorsatz dazu, unbewusst, und nur in diesem Sinne kann
von einem Verändern und Fortbilden derselben die Rede sein.
Demnach herrscht darin das Epische oder die Fabel, und Sinn
und Bedeutung liegt darin ebenso offen und ebenso verschlossen
und unendlicher Betrachtung und Auslegung fähig, wie in
allem, was ein organisches Dasein hat. Die neuere Poesie
dagegen (insofern wir sie im Gegensatz zu jener betrachten,
denn die unmittelbar fliessende Quelle kann ihr nicht fehlen)
ist auf Bewusstsein und innere Betrachtung gegründet und
grösstentheils der Überlieferung beraubt, oder wenn man lieber
sich so ausdrücken will, ohne Geschick, sie zu erkennen. Die
Fabel bedeutet ihr daher weniger, sie stellt sich darüber und
behandelt sie als Mittel, das erkannte Geistige darzustellen,
auch können wir in ihren meisten Erzeugnissen ein Hintansetzen
derselben leicht bemerken. Ergreift nun jene alterthümliche
Poesie unserer Zeit eine Sage in den Formen des Alterthums
und will diese hingewelkte Gestalt neu beleben, so spürt man

auf der einen Seite die natürliche Macht des Inhalts: sie wirkt auf den Dichter, selbst gegen seinen Willen, er gibt ihr nach und reicht uns ganze Stücke, in welchen er der Diener des Überlieferten ist, das er nur mit den Blumen, wie sie sein poetischer Garten trägt, ausschmückt. Auf der anderen Seite hat er wieder die Gewalt in Händen, ordnet die Fabel seinem eigenthümlichen Geist unter und gestaltet sie nach dessen Bedürfnissen neu. Vorzüglich ist er dann auf die Ausbildung der Charaktere oder die Darlegung der inneren Geschichte bedacht, die in den Sagen des Alterthums nie mehr enthüllt werden, als es gerade der Gang der Geschichte mit sich bringt. Dort wird die Nothwendigkeit nicht empfunden, von dem vollen und ganzen Dasein der Menschen Beweise zu liefern; und um einer Seite Wahrheit zu geben, ist nicht nöthig die ganze Gestalt von allen vorzuzeigen. Jene beiden Bestandtheile können zwar in mechanischer Hinsicht fein und geschickt verbunden sein, auch die Zusammenfügungen mit mancherlei Zierat überdeckt, wir empfinden dennoch, dass wir durch zwei verschiedene Regionen geführt werden, in der einen wandeln leibhafte Menschen, deren Geist wir ahnen, in der anderen Geister, die nach einem festen Leib sich sehnen. Öfter ist auch die Mischung wenig künstlich, und es zeigen sich, wenn ein anderes Gleichnis erlaubt ist, Fettaugen, die auf dem Wasser hin und her schwimmen. Gleichfalls sind Beispiele vorhanden, besonders im Dramatischen, dass man die Sage in ihrem Inhalt wenig verändert oder ganz ungestört erhalten, aber mit dem, was die Zeit liefert, neu sie ausfüllen, gleichsam die Gesinnung hineinlegen wollen. Man denkt, wenn man die alten Gestalten sich wieder erheben, fortschreiten und reden sieht, an jene Geschichten von Abgestorbenen, in welche ein fremder Geist gefahren ist und sie scheinbar eine Zeit lang belebt hat. Sie geben sich für dieselben aus, das vergangene Leben ist ihnen bekannt, und sie wissen davon zu sagen, aber es ist etwas Fremdes und Unheimliches, auch Ängstliches in ihren Reden, bis wir endlich erkennen, dass ein anderer Geist aus ihnen spricht, der weder in jener Vorzeit gelebt, noch
51 auch zur Gegenwart gerad und aufrichtig sich ekennt. Wie seltsam däucht es uns, wenn wir Chriemhilde, Sigurd, oder wer

es sonst aus der vergangenen Heldenwelt ist, wieder vor uns erblicken! Sie sind es und sind es auch nicht, sie vollbringen jene Thaten, und doch hat sie ihr Herz nicht dazu getrieben.

Folgt aber daraus, dass das Wiederauffassen alter Sagen an sich unstatthaft sei? Gewiss nicht, ein solcher Schluss würde sich auch leicht widerlegen lassen; denn besitzen wir nicht in Goethes Faust ein Gedicht, das einen alten Grund hat und dennoch gänzlich unserer Zeit angehört, mit jeder Höhe und Tiefe derselben bekannt? Ist nicht ein grosser Theil von Shakspeares Werken auf die alte Fabelzeit gegründet? Und um etwas recht Verschiedenartiges zu nennen: hat nicht Tieck die kleinen Sagen vom Blaubart, dem gestiefelten Kater, dem lieblichen Rothkäppchen auf das Lebendigste für uns dargestellt? Es gehört dazu, dass der Dichter zu erkennen weiss, auf welche Art die Sage noch wirklich heute vorhanden ist und wie ihr eigentlicher Geist sich erhalten. Nicht das Alterthum soll sich wieder darin vorstellen, sondern unsere frische, lebensvolle Gegenwart. Alles aber, was abgestorben ist, besonders die vergängliche Form kann man ruhig der bloss geschichtlichen Betrachtung überlassen.

Was Übersetzungen betrifft, so kann gegen jene, welche zur Erläuterung der Urschrift dienen und in vielen Fällen als ein vorzügliches Mittel zum Verständnis anzusehen sind, nichts eingewendet werden. Sie fallen der wissenschaftlichen Bearbeitung anheim und müssen nur dem Anspruch unabhängig und selbstständig etwas zu bedeuten entsagen, am wenigsten dürfen sie darauf ausgehen, die Urschrift entbehrlich zu machen. Dagegen bei den eigentlich poetischen Übersetzungen, welche eine Dichtung herüberführen und als Eigenthum uns überliefern wollen, muss ein wirkliches Bedürfnis vorhanden sein, sonst bleibt die Arbeit, wenn sie auch noch so geschickt wäre, unfruchtbar und geräth mit Recht in Vergessenheit. Die Überladung in diesem Fache hat eben in neueren Zeiten unserer schönen Litteratur einen etwas langweiligen Charakter und einen gewissen unbequemen, selbst schädlichen Reichthum gegeben, denn es ist eine natürliche Folge, dass mit dem allzugrossen Zuwachs fremder Ideen die Beweglichkeit der eigenen sich vermindert.

Ob ein Bedürfnis nach einer Übersetzung da sei oder nicht, lässt sich freilich nicht nach Regeln bestimmen, es wird sich aber ein sicheres Gefühl davon bei denen, welche die Forderungen der Zeit zu beurtheilen verstehen, wohl einfinden. Das trefflichste Beispiel ist Shakspeare, denn man kann für gewiss annehmen, dass die Deutschen eine Übersetzung desselben nie mehr entbehren wollen. Die Aufgabe ist dann nur nach dem Geist des Originals, nicht nach der Unmöglichkeit zu trachten, eine Übersetzung zu liefern, die jenem gegenüber nichts verloren hätte. Auch jeden Einfluss der Zeit darauf abzuschneiden wird nicht gelingen, man wird dies ertragen müssen, wie den Gedanken, dass die veränderte Sprache eine neue Übersetzung in der Zukunft nöthig macht. Was aus dem nordischen Alterthum poetisch zu übersetzen wäre, wird sich nicht schwer bestimmen lassen, dem Umfange nach ist es nicht viel. Es ist ein eigener Missgriff, dem es nicht zur Entschuldigung gereicht, dass er wiederholt worden, wenn man die *mythischen* Lieder der Edda, deren Verständnis oft den mühsamsten Forschungen sich nicht öffnet, durch elegante und kunstmässige Bearbeitungen bei uns hat einführen wollen.

In dem bisher Gesagten ist wohl schon die Antwort angedeutet, wenn jemand fragt, wozu denn das Studium des Alter-
52 thums diene und weshalb es empfohlen werde? Gewiss nicht um einer mechanischen Verbindung des Alten und Neuen den Weg zu bahnen und um von dort her Stücke zu holen, wenn es bei uns irgendwo nicht zum besten bestellt sein oder ganz fehlen sollte. Auch nicht um alles, was wir besitzen, niederzureissen und nach jenem Muster, das uns besser däucht, neu aufzubauen. Der Werth des Alterthums besteht darin, dass es uns unsere eigene Gegenwart erkennen lehrt. Wir gewinnen die Überzeugung, dass diese nicht aus zufälligen Ursachen, sondern nothwendig auf jener Grundlage sich entwickelt hat, wodurch allem Willkürlichen und Ungeschichtlichen in der Behandlung derselben gewehrt wird. Ferner werden wir angewiesen, auf das Geringe und Unbedeutende zu achten, und unser Auge wird gestärkt, in dem Unscheinbaren den Keim des Wichtigen zu sehen. Wie vieles Brauchbare ist als leer und

unfruchtbar weggeworfen und zertreten worden. Dies gilt nicht bloss von der Poesie, Sprache und Geschichte, sondern überhaupt von dem bürgerlichen Leben. Wie man bemerkt hat, dass, nachdem Galls System bekannt geworden, die Bildhauer die Form des Schädels sorgfältiger betrachtet und richtiger verstanden, oder wie die Maler durch das Studium der Anatomie erst die leisen Übergänge und wallenden Linien des lebenden Leibes erkennen, so dient auch das Alterthum, dasjenige, was sich sonst dem Blick entzieht, zu sehen und der wahren Gestalt näher zu kommen. Hier ist auch der Punkt, wo ein Stärken und wirkliches Fortbilden dadurch möglich wird und der Nutzen sich praktisch zeigt, denn es kann das Schwankende stützen, das Verwirrte ordnen und nach einem alten Bilde die verwilderten Runen unterscheiden und in ihre natürliche Folge legen.

Es ist daher auch klar, dass das vaterländische Alterthum die erste und grösste Rücksicht verdient. Die Frage, ob es in allen Theilen trefflich und beifallswürdig sei, kommt dabei nicht in Betracht, da es ja zu einer rohen Nachahmung nicht soll hingestellt werden. Auch ist der Streit, inwiefern das Alterthum anderer edler Völker wegen höherer Ausbildung den Vorzug verdiene, nutzlos; denn eine höhere Trefflichkeit, selbst wenn sie erwiesen wäre, auch nicht durch Gegensätze bedingt, denen wir mit Recht uns entziehen, wird doch nur einer von dem Allernächstliegenden abgelösten Gesinnung als der letzte Grund des Vorzugs erscheinen. Die unbedingten Verehrer der Griechen, welche diese überall als das einzige Muster voranstellen, haben hier durch Beförderung einer seelenlosen Nachahmung viel geschadet. Die Aufgabe nämlich unserer Bildung ist nicht, bei uns eine Sammlung aller aufzubringenden Vortrefflichkeiten anzulegen, sondern eine naturgemässe Entwickelung unserer Eigenthümlichkeit zu befördern. Das Unrecht gegen die Vorzüge des Fremden fängt erst da an, wo wir absichtlich die Augen davor verschliessen und jede Einwirkung desselben abzuschneiden gedenken; dann nämlich entziehen wir uns die Freiheit und fangen an abzusterben.

Nächst dem einheimischen Alterthum ist aber das nordische das wichtigste, oder vielmehr es ist als ein Theil desselben zu

betrachten. Wir dürfen uns hier eines glücklichen Verhältnisses freuen, indem das germanische Element unserer Bildung, mit dem schon früh, aber mit entschiedenem Gewicht seit der Zeit der Völkerwanderungen das römische zusammenkam, in dem abgetrennten Norden reiner und ungestörter sich erhielt und fortbildete. Dieser ward erst durch die Einführung des Christenthums, dessen Herrschaft nicht eher als im 11. Jahrhundert
53 durchgedrungen war, ähnlichen Einflüssen geöffnet und trat mit Deutschland in eine gleiche Bahn. Das nordische Alterthum verhält sich daher zu dem deutschen, wie die Sprache der Bewohner abgeschlossener Thäler und Berge zu der, welche sich in den Städten der offenen Landschaft aus vielfach bewegtem Leben und durch die von allen Seiten zuströmenden Einwirkungen gebildet hat. Jene ist in sich vollkommener geblieben, diese reicher an Mitteln geworden. Die altnordische Poesie gewährt ein wahrscheinlich sehr nah verwandtes Bild der ältesten deutschen bis auf wenige Spuren untergegangenen, und dies Verhältnis wird sich einmal noch genauer darlegen lassen, nur dass der Mangel an entsprechenden Denkmälern bei uns nicht gestatten wird, es so gründlich und ausführlich nachzuweisen, wie es bereits bei der Sprache geschehen ist. In der Mythologie sind die Grundzüge des Gemeinschaftlichen ohne Zweifel noch vorhanden, obgleich die Meinung viel Wahrscheinliches hat, dass die auf uns gekommenen mythischen Quellen eine dem Norden eigenthümlich zugehörige Fortbildung darstellen. Grosse Aufklärung ist endlich für Sitten, das ganze Privatleben und das überlieferte Volksrecht von dorther zu erwarten.

W. C. Grimm.

ZUR LITTERATUR DER RUNEN.*)

Nebst Mittheilung runischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften.

Wiener Jahrbücher der Litteratur. Wien 1828. Gedruckt bey Carl Gerold. Bd 43, S. 1—42 = Separatabdruck S. 1—42.

1) RUNENALPHABET IN EINEM WIENER KODEX.

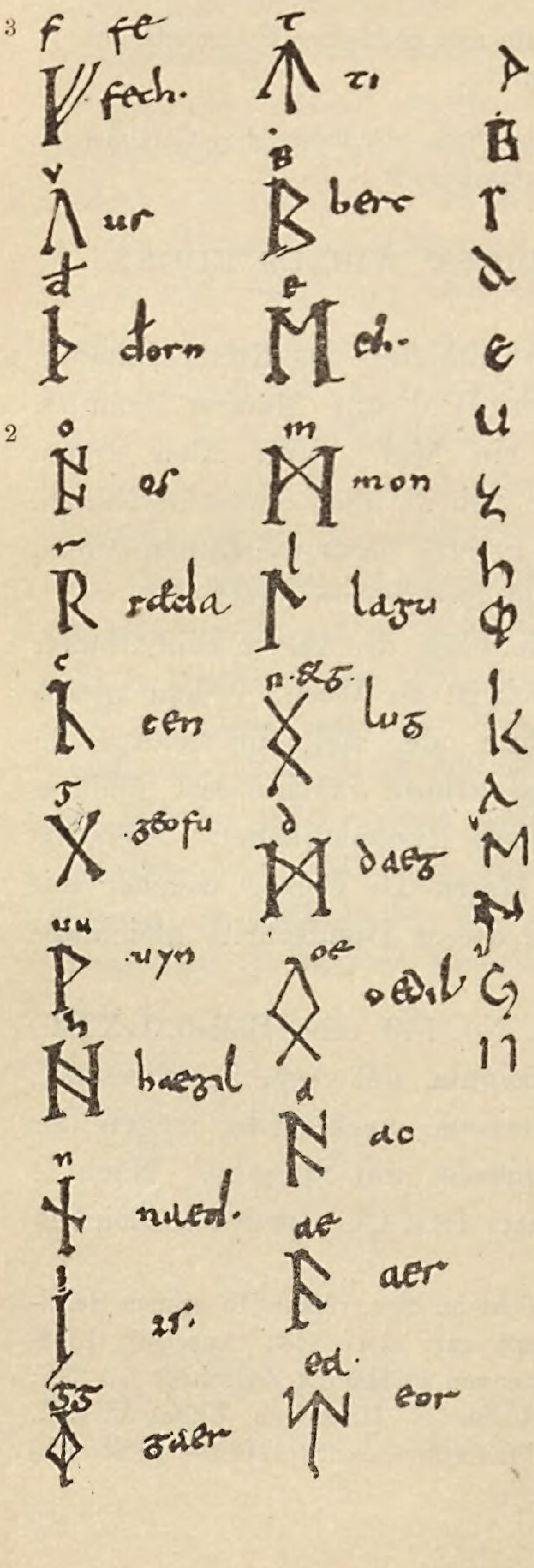
Zwei Wiener Handschriften enthalten das Runenalphabet, 1
welches sich in den Werken des Hrabanus Maurus befindet, No. 64 zwei Mal und No. 828 ein Mal. Von allen dreien findet man Abbildung in meiner Schrift über deutsche Runen. Eine dritte Handschrift No. 277 lieferte bloss die Runennamen, die gleichfalls dort mitgetheilt und besprochen sind.

Jetzt empfange ich durch die Güte des Herrn Bibliothekar Kopitar aus einer vierten Handschrift zu Wien, welche gleich den vorhin genannten in das zehnte oder vielmehr richtiger in den Übergang des neunten in das zehnte Jahrhundert gehören mag, ein viertes neu aufgefundenes Runenalphabet. Kenntnis davon hatte ich bereits durch Herrn Dr Pertz, welcher auf seiner gelehrten Reise die Runen dieser Handschrift gleichfalls bemerkt und abgezeichnet hatte.

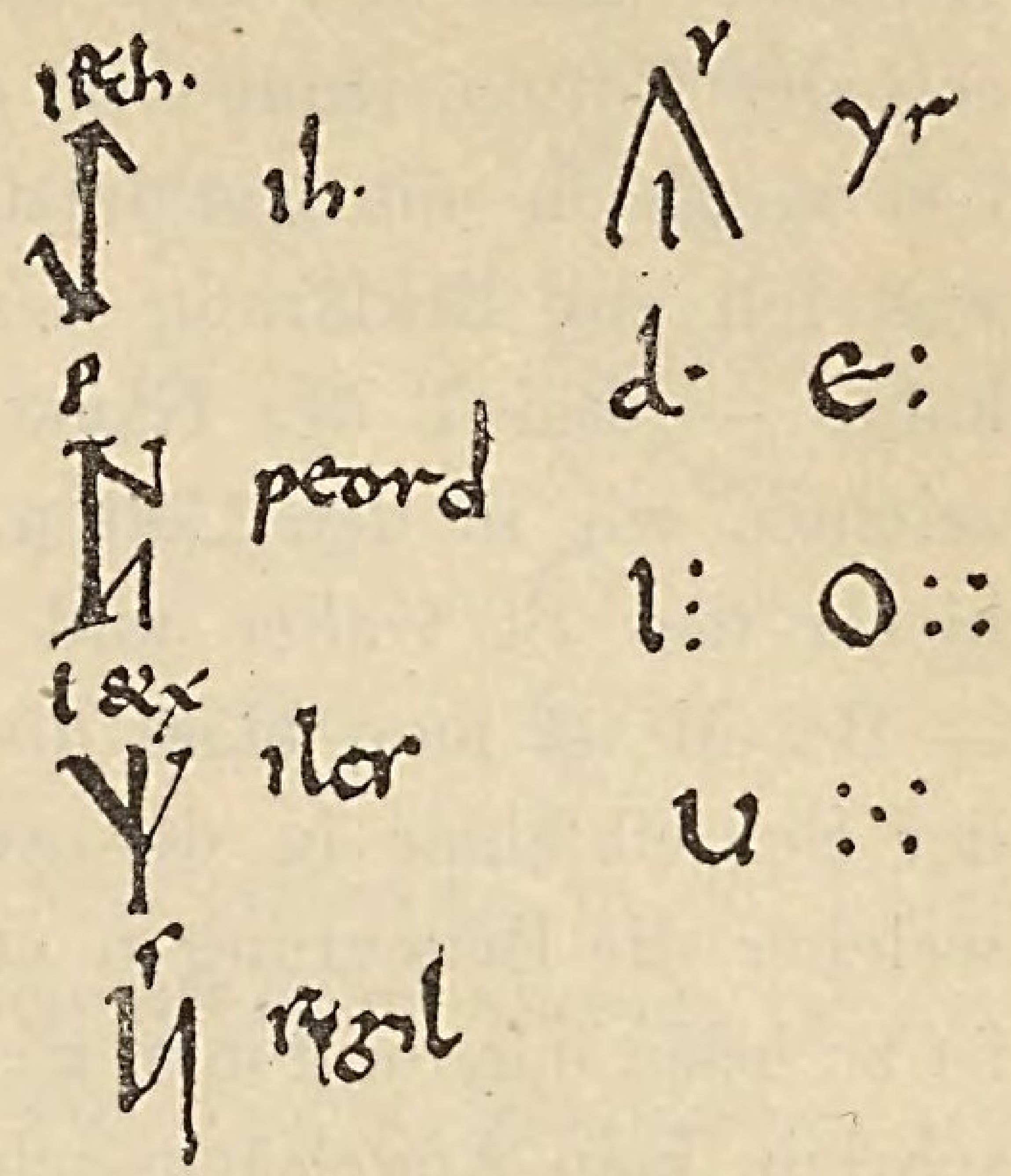
Der Kodex (membr. Salisb. No. 140 olim Salisb. LXXI) enthält Fol. 1—18 Alcuini orthographia, mit vesperi schliessend; Fol. 19[a] formae litt. secundum Graecos, merkwürdig wegen der zum Theil neugriechischen Aussprache und Sprache. Nach Ω kommt noch ↑ niacusin (ἐννακόσιοι) DCCCC, welches Zeichen

*) Geschrieben und nach Wien geschickt im Nov. 1826. [In seinem Handexemplar verweist W. Grimm überhaupt auf: Aufsess, Anzeiger 1832, p. 27—32. Runen von Massmann. Massmann in Haupts Zeitschrift 1, 298; in den Münchner gelehrten Anzeigen 1841 No. 30. Massmann, Ulfilas XLVIII, LI dass. über das Alphabet des Ulfilas. Bukarester Inschrift, Massm. Ulfilas LI.]

wir unten näher berücksichtigen werden. Fol. 19[b] eine Buchstabiertabelle. Fol. 20[a] das nach der Zeichnung des Herrn von Bartsch hier folgende Runenalphabet, wozu ich nur bemerke, dass die Runenzeichen selbst (wie auch vorher Fol. 19[a] die griechischen Buchstaben) im Original mit rother Farbe geschrieben sind.



Diese Runen sind nun keine anderen als angelsächsische und gehören zu jenen, welche ich aus zwei St. Galler und einer Pariser Handschrift in der vorhin genannten Schrift bekannt gemacht und erläutert habe. Dieses Alphabet unterscheidet sich nur insofern, als in den beigeschriebenen Runennamen angelsächsische Sprachformen und die gewöhnliche angelsächsische Schrift sich zeigt, wodurch es noch mehr äussere Ähnlichkeit mit den aus Cotton. Hss. entnommenen und nach Hickes Taf. III mitgetheilten Alphabeten enthält. Da es nun in einer Schrift Alcuins steht und der Kodex aus Salzburg stammt, wo Alcuins Bruder Arno Erzbischof war, so ist nicht unmöglich, dass dieser selbst es mit aus England gebracht hat. Das müsste in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts geschehen sein. Das Original haben wir indessen, wenn auch eine genauere Untersuchung der



Handschrift ihr Alter höher hinaufrücken sollte, nicht vor uns, sondern eine weitere Abschrift, eben weil angelsächsische und deutsche Formen und Schriftzüge unter einander gemischt sind.

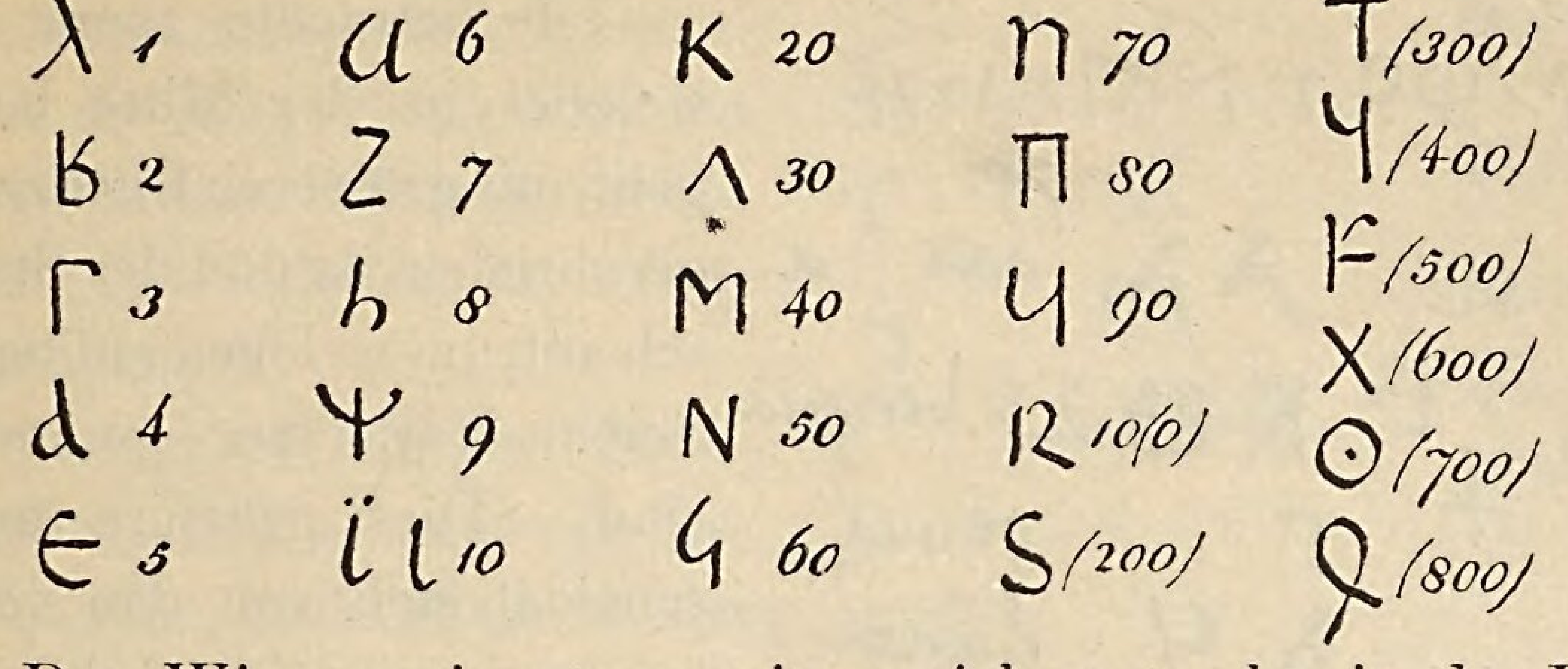
Dies näher darzuthun, will ich die Runen einzeln durchgehen. Geordnet sind sie nicht nach dem lateinischen Alphabet, sondern sie haben ihre eigenthümliche Folge beibehalten. Fê, fech ist mehr deutsche als angelsächsische Form, die feoh geschrieben wird. — Die zweite Rune, ur, welche gewöhnlich folgende Gestalt hat, ᚢ, ist hier oben ganz zugespitzt, wie es nur noch in den sogenannten Runen des Isidor vorkommt. — Das ð (dh) bei der dritten Rune verräth die angelsächsische Abkunft, in anderen Handschriften (s. Taf. I u. II meiner Schrift) findet man ein th, welches wenigstens nach der Raskischen Regel im Anlaut das Richtigere wäre. — Bei R steht ræda; als angelsächsisches Wort enthielte es einen doppelten Fehler, denn das a ist falscher Zusatz, und das Wort selbst heisst râd, dem nordischen reid entsprechend; ræd würde consilium bedeuten; dagegen könnte man ræda als eine Annäherung zu der althochdeutschen Form reita (Gramm. II S. 514) betrachten. — Gegen geofu ist beim G nichts einzuwenden, und es ist besser angelsächsisch, als das sonst vorkommende gyfu. — Bei dem folgenden VV fällt auf, dass in dem Namen uyn (richtiger uuyn, wie auch uu über dem Zeichen steht) das angelsächsische eben aus den Runen beibehaltene Zeichen ƿ nicht gebraucht ist, wie in den Alphabeten aus den Cotton. Handschriften immer. — Hægil (d. h. hägel) ist angelsächsische Form, gleich naed, wenn es richtig neád geschrieben wäre, entsprechend dem deutschen hakal und nôt. — Gaer, richtig, kommt mit dem gothischen jêr überein, warum ein doppeltes g neben dem Zeichen steht, wenn es nicht Zufall ist, weiss ich nicht; griechische Aussprache kann nicht gemeint sein. — Die nächste Rune bedeutet ih, wie im St. Galler

4 Alphabet steht und hier daneben angegeben ist, i et h, das eo: eoh der Cotton. Runen ist doch nur dasselbe, ebenso hier ilcs, i et x, gleich mit dem dortigen eolx, iolx. Ich wiederhole nicht, was ich zur Erklärung der Namen bereits anderwärts gesagt habe. — Bei T der Name tî, nicht tîr mit dem Geschlechtszeichen, wie in den Cotton. Alphabeten (vgl. Taf. III), sondern hierin den St. Galler und Pariser Handschriften beistimmend. — Bei M ist mon bloss dialektische Abweichung, desto grösser der Schreibfehler in der zweiten darauf folgenden Rune, über welcher die Bedeutung n et g angegeben ist; nämlich statt lug ist zu lesen ing, und man sieht hier, dass der, welcher den Kodex schrieb, kein Angelsächsisch verstand. — Bei D ist daeg (l. däg) wiederum angelsächsische Form, wie bei oedil. — Die zwei folgenden Runen, ac und aer genannt, bezeichnen das einfache a und das doppelte â, allein aer ist falsch und dafür äsc zu lesen. Bei der nächsten ist eor gleichfalls unrichtig*) und sollte ear heissen, wie auch ein darüber stehendes ea beweist. Es fehlen noch einige Runen für zusammengesetzte Laute, die in Cotton. Handschriften vorkommen, aber nicht wesentlich sind. Die ebenfalls roth geschriebenen lateinischen Vokale mit den Punkten zeigen die bekannte Geheimschrift an. Beispiele in Savignys Geschichte des römischen Rechts III S. 742, IV S. 455.

2) GOTHISCHE ALPHABETE.

Neben die Runen sind, jedoch mit schwarzer Tinte, eine Anzahl gothischer Buchstaben geschrieben. Die Berührung des gothischen und runischen Alphabets, wovon uns hier ein neuer Beweis erwartet, erklärt und rechtfertigt es hinlänglich, wenn wir dabei verweilen. Es sind nur sechzehn Zeichen, und mit U wird abgebrochen. Ich will zuvörderst ein anderes gothisches Alphabet, welches Herr Dr Pertz in einer Vatikanischen Handschrift No. 1795, Fol. 9 entdeckt und mir gütigst mitgetheilt hat, folgen lassen:

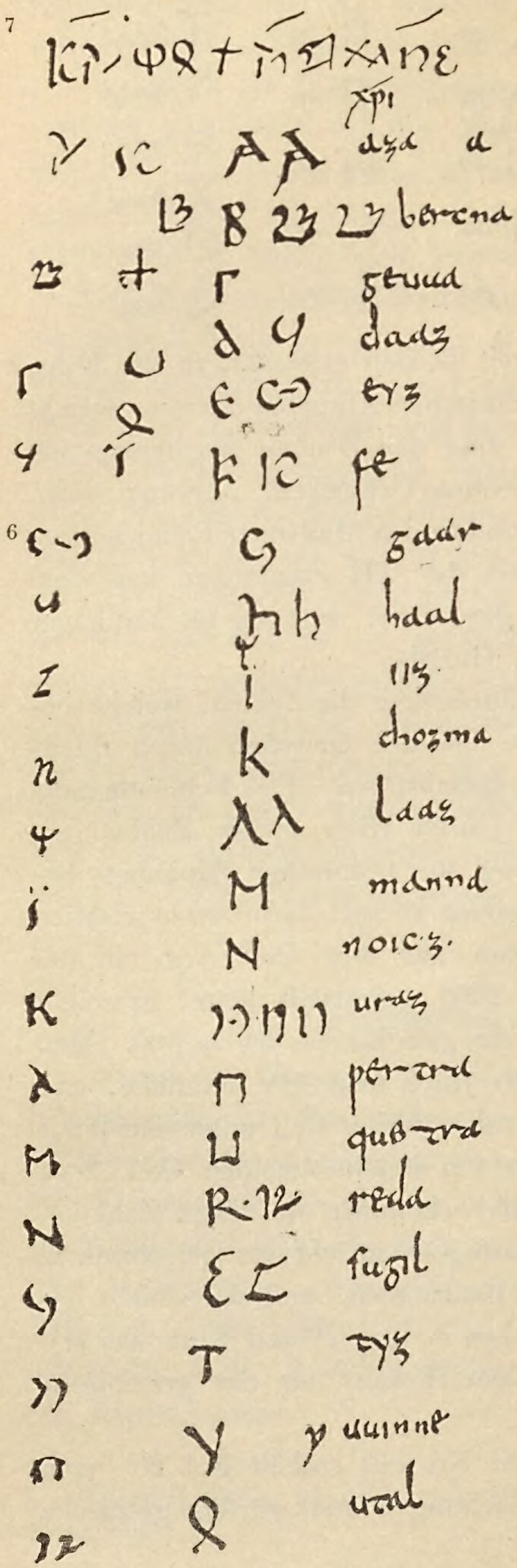
*) [Jacob Grimm setzt in seinem Handexemplar ein Fragezeichen hinter dieses Wort.]



Das Wiener stimmt, soweit es sich erstreckt, in der Folge der Buchstaben mit dem Vatikanischen Alphabet überein, weicht aber in den Zügen darin ab, dass das B oben geschlossen ist, gleich dem B der neapolitanischen Urkunden, während sonst, d. h. im Cod. Arg. Guelferbyt. und in den Mailänder Palimpsesten, es offen bleibt. Gleichfalls ist das TH zugezogen und dem griechischen Φ ganz ähnlich geworden, dagegen im Vatikaner Kodex hat es die gewöhnliche Gestalt.

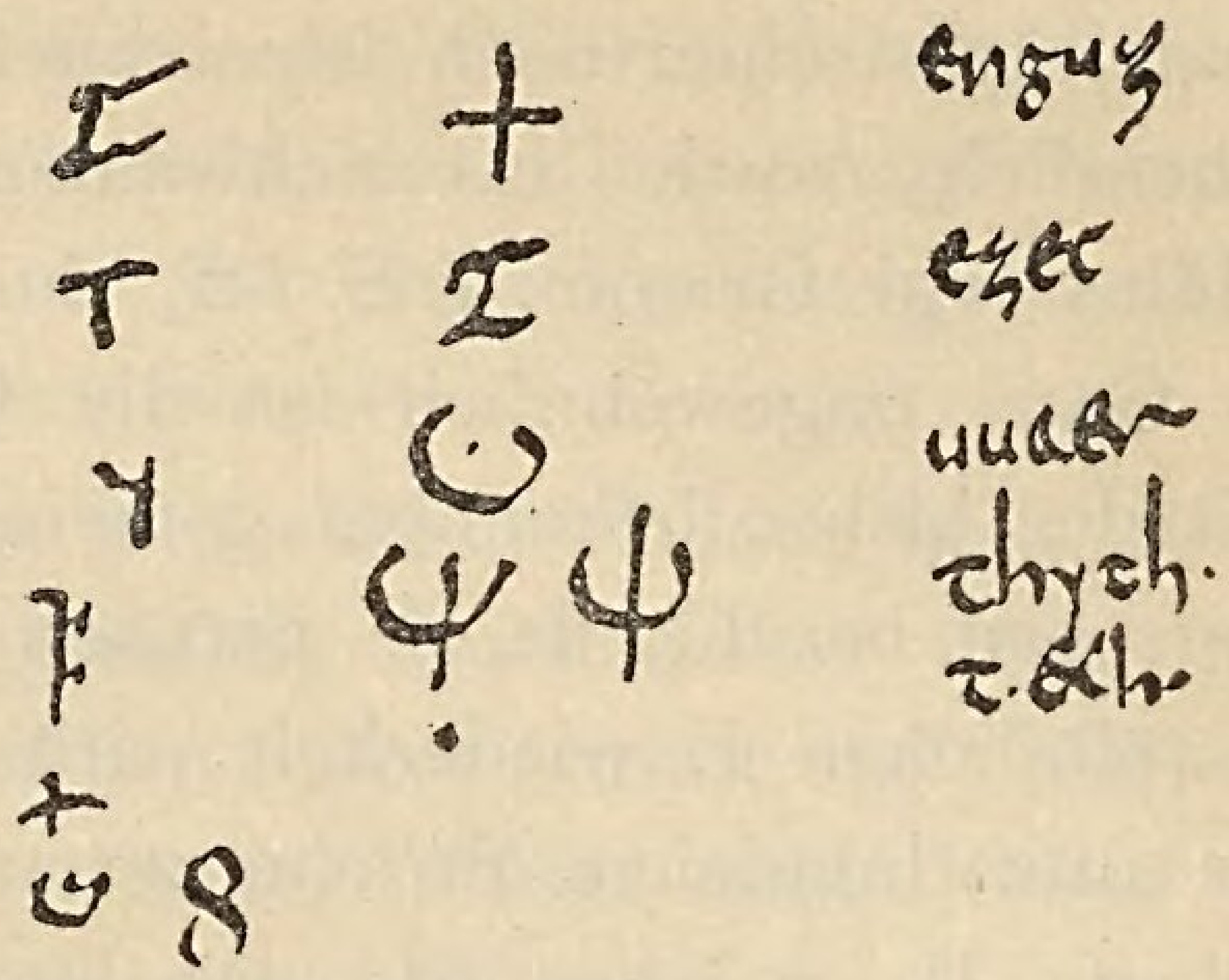
Dem Vatikanischen sind ausserdem die Zahlen, welche bekanntlich bei den Gothen wie bei den Griechen durch Buchstaben ausgedrückt werden, beigeschrieben. Das Fehlende habe ich in Klammern zugefügt. Durch Hilfe dieser Zahlen hat man mit Sicherheit die Ordnung des gothischen Alphabets bestimmen können, und vorliegendes kommt darin auch wirklich mit dem überein, welches Ihre aus dem Cod. Arg. (in der Büsching'schen Sammlung, S. 200) aufgestellt hatte; es reicht mit sämmtlichen Zeichen, wie das griechische, bis zu 800. Man findet darin nach dem P auch jenes dem QV ähnliche, nur durch einen länger herabgehenden Strich sich unterscheidende ἐπίσημον ϥ, mit der Geltung von 90, welches aus dem Cod. Arg., wo es jedoch nirgends im Text vorkommt, als blosse Zahl bekannt ist. Die gothische Ordnung entspricht der griechischen, nur fehlen die nicht nöthigen Buchstaben, und sie schiebt das J und U statt Ξ und O zwischen N und P und dann das HV für das Ψ ein; das QV vor dem H kann als das griechische Κόππα betrachtet werden.

Allein unser Wiener Kodex No. 140 enthält Fol. 20[b] noch folgende beide, in manchen Beziehungen merkwürdige gothische Alphabete:



Ich betrachte zuerst das, welches in der Mitte herabgeht, mit grösseren Buchstaben geschrieben ist und der Stamm scheint, um welchen auf beiden Seiten Varietäten gesammelt sind. Dies grössere unterscheidet sich von den vorhin besprochenen sogleich dadurch, dass nicht die gothische Ordnung befolgt ist, sondern die lateinische, jener Vermuthung gemäss, wornach es erst aus einem gothischen Text gezogen, nicht etwa Abschrift eines bereits richtig aufgestellten ist, wie in dem Vatikaner Kodex. Das G nimmt die Stelle des C ein, und J steht dann für G. Bei U, V, Ô sind Verwechslungen vorgefallen.

Das gothische U hat die Stelle des lateinischen O, das gothische V hat die Stelle des lateinischen U, das gothische Ô hat die Stelle des lateinischen V. Dann folgen X (CH) mit dem seltsamen Namen enguz und Z, welches, in der gothischen Ordnung weit oben stehend, den sechsten Platz hat. HV und TH werden zuletzt angehängt, weil die lateinische Ordnung keine Stelle für sie hat. Das oben zwischen H und I gesetzte TH ist offen-



bar störend eingerückt*), nachdem die Reihe fertig war, hat auch keinen Namen neben sich, mit welchem es bereits unten stand.

Die Form dieser Buchstaben ist im Ganzen die gewöhnliche, namentlich ist das TH offen, und nur das B oben wieder zugezogen. Das S gleicht dem S der neapolitanischen Urkunden, wo es aussieht wie ein lateinisches E, der griechischen Gestalt ähnlich, während in der Handschrift des Ulfilas es die lateinische hat. Endlich ist das HV, sonst überall ein vollkommener Zirkel mit einem Punkt in der Mitte (⊙), hier nach oben hin geöffnet.

Ein zweites gothisches Alphabet zur rechten Seite erscheint gleich auf den ersten Anblick merkwürdig: theils sind die Buchstaben kleiner und mehr liegend, jener Kursivschrift sich nähernd, welche die neapolitanischen Urkunden darstellen; theils enthält es eigenthümliche und neue Zeichen. Es scheint wie von einer anderen Hand zugefügt und befolgt, von den anderen abweichend und einen kundigeren Verfasser verrathend, die gothische Ordnung und zwar bis auf einen streitigen Punkt, ohne zu fehlen. Das A, dessen Gestalt auffällt und welches aus drei von einander abgelösten Strichen besteht, wird doch, sobald man diese nur zusammenschiebt und verbindet, dem A in jenen Urkunden sehr ähnlich, sowie das geschlossene B dem dortigen gleicht. Das D befremdet, es hat nämlich offenbar die Gestalt von jenem ἐπίσημον ϟ für die Zahl 90. Wie, wenn dieses doch ursprünglich ein Buchstabe wäre und einen bereits untergegangenen Laut bezeichnete? Tenuis, media und aspirata der Lingualreihe sind vorhanden, und wird ihm doch darin, wie 8
hier geschieht, ein Platz angewiesen, so könnte es nichts anders als eine aspirierte media, ein DH sein. Die Existenz derselben wäre allerdings merkwürdig, und da sie im Nordischen und

*) [? »es gehört als Zahlzeichen dahin.« Jacob Grimm ebenda.]

Angelsächsischen noch bezeichnet wird, an sich nicht unwahrscheinlich, sowie das Schwanken zwischen D und TH beim Ulfilas (vgl. Gramm. I S. 62) durch ihren Verlust zu erklären. — Ganz ungewöhnlich ist die Gestalt des E, die gar nichts mit der bisher bekannten gemein hat und gleichwohl auf keinem Versehen beruht, da sie hernach auf der linken Seite neben dem gewöhnlichen E wiederholt wird. Allein rückt man auch hier die unverbundenen Striche zusammen, so erhält man das umgelegte E, welches wie das lateinische M aussieht: ; und hier bricht eine neue Übereinstimmung mit den angelsächsischen Runen hervor, wo das E gleichfalls eine dem lateinischen M ähnliche Gestalt hat. — In richtiger gothischer Ordnung folgen QV, Z, H (dessen vorderer Strich nicht so hoch hinaufgeht, als in der sonst bekannten gothischen Schrift), TH, I, K, L, M, N, J, U, P. Jetzt müsste das ἐπίσημον für 90 folgen, aber es fehlt, ohne Zweifel, weil es oben als D vorgekommen ist. Leer bleiben kann inzwischen dieser Platz nicht, weil die Zahl 90 sonst ausfallen müsste, und wenn nur nicht durch blossen Zufall das Zeichen die vierte Stelle erhalten hat (was allerdings möglich, übrigens in diesem genauen Alphabet der einzige Fehler wäre), so müsste man vier Abstufungen der Linguallaute behaupten und in jedem Fall einem hier seinen Platz anweisen. Durch einen Irrthum freilich wäre ϥ oben hingerathen, denn das D muss den vierten Platz in jedem Fall behalten, weil es in dem griechischen, lateinischen und slavischen denselben einnimmt, aber in der Verwechslung, die wir wiederholt sehen, liegt der Grund für die Vermuthung, dass ϥ ein verwandter, zur Lingualreihe gehöriger Buchstabe sei. Fürs Erste bleibt es jedoch nur eine Vermuthung, der allerdings auch entgegensteht, dass man auf griechischen Münzen dieses ἐπίσημον genau in derselben Gestaltung und Geltung findet; vgl. Büsching S. 206 und Nouveau traité de diplom. I p. 682. 683. — Von R bis Ô folgt nun alles wieder der Regel, anzumerken ist die abweichende, im Gothischen sonst unbekannte Gestalt von S, welche indessen mit griechischen Formen meist aus späterer Zeit (s. Mionnet description de médailles antiques, pl. 31, Nouv. traité I p. 682) und dem slavischen C für S übereinstimmt.

Ô, oben geschlossen, gleicht ganz der Odilrune, wogegen ⊙ auch hier offen ist. — Ich wiederhole, dass dieses Alphabet aus guter Quelle stammen muss und der erste Verfasser desselben des Gothischen mag kundig gewesen sein.

Zwischen beide vollständige Alphabete und dann links neben 9
das grosse sind nochmals gothische Buchstaben, doch nur einzeln, als Varietäten eingezeichnet. Dort (ausser einer Varietät von B, deren noch zwei auf der anderen Seite stehen) bloss die vier letzten Buchstaben der gothischen Folge F, X, ⊙, Ô und dann noch ein punktiertes I. Am auffallendsten darunter ist das F, welches, wie vorhin das A, aus einzelnen Strichen besteht, aber zusammengerückt das F der neapolitanischen Urkunden bildet. Die Buchstaben zur linken Hand liefern Varietäten von A und B, stellen das ἐπίσημον ϥ abermals als D auf und bestätigen das den runischen Zeichen entsprechende E und das oben besprochene F. Unter den übrigen H, L, U, R, S, TH ist bloss das S als Wiederholung des eckigen C anzumerken.

Für die Betrachtung sind noch die zugefügten Namen der gothischen Buchstaben zurück. Bei flüchtiger Übersicht macht sich schon eine Verwandtschaft mit den runischen, insbesondere den angelsächsisch-runischen bemerkbar, aber weiter zu dringen fällt schwer. Ich will die Namen der alten Runen bei der Vergleichung zuerst vornehmen, wobei man sichere Grundlage hat.

Fe, nord. und ags., liegt ab von der gothischen Form faíhu und der althochdeutschen fihu.

Uraz, an dem nord. und ags. ûr hängt die Endung az, die ich nicht zu erklären weiss und die das Wort unverständlich macht.

Daaz soll doch wohl Dag heissen, der Abschreiber mochte das angelsächsisch-lateinische g für ein z angesehen haben, was dem Unkundigen leicht begegnen kann, das doppelte a wäre dann falsch, vielleicht aus dem ags. ae in Daeg entstanden.

TH ist *thyth* benannt, damit scheint mir das griechische Θῆτα gemeint, nach neugriechischer Aussprache.

Utal, das ags. ôdil, käme dem althochdeutschen uodal näher; die gothische Form wäre ôthal.

Über *Reda* ist schon vorher etwas bemerkt worden, rêda könnte für das gothische ráida stehen, wie hernach ê in libêda vorkommt.

K heisst im Nordischen kön (ulcus), die Angelsachsen machten cên daraus, und in dem Runengedicht wird dies cên durch kim erklärt; die gl. keron. hat 126: faxa (fax) fahckla edo *ken*, und die gl. Paris. (Diutiska I S. 225): fax: facla *chen*. Hier ist *chozma* befremdend und unverständlich.

Haal für hagal lässt sich erkennen.

Noicz für nôt scheint irgend einen Fehler vorauszusetzen.

Fiz ist mit dem nordischen, angelsächsischen und althochdeutschen îs zu vergleichen, und

10 *Aza* mit dem angelsächsischen äsc, dem nordischen âr liegt es ganz fern.

Sugil wie in dem markomannischen Runenalphabet, welches hierin von dem nordischen sol und dem angelsächsischen sigel sich unterscheidet.

Tyz, der Abschreiber scheint das angelsächsisch-lateinische r auch für z gehalten zu haben und hätte auf diese Art tir entstellt.

Bercna, ags. beorc (betula).

Laaz, ags. lagu oder lag: abermals g für z angesehen?

Manna, ags. man, wie bei Bercna ein -na angehängt, aber manna (homo) ist zugleich eine gothisch richtige Form.

Bei V ist *Uuinne* unverständlich, im Angelsächsischen wên, spes.

Hiermit schliessen die Namen der alten Runen, wir müssen noch die übrigen vergleichen.

Geuua, diesmal der althochdeutschen Form geba näher, als der gothischen giba oder der angelsächsischen gibu.

Eyz unverständlich, aber auch das entsprechende ags. eoh ist dunkel.

Gaar, von dem gothischen jâr, nur das g verschieden, dessen Verwechslung mit j sich leicht erklärt, mehr ab liegt das ags. gêr.

Pertra und *Quertra* verläugnen nicht den Zusammenhang mit dem ags. peord und cweorn, sind mir aber sonst unverständlich.

Enguz völlig dunkel, der ags. Name ist iolx, und die St. Galler Runen haben ein elux.

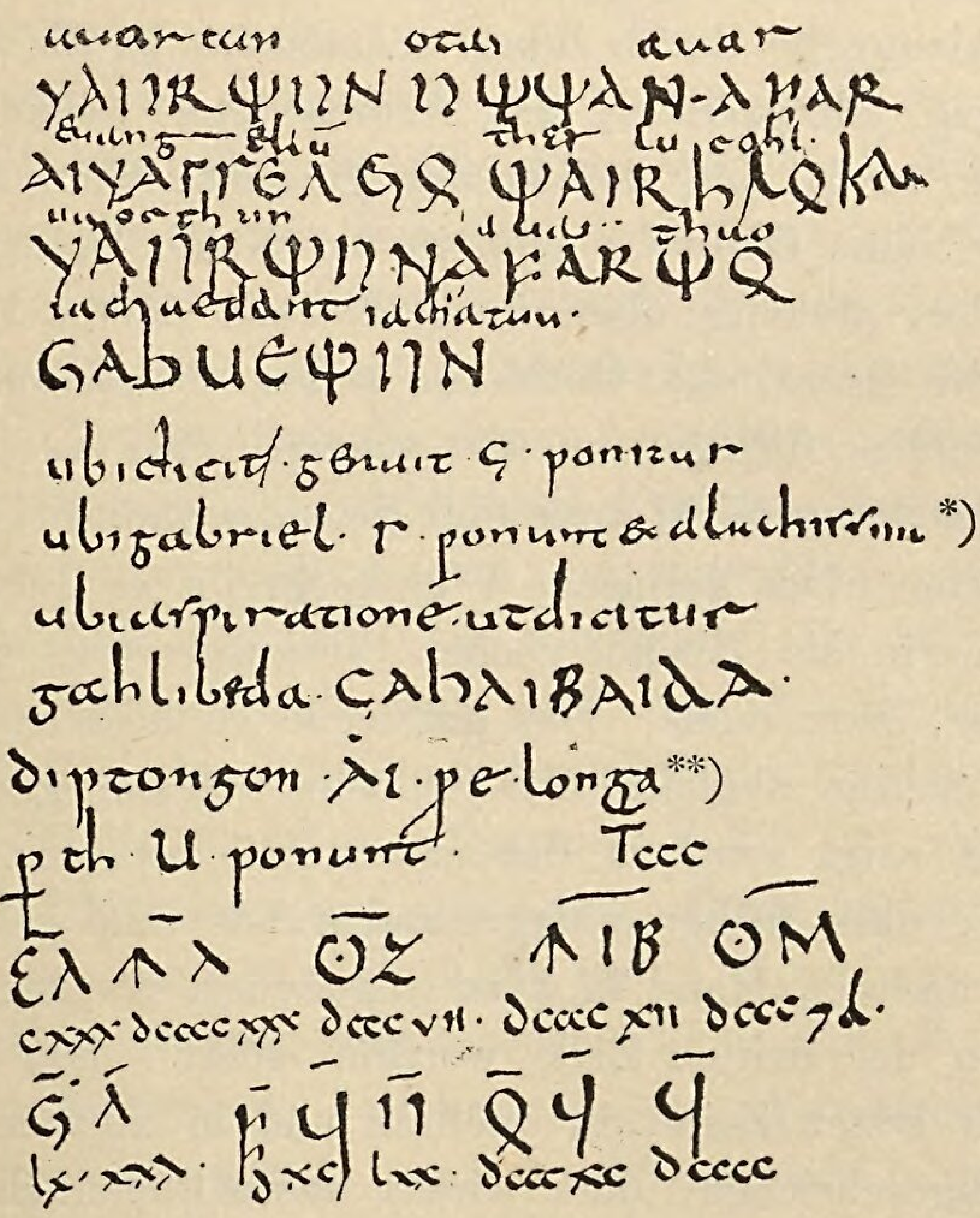
Ezec erinnert am meisten an das griechische Ζῆτα.

Ich begnüge mich mit diesen Bemerkungen über die seltsamen, gewiss merkwürdigen Namen und getraue nicht irgend ein Urtheil auszusprechen. Sie zeigen weder rein gothische, noch rein althochdeutsche oder angelsächsiche Formen, wiewohl eine Hinneigung zu allen dreien, und da sie auch Griechisches einmischen, so wird man noch ungewisser über ihren Ursprung. Indessen ein absichtliches Entstellen oder Vermengen darin zu sehen, bin ich am wenigsten geneigt.

3) GOTHISCHE ZEILEN.

In der Wiener Handschrift folgen nach den Alphabeten einige Zeilen mit gothischer Schrift, und zwar noch auf demselben Blatte 20^b:

11



*) [Et alia his similia.] **) [*ai* pro ē longa. Jacob Grimm.]

Die einzelnen Worte sind deutlich:

vaúrthun uththan afar
áivaggêljô thaírh lôkan
vaúrthun afar thô
jah quêthun

Das heisst wörtlich:

Fiebant autem post.
Evangelium per Lucam.
Fiebant post ea (eam).
Et dixerunt.

Ungewöhnlich ist hier nur in dem acc. Lokan ein ô statt u, eine Vertauschung, die wegen der verschiedenen Länge beider Vokale an sich nicht wahrscheinlich wäre, jedoch durch andere Beispiele im Ulfilas bestätigt wird; so findet man dort vidôvô und viduvô; vgl. Gramm. I S. 40. Zusammenhang ist zwischen den einzelnen Zeilen nicht, und sie scheinen aus einem gothischen Kodex hier und da auf Gerathewohl herausgenommen. Dieser Kodex aber war, wie ich glaube, kein anderer, als der Ulfilas
12 selbst. Aivaggêljô thaírh lukan anastôdeith ist die Überschrift im Cod. Arg. jah quêthun, das freilich öfter vorkommt, steht gleich Luk. 1, 61 und der in der grammatischen Bemerkung angeführte Name Gabriel auch in der Nähe, Luk. 1, 19.

Hat der, welcher über die gothischen Zeilen die gewöhnliche Schrift setzte, das Gothische selbst verstanden? Was in dem Augenblick dagegen zu sein scheint, dass er nämlich bei der Umschreibung nicht treu und genau verfahren, spricht im Grunde dafür. Das gothische V überschreibt er durch uu = w, und hat darin als Hochdeutscher (vorausgesetzt, dass er ein solcher war) ganz recht. Das gothische aú liest er o, im Allgemeinen richtig, obgleich hier (wurtun) u besser gewesen wäre. Der Kodex zeigt zwar in der ersten Zeile wartun, aber man sieht noch, dass früher o dagestanden hat und wahrscheinlich von einer anderen Hand in a ist abgeändert worden, wie auch wirklich in der dritten Zeile worthun steht. Das TH ist in wortun der ersten Zeile, in quêthun und in uththan durch die Tenuis umgeschrieben, dort wirkte das Althochdeutsche, hier widerstrebte wohl ein doppeltes TH einer hochdeutschen Feder; dagegen in thaírh und in vaúrthun der dritten Zeile, sowie

in thô ist es beibehalten. In uththan steht ein o für u, was dem Althochdeutschen der allgemeinen Regel nach gemäss ist, etwas Genaueres lässt sich hier nicht sagen, da das Wort im Althochdeutschen fehlt. Dagegen das u in vaúrthun und quêthun ist richtig beibehalten. Das f in afar ist durch v, das ai in áivaggêljô und thaírh durch e in jenem Sinne übertragen, und die lateinische Endigung in evangelium hergestellt. Bei thô steht über ô ein ou, insoweit inconsequent, als es in lôkan wie u gelesen ist, aber dort war es ein bekanntes und ausländisches Wort, und das althochdeutsche ou gilt allerdings sonst so viel, als das gothische ô; nur in diesem Falle müsste es diu heissen. Die letzte Zeile hat eine doppelte Überschrift, erstlich: ia chuedant, welche das h auslässt bei der Copula und statt des gothischen Präteritums das althochdeutsche Präsens setzt. Der Fehler aber scheint bemerkt und in der zweiten Übersetzung: ia chuâtun, die das althochdeutsche Präteritum enthält, verbessert. Das gothische Q = QV ist, im Grunde unnöthig, in chu verwandelt.

Das Verhältnis scheint mir am natürlichsten durch folgende Annahme erklärt. Der, welcher obige Zeilen aus einem (durch die Schreibart lôkan von dem Cod. Arg. schon unterschiedenen) Kodex des Ulfilas entlehnte, verstand die alterthümliche, gothische Sprache noch so weit, als sie seiner eigenen nicht allzufern lag. Das Deutliche (uuortun, euangelium, chuâtun) übersetzte er daher in althochdeutsche Formen, dagegen uththan und afar als unverständlich oder ungebräuchlich, sowie thaírh 13
und thô als zu abweichend von durah und diu blieben stehen, und nur die Orthographie fügte sich dem Gewöhnlichen.

Zunächst den gothischen Schriftproben folgen einige grammatische Bemerkungen. Die erste Zeile: ubi dicitur genuit J ponitur verstehe ich nicht, denn was soll das lateinische genuit, und warum musste es der Gothe mit J schreiben? Hier mag also ein Fehler stecken, und ursprünglich ein mit J anhebendes Wort, etwa Judaius da gestanden haben. Die zweite: ubi Gabriel G ponunt ist richtig, und der Name, wie schon bemerkt, aus dem Ulfilas genommen. Die dritte: ubi aspirationem ut dicitur gibt wieder keinen Sinn, und das Beispiel muss fehlen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die vierte ist deutlich: jah libáida (et vixit), und an dem zugefügten gah libeda nur das g für j zu tadeln, das wohl von einem anderen Abschreiber herrührt, denn der Verfasser selbst würde sonst die eben vorher gegebene Regel vergessen haben. Richtig bemerkt die vierte, dass das gothische ái für ê in libêda steht, was althochdeutsch lepêta lauten würde. Die letzte Zeile: pro CH. Q ponunt ist schon vorhin bei quêthun erläutert.

Ehe wir zu den gothischen Ziffern fortrücken, ist die Erklärung einer oben über die beiden gothischen Alphabete gesetzten Zeile nachzuholen. Sie ist nicht mit den deutlichen und grossen Buchstaben jener Proben aus dem Evangelium des Lukas geschrieben, welche im Ganzen die Schrift des Cod. Arg. und der Mailänder Palimpsesten darstellen, sondern mit kleinen, mehr liegenden, nachlässiger gezogenen, dergleichen wir in den neapolitanischen Urkunden finden und die man eine gothische Kursivschrift nennen könnte. Der erste, einem unvollkommenen K ähnliche Buchstabe ist ein F, ganz so, wie das zwischen die Alphabete zwei Mal eingezeichnete gebildet; der zweite ist ein A in der Gestalt des kleinen Alphabets. Über beiden ein Strich. Wir haben also $\overline{\text{FA}}$, ein im Cod. Arg. (Büsching, S. 192 und App. 52) und in den Mailänder Handschriften häufige Kürzung, die von den früheren Herausgebern des Ulfilas FAN gelesen wurde, bis Gordon sie durch FRAUJA richtig auflöste. Die nächsten fünf Buchstaben sind an sich ziemlich deutlich THÔX$\overline{\text{AS}}$. Das A ist wieder wie das vorige gebildet, nur der dritte Querstrich hat noch einen Haken herunterwärts, ob zufällig oder absichtlich, wird sich nicht leicht entscheiden lassen, am wenigsten, wenn man den Kodex selbst nicht vor Augen hat; ein Buchstabe kann jedoch nach meiner Meinung nicht darin liegen. Das S hat die Gestalt des eckigen C, wie sie das kleine Alphabet zeigt; wenn es auch auf der anderen Seite zugezogen einem
14 Viereck ähnlich scheint, so lässt sich das entweder aus einer ähnlichen Bildung im Griechischen erklären (Nouv. traité I p. 682), oder es ist ein Strich gezogen, um das Nächstfolgende als nicht hieher gehörig abzusondern. Doch zur Erklärung selbst: da das X im Gothischen nur allein bei dem Namen C h r i s t u s gebraucht wird, so muss darin die Entscheidung

liegen. Ist es wirklich ein X, und als stehendes Kreuz wird es allerdings in den beiden Alphabeten bezeichnet, so löst sich THÔ vorne ab und kann nur das pronom. demonstr. sein, entweder der acc. sing. fem. oder nom. und acc. pl. neutr. XAS aber müsste soviel als XAUS, den gen. christaus, bedeuten, und Thô christaus soviel als: was Christus gebührt, wie thô guths und thô kaisaris, Mark. 12, 17. Luk. 20, 25. Nur kann ich keine solche Stelle in der Bibel auffinden, und auch jene Abkürzung XAS ist bisher noch nicht aus dem Ulfilas bekannt. Eine andere Vermuthung hebt diese Schwierigkeiten, hat aber mit neuen zu kämpfen. Darnach ist es kein X, sondern ein T, dessen mittlerer Strich durch Zufall oder Schuld eines Abschreibers oben hinausgezogen wurde. Auf diese Weise liest man THÔTAS, und, indem man wie öfter den Querstrich oben ein ausgelassenes N bezeichnen lässt (Büsching S. 192, nur freilich fehlt bis jetzt das Beispiel in diesem Worte selbst): THÔTANS. Dies halte ich nun für das gothische THIUDANS, rex, mit zwei Fehlern geschrieben: Ô für IU und T für D; indessen könnte Ô als das althochdeutsche IO betrachtet werden, welches dem gothischen IU entspricht, sowie T für D als regelmässige Lautverschiebung, wobei freilich vornen TH sich nicht verändert. Im alten Testament ist der Ausdruck ὁ κύριος ὁ βασιλεὺς sehr häufig, und davon wäre fráuja thiudans die richtige gothische Übersetzung.

Das letzte Wort in dieser Zeile ist vollkommen deutlich: XAUS, eine Abkürzung für Christaus, die nicht selten im Ulfilas sich findet und wovon eine Abbildung in der dritten Probe der Mailänder Handschriften steht. Das Merkwürdigste an diesem Worte scheint mir darin zu liegen, dass es nicht mit den vorhergehenden aus demselben Kodex stammt, oder wenn diese Behauptung zu bestimmt lauten sollte, dass hier ein anderes Alphabet sich unterscheiden lässt. Nicht nur hat das X eine liegende Stellung, wie in den bekannten Codices des Ulfilas, sondern das A und S sind anders, als in dem vorhergehenden, gebildet und stimmen mit den gewöhnlichen, in dem grossen Alphabet verzeichneten Formen überein. Absondern soll es vielleicht ein Perpendikularstrich in dem anstossenden S, wie

15 schon vorhin angemerkt ist, und wahrscheinlich stand es früher da, und die anderen Worte sind nachher zugesetzt, so wie ich vermuthet habe, dass das kleinere Alphabet erst später sei zugefügt worden. Das erklärt auch, warum dieser Genitivus mit den übrigen nicht zusammenhängt. XAUS wurde allein als Probe hingeschrieben, und das griechische XPI als Glosse darunter.

4) GOTHISCHE ZIFFERN.

Wir gelangen zu den Ziffern, dem Letzten, was die Wiener Handschrift Gothisches darbietet. Sie machen sich gleich durch Striche über den Buchstaben kenntlich, wie in den alten Codices des Ulfilas. Das gothische Alphabet reicht, wie das griechische, bis 800, beide haben für 90 und 900 keine Buchstaben, sondern Zeichen, das eine ϥ: 90 ist schon vorhin besprochen, wo ich die Vermuthung gewagt habe, dass es einen verlorenen Laut darstelle. Da im Griechischen die Zahl 900 gewöhnlich ausgeschrieben wird, so hat man für das Gothische ein Gleiches behauptet, und im Mailänder Fragment von Esra (2, 36), wo der Fall vorkommt, ist wirklich, und zumal mitten unter Ziffern, niunhunda durch Buchstaben dargestellt. Um so merkwürdiger erscheint hier ein besonderes Zeichen für 900, dem runischen T sehr ähnlich: ↑. Der eigene Umstand tritt hinzu, dass eben dieses Zeichen auf dem vorhergehenden Blatte des Wiener Kodex, wo, wie oben bemerkt, ein griechisches Alphabet sich findet, in ganz gleicher Gestalt und Geltung als ἐννακόσιοι aufgestellt wird und den Benediktinern zufolge (Nouv. traité I p. 682) in späterer Zeit, d. h. seit dem dritten Jahrhundert, in Handschriften vorkommt. Im Altgriechischen hat das ἐπίσημον für 900 verschiedene, unter anderen auch einem liegenden F, einem Ω ähnliche Formen, die man auf der vergleichenden Tafel der Benediktiner nachsehen kann. Hat in unserem Falle der Gothe von dem Griechen geborgt, oder umgekehrt? oder haben beide ein gleiches Recht?

Ich lasse diese schwierigen Fragen unbeantwortet, um bei einer wichtigeren Bemerkung zu verweilen, welche aus diesen wenigen, glücklich erhaltenen Zahlen sich entwickelt. Warum

behielt der, welcher sie als Beispiele hinstellte, die gothischen Ziffern nicht in ihrer natürlichen, fortschreitenden Ordnung bei? warum wählte er gerade diese individuellen Zahlen, welche, war sonst die Wahl gleichgültig, insofern gar nicht geschickt gewählt sind, als nicht alle Ziffern darin vorkommen? Gleich $\overline{D}$, $\overline{E}$ fehlen. Ohne Zweifel war ein besonderer Grund vorhanden. Sollten sie gleichfalls aus dem Ulfilas genommen sein? Es ist 16
der natürlichste Gedanke. In dem, was bisher durch den Druck bekannt geworden, finden sie sich nicht, darüber war bald Gewissheit zu haben. Aber nicht sonst wo in der Bibel? Weiteres Nachsuchen, das die Sache wohl verdiente, blieb nicht unbelohnt. *Die fünf Zahlen der ersten Reihe gehören sämmtlich in das fünfte Kapitel der Genesis.* Hieraus folgt nun mit höchster Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Gewissheit, dass der, welchem wir die Erhaltung dieser wenigen gothischen Brosamen verdanken, gleichfalls *Ulfilas Übersetzung der Bücher Moses vor sich hatte.* Man darf länger nicht im geringsten bezweifeln, dass des gothischen Bischofs Arbeit die ganze heilige Schrift umfasste. Vielleicht mit der Einschränkung, die Philostorgius macht, wornach Ulfilas die Bücher der Könige zu übersetzen nicht wagte, aus Furcht, sie möchten den kriegerischen Geist seines Volkes nähren, eine Einschränkung, die an sich nicht sehr wahrscheinlich ist, da in den Heldenliedern, welche die Gothen ohne Zweifel besassen, wohl ein grösserer Reiz zu tapferen Thaten lag.

Noch ein anderer, eigenthümlicher Umstand wirkt günstig, die geäusserte Vermuthung zu bestärken. *Diese Zahlen entsprechen sämmtlich der Septuaginta,* welche gerade hier mehrmals von der lateinischen Übersetzung des heiligen Hieronymus abweicht. Und nun erklärt sich auch glücklich, warum die den gothischen untergesetzten lateinischen Zahlen an drei Orten nicht passen und das Gothische missverstanden zu haben scheinen: *sie folgen nämlich dann jedes Mal der Vulgata,* und ein sonstiger Fehler kommt nicht vor. Wie man sich dieses Verhältnis deutlich machen will, wäre hier gleichgültig. Vielleicht wurden in der Vulgata die entsprechenden Zahlen aufgesucht und hingesetzt, ohne Kenntnis des Ab-

weichenden darin. Vielleicht aber waren auch die lateinischen Zahlen schon von jemand, der an einem Text der Bibel arbeitete, an den Rand des gothischen Manuskripts angemerkt.

Ich will jetzt die Zahlen einzeln durchgehen.

Erste Reihe.

Genesis V, 3. $\overline{\text{SL}}$ = 230. Die Vulgata abweichend CXXX, und so steht auch lateinisch darunter.
» » 5. $\overline{\uparrow\text{L}}$ = 930. Vulg. stimmt überein, und daher unten richtig DCCCCXXX.
» » 7. $\overline{\text{HVZ}}$ = 707. Vulg. abweichend DCCCVII.
» » 8. $\uparrow\overline{\text{IB}}$ = 912. Vulg. stimmt DCCCCXII.
» » 13. $\text{HV}\overline{\text{M}}$ = 740. Vulg. abweichend DCCCXL.

17

Zweite Reihe.

$\overline{\text{J}}$ = 60.
$\overline{\text{L}}$ = 30.
$\overline{\text{Fq}}$ = 590.
$\overline{\text{N}}$ = 70.
$\overline{\text{Oq}}$ = 890.
$\overline{\text{q}}$ = 90. Hier ist die lateinische Erklärung DCCCC allein falsch, zumal q vorher richtig verstanden und ↑, was da stehen musste, aus der vorigen Zeile bekannt war.

Für diese Reihe schwindet die Quelle, und ich weiss nicht, woher diese Zahlen genommen sind. In der ganzen Bibel kommt weder 590 noch 890 vor; freilich 30, 60 und 70 häufig genug, ja 70 eben auch Gen. V, 12. Man könnte vermuthen, die Handschrift des Ulfilas sei, wie der Cod. Arg. (Büsching, S. 187), in Quaternionen abgetheilt gewesen,*) und die Bezeichnung derselben habe die Zahlen geliefert, aus welchen diese hier entnommen wurden und deren Erklärung in lateinischen Ziffern nothwendig richtig ausfallen musste, falls die Handschrift selbst vollständig war. Enthielt sie aber die ganze Bibel, so konnte die Zahl der Quaternionen leicht bis zu 900 heraufsteigen.

*) [Vgl. Massmann, goth. Homilie p. 57. W. Grimm.]

Noch ist nachzuholen, dass gleich hinter den grammatischen Bemerkungen die Zahl $\overline{T}$ mit der richtigen Erklärung CCC steht. Sie macht aber nicht etwa den Eingang zu der ersten Reihe, denn obgleich Gen. V auch 300 vorkommt, so geschieht dies doch erst V. 22, und zwar nur in der Vulgata, die Septuaginta hat 200, und daher kann dieses $\overline{T}$ doch nicht aus dieser Stelle des Ulfilas genommen sein.

5) ALLGEMEINE BETRACHTUNGEN ÜBER DAS GOTHISCHE.

Ich habe bisher die Frage nach der Zeit, wo die abgehandelten gothischen Fragmente sind niedergeschrieben worden, nur nebenbei berührt, nicht aber eigentlich ins Auge gefasst, und doch ist sie nicht gleichgültig. Sie hängt zunächst von der weiteren ab: hat Alcuin selbst, in dessen Werke sie sich gefunden, aus dem Ulfilas sie entlehnt, oder sind sie von einem anderen späterhin zugefügt worden? An sich steht nichts dagegen, jenes anzunehmen, da der berühmte Mann sich um einen kritischen Text der Bibel bemühte und bekanntlich eine gereinigte, nach den Quellen berichtigte Abschrift der lateinischen Übersetzung für Karl den Grossen besorgte; ich verweise darüber, sowie über die anderen ihn betreffenden Angaben auf Fabricii 18
Bibliotheca. Er konnte während seiner Sendung nach Rom einen Kodex des Ulfilas in Italien gefunden und mitgebracht haben. Indessen habe ich in seinen Schriften keine Beziehung auf die gothische Bibel oder Sprache entdecken können, jedoch auch die vollständigere Ausgabe von Froben nicht zur Hand gehabt; möglich, dass in dem Traktat über Orthographie, der eben aus unserer Wiener Handschrift dort abgedruckt ist, etwas vorkäme. Selbst die Angabe der abweichenden Zahlen aus der Vulgata könnte als Folge kritischer Arbeiten und einer Vergleichung beider Texte betrachtet werden, sowie die zugefügten grammatischen Bemerkungen, so geringfügig sie uns auch erscheinen mögen, in dem Umfange seiner Beschäftigungen lagen.

Auf der anderen Seite hat freilich der Umstand, dass sich diese gothischen Überreste sammt den Runen in einem Kodex von Alcuin finden, kein grosses Gewicht oder besondere Beweiskraft. Man pflegte dergleichen, wo es irgend passlich war, ein-

zurücken, wie es ja auch sehr zweifelhaft ist, ob die markomannischen Runen von Hraban selbst sind verzeichnet worden, ohngeachtet sie in wenigstens fünf Handschriften seiner Werke stehen; von den sogenannten Isidorischen Runen ist es sogar gewiss, dass sie nicht von dem spanischen Bischof herrühren. Ferner, da Alcuin erst in seinem funfzigsten Jahre von England herüber an den Hof Karls des Grossen kam, so würde er kaum althochdeutsche, sondern eher angelsächsische Formen über die gothischen Zeilen geschrieben haben. Endlich spricht dagegen, was ich sogleich näher ausführen will, dass nicht alles Gothische von einem und demselben herzurühren scheint, sondern zwei, vielleicht drei, beigetragen haben.

Der, welcher die Stellen aus dem neuen Testamente, die grammatischen Bemerkungen und die Zahlen hinschrieb und das Althochdeutsche zur Erläuterung zufügte, wollte sich einigermassen mit dem Gothischen bekannt machen. Ihm lege ich auch das Alphabet bei, das ich das grössere genannt habe; er hat es aus demselben Kodex des Ulfilas gezogen, das glaube ich, weil die Buchstaben dieselbe Gestalt haben und in den Eigenthümlichkeiten oder Abweichungen von dem Gewöhnlichen, die hernach noch einmal sollen aufgezählt werden, übereinstimmen; dann, weil der Deutsche die ihm allein geläufige lateinische Ordnung befolgte. Er setzte auch das leicht verständliche Wort XAUS oben hin und die griechische Übersetzung darunter.

Von dem zweiten rührt das Alphabet mit den Kursivbuchstaben, welches ich das kleinere genannt habe. Er kannte die
19 gothische Ordnung und behielt sie bei; seine Quelle war abermals der Ulfilas, das schliesse ich aus den beiden Worten, die er über das Alphabet setzte und wovon wenigstens FRAUJA ausser Zweifel ist. Sie sind aus dem alten Testament genommen, wenn die Vermuthung mit THIUDANS richtig. Die Schreibfehler in diesem Worte und überhaupt die flüchtigere Schrift deuten auf einen geringeren Kodex und auf eine spätere Zeit. Er trug auch die Varietäten neben das grosse Alphabet ein oder fieng vielleicht damit seine Arbeit an, bis er die ungothische Ordnung bemerkte und nun das ganze Alphabet hinstellte. Er

hat zwei Formen von F, die gewöhnliche und die aus einzelnen, abgelösten Strichen bestehende; es wäre gewagt und unnöthig, deshalb noch einen dritten gothischen Kodex anzunehmen, da beide in demselben vorkommen oder mehrere Hände daran gearbeitet haben konnten. Ihm schreibe ich endlich auch die gothischen Namen zu, die aus keinem gothischen Kodex, wenigstens nicht aus einem Ulfilas, konnten gezogen werden, und, wie es mir scheint, eine gewisse lebendige Kenntnis des Gothischen voraussetzen, sowie sie durch ihre Verderbnis auf eine Tradition hinweisen.

Die sechzehn gothischen Buchstaben neben den Runen Fol. 20[a] rühren nicht von dem ersten her, weil sie die gothische Ordnung befolgen; auch dem zweiten möchte ich sie nicht zuschreiben, warum sollte der abgebrochen haben? Ich vermuthe, dass sie von einem Dritten, nach einem Alphabet, wie das vatikanische, nur nicht vollständig, sind hingezeichnet worden und nicht nothwendig aus einem Kodex des Ulfilas stammen.

Irre ich nicht gänzlich in diesen Voraussetzungen, so würde man in jedem Falle dem Alcuin nicht alles, sondern nur einen Theil, am wenigsten wohl das kleinere Alphabet mit dem, was dazu gehört, beilegen dürfen. Angenommen, was ich selbst zu glauben ziemlich geneigt bin, er habe gar keinen Antheil daran, so sind zwei Fälle möglich: entweder wurden die gothischen Fragmente aus einem Kodex, der älter war als Alcuin, nur entlehnt und weiter fortgepflanzt, oder sie sind später, d. h. nach Alcuins Zeit, eingetragen. In dem letzteren Falle, gerade hier dem merkwürdigsten, würde das Alter der Wiener Handschrift das Ziel stecken, über welches man nicht hinausgehen dürfte. Sie soll dem zehnten Jahrhundert angehören; schade, dass hierüber genauere Bestimmungen schon an sich so schwierig sind, und dass die Paar althochdeutschen Formen zwischen den Zeilen keine Entscheidung liefern. Nur wenn otan für uththan eine wirkliche Übertragung enthielte, würde darin ein Zeugnis von hohem Alter liegen können, weil in den ältesten althochdeutschen
Denkmälern dieses Wort schon fehlt. Indessen da wir in dem 20
Wiener Kodex, wegen der angemerkten Schreibfehler, besonders in den grammatischen Zeilen, eine abermalige Abschrift erkannt

haben, so würden wir doch etwas wieder zurückzugehen genöthigt sein. Alles erwägend, entfernt man sich wohl am wenigsten von der Wahrheit, wenn man, einen Mittelweg einschlagend, annimmt, in dem achten Jahrhundert seien diese gothischen Überreste niedergeschrieben worden.

Eine Übersicht der aus ihrer Entdeckung gewonnenen Resultate fügt sich hier am schicklichsten an.

1) Die Denkmäler der gothischen Sprache sind bisher nur in Italien gefunden worden, wo sie während der gothischen Herrschaft von dem Ende des fünften bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts entstanden; der Cod. Arg. so gut, wie der Guelferbyt. ist italienischen Ursprungs. Nachher wird man nicht mehr Gothisch geschrieben, noch weniger an Vervielfältigung des Ulfilas gedacht haben. Nun erscheint ein Kodex der gothischen Bibel oder, wenn ich richtig vermuthet habe, zwei mitten in Deutschland, ein Paar Jahrhunderte später, und seine Sprache wird von einem deutschen Gelehrten mit Aufmerksamkeit betrachtet, während zu derselben Zeit die Mönche im Kloster Bobbio die gothischen Werke reskribierten.

2) Dieser deutsche Kodex war vollständiger, als es die bis dahin in Italien bekannten sind, er enthielt namentlich die Bücher Moses, deren Übersetzung keinem Zweifel mehr unterliegt.

3) Wir lernen, dass Ulfilas bei seiner Arbeit die Septuaginta zu Grund legte.

4) Eine Kenntnis des gothischen Alphabets in seiner eigenthümlichen Ordnung sowie des gothischen Zahlensystems ist durch Aufzeichnung und Wiederholung in Handschriften bis ins neunte Jahrhundert überliefert worden; wahrscheinlich noch länger.

5) Wir vernehmen zum ersten Male die Namen der gothischen Buchstaben, freilich in seltsamen und dunklen Formen, aber Werth verleiht ihnen das gothische Element, das sie verrathen, sowie eine sichtbare Verwandtschaft mit den angelsächsischen Runennamen; diesen stehen sie näher, als den nordischen, wo nur die 16 alten Runen benannt wurden.

6) Für die gothische Sprache selbst scheint aus so wenigen Zeilen kaum eine Ausbeute möglich, und doch bestätigt sich in lôkan für lukan des Cod. Arg. eine in anderen Fällen schon bemerkte Anomalie, das ἐπίσημον 𐍁 scheint sich als ein in die Lingualreihe gehöriger Buchstabe geltend machen zu wollen.

7) Bedeutender ist der Gewinn für die gothische Paläographie. Ein Theil der gothischen Fragmente schliesst sich im 21
Ganzen zwar an die bekannte gothische Schrift, zeigt aber das S und das oben geschlossene B der neapolitanischen Urkunden, und neu und eigenthümlich ist das oben offene HV und das Zeichen ↑ für 900. Der andere Theil lässt uns eine gothische Schrift von ganz verschiedenem Charakter erblicken; wenn die Züge der Buchstaben nicht die Freiheit haben, wie die ähnlichen in den neapolitanischen Urkunden, so mag die Schuld davon bloss an dem Abschreiber liegen, der ängstlich nachahmte, was in dem Original gewiss eine vollkommene Sicherheit zeigte. Bisher unbekannt war das mit dem runischen übereinkommende E und das eckige S. Die Durchdringung und Verwandtschaft des griechischen, gothischen und runischen Alphabets bewährt sich also aufs Neue.

Ich schliesse diese Betrachtungen mit einer Bemerkung über die gothische Inschrift zu Brescia aus dem funfzehnten Jahrhundert, welche Abate Mai bei den Proben aus den Mailänder Codices bekannt gemacht hat. Sollten, wie dort vermuthet wird, Ulfilas Buchstaben bis zu jener Zeit fortgedauert und sich in Italien, etwa durch die taurischen Gothen, lebendige Kenntnis davon bis zu dem Ausgange des Mittelalters erhalten haben? Es ist mir ebenso wenig glaublich, als dass in jenem Falle das gothische Alphabet in mehr als tausend Jahren so unbedeutend, eigentlich gar nicht sich sollte verändert haben. Ich vermuthe, bei jener Inschrift wurden die Buchstaben eines Alphabets, wie es in dem Vatikaner Kodex vorkommt, nachgemalt, vielleicht ohne dass man wusste, welcher Sprache sie eigentlich zugehörten, aus blosser Liebhaberei an dem Ungewöhnlichen, die an sich gar nichts Seltenes ist. Ich führe noch an, dass nach Fuessli (Künstlerlexikon I, S. 342, 343) Wilhelm Kay ein Schüler

des Lambart Lombard (Sutermann) aus Breda gebürtig war und 1568 starb: wie passt das zu der Zahl 1482 auf der Inschrift?

6) ANGELSÄCHSISCHE RUNEN IN EINER VATIKANISCHEN HANDSCHRIFT.

Herr Dr Pertz fand in einem Kodex (Bibl. Christ. Vatic. 338, Fol. 90), den er ins elfte Jahrhundert setzt, ein Runenalphabet, das er mir gütig mittheilte, welches aber hier bekannt zu machen ich mir versage, da ich höre, dass es als Anhang zu der italienischen Reise bereits lithographiert ist. Ich will Folgendes dazu bemerken.

Es ist in der Ordnung des lateinischen Alphabets abgefasst und stammt unmittelbar aus dem Angelsächsischen, wie die Namen daeg, hegil usw. beweisen. Daher heisst J auch gêr
22 oder geor, es steht aber geos da, weil abermals ein Abschreiber
das angelsächsische r für s ansah. Weitere Fehler sind: bei M moun für man, bei Ô eos für oos, bei P pear für peord, bei T tu für tîr, bei X ilih für ilix, d. h. iolx.

Überraschend und ungewöhnlich ist das Q in folgender Gestalt ɷ und mit dem unverständlichen Namen vymoth; um so verdächtiger, als der Name nicht mit dem Buchstaben anfängt, den er bezeichnen soll, was sonst erste Bedingung ist. In den gewöhnlichen angelsächsischen Runen heisst Q qweern, und die Gestalt ist von jener ganz verschieden. Sonst bietet dieses Alphabet nichts Neues dar.

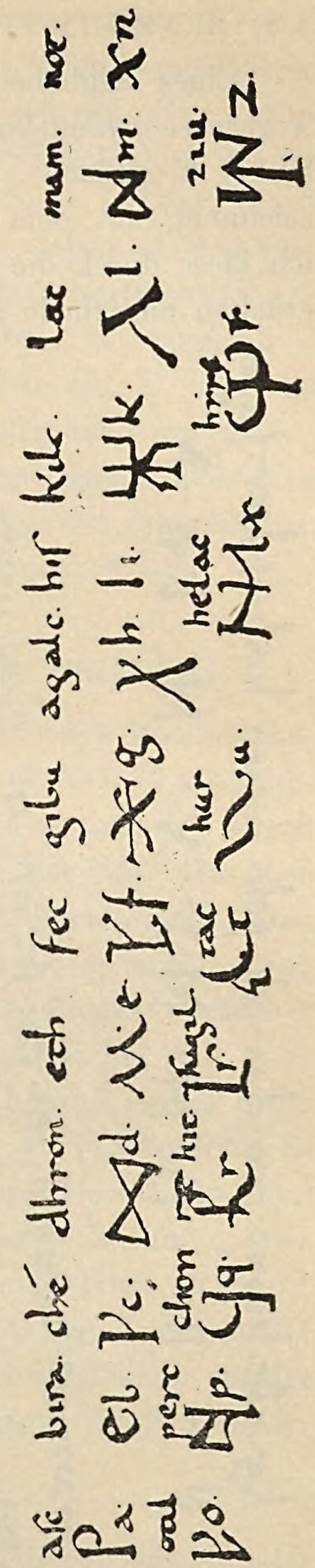
7) RUNEN IN EINER PARISER HANDSCHRIFT.

In dem Pariser Kodex 5239 hat Herr Professor Graff folgendes Runenalphabet entdeckt und mir freundschaftlich [im J. 1825 aus Paris]*) zugesendet:

*) [Zusatz im Handexemplar.]

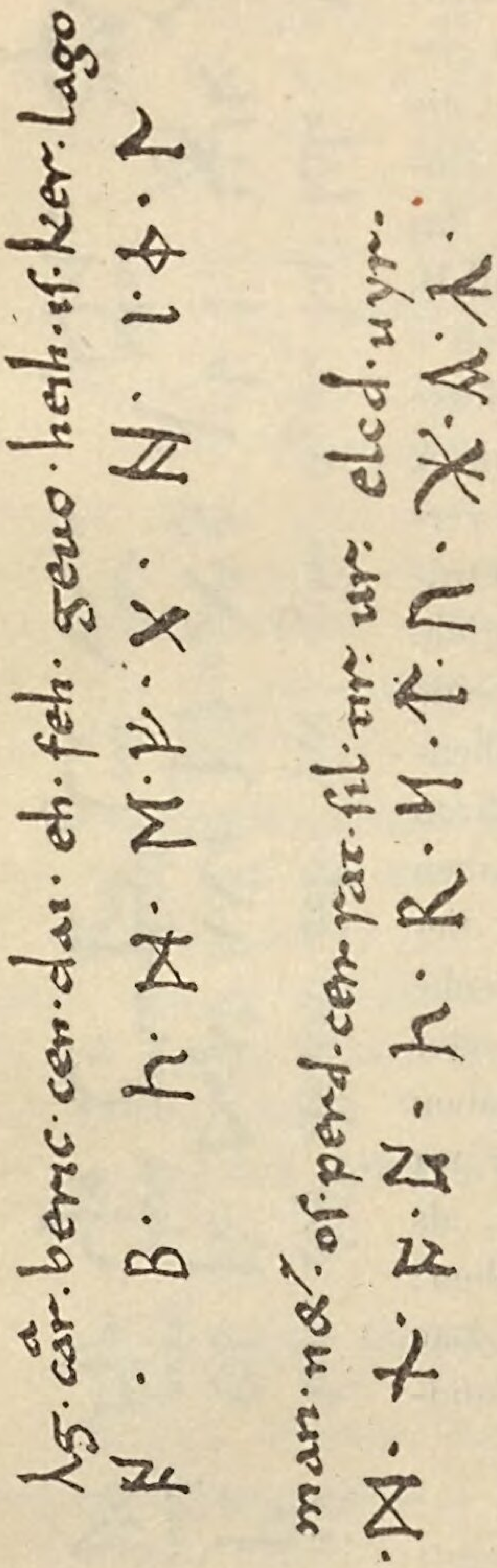
Es enthält die sogenannten markomannischen Runen, wie wir sie aus dem Hrabanus Maurus kennen und wovon man eine Anzahl aus verschiedenen Quellen entnommene Abbildungen auf Taf. I meiner Schrift findet. Es entspricht am meisten den Cod. Vindob. 64 und der bei Goldast vorkommenden Abbildung. Ob es gleichfalls in einer Handschrift des Hraban gefunden ist, weiss ich nicht. Es befolgt die Ordnung des lateinischen Alphabets. Ungewöhnliches in der Gestalt zeigt A, das einem lateinischen P völlig gleicht, und B, das die Form eines kleinen lateinischen e bekommen hat, beides halte ich für blosse Fehler oder Nachlässigkeiten, bei dem A braucht nur der eine Strich herunterzu vervollständigt zu werden, so ist alles in Ordnung. Bei S fehlt auch nur ein Strich. T und U sind schief gelegt, doch beide noch kenntlich. In den Namen ist ebenfalls einiges entstellt: bira für birc, dhron für dhorn, agalc für hagale. Warum haben die hrabanischen Alphabete sämmtlich dieses e, wozu weder die althochdeutsche Form hakal, noch die nordische hagl oder ags. hägl Anlass geben? Und warum haben sie sämmtlich his für îs und hur für ûr mit Consequenz? Kilk bei K ist richtiger, als gilch, wie Cod. Vindob. 64 und 828 haben; diese Rune fehlt im Angelsächsischen. Lac weicht von dem lagu der übrigen Handschriften ab.

24



8) RUNEN IN EINER HANDSCHRIFT AUS TEGERNSEE.

Eines Alphabets in einem zu München befindlichen, aus Tegernsee dahingekommenen Kodex*) hatte ich in meiner Schrift S. 111 ff. gedacht, ohne dass ich im Stande war, eine Abzeichnung aus dem Original selbst zu liefern. Seitdem habe ich diese durch die Freundschaft des Herrn Bibliothekars Docen erhalten und theile sie hier mit:



25 Die Handschrift, in welcher allerlei verschiedenartige Dinge zusammengeschrieben sind, enthält S. 44 ein Formular, woraus sich ihr Alter einigermassen bestimmen lässt; dort stehen nämlich die Worte (haec concessio): »data ann. regni domini hluđ regis in orientali frantia.« Die übrigen Namen und Zahlen sind in dieser Urkunde unbestimmt, allein da Ludwig der Deutsche nach dem Jahre 843 Ostfranken bei der Theilung des Reichs erhielt, so würde die Handschrift in die Mitte des neunten Jahrhunderts zu setzen sein.

26 Die Runen sind angelsächsische, wie ich schon dort S. 114 und 134 ausgeführt habe, in der lateinischen Ordnung aufgestellt. Ich verweise auf die Anmerkungen dazu S. 114 und 115 und füge Folgendes als Ergänzung und Berichtigung hinzu. Die erste Rune heisst nicht agcar, sondern das sind zwei Namen àc und car. Für das Letztere, das wahrscheinlich richtiger ear geschrieben wird, fehlt das Zeichen; wohl absichtlich, weil der

*) [Massmann (Anzeiger 1, S. 27. 28) gibt nähere Nachricht von diesem Codex membr. 8, jetzt IV, 6 a. Er gehört in die erste Hälfte des 9. Jahr-

Abschreiber nichts zwischen A und B setzen wollte. Das H hat eine regelmässige Gestalt, und die unrichtige Nachbildung, die ich vor mir hatte, veranlasste eine frühere Bemerkung darüber, die ganz wegfallen muss. Den Schreibfehler dai für dac zeigt allerdings der Kodex selbst. Elcd ist das angelsächsische eolx, nur entstellt, das Zeichen selbst aber gehört nicht dem X, sondern der Rune, die im Angelsächsischen den Namen jor führt. Die vorletzte Rune ist kein A, obgleich es die Gestalt des lateinischen A hat, sondern ein Y, und der etwas abstehende Name uyr gehört dazu, der auch nur fälschlich für yr steht; es hat in dem St. Galler Kodex 878 ganz dieselbe Gestalt. Die letzte Rune heisst nach dem angelsächsischen Alphabet calc; darüber vgl. meine Schrift S. 99.

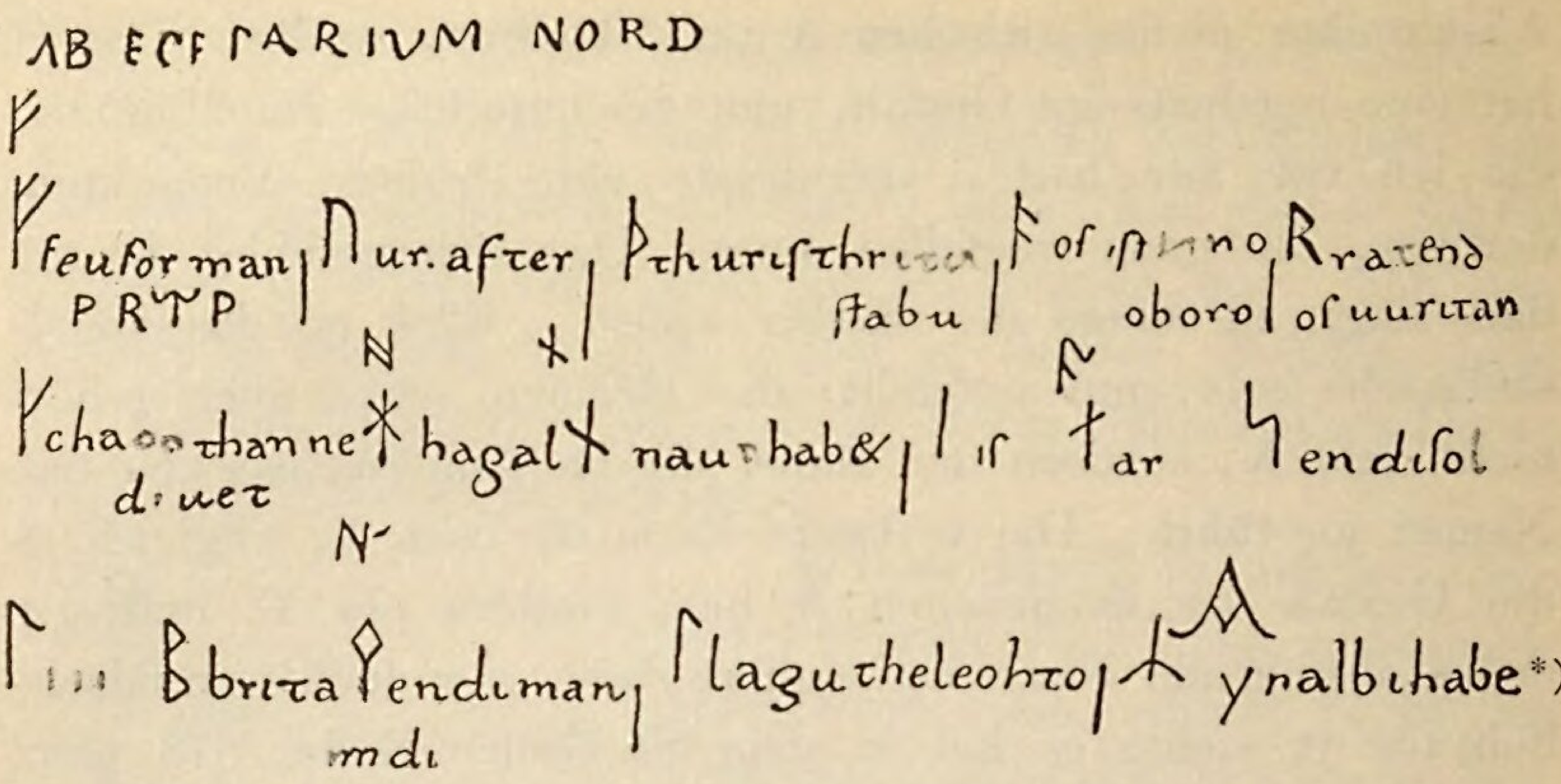
9) RUNEN IN ST. GALLER HANDSCHRIFTEN.

Von dem zweifachen sogenannten Isidorischen Runenalphabet in dem St. Galler Kodex 878 *) habe ich Taf. II eine Abbildung mitgetheilt, die ich Hrn v. Arx verdankte. Nach Erscheinung des Buchs 1822 erhielt ich von der Güte desselben Gelehrten eine auf abermalige genaue Untersuchung des alten Kodex gegründete zweite Zeichnung von dem Abecedarium nord., nachdem durch Anwendung eines Reagens einiges deutlicher hervorgetreten war. In den Runenzeichen selbst hat sich zwar manches besser gezeigt, allein hauptsächlich sind es die dabei stehenden Namen und einzelnen Worte, die an Verständlichkeit gewonnen haben, obgleich auch hier noch manches dunkel und ausgelöscht bleibt. Ich gebe diese verbesserte Zeichnung hier um so lieber, als auch späterhin noch einmal Herr Dr Pertz, unabhängig davon, dieses Alphabet in St. Gallen nachgebildet hat und es bekannt machen wird. Die Abweichungen beider Zeichnungen dienen vielleicht, den schwierigen Stellen besser beizukommen.

hunderts und ist derselbe, aus welchem Docen schon Reimverse (Misc. 1, S. 18) und ein altdeutsches Glossar (Misc. 1, S. 191) mitgetheilt hatte. Vgl. die näheren Angaben vor dem Kodex. W. Grimm.]

*) [Massmann, Anzeiger 1, 32. W. Grimm.]

27



Mit Beziehung auf die früheren Bemerkungen S. 140 ff. will ich das Alphabet nochmals durchgehen.

Erste Linie. Bei F steht feu, forman (nicht fornan), das Letztere ist der Acc. S. von dem angelsächsischen forma, primus, und ausgelassen stäf sowie ein den Accusativ bestimmendes Verbum, es soll heissen: fê macht den ersten Buchstaben aus. — Bei U sind die Worte ur, aftec vollkommen deutlich; ur wird als der zweite Buchstabe bezeichnet. — Bei TH thuris ist nur noch thr. te zu sehen, aber ausser Zweifel, dass der dritte gemeint ist; auch stabu darunter ist deutlich, hier zeigt sich eine althochdeutsche Form, und das Wort geht noch nach der dritten Deklination, auf ein gothisches stabus hinweisend. Ich merke dabei an, dass die Handschrift in das neunte Jahrhundert gehört. — Für O os keine Aufklärung und nur so viel gewiss, dass im Zählen der Buchstaben nicht fortgefahren wird. — R ra end os uuritan. Der fehlende Buchstabe hinter ra war ohne Zweifel ein t, also das ags. rât, nicht das nordische reid; was soll end os uuritan, et ô scribere heissen.

Zweite Linie. Hinter K ist ein cha . . sichtbar geworden,

*) [In Wilhelm Grimms Handexemplar finden sich folgende nachträgliche Correcturen zu diesem Facsimile: In der ersten Linie ist hinter thr itten übergeschrieben und hinter ra das t ergänzt; der vierte Buchstabe unter feu forman ist aus P in ᚦ verändert, in oboro ist das mittlere o in e corrigiert und das letzte Wort am Rand wiederholt; in der zweiten Linie ist hinter nau das t zugeschrieben, in diuet ist e in o geändert; in der dritten Linie sind die drei kleinen Striche in iſu ergänzt, in brita steht über ᴛ ein c, ᴛhe vor leohto ist durchstrichen und ihc darübergesetzt und aus albihabe ist albihabet gemacht.]

es fehlt un und da im Nordischen ö öfter durch au ausgedrückt wird, so ist gegen die Schreibung chaun für kön weiter nichts einzuwenden, als dass nach althochdeutscher Art ein ch für k steht. Das Verhältnis ist also wahrscheinlich dieses: ein Angelsachse schrieb die nordischen Namen auf, und der Abschreiber war ein Deutscher; jeder mischte dabei etwas von dem Seinigen ein. Auf [c]haun folgt thanne ganz deutlich, und darunter ist ein diuet zum Vorschein gekommen; doch da i und e darin ungewiss sind, enthalte ich mich jeder Vermuthung. N nau habet, es fehlt ein t, und naut ist sicher. — I is und A ar in Ordnung. — Bei S endi sol. Der nordische Name also deutlich 28
und richtig, die Copula hat die althochdeutsche Form, nicht die angelsächsische, die and lautet.

Dritte Linie. Von T ist der eine Querhaken hervorgekommen, von dem Namen (tîr) nur drei kleine Striche. — Bei B zwar deutlich brita, aber falsch für biricha, dennoch als althochdeutsche Form sich kund gebend, denn die nordische ist biörk, die angelsächsische beorc. M endi man klar, aber nicht das nordische madr. — L lagu, dahinter ein seltsames theleohto; vielleicht ist leóht, lux, herauszunehmen, nur passt the nicht dazu, weil es ein Neutrum ist und man wohl für se und sio the und theo gesagt hat, aber nicht für that. Wäre aber the für den Plural tha zu erweisen, so hiesse the leohto die Lichter. — Y ir, daneben albihabe, das ich unangerührt lassen muss.

Ausserdem ist noch eine runische Zeile zum Vorschein gekommen, wenigstens in der ersten Abzeichnung befindet sie sich nicht. Sie steht über dem sogenannten Anguliscum, und zwar über den vier letzten Runen der ersten Reihe.

ᛖᚫᚱᛖᚫK Kᚫᛚᚳ

Ich lese EAREAK KALC. Merkenswerth die Einmischung des lateinischen K neben der Rune cên. Bekanntlich bezeichnet das runische C den Laut des K auch im Anlaut, nicht, wie auch schon im Althochdeutschen, ein Z, das musste der Schreiber dieser Zeile nicht gewusst und deshalb das lateinische K gebraucht haben; doch kommt auch in der dritten Linie des Anguliscum ein K vor. Ich finde darin nichts als die Namen von drei angelsächsischen Runen: ᛠ ear, ᚫ ac, ᛣ ealc, eac bei der

mittelsten steht unrichtig für ac. Ich würde es als eine zufällige Probe von dem Gebrauch des Runenalphabets ansehen,*) wenn ich nicht in der Zeichnung des Herrn Dr Pertz (ich erlaube mir dieses Umstandes im voraus Erwähnung zu thun) folgende Anmerkung, die im Kodex noch darüber steht, gefunden hätte: isti tres cara (caracteres) ad numerum tantum pertinent, und dahinter S ɥ ↑. Bezieht man diese Bemerkung auf die Runen, so hat man bei ear ᛠ und calc ᛣ um so mehr Ursache dazu, als es ohnehin schwierig ist, für diese Zeichen einen Laut auszumitteln, auch wohl bei ac, wenn man a und â nicht unterscheiden will, was die nordischen Runen unterlassen. Bezieht man sie aber auf die drei anderen Zeichen S ɥ ↑, so fragt sich: stellen sie ein S, Q und T vor, oder sind sie aus dem griechischen Alphabet entnommen? Das ɥ und ↑ haben wir bei den gothischen Ziffern als ἐπίσημα von 90 und 900 kennen lernen, für sie also könnte die Bemerkung wahr sein,
29 aber für S nicht, das als Lautbezeichnung unentbehrlich und nothwendig ein wahrer Buchstabe ist. Steht aber S, ɥ und ↑ da, um, wie im Griechischen, 200, 90 und 900 zu bezeichnen, so wäre zu vermuthen, es sollte dadurch die Geltung von ᛠ, ᛡ und ᛣ angedeutet werden, und diese Erklärung, die uns zugleich über etwas bisher noch Unbekanntes belehrte, scheint mir die natürlichste.

Endlich hat Herr Dr Pertz in einem anderen St. Galler Kodex (No. 127 in Fol.) aus dem neunten Jahrhundert, welcher S. Hieronymi comment. in Matthaeum enthält, an dem Ende des vierten Buchs noch sechs gross und schön geschriebene Runen gefunden und wird sie bekannt machen. Vermuthlich steckt der angelsächsische Eigenname Hrodgar darin.

10) RUNEN AUF GOLDBRACTEATEN.

Das Museum zu Kopenhagen besitzt einige funfzig Stück Goldbracteaten mit reichen Zieraten, Schlangenwindungen, Figuren und Inschriften, welche zu den grössten Schätzen der Sammlung gezählt werden. Bekannt ist bis jetzt noch nichts

*) [Myth. 134. J. Grimm.]

davon, man müsste denn das einzige Stück rechnen, wovon eine sehr unvollkommene Abbildung in Bartholins Antiquitt. dan. vorkommt. Eine allgemeine Nachricht davon aus einem Briefe des verstorbenen M. F. Arendt ist in dem Schornschen Kunstblatt 1823 No. 21 gegeben. Sie sind in alten Grabhügeln, einige auch in Sümpfen, mit anderen Kostbarkeiten, häufig zugleich mit Perlen, und bis jetzt noch nirgends als im Norden gefunden worden. Ihre Seltenheit ist daher so gross, dass nach Deutschland nur ein einziges Stück gelangt ist, welches sich in einer Münzsammlung zu Berlin befindet; einem blossen Gerücht nach soll ein anderes in dem k. k. Kabinet zu Wien aufbewahrt werden. Münzen sind es nicht, denn diese Goldbleche haben sämmtlich Henkel, welche vermuthen lassen, dass sie als Amulette an dem Hals oder an der Brust getragen wurden, und da die Henkel niemals abgenutzt sind, so ist gleichfalls wahrscheinlich, dass keine Kette durchgezogen wurde, sondern eine weiche Schnur. Sie sind von verschiedener Grösse, die meisten bedeckt ein Thaler, einige sind kleiner, andere durch die Randverzierungen von bedeutendem Umfang. Die Runen, die sich aber nicht auf allen finden, laufen rund herum, doch stehen auch einige innen; die Thiere drehen sich meist nach der Rundung oder gehen ganz in Schlangenwindungen über; auf einigen Stücken sieht man nichts als solche Verschlingungen und verknüpfte oder aneinandergefügte Bandstücke. Die Thiere sind beständig dieselben: ein Adler und ein Pferd, das aber manchmal Tatzen hat und eine Giftzunge aus dem Munde streckt, wodurch es einem Drachen ähnlich wird. Die menschliche Ge- 30
stalt ist meist nur ein Brustbild und hat einen Helm auf, der aber nicht die gewöhnliche Form zeigt, manchmal einem Diadem ähnlich sieht, manchmal in einem Vogelkopf endigt, ja einige Mal sitzt der Vogel selbst als Helm auf dem Kopf des Bildes. Doch ohne Abbildung würde alle weitere Beschreibung unnütz sein, auch ist kein Stück dem anderen völlig ähnlich, obgleich man sieht, es ist immer dieselbe Vorstellung, die zu Grunde liegt. Auch nicht gleich vollständig ist sie überall, der Vogel fehlt, oder der Drache, oder auch das menschliche Haupt. Das Wichtigste aber, was sie enthalten, sind die Runen, wenngleich

nicht überall vollkommen deutlich, kann man doch mit Sicherheit behaupten, es sind nicht nordische, sondern *angelsächsische* (wie denn auch auf den Tundernschen Hörnern keine anderen vorkommen), und ohne Zweifel wird man mit Erklärung derselben einen grossen Schritt im Verständnis der angelsächsischen Runen vorwärts thun. Durch Nyerups Güte besitze ich sieben Kupfertafeln mit Abbildungen dieser Goldbleche; sie waren für die Antiquarischen Annalen bestimmt, da man aber mit den Zeichnungen, wornach sie gearbeitet sind, unzufrieden ist, so sollen sie zurückbehalten und durch genauere ersetzt werden, auf welche man sich, namentlich was die Runenzeichen betrifft, mit vollkommener Sicherheit verlassen kann. Bis dahin also würde es nicht räthlich sein, sich an eine Erklärung zu wagen.

Nur das Eine will ich noch bemerken: die Arbeit an diesen Goldblechen kann man nicht roh nennen. Die blossen Zieraten sind sorgfältig, reinlich und keineswegs geschmacklos. Die Zeichnung der Thiere und Köpfe ist zwar nicht richtig, soll es aber auch nicht sein, da die Gestalten nicht das Natürliche darstellen wollen, sondern in Arabesken übergehen, und in dieser Beziehung zeigen einige Drehungen und Wendungen eine freie, geschickte Hand. Überhaupt erhält man nicht den Eindruck einer anhebenden, unbeholfenen Kunst, sondern einer herabgesunkenen, die bessere Vorbilder voraussetzt. In jedem Falle haben diese Bracteaten weit mehr Verdienst, als die Byzantinischen Münzen, die man in nordischen Gräbern findet, wiewohl eine gewisse Verwandtschaft in der Manier sich behaupten liesse. Mit den plumpen Silberbracteaten des Mittelalters dürfen sie aber nicht zusammengehalten werden, sie sind ohne Vergleich schärfer, zierlicher und regelmässiger gearbeitet.

11) ANGELSÄCHSISCHE RUNEN AUF NORDISCHEN STEINEN.

Nachträglich zu § 21 meiner Schrift bemerke ich, dass in Norwegen drei Steine mit angelsächsischen Runen neuerdings
31 entdeckt sind, zwei von Klüwer, der sie indessen noch nicht bekannt gemacht hat; ihrer gedenkt Brynjulfsen Periculum runologicum p. 125 und Finn Magnussen in dem Verzeichnis der

dänischen Runensteine. Eigenthümlich und merkwürdig ist dabei der Umstand, dass sie nicht aussen über den Gräbern, sondern in der Erde über den Todtenurnen liegend sind gefunden worden. Der dritte Stein ist in Liljegreens und Brunnius Nordiska Fornlemningar No. 45 abgebildet, aber da ein Theil der Inschrift zu Grunde gegangen, schwer zu enträthseln. Sie läuft abermals von der Rechten zur Linken.

12) SLAVISCHE RUNENSTEINE.

Bekannt ist eine gegenwärtig zu Strelitz im grossherzoglichen Museum aufbewahrte Sammlung slavischer Götzenbilder und Geräthe mit Runeninschriften. Von einem grossen Theil derselben hat ein ehrenwerther Gelehrter, der Konsistorialrath Masch, die Abbildungen von Daniel Wogen, die für die damalige Zeit (1771) durch Sorgfalt sich auszeichneten, nebst gründlichen und fleissigen Erläuterungen herausgegeben. Späterhin hat Graf Potocki alles, was zu seiner Zeit vorhanden war (1794), namentlich was Masch noch nicht kannte, zwar dem Charakter nach treuer*), doch mit geringerer Sorgfalt auf das Einzelne abgezeichnet und bekannt gemacht. Im Jahre 1820 liess der verstorbene Martin Friedr. Arendt einen Bogen mit Erklärungen der Inschriften drucken, die, auf seine Weise abgefasst, mehr zu enthalten scheinen, als man bei näherer Betrachtung darin findet, wenigstens wer nicht Lust hat, seinen Aussprüchen unbedingt Glauben beizumessen, wird wenig daraus lernen. Herr Professor v. Schröter hat ein Prachtwerk angekündigt, welches in Farben ausgemalte, höchst genaue Nachbildungen enthalten soll, dessen Erscheinung wir noch entgegensehen.

Manches Bedenkliche ist in der Geschichte der Auffindung und Erhaltung dieser Alterthümer**). Schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zufällig beim Aufgraben der Erde in

*) [? Jacob Grimm.]

**) [Levezows Abhandlung [über die Ächtheit der sogenannten Obotritischen Runendenkmäler zu Neu-Strelitz] in den Berichten der Berliner Akademie [1834]. Lisch schreibt (Schwerin 14. Nov. 1841): Über die Strelitzer Götzenbilder verhandeln wir noch immer. Falsch sind sie alle, jedoch habe ich eines neuer, freilich ganz anderer Art aufgefunden, jedoch davon in Zukunft mehr. Späterer Zusatz im Handexemplar von W. Grimm.]

der Nähe des Dorfes Prilwitz, da wo sonst das alte Rhetra stand, gefunden, blieben sie etwa achtig Jahre lang verborgen und waren durch Erbschaft bereits in die Hände eines dritten Besitzers, eines gleichnamigen Verwandten des ersten Entdeckers Sponholz, gelangt, als etwas davon verlautete. Selbst Masch, der sie zuerst bekannt machte und die Sache mit grossem Eifer betrieb, hat nicht alles gesehen, und erst 21 Jahre später, durch Potocki, kam das Übrige an den Tag. Dass ein Bruder jenes Sponholz, der mit ihm in einem Hause wohnte, Goldschmied
32 war, hat manchem kein gleichgültiger Umstand geschienen, wozu die neuerdings wiederholte Nachricht (vgl. Göttinger Anz. 1825 S. 518) von der Verfertigung kleiner Götzenbilder durch einen Mecklenburger Goldschmied kam. Abgesehen hiervon erregen diese Vorstellungen slavischer Gottheiten selbst mancherlei Zweifel. Durch alle Rohheit, die ihnen anklebt, dringt doch hin und wieder eine Erinnerung an antike Form oder ein feinerer Zug: wer könnte das z. B. in Fig. 26 und 27 bei Masch verkennen? und ist der Berstuk (Waltschrat) Fig. 32 nicht einem antiken Satyr nachgebildet, mit dem er allerdings auch in der Bedeutung übereinkommt? Manches Einzelne befremdet ein unbefangenes Auge. So ist anstössig, dass an der Figur der Sieba (No. 15) das Gesicht fein ausgearbeitet ist, der ihr auf dem Kopf sitzende, ziemlich natürlich gebildete Affe Sinn für Zeichnung und eine gewisse Ausbildung voraussetzt, während das Übrige der Gestalt, Hände und Füsse, im höchsten Grade ungeschickt und plump sind; die Muthmassung, zu welcher der von Natur kritische Masch sich genöthigt sieht und wornach mehrere Künstler an diesem einen Götzenbild mussten gearbeitet haben, ist in jeder Hinsicht unwahrscheinlich.

Auf der anderen Seite sind sämmtliche Bedenklichkeiten doch der Art, dass die Echtheit gar wohl dabei bestehen kann, und in der Form, überhaupt in der eigenthümlichen Beschaffenheit dieser Denkmäler muss etwas Überzeugendes liegen, was die Betrachtung der bisherigen Abbildungen freilich nicht gewähren kann, weil, so viel ich weiss, noch jeder, der sie mit eigenen Augen gesehen, für ihre Echtheit sich entschieden hat. In dieser Hinsicht ist von Gewicht, dass ein Kenner von geübtem Blick und reicher Kenntnis der Kunstwerke aus den ver-

schiedensten Zeiten (Rumohr, Sammlung zur Kunst und Historie, Hamburg 1816, I. Bd, S. 11 ff.) jene voraussetzt, obgleich auch er »das Durchschielen« antiker Formen, selbst in den Gefässen mit Rosetten, bemerkt und behauptet, einiges Unechte sei bestimmt bei Potocki, möglicher Weise auch bei Masch eingemengt. Allein diese Einwirkung des Griechischen (wozu auch eine griechische Inschrift gehört) lässt sich geschichtlich begreifen, und das eingemengte Unechte kann, indem es sich unterscheidet, das Echte auch bestätigen. Sodann darf nicht übersehen werden, dass sich die Götzenbilder sammt den Inschriften der slavischen Mythologie im Ganzen anfügen und daraus ohne Zwang erklären und deuten lassen; das Neue, was darin liegt, nichts Widersprechendes oder Unpassendes enthält, sowie die Abweichung in Nebendingen sie nicht verdächtig macht. Ein Erfinder und Verfertiger derselben hätte sie also ohne mühsame Studien und Kenntnis der slavischen Sprache nicht zu Stande gebracht.

Allein die Schrift, die wir angewendet sehen, sollte sie 33
nichts von der Täuschung, wenn sie stattfand, verrathen? Hier wird Betrug viel schwerer. In jedem Falle verdient sie Berücksichtigung. Es sind Runen, aber weder nordische, noch angelsächsische, obgleich mit beiden verwandt. Aber bloss abgeborgt sind sie nicht, aber auch nicht absichtlich entstellt? Es kommt auf nähere Betrachtung an, und ich will ihre auffallendsten und wichtigsten Eigenthümlichkeiten angeben. Das B, in allen Alphabeten, deren Verwandtschaft hier ins Spiel kommt, von ziemlich stätiger Form, hat ein fremdartiges Zeichen, in wenigstens fünffacher Varietät ([illegible]), unter sich ähnlich, doch immer gleich weit von dem gewöhnlichen B entfernt. Dies ist die einzige Abweichung in den sechzehn alten Runen, die übrigen treffen sämmtlich die neueren, ein für die Echtheit dieses Alphabets allerdings günstiger Umstand, denn Zufall kann dies kaum sein, und schwerlich ist bei absichtlicher Entstellung eine Kenntnis dieses Unterschieds vorauszusetzen. Das E gleicht nicht dem angelsächsischen, manchmal ist es bloss das lateinische, nur rückwärts gestellt (∃), am häufigsten aber hat es eine Gestalt ([illegible]), welche (das ist merkenswerth und der Grund davon muss in der Sprache liegen) zugleich auch für A

gebraucht wird, wiewohl dieses daneben die gewöhnliche, hier dem gothischen A am nächsten kommende Form hat. Abweichend ist ferner die Gestalt von K (ᛦ), von P, das dem griechischen ähnlich, oft dem U, der bekannten, oben geschlossenen Rune, völlig gleicht, endlich von VV (ᛏ). Das Z (ᛘ) scheint mir besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, und zwar aus folgendem Grunde: in dem sogenannten markomannischen und angelsächsischen Alphabet finden wir gleichfalls ein römisches Z, während zu der Zeit, wo diese Alphabete aufgezeichnet wurden, die Sprache der Sachsen und Angeln, dieser Laut nicht eigentlich vorhanden, mithin ein Buchstabe dafür überflüssig war. Ich habe diesen befremdenden Umstand auf verschiedene Art zu erklären gesucht, da aber nun die slavische Rune für Z (cz, tsch, ein in der slavischen Sprache alter und unentbehrlicher Laut) mit der markomannischen Ziu übereinstimmt, nur dass sie, was bei den Runensteinen häufig sich ereignet, umgekehrt gestellt ist, so wäre die Vermuthung an sich gerade nicht zu verachten, wornach die Markomannen, d. i. die überelbischen Sachsen, von den benachbarten Ostseeslaven diesen Buchstaben möchten empfangen haben.

Dies ist die Lage der Dinge, zu einer vollständigen Überzeugung gelangt man auf keiner Seite, und es wäre ebensowohl übertriebener Argwohn, wenn man diese Denkmäler ohne Weiteres wie Täuschungen und lügenhafte Erfindungen späterer
34 Zeit verächtlich bei Seite schieben, als tadelnswerther Leichtsinn, wenn man an ihre Echtheit unbedingt glauben wollte. Desto erwünschter kommt die neueste Mittheilung, die uns der Entscheidung näher bringen muss. Ausser jenen Götzenbildern von Erz wird in dem Museum zu Strelitz auch eine Anzahl slavischer Runensteine bewahrt. Ein eigentliches Geheimnis kann dies nicht gewesen sein, jedoch öffentlich ist bisher nichts davon bekannt geworden. Herr F. v. Hagenow hat also das dankbar anzuerkennende Verdienst, zuerst in einer besonderen Schrift (Beschreibung der auf der grossherzoglichen Bibliothek zu Neustrelitz befindlichen Runensteine und Versuch zur Erklärung der auf denselben befindlichen Inschriften nebst einigen neuen Nachrichten über die Fundorte derselben und

der dort ebenfalls befindlichen slavischen Gottheiten. Mit 14 Holzschnitten. Loitz und Grifswalde, 1826 in 4°) nicht bloss Nachricht davon gegeben, sondern auch Abbildungen nach eigenen Zeichnungen geliefert zu haben. Es sind vierzehn Steine, sämmtlich von geringem Umfange. Der grösste wiegt nur zwanzig Pfund, der kleinste ein halbes. Schon dadurch unterscheiden sie sich gar sehr von den nordischen, schwer zu bewegenden Runensteinen und konnten deshalb, bis auf ein Paar, in natürlicher Grösse abgebildet werden. Sie haben keine regelmässige Gestalt, noch sind sie vorher gleichförmig zugerichtet, jedoch ist Fig. 4 länglichrund, Fig. 9 ganz eiförmig. Dass man in deutschen Gräbern mehrmals eiförmige Steine gefunden, habe ich schon an einem anderen Orte bemerkt. Ausser den Runen enthält fast jeder Stein noch eine Figur, sei es eine menschliche Gestalt oder ein Kopf, ein Thier, allzeit aber von äusserst roher Arbeit; nur ein nordischer Stein, den ich aus dem Bautil (No. 581) auf Taf. VI wieder habe abbilden lassen, könnte als Gegenstück dazu angeführt werden. Da ist kein Gedanke an Zeichnung, auch nicht die ungeschickteste: die Beine blosse Striche, wie Nase und Mund, die Augen zwei Punkte. Die Inschriften enthalten wenige, manchmal ganz einzelne Runen; es ist dasselbe Alphabet, nur, wie sich von selbst versteht, sind die Zeichen roher und plumper eingehauen. Indessen liest man No. 1 RAD, ohne Zweifel Radegast, und Fig. 10 SIEBA, und erkennt bei aller Ungeschlachtheit die Figuren beider Gottheiten, den Fig. 1 und 15 bei Masch entsprechend. Soviel scheint mir gewiss, wird die Echtheit der Steine erwiesen, so wird man gegen die Echtheit der früher gefundenen Erzbilder keinen Zweifel von Belang mehr erheben können; der umgekehrte Fall ist freilich nicht ganz so entscheidend.

Von dem Fundorte und dem Finder keine Spur. Man
wusste zu Strelitz durchaus nichts mehr, als was ein beiliegender 35
Zettel aussagte, wornach man die Steine aus geöffneten Grabhügeln genommen, wo sie meist ganz oben als Schlusssteine gelegen; auch war bemerkt, dass sie nach der Zahl der Urnen behauen seien. Der Verfasser dieses Zettels war gleichfalls unbekannt und die Angabe von einem Behauen der Steine un-

richtig, denn es finden sich keine Kanten daran, und die Fläche ist bei einigen nur gerade soviel geebnet, als nöthig war, Figur und Runen einzugraben. Nichts war natürlicher, als die Vermuthung des Herrn von Hagenow, dass sie gleichfalls aus der Sammlung des verstorbenen Sponholz gekommen seien, und er zog an dessen Wohnort, Neubrandenburg, wo er konnte und wo einiges Licht zu hoffen war, Erkundigungen ein. Unter manchen, zum Theil ungereimten Angaben war auch eine, wornach Sponholz selbst bei eigenen Nachgrabungen diese Alterthümer gefunden und noch vor seinem Tode nach Neustrelitz abgeliefert hatte. Doch es war blosse Sage, niemand wusste etwas Gewisses. Als Herr v. Hagenow späterhin von einem gegenwärtig zu Waren im Mecklenburgischen ansässigen Bürger, Namens Boye, hörte, der ehedem als Gehülfe bei Sponholz gewesen sein sollte, so verfolgte er diese Spur und schickte seine Abbildungen der Runensteine dorthin, indem er zugleich eine Reihe von Fragen beilegte, die er von Boye beantwortet wünschte. Die Aussagen, die zurückkamen, waren vollständig und vollkommen klar. Sponholz hatte die Steine, welche Boye in der Abbildung erkannte und deren Anzahl er sich sogar erinnerte, theils auf dem Prilwitzer, theils auf dem Neuenkircher, theils auf dem Stargardter Felde, also immer in der Nähe des alten Rhetra, zugleich mit vielen anderen Geräthschaften in aufgegrabenen Hügeln gefunden. Sie hatten unmittelbar bei den Urnen gelegen, dicht aneinander, die Inschrift nach oben. Kurz vor dem Tode des Eigenthümers wurden sie in das Museum nach Neustrelitz abgegeben. Herr von Hagenow hat die löbliche Genauigkeit gehabt, das ganze in Fragen und Antworten abgefasste, mit Siegel und Unterschrift bekräftigte Notariatsinstrument abdrucken zu lassen. Einige Fragen betrafen die Götzenbilder, die Antworten bestätigten das Bekannte. Unter andern sagte Boye aus, Sponholz habe mit seinem Bruder, dem Goldschmied, wegen der väterlichen Erbschaft in Spannung gelebt, was allerdings zur Entkräftung des oben angedeuteten Verdachts dienen kann. Im Anhang noch ein Brief von Boye mit genaueren Bestimmungen über die Fundörter der Runensteine. Da nach seiner Angabe in zwei Gräbern jedes Mal drei Steine lagen, so dürfte man darin

die Regel vermuthen. Boye redet endlich nochmals von kleinen, wie Vögel gestalteten Figuren, deren er in den früheren Aus- 36
sagen vor dem Notar schon gedacht hatte und die sich gleichfalls in der Sponholzischen Sammlung sollen befunden haben. Inzwischen hat Herr v. Hagenow nichts davon in Strelitz bemerkt, es müsste denn Radegast mit dem Vogel auf dem Kopfe oder die kleine Figur No. 21 bei Masch gemeint sein. Boye selbst hat bei einer Aufgrabung in der Gegend von Waren ausser den Runensteinen auch Münzen in einer kleinen Urne gefunden, deren Verlust im französischen Kriege um so mehr zu bedauern ist, als sie aller Wahrscheinlichkeit nach über das Zeitalter des Grabhügels immer einigen Aufschluss gegeben hätten.

Die Beweiskraft, die in den klaren, unzweideutigen Aussagen dieses Zeugen liegt, der allerdings wohl unterrichtet sein kann, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Inzwischen wer die Geschichte der Täuschungen kennt, die mit angeblich alten Denkmälern schon stattfanden und häufig gar nicht auf rohen und groben Betrug oder auf Geldgewinn ausgiengen, sondern aus einer gewissen, im eigentlichen Sinne blinden Liebe zum Alterthume entsprungen, manchmal bis zu unbegreiflichem Selbstbetrug sich steigerten, der wird die Bemerkung nicht tadeln, dass Aussagen von jemand, der kein Gehülfe und Arbeiter des verstorbenen Sponholz gewesen, noch überzeugender sein würden, oder den Wunsch ungerecht finden, dass ein anderer, als eben Sponholz, die Runensteine möchte ausgegraben haben, damit seine Sammlung nicht die einzige Quelle aller dieser Alterthümer bliebe. Seltsam, fast unglaublich scheint der Mangel an allen Nachrichten in dem Museum zu Strelitz selbst, es pflegen doch Empfangscheine ausgestellt und Verzeichnisse des Erworbenen aufbewahrt zu werden. Sollte man nicht mehr wissen, was man vor nicht sehr langer Zeit (1796) erst erhalten hat? Warum sagt Potocki nichts davon, der 1794 die ganze Sammlung sah und diese Runensteine doch wohl eines Blickes, einer Bemerkung gewürdigt hätte? Oder sind sie erst nachher aufgefunden, in den letzten zwei Jahren? Eins jener Gräber wurde doch nach Boyes Brief im Jahr 1793, also vor Potockis Besuch, geöffnet. Boye legte dem Notar ausser einigen Stücken

Metall, welches hernach Herr v. Hagenow (S. 25) erhielt, auch alte, bei den Nachgrabungen gefundene Münzen vor (S. 11): wie waren sie beschaffen? worin unterschieden sie sich von jenen, welche, der späteren Äusserung zufolge, im Kriege verloren giengen? Auf die Ungenauigkeit in den Angaben jenes Zettels lege ich kein Gewicht, die Hauptsache, dass die Runen-
37 steine in Grabhügeln sich gefunden, haben Boyes Aussagen bewährt, das Andere konnte nach einer flüchtig angehörten oder oberflächlich gegebenen Nachricht niedergeschrieben sein.

Ungünstig ist endlich noch ein Umstand, den man nicht übersehen darf, nämlich der Mangel an Runensteinen bei allen anderen slavischen Völkern. Noch neuerdings hat Herr Peter v. Köppen (Wiener Jahrbuch 1822, Anzeigeblatt XX, S. 5) bemerkt, dass deren bisher im nördlichen Russland noch keine aufgefunden worden und er darnach im Jahre 1821 diesseits der Newa, am Ladoga, und weiterhin bis Tichwin vergebens gesucht habe.

Bleiben also auch hier Zweifel zurück, so müssen diese Steine doch auf andere Weise zur Entscheidung führen. Mir wenigstens scheint folgender Schluss sehr natürlich: hat Sponholz allein in einem bestimmten Umkreis 14 Runensteine entdeckt, so wäre es ein höchst unwahrscheinlicher, fast unglaublicher Zufall, wenn gerade nur diese in Grabhügeln vorhanden und überhaupt die einzigen sollten gewesen sein. Es kommt also auf weitere Nachgrabungen vorzüglich in jenen Gegenden an, die von doppelter Wichtigkeit sein werden. Möge sich bald eine von den neuerdings mit lobenswürdigem Eifer gestifteten Alterthumsgesellschaften dazu veranlasst sehen, hier ist ein wichtiges Resultat zu hoffen. Finden sich abermals ähnliche Runensteine, so werden alle weiteren Einwendungen gegen die Echtheit sämmtlicher slavischer Denkmäler zu Strelitz wegfallen; zeigen sie sich aber nicht wieder, so muss, nach meiner Meinung, der Verdacht gegen sie gar sehr wachsen.

13) NORDISCHE RUNEN.

Schweden ist das eigentliche Vaterland der runischen Denkmäler, und fortwährend mehrt sich die Zahl der aufgefundenen.

Man kennt, der neuesten Angabe Sjöborgs zufolge, dort nah
an 1300 Runensteine, von welchen allein 700 auf Uppland
kommen. Abzeichnungen sind das erste und leichteste Mittel
der Erhaltung, denn, wer sollte es glauben? sie sind mehr als
andere der Zerstörung, und zwar der absichtlichen, ausgesetzt,
so dass nach funfzig Jahren mancher vergeblich gesucht wird.
In Kopenhagen wenigstens hatte man davon traurige Beispiele
erlebt. In den Nordiska Fornlemningar af J. C. Liljegreen och
C. G. Brunnius (Stockholm 1823, in 8°, nur die zwei ersten
Bände sind bis jetzt herübergekommen, vgl. Göttinger gel. An-
zeigen 1826 No. 37 [S. 361—366 = Kl. Schr. II, S. 376—379])
findet man vierzehn unbekannte Steine abgebildet und kurz er-
läutert. Der vorhin genannte N. H. Sjöborg, ein thätiger schwe-
discher Alterthumsforscher, besitzt eine bedeutende Sammlung
von Abbildungen bisher noch nicht angezeigter oder beschrie- 38
bener Runendenkmäler, die er in seinen Samlingar för Nordens
fornälskare (Stockholm 1822 in 4°) *) selbst angekündigt hat.
In diesem, wie es scheint, deutschen Gelehrten noch unbekannt
gebliebenen Werke, welches eine Anzahl Steindrücke mit sauberen
Abbildungen nordischer Alterthümer enthält, hat er auf der
letzten 43. Tafel vier Stück (Fig. 141—144) als Probe abbilden
lassen. Auf dem ersten wird zum Ruhme des Todten gesagt,
dass er eine Fahrt nach England (TIL EGLANS) gemacht
habe; auf No. 143 ist die ungewöhnliche Gestalt des S zu be-
merken.

In Kopenhagen wird an einem grossen Werk gearbeitet,
welches von sämmtlichen in Dänemark noch vorhandenen Runen-
steinen Abbildungen, nach den Originalen mit der höchsten Ge-
nauigkeit von Sachkundigen verfertigt, liefern und zugleich um-
ständliche Erläuterungen enthalten soll. Die Gelehrten, die an
der Spitze stehen, verbürgen hinlänglich den Erfolg dieser
schönen Unternehmung, und ich wiederhole hier nur den Wunsch,
dass Schweden und Norwegen diesem Beispiele bald nachfolgen
möchten. Angekündigt hat Nyerup das Werk in einem Ver-
zeichnis der im Jahre 1824 in Dänemark noch vorhandenen

*) [Vgl. Göttinger gel. Anz. 1829 S. 1817-1839 = Kl. Schr. II, S. 398-415].

Runensteine, worin Thomsen die Bornholmer, Finn Magnussen die isländischen Steine beschreibt und Rask eine neue Erklärung des Thirstedstein mittheilt. Ich habe diese Schrift ausführlich in den Göttinger gel. Blättern 1825, No. 83 [S. 825—830 = Kl. Schr. II, S. 365—370] angezeigt und kann dorthin verweisen.

Zur Litteratur gehört: Das Neueste über die Runen. Äusserungen des Herrn A. und B. Kopenhagen 1821. Ein halber Bogen in Quart nebst einem halben Bogen Steindruck. A. ist der schon vorhin genannte M. F. Arendt, aus dessen »Skandiviska Paleografien«, die er im Jahre 1818 in Linköping auf einem grossen Folioblatte hat drucken lassen, hier zwei Alphabete wiederholt sind. Das eine enthält die alten Runen, in der Gestalt, in welcher sie auf den ältesten Denkmälern vorkommen, wie wir sie aber längst schon kennen. Er nennt sie »des nördlichen Europas ältestes und einfaches Alphabet« und lässt es aus dem südöstlichen Griechenland abstammen. Das andere vollständige besteht aus 32 Runen, die aus späteren Denkmälern des 11.—13. Jahrhunderts zusammengetragen sind. Wären die Quellen angegeben, so würde es mehr Werth haben; aber der Verfasser, der allerdings mit eigenen Augen auf seinen Reisen manches gesehen hatte und seiner Arbeit einen Vorzug geben konnte, gefiel sich in blossen Aussprüchen besser und war bescheiden genug, in sich selbst die beste Quelle zu erblicken. Eine nähere Erörterung über die vorausgesetzte Herkunft der
39 Runen aus dem südöstlichen Griechenland würde er unter seiner Würde gehalten haben. — Die Äusserungen des Herrn B. (Werlauffs, wo ich nicht irre) liefern einige passende Anmerkungen zu den Arendtschen Aussprüchen. Das zweite vollständige Alphabet sei hauptsächlich aus norwegischen Inschriften geschöpft. Übrigens ist auch er der Meinung von der Abkunft der Runen aus Osten zugethan, eine an sich und aus den allgemeinen, auch hier angeführten Gründen nicht verwerfliche Vermuthung, die jedoch erst durch genaue Ausführung rechten Werth erhält, diese aber wird erst durch Monumente, die uns noch immer fehlen, möglich gemacht. Von den slavischen Runen sagt Arendt, es seien die nordischen, aus dem griechischen Al-

phabet vervollständigt, versteht sich, ohne die Last des Beweises zu übernehmen.

Jak. Herrmann Bredsdorff om Runeskriftens Oprindelse, Kopenhagen 1822, macht den Versuch, die Runen aus der gothischen Schrift des Ulfilas abzuleiten, der aber missglücken musste. Ungleich gelehrter und durch mancherlei Mittheilungen werthvoll ist das Periculum runologicum von G. Brynjulfsen, welches zu Kopenhagen 1823 erschien. Da die ausführliche Beurtheilung von beiden Schriften in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1824, St. 103 [S. 1017–1032 = Kl. Schr. II, S. 324–337], von mir herrührt, so darf ich hier darüber hinausgehen.*)

Eine der Zeit nach sich anschliessende holländische Abhandlung setzt mich insoweit in Verlegenheit, als ich nicht weiss wo ich ihr eine Stelle anweisen soll, und doch gehört sie dem Titel nach mit vollem Rechte hierher. Over het oud runisch Letterschrift, en ontdekte sporen van hetzelve in ons land; door N. Westendorp, in dem dritten Theile der Verhandlingen van de Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde toe Leyden. 1824. Der Verfasser ist als ein gelehrter und scharfsinniger Mann durch seine gekrönte Preisschrift über Hunenbetten bekannt**), hier aber geht er von einem unhistorischen, nach meiner Ansicht zu tadelnden Gesichtspunkt aus, indem er voraussetzt, die älteste Schrift in den Niederlanden, während der heidnischen Zeit, müsse Runenschrift gewesen sein (ein Satz, den ich viel lieber bewiesen als behauptet sähe), und nun nach den Spuren dieser verschwundenen Runen herumsucht. Er glaubt sie wieder zu erkennen in Merkzeichen, die er auf Grabsteinen und Wappenschilden gefunden; sie wurden im Mittelalter von Leuten aus verschiedenen Ständen geführt, sind gar nicht einmal Buchstaben, sondern blosse Zeichen, so dass man, statt die Vermuthung einer solchen Abstammung von den Runen aufzustellen***), besser thut, vorerst jeden Zusammenhang damit 40

*) [Runlära af Joh. Liljegreen Stockholm 1832 [= Kl. Schr. II, S. 439—440]. Runurkunder af Joh. G. Liljegreen, Stockholm 1833. W. Grimm.

**) [Vgl. Kl. Schr. II, S. 306—323.]

***) [Vgl. Hanus [?], Über Runen, S. 43. W. Grimm.

ganz entschieden abzuleugnen. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, solche Zeichen an Bauwerken (den Steinmetzen wurden sie am häufigsten beigelegt) zu bemerken, sie gleichen eher den arabischen Ziffern, es müsste aber seltsam sein, wenn nicht auch zuweilen mit den Runen ziemliche Ähnlichkeit herauskäme, es brauchte nur ein gerader Strich mit einem kleinen Haken verbunden zu werden. Diese Bauwerke waren aber aus einer Zeit, wo wahrscheinlich in Deutschland kein Mensch noch etwas von Runen wusste.

Wilh. Grimm.

NACHTRAG.

Über einige schwierige Punkte theile ich noch die Meinungen von Jakob Grimm mit.

1. (Das ἐπίσημον 𐍁.) Die Annahme ist gewiss gegründet, dass das Zeichen 𐍁, wodurch der Gothe 90 ausdrückt, ein ursprünglicher Buchstabe war, sei es nun in der früheren gothischen Sprache selbst, oder in der, woraus sie ihr Alphabet entlehnte. Die gothische Sprache, soweit wir sie kennen, hat keinen Laut, wozu sie das Zeichen bedürfte. Welcher Laut etwa früher damit ausgedrückt worden sein könnte, ist schwer zu sagen. Offenbar sind 𐍀, welches 6 bedeutet, und 𐍁, welches 90 bedeutet, in dem Zug, dem Laut und in der alphabetischen Geltung nahe verwandt. Ersteres vertritt die Stelle des griechischen Digamma, letzteres die des griechischen Sampi, zweier Laute, die der späteren griechischen Sprache entbehrlich waren. Sehr wichtig ist es hier, das Slavische zu vergleichen. Ohne allen Zweifel sind die slavischen Buchstaben 𐍀 (tscherv) und 𐍁 (tzi), die Russen schreiben ч und ц, genau die gothischen 𐍀 und 𐍁, der zweite Buchstabe verlängert den hinteren Strich. Das slavische Alphabet ordnet zwar jetzt das Tzi vor das Tscherv, anfänglich stand aber wahrscheinlich Tscherv vor dem Tzi, wie ich aus den Zahlen folgere. Denn 90 wird mit Tscherv und 900 mit Tzi ausgedrückt. Im gothischen Zahlensystem nehmen beide Buchstaben eine Stufe höher ein, deshalb, weil die Slaven 6 mit S bezeichnen (nämlich dem gothischen S = 200 entspricht ihr C); so fiengen sie also erst an, für 90 ihr 𐍀 und für 900

ihr ɥ zu brauchen. Die Gothen brauchten q schon für 6 und ɥ für 90 und für 900 wieder ein anderes Zeichen.

Die slavischen Laute q und ɥ kommen beide in der Sprache wirklich vor und werden tsch, tz ausgesprochen. Beide gehören demnach zur Lingualreihe, ursprünglich sind sie aber Modifikationen des K, wovon die nähere Erörterung in die slavische Grammatik gehört. Auf diese alte Geltung als Kehllaut weist
jedoch theils das lateinische q (= cv), das einer dieser Buch- 41
staben ist, theils das gothische q (= qv).

Dawider, dass das gothische ɥ den Laut dh bezeichnet haben könne, habe ich sonst nichts. Es ist möglich. Dafür spricht aber nur die Tafel C, in deren erstem Alphabet das D gänzlich mangelt und in deren zweitem Alphabet dem D das ɥ beigeschrieben ist. Das D ist gleichwohl dem Gothen als Laut und als Zahlzeichen unentbehrlich, wie hätte der Schreiber des ersten Alphabets die Zahl 4 geben wollen? Schade, dass sie gerade unter den Zahlen nachher nicht vorkommt; aber ɥ kommt für 90 darunter vor. Offenbar ist also die Weglassung des D ein Irrthum, und ich gestehe, dass die dem ɥ beigelegte Geltung dh erst dann wahrscheinlich sein würde, wenn auch das D im Alphabet stünde.

2. (Namen der gothischen Buchstaben.) Die bedeutenden Abweichungen von den gewöhnlichen Runennamen scheinen wirklich gothische Buchstabenbenennungen zu verrathen, die durch die Abschriften freilich entstellt worden sind. Alle Alphabete, das hebräische, griechische, runische, slavische, irische, werden Zeichen und Namen theils von einander entlehnt, theils eigenthümlich aufgestellt haben. Bloss die der letzteren Art sind in jedem Alphabet noch verständlich, die der ersteren aber unverstanden beibehalten worden. Dies schwankt alles im Einzelnen. Mir fallen einige Einstimmungen dieser supponiert gothischen Namen mit den slavischen auf. A heisst hier aza, im Slavischen az. I im Slavischen ishe, hier üz, das sich von dem althochdeutschen îs (glacies) entfernt, und ìs würde gothisch eis lauten. N heisst hier noaz, so möchte ich lieber lesen, als noicz (cz ist ungothisch und unhochdeutsch), das ic für ein offenes a; noaz aber erinnert an den slavischen

Namen nash. Noch mehr ozec für z an das slavische ishiza, das dem ѵ, y zusteht, aber y und z folgen im lateinischen Alphabet auf einander. Vielleicht hängt k (chozma) mit dem slavischen kako zusammen? kosma heisst auf slavisch Flocke. Gewiss aber ist P pertra das slavische ф mit dem Namen fert. Gramm. I 126 habe ich vermuthet, dass peord, pert eine Figur im Schachspiele bedeute, merkwürdig heisst der slavische Buchstabe phert, fert, und die Königin im Schachspiel pherz, ferz.

Wie das -na in manna untadelhafte gothische Form ist, so käme auch bercna für baírika (althochdeutsch pirihha, betula) näher als berc; auch die Slaven haben hier den Baumnamen buki, d. i. buk (fagus, Buche); βῆτα erinnert wenigstens im lateinischen beta an bētula, irisch B beith, d. i. wieder Birke.

gaar steht für jaar, Verwechslung des J mit G, die in Aussprache und Zeichen gegründet ist, denn das angelsächsische und unser G entspringen eher aus J als aus G.

42 geuua (gewa) für geba, giba ist seltsam, doch haben andere Runenalphabete in diesem Worte gleichfalls v, w. sugil kommt dem gothischen sáuil sehr nahe, wie schon Gramm. II 111 bemerkt worden ist.

Da in keinen dieser Namen (ausgenommen chozma für kozma) der Kopist in streng althochdeutschen Formen übersetzt, vgl. reda, daaz, bercna, so nehme ich auch die vielen z in daaz, laaz, noaz, ucaz, enguz, üz, tyz, chozma nicht für althochdeutsche z, sondern für gothische, die sich dem s nähern. Wie wenn daaz für gothisch dags, laaz für lags, lagus (aqua, fluidum, altuom, lögr) stünde? uraz ist vielleicht uruz zu lesen (der Abschreiber fand uruz und setzte a fürs zweite u), und das wäre = urus, bubalus, altnord. ur (d. i ur-r, masc.), enguz scheint das gothische aggvus = angustus? oder ênguz ist ein dunkles Wort, nach dem Zeichen X sollte man ein mit X anhebendes Wort erwarten.

3. (*uththan.*) Otan für uththan ist recht merkwürdig. Meine Meinung von diesem gothischen enklitischen Wort ist nämlich, dass es im Althochdeutschen nicht ganz fehlt, ja es ist noch mittelhochdeutsch vorhanden. Uththan selbst entspringt durch Assimilation aus uhthan und scheint deutlich das mittel-

hochdeutsche eht, oht, ot, das gewöhnlich, wie das gothische Wort, unmittelbar auf Verba folgt, z. B. gothisch vas uththan ist mittelhochdeutsch was ot.

4. (Über die Runennamen im St. Galler Kodex § 9). feu (= fehu) ist imo (?) oboro. — Chaon merkwürdig, zum Beweis, dass altnordisch kaun, nicht kön zu schreiben sei. Angelsächsisch sollte demnach ceán, nicht cên stehen. Vielleicht thanne chuimet? — lagu thê leohto ist mir klar: Wasser, das helle (leuchtende); thê für ther ist dem ältesten Hochdeutsch gemäss, lagu masc., altnord. lögr. — yr albihabendi, omnia complectens, das ndi, das ganz unten steht, dazu zu nehmen.

Unverkennbar steckt in diesen drei Zeilen eine alte metrische und alliterierende Angabe der Runen:*)

feu forman.
ur after.
thuris thriten stabu.**)
os ist imo oboro.
ratendos uu (?) ritun (ritten).
chaon thanne chumet.
hagal naut habet.
is ar endi sol.
tiubrita***) endi man.
lagu thê leohto.
yr al bihabendi.****)

*) [Cfr. Lachmann, Brief vom 28. Dec. 1830. Über Hildebrandslied, p. 6. 7. W. Grimm. — Massm. im Aufsess Anz. 1832, S. 32. J. Grimm.]

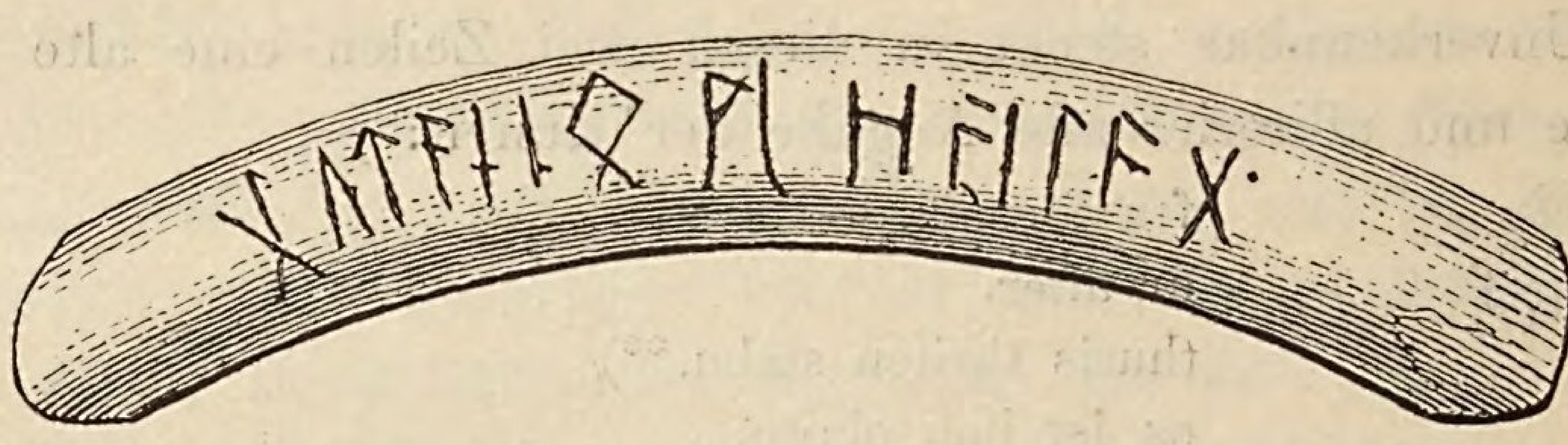
**) [So in Jacob Grimms Handexemplar aus thur is(t) thrito corrigiert.]

***) [f. birca. J. Grimm.]

****) [Alte Reihe: f u th o r ch
h n i a s
t b m l y. J. Grimm.]

602 # BERICHT ÜBER EINE INSCHRIFT AUF EINEM IN DER WALLACHEI AUSGEGRABENEN GOLDENEN RING.

Monatsberichte der Königlichen Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 8°. 1856. S. 602—604.



Auf Befehl Seiner Majestät des Königs ist der königlichen Akademie der Wissenschaften eine galvanoplastische Nachbildung eines alten in der Wallachei ausgegrabenen, gegenwärtig in dem Museum zu Bukarest aufbewahrten goldenen Ringes zur Beurtheilung übergeben worden. Er ist in dem voranstehenden Holzschnitt dargestellt. Die Akademie beauftragte die Herren Haupt, Jacob Grimm und Wilhelm Grimm mit der Untersuchung der auf dem Ring befindlichen Inschrift, und letzterer legte eine Erklärung derselben vor, welcher die Herren Haupt und Jacob Grimm beitraten. Die Inschrift enthält 15 Zeichen: Wilhelm
603 Grimm geht davon aus, dass das am Anfang und Ende stehende, etwas abgerückte Kreuz kein Buchstabe sei, sondern christlicher Sitte gemäss zugefügt ward. In den übrigen 13 Zeichen erkennt er Runen und zwar nicht nordische, sondern deutsche und angelsächsische. Der Beweis liegt in dem diesem Runenalphabet allein eigenthümlichen 6. Zeichen ᛟ ô, das sich deutlich zeigt. Der fünfte Buchstabe ist der einzige nicht ganz sichere, doch lässt sich ein Querstrich in der Mitte noch erkennen, der in dem vorangehenden gleich bedeutenden bestimmt zu sehen ist. Man muss darin ein N, nicht ein I erblicken.

Es ergeben sich mithin folgende Worte

UTAN NOÞI HAILA,

etwas Gothisches ist hier nicht zu finden, vielmehr sind es ganz entschieden altdeutsche Worte. ûtan ist die altsächsische und angelsächsische Form für das althochdeutsche ûzan mit dem Dativ nôþî. Die Form heila merkt Graff (Sprachschatz 4, 863) neben der gewöhnlichen hailî an. Glück, frei von Bedrängnis ist also die Inschrift zu übersetzen, die für einen Goldring, vielleicht ein werthvolles Geschenk, gewiss ein passender Spruch war. Ähnliche Wünsche finden sich bei den Dichtern des 13. Jahrhunderts, got füege iu heil und êre Iwein 1901, gelücke iu heil gebe Parzival 450, 25, got gebe dir heil Gottfrieds Tristan 63, 38.

Die Inschrift fällt in die älteste Zeit der deutschen Sprache, eine nähere Bestimmung gestatten die wenigen Worte nicht. Da ihre frühsten mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Denkmäler in das 7. Jahrhundert gehören, so könnte man geneigt sein die Inschrift in das 6. zu setzen, zumal die benannte Stelle bei Venantius Fortunatus den Gebrauch der Runen in dieser Zeit ausser Zweifel stellt. Allein die Runen haben sich neben den lateinischen Buchstaben erhalten, wie die runischen Alphabete aus dem 9. Jahrhundert und das Zeugnis des Hrabanus beweisen. Wahrscheinlich ist die Inschrift des Goldrings in Mitteldeutschland, wo sich niederdeutsche Sprachformen mit oberdeutschen mischten, eingegraben worden, und von dort ist
er, wie der ganze grosse Schatz von goldenen Geräthen, zwischen 604
welchen er gefunden ward, vielleicht als Beute, in die Wallachei gekommen.*)

Herr Haupt fügte noch einige Bemerkungen hinzu. Die beiden Kreuze deuten nicht nothwendig auf die christliche Zeit und können blosse Zieraten sein. Althochdeutsch kann die Inschrift nicht sein wegen des T für Z und des þ für T in nôþî, was auch als Genitiv darf betrachtet werden. Das Altsächsische und Angelsächsische ergibt kein haila, da diese Mundarten den Diphthong ai oder ei in lange Vocale zusammen-

*) [Im Text steht: genommen.]

drängen. Die drei Worte bilden einen richtig gemessenen altdeutschen Vers

û́tan nốþî háilà.

Herrn Prof. Zacher gebührt das Verdienst, die Inschrift als dem deutschen Alterthum zugehörig erkannt und die galvanische Nachbildung veranlasst zu haben.

248
WITEGE MIT DEM SLANGEN.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Zweiter Band. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 8°. 1842. S. 248–252.

Sphragistische Aphorismen von C. P. Lepsius. Erstes Heft (aus den neuen Mittheilungen des thüring.-sächs. Vereins besonders abgedruckt) mit drei Steindrucktafeln. Halle 1842. enthalten schätzbare Beiträge zu der Siegelkunde des Mittelalters. Auf der zweiten Tafel sind in sorgfältigen Nachbildungen Siegel der Schmiedezünfte bekannt gemacht, welche besondere Aufmerksamkeit verdienen. Das gewöhnliche Siegel dieser Gewerkschaften enthält die natürlichsten Symbole ihres Handwerks, Hammer und Zange. Als Beispiel ist das Siegel der Schmiede zu Stettin, das nach der Form der Buchstaben zu urtheilen in die Mitte des 14. (15 ist ein Druckfehler) Jahrhunderts gehört. Merkwürdiger sind drei andere von den Schmiedezünften in Halle, Mainz und Augsburg, die in dieselbe Zeit fallen mögen; das Hallische ist einer Urkunde vom Jahre 1327 angehängt und vielleicht das älteste. Hier ist noch zwischen Hammer und Zange jedes Mal eine Schlange gesetzt, welche in dem Mainzischen und Augsburgischen eine Krone
249 von drei Spitzen trägt, die in jenem sich in Kugeln, in diesem in drei Blumen oder Kleeblätter endigen; in dem Mainzischen ist ferner ein gekrönter Adler neben die Schlange gestellt, wie ich vermuthe, der deutsche Reichsadler. Statt der Krone steht in dem Hallischen ein sechseckiger Stern über der Schlange,

unter derselben aber ein halber Mond. Diese Abänderung erklärt sich daraus, dass man das Hallische Stadtwappen, zu welchem diese beiden Zeichen gehören, noch anbringen wollte; der Stern verdrängte die Krone. Der Verfasser hat den Zusammenhang des Siegels mit der alten Sage von Wieland und seinem Sohne Wittich richtig bemerkt und auseinandergesetzt. Ich will seiner Ausführung einige nähere Bestimmungen beifügen.

Die Wilkinasage beschreibt an zwei Stellen (Cap. 33. 156) Wittichs Rüstung. Sein Schild war weiss und mit Hammer und Zange von rother Farbe bezeichnet, weil sein Vater ein Schmied war, und über diesen Zeichen standen drei Karfunkelsteine, um die königliche Abkunft seiner Mutter anzudeuten. Sein Helm von dem härtesten Stahl war mit Nägeln beschlagen, und es war ein giftspeiender Lindwurm von Gold, den man Schlange nennt, darauf eingegraben (thar var â markadur ormur, sâ er slangi heitir c. 33. â hans hialmhetti er skrifadur ormur af raudi gulli, sâ er slangi heitir c. 156). Dieses Zeichen trug er auf seinem Haupt, damit jeder daran seine Tapferkeit und seinen Zornmuth erkennen sollte. Auf Sattel, Waffenrock und Fahne war derselbe Lindwurm angebracht.

Wir finden hier alle Einzelheiten des Schmiedesiegels. Die Krone mit drei Spitzen und den Kugeln darauf, welche dort die Schlange trägt, ist ohne Zweifel aus den drei Karfunkelsteinen entstanden, welche über Hammer und Zange in dem Schild angebracht waren. Die Schlange, da sie als Helmzeichen nicht auf dem Schild vorkommt, scheint unpassend, aber diese Verbindung zeigt sich auch in einem mit den Siegeln ziemlich gleichzeitigen Gedicht, in Dieterichs Drachenkämpfen (Heldensage 268), wo das Zeichen in Wittichs Fahne beschrieben wird, ein hamer und ein zange von golde rôt, ein nater diu ist von golde (l. silber) wîz. Und so konnte die Sage oder ein Volkslied die Schmiedezunft veranlasst haben, sich durch Aufnahme der Schlange in ihr Siegel, die einen der berühmtesten Helden 250
mit ihrem Handwerk in Verbindung brachte, zu verherrlichen. Die dänischen Kjämpeviser (1, 4. 18. 80) unterscheiden aber noch bestimmt den Schild mit Hammer und Zange (der drei Karfunkelsteine geschieht hier keine Erwähnung) von dem Helm.

In den dänischen Liedern, wie in dem schwedischen (bei Arwidsson 1, 16) wird der Helm Blank genannt. Seltsam ist diese Verwendung des Adj. für einen Eigennamen, aber sie bestärkt mich in der Vermuthung, dass er aus Slange entstanden ist, weil man diesen Namen für einen Helm sich nicht zu erklären wusste. Es würde damit stimmen, dass in dem ältesten Zeugnis, im Biterolf (Heldens. 147. 148), der Helm selbst Limme heisst, wenn ich dieses unverständliche Wort durch Lindwurm richtig erklärt habe. Die Stelle im jüngeren Titurel (Heldens. 173) Witege mit dem slangen entscheidet hier nichts.

Freilich konnte der ganze Helm den Namen Slange führen, wenn eine Schlange darauf eingegraben war, aber eine Stelle in dem Gedicht von Ecke nach der Bearbeitung Kaspars von der Röhn (Heldens. 226) leitet mich auf eine weitere Vermuthung. Ecke spricht hier zu Dieterich von Bern:

— helt, wiltu mich bestân?
der helm und den ich ûffe hân,
den wirkt Wielant mit sitten.
in sant ein künec her über mer:
er revacht ein künecrich mit der wer.
guldîn ist er in mitten.
nû lâz dir von dem helme sagen,
ob dich dar nâch belange.
er ist sô meisterlîch beslagen,
guldîn sint im sîn spange;
dar în verwirkt ein wurmes schal.
swie vil man swert drûf slüege,
dâ von gewint er doch kein mâl.

Diese Strophe findet sich nicht in dem Lassbergischen Text (wiewohl Str. 78 von dem Helm die Rede ist), noch in dem Strassburgischen und Augsburgischen Druck, allein Kaspar von der Röhn hat sie ohne Zweifel in seiner Quelle vorgefunden. Zwar ist nicht von dem Helm Wittichs die Rede, aber doch
251 von einem, den Wieland geschmiedet hat und der ganz gleicher Art scheint gewesen zu sein. Nicht eine Schlange war als Zeichen darauf eingegraben, sondern die schuppige Haut einer Schlange hineinverarbeitet, die dem Stahl die übernatürliche Stärke verlieh, so dass kein Schwert nur eine Spur darauf

zurücklassen konnte: wie die dänischen Lieder (1, 28) sich ausdrücken, »viele Schwerter waren darauf zerbrochen«. Mir scheint es aber angemessener, dass Wieland, der ein Alp ist (Heldens. 388. 389), dem Helm übernatürliche Kräfte verleiht, als ihn mit Zierat schmückt.[1])

Kannte man überhaupt in früherer Zeit den Helmschmuck? Er scheint mir erst im 13. Jahrhundert aufgekommen zu sein. Das Bild auf der Spitze des Helms finde ich zuerst bei Wolfram (Parz. 39, 16. 736, 10. 739, 16) und bei Wirnt, der es diu zimier nennt; ûf helmen diu lieht schînenden mâl Nib. 1943, 4 (in einem späteren Lied) scheinen dasselbe zu bezeichnen (vgl. Andreas und Elene S. 92), könnten aber auch auf Zierat an der Seite gedeutet werden. In den Gedichten des 12. Jahrhunderts habe ich nichts dahin Bezügliches gefunden. Im Rolandslied, da wo der Helm Venerant beschrieben wird (117, 7—16), wäre Gelegenheit dazu gewesen. Auch in den Bildern zu der pfälzischen Handschrift sind die Helme ganz einfach und schmucklos; nur Kaiser und Könige tragen zugleich die Krone, die aber nicht auf der Spitze des Helmes sitzt, sondern die Stirne umgibt. Waltharius 334 imposuit capiti rubras cum casside cristas stammt wohl aus Virgil.

Demnach wäre glaublich, dass in den früheren Sagen (die von Wieland gehört zu den ältesten) der Vater seinem Sohne einen Helm schmiedete, dessen Kraft nicht bloss in dem Stahl lag, sondern zumeist in der eingewürkten Schlangenhaut. Es wäre nicht das erste Mal, dass in der späteren Quelle sich das Ursprüngliche allein erhalten hätte.

Endlich noch ein Zeugnis von der Verbindung des Handwerks mit der Sage, das älter ist als jenes Siegel. In einer Urkunde vom Jahr 1262 (Lang regesta boic. 3, 181) steht juxta domum Welandi fabri. Möglich, dass ein Schmied sich,
oder das Volk ihm, den altberühmten Namen beigelegt hätte; 252
mein Bruder glaubt, dass nach herkömmlicher Sitte an dem Haus ein Bild von Wieland gestanden habe. Wilhelm Grimm.

[1]) Vulcanus ist Gott der Schmiede, selbst Schmied, und lahm wie Wieland, dessen Grossvater oder Ahnherr Vilkinus in irgend einem Bezug stehen muss zu Vulkan. Jacob Grimm.

121 DIE SAGE VOM URSPRUNG DER CHRISTUSBILDER.

(Gelesen in [der Gesammtsitzung] der Akademie der Wissenschaften am 11. und 22. December 1842.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1842, S. 121—175. Einzeln Göttingen bei Dieterich.

I.

Wo die Kunst als ein Bedürfnis des menschlichen Geistes erwacht, da wendet sie sich zuerst zu der Darstellung religiöser Ideen. Bei den Griechen ist sie aus bedeutungsvollen Mythen hervorgewachsen: bei den christlichen Völkern hat sie aus der heiligen Geschichte ihre erste Nahrung empfangen und ist auf diesem Wege in allmählicher Erstarkung zu ihrer Blüthe aufgestiegen. Eine ihrer höchsten Aufgaben war die Darstellung des Heilandes selbst, welche die göttliche und menschliche Natur in ihrer Vereinigung irdischen Augen sichtbar machen sollte. Eine Geschichte der Christusbilder würde demnach ebenso für die Geschichte der Kunst überhaupt, als für die Erklärung und das Verständnis einzelner, zumal älterer Kunstwerke von entschiedenem Werthe sein. Über die ersten Anfänge bis etwa zu dem siebenten Jahrhundert hat man gelehrte Forschungen, und die wenigen bis dahin entdeckten Denkmäler dieser Zeit sind beschrieben und abgebildet [1]): doch nach einer Zusammenstellung der Christusbilder oder der Nachrichten von ihnen aus der folgenden Zeit habe ich mich vergeblich umgesehen.

Die Kunst nimmt nach den ersten Versuchen bald typische Natur an und erhält sich darin lange: so lange nämlich, als sie
122 von einer aus der Mitte des Volksglaubens entsprungenen Ansicht, von einem gemeinsamen Gefühl genährt und getragen wird. Diese Grenze zu überschreiten erlaubt sie sich nicht,

[1]) P. E. Jablonski de origine imaginum Christi Domini in ecclesia christiana. Opusc. 3, S. 377—406 (1809). Sickler über die Entstehung der christlichen Kunst und ihrer Religionsideale mit Abbildungen in dem Almanach aus Rom 1810, S. 153—196. Münter Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen. Zwei Hefte mit Steindrucktafeln und Kupfern. Altona 1825. 4. In der Einleitung S. 24 findet man weitere literarische Nachweisungen.

oder vielmehr es fällt ihr nicht ein sie zu verlassen: der Typus wird nur, den Kunstmitteln der verschiedenen Zeiten und der Begabung und technischen Ausbildung des Einzelnen gemäss, in grösserer oder geringerer Vollkommenheit dargestellt; selbst in ungeschickten Händen bleibt er erkennbar und behält Wirkung. In einer solchen Zeit wird die Natur von der Kunst nur als Mittel betrachtet, den Gedanken, von dem sie erfüllt ist, auszudrücken: sinnliche Schönheit, veredelte Wahrheit sind nicht ihr Zweck: sie opfert beides unbedenklich der Idee. Erst wenn die Macht des Gemeinsamen soweit sich mildert, dass die Kunst dem Geist des Einzelnen einzuwirken verstattet, dann sucht sie in der Natur selbst, die sie reinigt, der sie das Zufällige abstreift, das höchste Ziel zu erreichen. Wird dort die Natur von der Idee zurückgedrängt, so birgt sich hier, wie die Seele in dem Leib, die Idee in der sinnlichen Erscheinung. Die Kunst wird dann frei. Glücklich die Zeiten, in welchen das Gemeinsame, das in der Überlieferung sich ausdrückt, noch nicht sein Ansehen verloren und die Freiheit zugleich Kraft genug erlangt hat, um sich selbst zu vertrauen. Aus glücklicher Einigung beider Richtungen erwachsen dann Kunstwerke, welchen der Stempel eines unvergänglichen Lebens aufgedrückt ist. Die grossen italienischen Maler, unter ihnen zumeist Raphael, bezeichnen einen solchen Glanzpunkt. Ihnen gelang es jene höhere geläuterte Naturwahrheit, die uns in den Erzeugnissen des griechischen Alterthums entzückt, mit dem Geist des Christenthums zu erfüllen. Selbst Raphael hat nicht überall, nur in seiner höchsten Blüthe die Aufgabe gelöst: wie in seinen älteren Werken die herkömmliche, unfreie Richtung vorherrscht, so neigt er sich in einigen anderen zu der überwiegenden Natürlichkeit. Wendet sich nämlich die Kunst ganz von der Überlieferung ab, so verliert sie sich in dem Ausdruck der gemeinen Wirklichkeit, die bis zum Widrigen ausarten kann, oder sie verflacht sich in einer idealischen Unwahrheit und gehaltlosen Schönheit, welche die Seele kalt lässt. Dann wirken Laune, ein Einfall, geistreich oder geistlos, anmuthig oder geziert, wie es sich trifft, Zufälligkeiten aller Art. Wer hat nicht bemerkt, wie die Kunst der neueren Zeit, reich an

ausgezeichneten Gaben, die Treffliches zu leisten im Stande
sind, von einem Weg auf den anderen springt, bald in dem
griechischen Alterthum, bald in dem Mittelalter, bald in der
123 Gegenwart selbst Anhalt und Vorbild sucht, gleichsam die
Fühlhörner nach allen Seiten ausstreckt, aber schnell wieder
zurückzieht?

II.

Ich werde unten zu der Betrachtung von Kunstwerken gelangen, die zur Bestätigung dieser Andeutungen dienen: eine vollständige Ausführung muss ich denen überlassen, welche im Stande sind die in Kirchen erhaltenen oder in Sammlungen übergegangenen Christusbilder aufzusuchen und zu vergleichen. Meine Aufgabe ist der Vorstellung nachzuforschen, die man sich von dem Ursprung derselben gemacht hat. Da diese Vorstellung eine gemeinsame und überlieferte war, so kann sie nur da gesucht werden, wo die religiöse Sage sich ausbildete, ich meine in den Legenden. Diese merkwürdigen Dichtungen sind von der Kirche nicht ausgegangen, sie verdanken ihr Dasein dem unaustilgbaren, unablässig in der menschlichen Seele wirkenden Trieb der Phantasie; die Kirche billigte und bestätigte davon was ihr angemessen schien, hielt aber das Ganze in einer gewissen Entfernung, die eine ungestörte Fortbildung zuliess. Wer die Sammlung des Jacob de Voragine oder den Winter- und Sommertheil nur oberflächlich betrachtet, dem wird die Mannigfaltigkeit und grosse Verschiedenheit darin nicht entgehen. Echte zarte Dichtungen, die Goethe und Herder nicht verkannten, edle und tiefsinnige Gedanken stehen neben hohlen Erfindungen, die einen schwülen, jedem wahrhaft religiösen Gemüth unerträglichen Aberglauben uns aufdringen wollen. Manches ist aus weltlicher Volkssage übergegangen und ist dann nur umgewandelt worden, wovon ich bei der Legende von Silvester, in der Einleitung zu dem Gedichte Konrads von Würzburg, ein Beispiel gegeben habe. Solche Mischungen mögen schon frühe vorkommen: aber man darf als Regel voraussetzen, dass das Ältere zugleich auch das Bessere ist.

Die Legenden, die hier in Betracht kommen, sind die von der heiligen Veronica und von Abgarus, Fürsten von Edessa; beide gehören zu den älteren und sind schon der Gegenstand gelehrter Untersuchung gewesen [1]). Ich habe Gründe mit der 124 Sage von Veronica den Anfang zu machen, wenn sie sich auch als die jüngere erweisen sollte; von ihr sind in der neueren Zeit wichtige, erst Aufschluss gewährende Quellen zum Vorschein gekommen. Da die meisten davon wenig bekannt oder schwer zugänglich sind, so darf ich mir nicht erlassen ihren vielfach abweichenden Inhalt mitzutheilen.

1. Ich stelle eine angelsächsische Erzählung in Prosa voran. Sie führt in der Handschrift den Titel Nathanis legatio ad Tiberium und ist abgedruckt in Ludw. Christ. Müllers Collect. anglosax. Havniae 1834, S. 5—18.

Bald nach dem Tode Christi sendet Pilatus den Nathan, Sohn des Naus, einen vielgereisten Juden, an den Kaiser Tiberius [2]), der am Aussatz erkrankt ist. Nathan wird von den Winden nach der Stadt Libye in Aquitanien verschlagen, wo der Unterkönig Tyrus an einem Krebs im Gesicht leidet, der von der Nase bis ins Auge gestiegen ist. Tyrus lässt den Nathan vor sich bringen, fragt ihn aus und forscht, ob er kein Heilmittel für seine Krankheit wisse. »Nein«, erwidert der Jude, »aber ein Mann, der dir helfen konnte, lebte im jüdischen Reich, der Heiland Christus. Mit seinem Worte machte er Aussätzige rein, Blinde sehend, Todte wieder lebendig. Frau Veronix, die seit zwölf Jahren am Blutfluss litt, berührte seines Kleides Saum und ward geheilt«. Nathan gedenkt anderer Wunder des Herrn, erzählt seine Leiden, Gefangennehmung, Kreuzigung, Begräbnis durch Joseph und Auferstehung; er fügt hinzu »ich weiss dass er der wahre Gott ist«. Tyrus, als er das vernimmt, glaubt an Christus. »Wollte Gott«, ruft er

[1]) Jac. Gretser de imaginibus non manufactis. Ingost. 1622. 8. und hinter seiner Ausgabe des Codinus Curopalates. Opera T. XV. Joh. Reiske de imaginibus Jesu Christi. Jenae 1685, p. 52—80. Acta sanctorum 4. Febr.

[2]) Statt fram Tyberie lese ich nämlich fram Pilâte to Tyberie. Der Zusammenhang verlangt diese Ergänzung, die auch durch eine hernach folgende Stelle gerechtfertigt wird.

aus, »dass ich sein Antlitz sähe! ich wollte seinen Tod an seinen Feinden rächen«. Als er diese Worte gesprochen hat, fällt der Krebs von seinem Antlitz herab, und er ist frisch und gesund. Nathan tauft ihn und gibt ihm den Namen Titus. Er entbietet hierauf den Vespasianus, seinen Kriegsgenoss (fyrdgemaca) zu sich, der mit siebentausend Gewaffneten kommt und gleicherweise bekehrt und getauft wird.

Titus und Vespasianus segeln hierauf mit ihrem Heer nach Jerusalem und verwüsten das jüdische Land. Der erschrockene Herodes übergibt seinem Sohne Archelaus das Reich und ersticht sich mit seinem eigenen Speer. Archelaus schliesst
125 sich mit acht Unterkönigen und allem Volk in Jerusalem ein. Sieben Jahre lang werden sie belagert, in dem achten entsteht so grosse Hungersnoth in der Stadt, dass sie Erde essen. Da sagen die ältesten Krieger: »es ist besser dass wir uns selbst tödten, als in die Hände der Römer fallen«. Sie gürten ihre Schwerter um, kämpfen mit einander, und es werden elftausend an einem Tage erschlagen. Die Leichen können nicht begraben werden, und der Geruch fällt bei der grossen Hitze unerträglich. Da bringt das Volk, das den entsetzlichsten Tod voraussieht, dem Titus und Vespasianus die Schlüssel der Stadt. Die Rache für Christi Tod bleibt nicht aus. Einige werden gebunden aufgehängt, die Füsse oben, das Haupt unten: die, welche den Mantel Christi in vier Stücke zertheilten, werden geviertelt: die übrigen werden verkauft, jeder für dreissig Pfennige, weil sie den Heiland für dreissig Pfennige von Judas gekauft hatten.

Nachdem das ganze jüdische Reich unterworfen ist, forschen Titus und Vespasianus eifrig, ob nicht jemand ein Kleinod von dem Heiland besitze. Sie hören dass Frau Veronix als eine eifrige Anhängerin Christi betrachtet werde und dieselbe Frau sei, die er vom Blutfluss geheilt habe. Sie besitze auch ein Stück von seinem Kleid, das sie hoch halte und auf dem sich sein Antlitz befinde. Sie berufen diese Frau zu sich, und nachdem Pilatus in Fesseln nach Damascus gebracht ist, senden sie Boten nach Rom an den Kaiser mit der Bitte, er möge den Volosianus, seinen Verwandten, nach Judäa senden: er werde

vieles ihm noch Unbekannte erfahren. Tiberius befiehlt dem Volosianus hinzureisen und einen Jünger des Heilands aufzusuchen, damit er komme und ihn gesund mache. Dann solle Volosianus die jüdischen Könige verurtheilen, wie sie Christum verurtheilt hätten, und sie alle zu Tode martern. Wenn er den Mann bringe, der ihn herstelle, so wolle er an den Heiland als den Sohn Gottes glauben und sich taufen lassen. Volosianus fragt, welchen Lohn er diesem Manne verheissen solle. »Sei er wer er sei«, erwidert Tiberius, »so soll er nach mir Kaiser werden«.

Volosianus schifft ab und landet am achten Tage. Er bescheidet alle, die den Herrn gekannt haben, zu sich, damit sie von ihm erzählen. Zuerst kommen Joseph von Arimathia und Nikodemus, dann die Frau Veronix. Er verlangt, dass sie ihm das Heiligthum, das sie besitze, übergebe. Sie leugnet zuerst, dass sie es besitze, gesteht aber endlich, dass es in ihrer Schlafkammer verschlossen liege, und holt es herbei. Volosianus, überzeugt dass es das Antlitz Christi und das Kleid sei, das er getragen habe, fällt nieder und betet es an. Dann wickelt 126
er es in ein golddurchwirktes Linnen, legt es in ein goldenes Gefäss, versiegelt es mit seinem Ringe und betheuert, dass er es nicht wieder schauen wolle, bevor er zu Tiberius, seinem Herrn, gekommen sei und ihm berichtet habe. Nachdem er den Pilatus zu schimpflichem Tod verurtheilt hat, geht er zu Schiffe. Veronix will ihr Heiligthum nicht verlassen und fährt mit ihm nach Rom. Als er auf der Tiber angelangt ist, begibt er sich nach der Stadt Lateran und sendet Boten an Tiberius, der ihn sogleich zu sich beruft und das Antlitz des Heilands zu sehen verlangt. Volosianus zieht das Tuch ab, in welches es eingewickelt ist. Gläubig erkennt Tiberius das Antlitz des Heilandes und betet es an: alsbald fällt der Aussatz von ihm ab, und sein Leib wird so rein als der Leib eines Kindes. Tiberius, seine Familie und sein Volk empfangen die Taufe.

2. Bei Marianus Scotus (lib. 1, p. 550 Pistor) wird Folgendes erzählt.

Kaiser Tiberius, mit dem Aussatz behaftet, sendet Boten

nach Jerusalem, damit Christus, von dessen Wunderkräften er gehört hat, ihn heile. Aber Christus, von Pilatus verurtheilt, war schon gekreuzigt und gen Himmel gefahren. Das vernehmen die Boten des Kaisers von der Frau Veronica, quae ipsius salvatoris nostri aspectum, ipso exprimente atque contradente, ad evidentiam testificandae veritatis et observandae fidelitatis nicemate (l. in cemate wie in der Frankf. Handschrift steht; schon die Acta sanctorum haben in schemate gebessert) suo reconsignatum habuit. Sie wird nach Rom gebracht, und Tiberius durch den blossen Anblick des Bildes geheilt. Pilatus muss die Todesstrafe erleiden.

Wäre diese Stelle echt, das heisst, rührte sie von Marianus Scotus selbst her, der im Jahr 1086 starb, so würde sie mit der angelsächsischen Erzählung, die mir nicht zu den älteren Denkmälern dieser Sprache zu gehören scheint, ziemlich gleichzeitig sein. Sie ist aber, wie auch dabei angegeben wird, aus Methodius entlehnt und findet sich, was Prof. Waitz bestätigt, nicht in dem reinen Text des Marianus. Bolland (Acta sanctorum 4. Febr.) nimmt den heiligen Methodius, den Patriarchen, an, der im Jahr 846 starb: man vergleiche aber Tillemont Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique 1, S. 471. Immer aber würde die Stelle noch in das Ende des zwölften Jahrhunderts gehören.

3. Die Kaiserchronik, die etwa nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts zusammengesetzt ist, die sich aber, und
127 namentlich auch hier auf eine ältere Quelle beruft, enthält (pfälzische Handschrift 4^a—6^c) folgende Erzählung.

König Tiberius leidet an einer unheilbaren Krankheit: Würmer wachsen in seinem Haupt. Er vernimmt, dass in Jerusalem ein Mann sei, der Todte erwecke und Aussätzige heile: der könne auch ihm helfen. Volosianus wird abgeschickt den Arzt zu holen. Er findet in Jerusalem die Frau Veronica, die Gott von einer Krankheit des Blutes nach achtundzwanzigjährigem Leiden erlöst hatte. Sie sagt ihm, der, den er suche, sei vor drei Jahren von den Juden getödtet worden und gen Himmel gefahren. Sie setzt hinzu: ein vil hêrez bilde hân ich von sînen gnâden, ohne etwas Näheres über die Beschaffenheit

und Entstehung dieses Bildes zu sagen. Auf seine Bitte zeigt sie ihm das Bild, will es aber nicht aus Händen geben, sondern fährt mit ihm, der zugleich den Pilatus gefesselt fortführt, nach Rom, wo Tiberius von dem blossen Anschauen des Bildes geheilt wird; die Würmer fallen todt zur Erde. Tiberius leistet jetzt auf das Heiligthum einen Eid, die Stadt, wo der Herr sei gemartert worden, zu zerstören. Er sendet also den Vespasianus und dessen Sohn Titus mit einem grossen Heer ab, und nun nahet die Zerstörung Jerusalems, welche der Heiland voraus verkündigt hatte. Titus lagert vor der Stadt, in welcher Hungersnoth ausbricht. Eine Frau, deren Mann erschlagen war, tödtet, nachdem sie drei Tage Hunger gelitten hat, ihr eigenes Kind und setzt es denen vor, welche, weil sie den Schornstein hatten rauchen gesehen, in ihr Haus eingedrungen waren. Es folgen noch einige Ereignisse, die hier nicht in Betracht kommen. Vespasianus und Titus stürmen Jerusalem und zünden es an allen vier Enden an. Weiber und Kinder werden verbrannt, die Männer aber gebunden und in fremde Länder verkauft je dreissig um einen Pfennig.

4. Wernher vom Niederrhein, ein Geistlicher, der in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts zu gehören scheint, hat die Sage in zwei Gedichte vertheilt.

Veronica ist eine treue Anhängerin Christi. Wenn sie sein Antlitz erblickt, so wird sie von Freude erfüllt. Sie bringt ein Tuch zu Lucas, inständig bittend dass er ihr das Antlitz des Herrn male: er sei ein Meister und habe ihn oft gesehen. Lucas verspricht ihn zu malen, wie er heute ausgesehen habe. Als das Bild fertig ist, freut er sich und meint, es sei ihm gelungen. Beide gehen und suchen den Heiland auf, als ihn aber Lucas anblickt, so ist sein Antlitz ein ganz 128
anderes, als hätte er ihn nie gekannt. Beide erstaunen, und Veronica trauert. Lucas tröstet sie mit dem Versprechen, ein anderes Bild zu malen, aber es misslingt noch mehr. Er versucht es zum dritten Mal, doch, wie zuvor, vergeblich. Jetzt erhört (verhôrde 5, 26 wie 3, 21, vgl. Grammatik 2, S. 856—857) Gott die Bitte der Frau, und als der Heiland sie erblickt, spricht er: »Lucas, du und die gute Frau Veronica, ihr geht

mir zu Herzen: aber wenn ich nicht zu Hilfe komme, so ist deine Kunst vergeblich. Mein Antlitz ist nur da bekannt, von wannen ich bin gesendet worden«. Dann spricht er zur Frau: »geh heim, nimm dein Tuch mit dir und bereite mir ein wenig Speise: noch heute komme ich zu dir«.

Freudig eilt Veronica nach Haus und richtet das Nöthige zu. Der Sohn Gottes kommt, verlangt Wasser und beginnt sich zu waschen. Hierauf nimmt er das Tuch, das Veronica ihm darreicht, sich damit abzutrocknen. Er drückt es an sein Gesicht, und die Zwehle empfängt das Antlitz des Herrn. »Das ist mir gleich«, spricht er zur Frau, »es verleiht dir grosse Macht und wird allen deinen Freunden frommen. Zeichen werden damit geschehen, wenn man mich hier nicht mehr sehen wird«.

Christus geht hierauf nach dem Jordan, und das Gedicht fährt in der Erzählung der heiligen Geschichte fort, ohne dass der Frau Veronica noch einmal Erwähnung geschähe. Sie erscheint aber in der folgenden Dichtung wieder.

Zu Rom herrscht mit grosser Macht König Vespasian. Er leidet an einer furchtbaren Krankheit, die kein Arzt heilen kann. Die Wespen fliegen ihm in das Haupt wie ein Bienenschwarm: man kann hindurch sehen: alles ist abgefressen. Es ist ein entsetzlicher Anblick. Titus, sein Sohn, bringt einen fremden Israheliten zu ihm, der ihm sagt, zu Jerusalem befinde sich ein Mann, der im Stande sei ihn zu heilen: man heisse ihn Gottes Sohn, und von seinen Worten werde jeder Kranke gesund. »Willst du zu ihm über Meer fahren«, fügt der Fremde hinzu, »so will ich dich geleiten. Erscheinst du in Demuth vor ihm, so hilft er dir«. Vespasian seufzt und spricht: »ich bin zu schwach: wie gerne ich auch wollte, mir fehlt die Kraft«, und zu Titus sich wendend fügt er hinzu: »lieber Sohn, fahr du über Meer: nimm grosses Gefolge mit dir, Gold und Silber, so viel du willst, und bringe mir den guten Mann hierher. Ich gebe ihm Gold, so viel ein Schiff trägt, und dazu meine Huld«.

129 Titus rüstet sich und fährt mit grosser Macht hinüber.

Ihn begleitet jener Israhelit, der von dem Heiland Kunde gegeben hatte. Als sie zu Jerusalem anlangen, ist der Sohn Gottes schon lange todt und gen Himmel gefahren. Titus fragt nach den Wundern, die er gethan habe. Die Gläubigen erzählen davon, sie sagen ihm auch von der Frau Veronica, die das Antlitz des Herrn besitze. Sie hat es lange verborgen, wird aber jetzt vor Titus geführt, der ihr sagt, er sei Jesu wegen hierher gekommen und wolle seinen Tod an den Juden rächen. Dann bittet er sie ihm das Tuch zu leihen, auf welchem das Antlitz Gottes stehe. Heile es seinen Vater, so wolle er mit einem römischen Heer kommen und die Ungläubigen bekehren, die Juden aber, die den Sohn Gottes getödtet hätten, zerstreuen und verderben. Die Frau kniet vor Titus und erwidert, das Tuch mit dem Antlitz gebe sie um keinen Preis weg: es sei ihre Freude und ihr Trost; mancher werde dadurch geheilt. Aber sie willigt ein in Begleitung ihrer Dienerinnen nach Rom zu schiffen.

Veronica fährt also mit Titus über das Meer nach Rom, wo sie ehrenvoll empfangen werden. Vespasianus aber liegt auf seinem Bette und ist dem Tode nahe. Veronica spricht zu ihm: »ich habe dir Gottes Antlitz gebracht, willst du es mit Demuth und Glauben empfangen, so wirst du seiner Gnade theilhaftig«. Sie entfaltet das Tuch: sogleich fallen die Wespen herab auf die Füsse des Königs, und als er das Antlitz des Herrn an sein Gesicht drückt, ist er gesund und frisch, als wäre er erst dreissig Jahr alt. Kaum hat sich die Nachricht von seiner Genesung verbreitet, so kommt das Volk und will die Frau anbeten: aber sie weicht zurück und heisst sie Gott dafür danken, der es gethan habe.

Vespasian und Titus ziehen mit einem grossen Heer aus und wollen Christi Tod rächen. Vespasian rückt vor Jerusalem und belagert es so lange, bis (hier ist hinzuzufügen »die Hungersnoth so gross ist«) dass eine Frau ihr Kind isst. Jetzt geht die Weissagung (Christi nämlich von dem Untergang der Stadt) in Erfüllung: Jerusalem wird von Grund aus zerstört, und nur das Eigenthum der Frau Veronica erhalten. Die Juden

werden vertrieben und über alle Welt zerstreut: man gibt dreissig für ein Ei (wahrscheinlich aber ist 28, 22 zu besseren umbe einen pfenninc).

5. Ich lasse ein lateinisches Gedicht folgen, das Mone (im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters 1835,
130 S. 425—433. 1838, S. 530—531) bekannt gemacht hat. Ich kann über das Alter desselben nichts Bestimmtes sagen: die älteste von den vier bekannt gemachten Handschriften geht nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinaus, jedoch ist es nicht bloss möglich sondern wahrscheinlich, dass es noch in Wernhers Zeit reicht, da zwei Handschriften mit einer prosaischen gleichfalls lateinischen Erzählung der Sage, von welcher hernach noch besonders die Rede sein wird, in das zwölfte Jahrhundert gehören, wenigstens nach Mones Versicherung. Die Sage ist hier mit einer anderen von Pilatus verflochten, die ich jedoch nur soweit es zum Verständnis nöthig ist berühre.

Nach Christi Tod herrschen Titus und Vespasian über das römische Reich. Jener hat zu Rom seinen Sitz, dieser im Abendland. Titus ist aussätzig, Vespasian hat die Nase voll Wespen; beide suchen bei den Ärzten vergeblich Hilfe. Sie hören dass Christus jeden Kranken gesund mache, und Titus verlangt von Pilatus durch Abgesandte, er solle diesen Arzt alsbald herübersenden. Als Pilatus diesen Befehl vernimmt, geräth er in Furcht und bittet die Abgesandten ihm einige Frist zur Überlegung zu gönnen, weil er hofft, die Gefahr durch Geschenke abzuwenden. Aber die Boten, welche seine Geschenke nach Rom überbringen sollen, werden durch Sturm nach Spanien verschlagen. Auf der langen Fahrt von da nach Rom gelangen sie zuerst zu Vespasian. Sie erzählen von den Wundern Christi, aber auch von seinem Tod, zu dem ihn Pilatus verurtheilt habe. Vespasian geräth in Zorn, und in dem Augenblick, wo er Rache gelobt, schwindet der Schmerz in der Nase, und er ist von seiner Krankheit geheilt. Auch das Volk, über die unerwartete Genesung des Königs erfreut, treibt zur Rache. Titus soll sie ausführen.

Indessen werden die römischen Abgesandten zu Jerusalem

von Pilatus hingehalten. Eines Tages, als sie umher wandeln, redet sie eine Frau an, und als sie vernommen hat, in welcher Absicht sie gekommen sind, sagt sie: »ihr sucht vergeblich den himmlischen Arzt, Pilatus hat ihn kreuzigen lassen, aber nach drei Tagen ist er wieder auferstanden und gen Himmel gefahren; seinen Jüngern hat er die Macht verliehen Kranke zu heilen. Ich habe ihn von Herzen geliebt und ihn um ein Andenken gebeten, denn er hat oft den seinigen verkündigt, er werde am Kreuz sterben und zu der Rechten seines Vaters zurückkehren. Er nahm also mein Tuch (276 telam quam forte tenebam lesen einige Handschriften, die anderen quam fronte gerebam) und drückte es an sein Gesicht: alsbald sah ich mit 131
Erstaunen sein Bild darauf abgedrückt, seinen schwarzen Bart, seine leuchtenden Augen. »Dieses Andenkens«, sprach er zu mir, »halte ich dich würdig, bewahre es in Ehren, denn es heilt alle Kranken«. »Ich will«, setzt die Frau hinzu, »damit ihr nicht vergeblich gekommen seid, mit euch nach Rom gehen, wenn ihr mir sichere Rückkehr versprecht. Glaubt euer König an den Sohn der reinen Jungfrau, so ist er geheilt in dem Augenblick, wo er das Bildnis anschaut«. Die Abgesandten willigen ein und verkündigen dem Pilatus ihre Abfahrt. Er sagt ihnen: »der, welchen ihr sucht, hat die Juden verachtet und gegen die römischen Gesetze gehandelt; ich habe ihn deshalb kreuzigen lassen«.

Sie eilen mit der Frau (deren Namen im ganzen Gedicht nicht genannt wird) nach Rom und statten Bericht ab. Titus geräth in Zorn und droht dem Pilatus mit dem Tod, aber die Frau sagt, er möge sich beruhigen, wenn er an Christus glaube, so werde alsbald die Krankheit weichen. Titus glaubt, und wie er das Bild anschaut, wird seine Haut rein. Auch Vespasian kommt und verkündigt dass er auf ähnliche Weise sei geheilt worden.

Der Rückkehr der Frau gedenkt das Gedicht nicht, auch nicht der Zerstörung Jerusalems, sondern es führt gleich die Sage von Pilatus weiter.

Mit dieser Darstellung stimmt, soweit ich urtheilen kann, Conrad v. Muer, der um das Jahr 1273 schrieb. Von ihm spricht Hottinger de origine scholae Tigurinae. app. 135.

6. Von den beiden vorhin erwähnten lateinischen Erzählungen in Prosa hat Mone im Anzeiger 1838, S. 526—530 einen Auszug geliefert. Sie stimmen neben mancherlei Abweichungen im Einzelnen, von welchen ich nur die wichtigeren anführen will, mit dem lateinischen Gedicht zusammen. An Titus Stelle erscheint wieder Tiberius. Veronica wird genannt, und die Linzer Handschrift setzt hinzu: erat mulier illa, quam sanaverat dominus a fluxu sanguinis per tactum fimbriae suae. Der Gesandte, der (die Linzer Handschrift fügt hinzu »von Herodes«) mit Geschenken abgeschickt, aber nach Gallizien, wo Vespasian Statthalter ist, verschlagen wird, heisst in der Münchener Hs. Adanus, in der Linzer Adrianus, der Bote des Tiberius aber in beiden Albanus. Adanus sagt zu Vespasian, wenn er an den Arzt Jesus glaube, der in Jerusalem gewesen sei und Aussätzige rein, Blinde sehend gemacht, Todte erweckt habe, so werde er geheilt werden. Vespasian glaubt und wird
132 gesund. Er beschliesst (nach der Münchener Hs.) einen Zug nach Jerusalem, um Christi Tod zu rächen.

7. Ich gedenke hier eines verlorenen hochdeutschen Gedichts, von welchem ein Paar meist aus halben Zeilen bestehende und daher fast ganz unverständliche Bruchstücke aus einer, wie der Herausgeber versichert, im zwölften Jahrhundert geschriebenen Handschrift in den Denkmälern der deutschen Sprache von D. Karl Roth (München 1840) abgedruckt sind. Auch hier scheint die Legende der Veronica mit der Sage von Pilatus verbunden, und Volusian, Alban und die Stadt Akirs werden darin namentlich angeführt.

8. Die legenda aurea muss man, da ihr Verfasser, Jacob de Voragine, im Jahr 1298 starb, in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzen. Cap. 51 ist die Sage von Veronica nicht abgetrennt erzählt, sondern in die Leidensgeschichte eingeflochten.

Als der Herr gekreuzigt war, fürchtete Pilatus den Zorn des Kaisers Tiberius und schickte einen Vertrauten an ihn ab, der ihn entschuldigen sollte. Indessen war Tiberius in eine schwere Krankheit gefallen, und als er vernimmt dass zu Jerusalem ein Arzt sei, der alle Kranke bloss mit seinem Wort

heile, so sendet er den Volusian dahin mit dem Befehl ab, ihm diesen Arzt nach Rom zu schicken. Pilatus erschrickt und bittet um vierzehn Tage Aufschub. Während dieser Zeit erfährt Volusian durch Frau Veronica dass Christus, ihr Herr und ihr Gott, ist verurtheilt und gekreuzigt worden. Da Volusianus klagt dass er demnach seinen Auftrag nicht ausführen könne, so erwidert Veronica: »als mein Herr umher gieng und predigte, wollte ich mir sein Bildnis malen lassen, um mich damit, wenn er nicht zugegen wäre, zu trösten. Als ich dem Maler mein Linnentuch brachte, begegnete mir der Heiland, und da er mein Vorhaben vernahm, forderte er das Tuch und gab es mir zurück mit seinem ehrwürdigen Antlitz bezeichnet. Schaut der Kaiser dieses Bild in Demuth an, so wird er alsbald geheilt sein«. Für Gold und Silber will Veronica das Tuch nicht weggeben, aber sie fährt mit Volusian nach Rom, und Tiberius wird geheilt. Mit dieser Erzählung stimmt eine auf der Rathsbibliothek zu Lüneburg befindliche lateinische Chronik (bei dem Jahr 36). Die Stelle ist bei Reiske p. 60. 61 abgedruckt.

Indessen erzählt die legenda aurea anderwärts, in der Sage
von dem heiligen Jacob (cap. 63), auch die Heilung Vespasians,
doch ohne Veronica mit dem Bildnis hineinzumischen. Als 133
Quelle wird eine apocryphe Geschichte angegeben.

Vespasianus und Titus zerstörten Jerusalem von Grund aus, die Veranlassung dazu war folgende. Pilatus schickt, um sich bei dem Kaiser Tiberius wegen des Todes Jesu zu entschuldigen, den Alanus an ihn ab. Alanus wird von den Sturmwinden nach Galatia, wo Vespasianus unter Tiberius herrscht, verschlagen. Vespasianus sagt dem Fremdling, da er von Jerusalem, dem Lande der Weisen, komme, so müsse er ihn heilen. Vespasian hat nämlich von seiner Kindheit eine grosse Art Würmer in der Nase, unde et a vespis Vespasianus dicebatur. Alanus entschuldigt sich, er verstehe nichts von der Arzneikunst, Vespasianus droht mit dem Tode, wo er ihn nicht heile. Da sagt Alanus: »jener der Blinde sehend machte, Teufel austrieb und Todte erweckte, der könnte dich heilen«. »Wer ist das?« fragt Vespasian. »Jesus von Nazareth«, erwidert Alanus, »wenn du an ihn glaubst, so wirst du geheilt«. Vespasian sagt: »wenn

er Todte erweckt, so glaube ich dass er auch mich heilen kann«. Bei diesen Worten fallen die Wespen aus seiner Nase, und er ist gesund. Vespasian eilt nach Rom und erlangt von Tiberius die Erlaubnis, Jerusalem zu zerstören.

9. Jünger als die legenda aurea ist das Gedicht Regenbogens, der noch im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Ich kenne es aus einem seltenen Druck ohne Ort und Jahr in klein Octav, der sich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet; einen älteren Nürnberg 1497, ebenfalls drei Bogen in Octav, beschreibt Panzer in den Zusätzen zu dem ersten Band der deutschen Annalen S. 48. Sodann aus einer Frankfurter Papierhandschrift vom Jahr 1477 — 1499, von welcher Herr Franz Roth eine eigenhändige und sorgfältige Abschrift mir zuzusenden die Güte gehabt hat: ferner aus einer niederdeutschen, ebenfalls metrischen Übersetzung, die sich in einer Papierhandschrift vom Jahr 1490 zu Hildesheim befindet und welche mir Herr D. Wilhelm Müller mitgetheilt hat: endlich aus einem die vordere Hälfte enthaltenden Bruchstück einer Papierhandschrift, das Lachmann besitzt. Diese verschiedenen Texte sind alle verderbt, am meisten im Druck, und weichen nicht bloss in den Worten, sondern auch in der Ausführung des Einzelnen merklich von einander ab. Es befindet sich noch eine Papierhandschrift zu München (Karl Roth Denkmäler der deutschen Sprache S. XV) und zu Wien (Hoffmann Wiener Handschriften XC, S. 4), die ich nicht näher
134 kenne. Regenbogen (in der Hildesheim. Handschrift entstellt veghe vs boghe) nennt sich am Schluss selbst, und das Gedicht ist in seinem Briefton abgefasst.

Tiberius leidet schon seit vier und zwanzig Jahren (diese Zeitbestimmung fehlt in der niederdeutschen Bearbeitung) an einer schweren Krankheit; Hände und Füsse sind ihm gelähmt. Zwölf Meister haben vergeblich ihre Kunst versucht. Es trägt sich zu, dass eine heidnische, in Jerusalem getaufte Jungfrau nach Rom geführt wird und von einem Meister erzählt, der aus Griechenland solle gekommen sein und welchen Gott den Juden geschickt habe. Er heile Kranke durch blosse Berührung mit der Hand, mache Wein aus Wasser, erwecke Todte

und werde Jesus genannt. Die Frankfurter Handschrift fügt hinzu: sîn angesiht daz ist gar minneclich: swer ez ane siht mit innekeit, der freuwet sich. Tiberius vernimmt die Erzählung der Jungfrau und befiehlt dem Philosian (Philosion Hildesh. Hs. Philosius Frankf. Hs.) hinzureisen, Gold und Silber nicht zu sparen und den Arzt herbeizubringen. Philosian fährt mit Begleitung ab, braucht aber ein ganzes Jahr zu der Reise. Die Juden erschrecken, als er mit der Fahne des Kaisers landet, empfangen ihn aber feierlich. Pilatus sagt ihm, der Meister, den er suche, sei gekreuzigt worden. In einer langen Unterredung, wobei Pilatus und die Juden sich gegenseitig die Schuld zuschieben, wird der Hergang ausführlich erzählt. Philosian geräth darüber in Zorn. Longinus, der blinde Ritter, der wieder sehend ward, sagt ihm, dass ein armes Weib von edler Abkunft, Veronica genannt, ein Tuch besitze, auf welchem sich das Antlitz Jesu befinde: keines Menschen Hand habe es verfertigt (etwas Näheres wird nicht gesagt): wer siech sei und es mit Vertrauen anblicke, der werde gesund. Veronica wird herbeigeholt. Sie will das Tuch nur zeigen, wenn Philosian mit seinem Gefolge barfuss zu ihr gehe. Als er mit Gesang in feierlichem Zuge kommt, holt sie das Tuch aus ihrer Lade und zeigt es ehrerbietig; es ist viereckig und von weissem Linnen. Veronica begibt sich mit dem Tuch auf das Schiff Philosians, der die Juden verflucht und den Pilatus angeschmiedet mit sich führt. In acht Tagen langen sie schon auf der Tiber an, so schnell ist der Rückweg im Gegensatz zu der langen Hinfahrt. Philosian stattet dem Kaiser Bericht ab. Veronica zeigt dem Volk das Tuch, das sie in beiden Händen hält. Dann tritt sie aufs Land, wo alle knien und sie zu dem Palast des Kaisers geleiten, der in Qualen auf seinem Bette liegt. Sie drückt das Tuch auf sein Gesicht (daz tuoch leite sie im ûf daz angesiht vor den munt): von Stund an ist er
gesund und frisch wie ein Knabe. Tiberius lässt sich taufen, 135
und Pilatus wird in die Tiber versenkt.

Man sollte meinen, hier wäre das Gedicht zu Ende, auch endigt es wirklich in der Frankfurter Handschrift. Aber in dem Druck wie in der Hildesheimer Handschrift folgt noch

ein Anhang. Es ist von Vespasianus die Rede, der gewaltig im Reich geworden und dem nach Tiberius Tod keiner gleich gekommen sei. Er leidet an einer unerhörten Krankheit, Wespen nisten (wonen) in seiner Nase. Das Tuch der Frau Veronica wird auf ihn gelegt, alsbald fliegen die Wespen fort, und das Nest ist zerstört. Vespasian fragt die Frau: wan ir komen waer daz frôn antlitze. sie sprach »mir gabz mîn herre in (der) nôt, doch alsô rehte schône, dô man in vuort in grôzem leide her«. So steht im Druck, dagegen in der niederdeutschen Bearbeitung steht bloss se sprack: »dat gaff myck mȳ god v̄n mȳ leue her^e, do he üp dusse erd' hadde wel wūders ghedån«. Vespasian nimmt Rache für Christi Tod. Mit vierthalbtausend Römern (myt werde halff hūdert scyhppē sagt die Handschrift) zieht er über das Meer, zerstört Jerusalem und verkauft die Juden; wie sie den Herrn um dreissig Pfennige verkauft hatten, so werden je dreissig um einen Pfennig hingegeben.

Nochmals folgt in dem Druck, aber in diesem allein, ein Zusatz. Hier wird auch Titus genannt, sogar des Tiberius geschieht wieder Erwähnung und der dreimaligen Eroberung Jerusalems. In der Schlussstrophe wird bemerkt, das Tuch der Veronica befinde sich gegenwärtig zu Rom: wer es mit Innigkeit ansehe, der genese.

III.

Der Widerspruch, in welchem die Sage mit der Geschichte nach allen Seiten hin steht, braucht kaum ausdrücklich angemerkt zu werden. Ohne grellen Verstoss gegen die Zeitrechnung erscheint sie zwar in dem Zusatz zu Marianus Scotus und in der legenda aurea, wo nämlich von Vespasianus, Titus und der Zerstörung Jerusalems nicht die Rede ist: aber es bleibt doch unvereinbar, dass sie von einer Bekehrung und Heilung des Kaisers Tiberius handelt, der gerade in dieser Zeit, das heisst wenige Jahre nach Christi Tod, hochbejahrt und ohne Sinnesänderung starb. Wenn dagegen bei Wernher und in dem lateinischen Gedicht Tiberius ganz übergangen
136 wird, so bleibt der Übelstand, dass die wirkliche Zerstörung Jerusalems zu weit vorgeschoben wird; ohne Zweifel sollte sie

als eine dem Verbrechen auf dem Fuss folgende Strafe erscheinen.

Da der Aussatz im Mittelalter seiner Unheilbarkeit wegen als die schwerste Krankheit betrachtet wurde, so darf man annehmen, dass die angelsächsische Erzählung und die Stelle bei Marianus Scotus, die den Kaiser daran leiden lassen, hierin das Ursprüngliche bewahren. Auch der Krebs ist noch keine fabelhafte Krankheit, aber wenn gesagt wird, dass er bei der Heilung von dem Angesicht des Tyrus herabgefallen sei, gleich als wäre von einem leibhaften Thier die Rede, so mag dieser Ausdruck wohl zu weiteren Entstellungen und Übertreibungen Anlass gegeben haben. In der Kaiserchronik sind es Würmer, die in dem Haupt des Kaisers wachsen: das lateinische Gedicht und die legenda aurea nennt sie, einer etymologischen Erklärung des Namens Vespasian gemäss, Wespen, die in der Nase nisten: Wernher lässt sie sogar das Gehirn aufzehren und macht von der Krankheit eine abenteuerliche Beschreibung.

Doch ich berühre dies alles nur nebenbei. Der eigentliche Mittelpunkt der Sage ist das Dasein eines wahrhaften, mit Wunderkräften begabten Bildes Christi. Über die Entstehung des Bildes drücken sich einige Dichtungen dunkel aus: sie haben, wie es scheint, keine klare Vorstellung davon. Nach der angelsächsischen Erzählung befindet es sich auf einem Stück von Christi Kleid: wie es darauf gekommen sei (man muss immer annehmen durch ein unmittelbares Wunder), von wem die Frau das Stück des Kleides erhalten habe, das erfährt man nicht. In der Kaiserchronik steht noch weniger, ein vil hêrez bilde hân ich von sînen gnâden, sagt Veronica. Regenbogen bemerkt nur dass es nicht von Menschenhand sei gemacht worden. Die anderen wissen mehr. In dem Zusatz zu Marianus Scotus wird gesagt, der Heiland habe sein Bild selbst ausgedrückt und der Frau gegeben, und das wird in dem lateinischen Gedicht näher ausgeführt. Die Frau, heisst es hier, habe aus herzlicher Liebe ihn, der oft seinen Tod voraus verkündigt habe, um ein Andenken gebeten: da habe er ihr Tuch oder ihren Schleier genommen und an sein Gesicht gedrückt, das alsbald darauf sei abgebildet worden. Die legenda

aurea erzählt, die fromme Frau habe Christi Bildnis gerne besitzen wollen, er sei ihr auf dem Wege zu dem Maler begegnet, habe das Linnentuch, das sie diesem habe bringen wollen, ihr
137 abverlangt und es, mit seinem Antlitz bezeichnet, ihr zurückgegeben; dass er es an sein Gesicht gedrückt habe, wird nicht gesagt. Am ausführlichsten, aber abweichend von allen berichtet Wernher. Lucas (der Name des Malers kommt hier allein vor) gibt den Bitten der Frau Veronica nach und versucht dreimal ein Bildnis Christi zu malen; es mislingt jedes Mal. Da erbarmt sich der Herr: er heisst die Frau einige Speise zubereiten, die er bei ihr geniessen will. Als er kommt, verlangt er Wasser zum Waschen, nimmt dann die von ihr dargereichte Zwehle, und diese empfängt, indem er sich abtrocknet, sein Antlitz. Das also steht fest, Veronica besass das wahre Bildnis Christi, doch über die Entstehung desselben, und das ist der schwierigste Punkt, schwankt die Sage.

Warum aber ward jene Frau, die, indem sie den Saum von Christi Kleid berührte, von dem Blutfluss sich geheilt fühlte (Matth. 9, 20—22. Marc. 5, 25—34. Lucas 8, 43—48, vgl. diu urstende in Hahns altdeutschen Gedichten 109, 75 ff.), in diese Sage verflochten? Zwar nicht alle Darstellungen sagen ausdrücklich dass es jene Frau gewesen sei, aber doch gerade die ältesten, die angelsächsische, die Kaiserchronik und die lateinische Erzählung in Prosa; auch der Pseudodexter thut es ad a. Chr. 48, S. 94. Ich finde den Grund in einer anderen Sage, die im vierten Jahrhundert schon im Gange war. Nach einer Erzählung nämlich von Eusebius (hist. eccl. lib. 7, cap. 18) hatte jene Frau in ihrer Heimat, zu Paneas oder Caesarea Philippi, zwei Bildsäulen aus Erz vor der Thür ihres Hauses errichten lassen; die eine stellte den Heiland dar, die andere sie selbst, wie sie mit flehender Gebärde vor ihm, der ihr die Hand reicht, kniet. Eusebius hatte selbst beide Bilder gesehen und fügt hinzu, dass zu den Füssen Christi ein unbekanntes Kraut wachsen und, wenn es den Saum seines Kleides berühre, für allerlei Krankheiten Heilung gewähren solle. Auch Sozomenus (hist. eccl. lib. 5, cap. 20) und Philostorgius (hist. eccl. 7, 3) reden von dieser Bildsäule Christi, Julian liess sie

umstürzen und durch seine eigene ersetzen, die hernach der
Blitz niederwarf; den Kopf retteten die Christen. Nach Asterius
von Amasia (homil. in Jairum et mulierem αἱμοῤῥοοῦσαν bei
Photius bibl. cod. 271) ward sie von Maximinus (305) weg-
genommen. Wiederum abweichend erzählt J. Malala, aus
Justinians Zeit (lib. X, p. 237—239), dass die Frau erst nach
erlangter Erlaubnis von Herodes II das Bild mitten in der
Stadt errichtet habe und dass es noch, in ein heiliges Bethaus
versetzt, dort zu sehen sei. Ob es ein Hadrian oder Antonin
war, vor dem die gerettete Provinz kniet, wie man wahrschein- 138
lich gemacht hat (Münter 2, S. 12—17; die hierhergehörigen
Schriften in der Anm. 40, vgl. O. Müller Archäologie §. 213, 3),
darauf kommt es hier nicht an: uns genügt zu wissen, dass
schon zu Zeiten Constantin des Grossen die Gruppe als Christus
mit der geheilten Frau gedeutet wurde. Ein solches Erzbild
konnte man schwerlich als ein nicht von Menschenhänden ver-
fertigtes Werk betrachten: wie gelang es aber dem Künstler
was über menschliche Kräfte gieng aufzufassen? Liess man
den übernatürlichen Abdruck des Antlitzes auf die Leinwand
vorausgehen, so war ein Vorbild gegeben, das Bild von Erz
gerechtfertigt, und die damit verknüpfte Sage ergänzt. Erst
am Ende des 15. Jahrh. wollte man das Haus jener Frau auch
in Jerusalem entdeckt haben; s. Acta sanctorum p. 454.

Ihren Namen kennen die Evangelisten so wenig als die Kirchenväter des 4. und 5. Jahrhunderts, erst in dem Evangelium des Nikodemus (cap. 7) und bei Joannes Malala (chronogr. p. 237. 239 ed. Dindorf) wird sie Βερονίκη, Βερνίκη genannt, die beide jedoch nichts von dem Tuch mit dem Bildnis wissen. Die Vermuthung ist daher erlaubt, dass die Veronicasage dorther den Namen entlehnt habe. Veronica ist buchstäblich Βερονίκη; die leichte Vertauschung des B mit V macht keine Schwierigkeit (vgl. Reiske p. 66. 67); auch wird hernach einer Urkunde vom Jahr 1011 Erwähnung geschehen, in welcher Beronica geschrieben ist. Eine andere durch Mabillon und Papebroek (Thilo codex apocryphus N. T. 561. 562) aufgebrachte Vermuthung, die Veronica aus den zwei Wörtern vera icon mit Umstellung der Buchstaben erklärt, hat etwas Ansprechendes,

zumal das Bild selbst Veronica genannt wurde: allein sie ist erkünstelt und setzt ein Festhalten der absichtlichen Erdichtung voraus, das mir dem Geist jener Zeit nicht zu entsprechen scheint.

Die bisher berührten Dichtungen wissen nur von einem schmerzfreien, in überirdischer Schönheit leuchtendem Antlitz, allein später begegnen wir einer abweichenden Erzählung der Legende, wonach Christi Bild unter ganz verschiedenen Umständen dem Tuch der Veronica eingedrückt wird und jene göttliche Ruhe im Antlitz nicht mehr angemessen scheint. Diese Umbildung ist um so merkwürdiger, als sie gerade von der römischen Kirche gegenwärtig anerkannt wird, während früherhin die andere, und auch von einem geistlichen Dichter, wie Wernher vom Niederrhein, angenommen war. Jacob Pamelius († 1587, vgl. Reiske 63) und die Acta sanctorum nämlich erzählen folgendergestalt. Als der Heiland auf dem Weg
139 zum Tode das Kreuz trug, reichte ihm eine Frau aus Jerusalem, Veronica, ihren Schleier vom Haupt, um sich Schweiss und Blut damit abzutrocknen. Er gab ihr das Tuch zurück, aber als Zeichen seiner Liebe war sein Antlitz vollkommen darauf abgedrückt. Ein innerer Grund zu dieser Änderung war nicht vorhanden. Dort ist es eine dem Herzen tief eingeprägte Liebe, die nach dem Bild Verlangen trägt: hier wird nur ein menschliches Mitgefühl, das der Anblick der Qual so leicht erregen musste, anerkannt und belohnt. Wir werden in der Folge sehen, dass es keine Neuerung ist, sondern eine längst vorhandene Umbildung der ursprünglichen Sage, welche der Veronicalegende zu Grunde liegt; es fragt sich nur, zu welcher Zeit sie in diese eingetreten ist. Man kann das vorhin angeführte Gedicht von Regenbogen etwa in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts setzen, wären die Worte, die Veronica darin spricht: mir gabz (das Tuch) mîn herre in der nôt wirklich echt, was ungewiss bleibt, da sie nicht in den Handschriften, nur im Druck vorkommen, so würden wir darin das älteste Zeugnis von der Umgestaltung der Sage vor uns haben, denn jene Worte können sich nur auf das leidende Antlitz beziehen. Wir wollen nachsehen, ob uns die erhaltenen Veronica-

bilder oder Äusserungen über das in Rom bewahrte und heilig
gehaltene Tuch nähere Aufschlüsse gewähren.

Bilder mit dem Tuch der Veronica aus ältester Zeit sind,
so viel ich weiss, nicht bekannt, und doch dürften wir sie
erwarten, weil die Legende ziemlich früh erscheint und die
Zeugnisse über das Dasein des Tuchs, wie wir nachher sehen
werden, noch weiter zurückgehen. Das älteste Bild, das ich
nachweisen kann, befindet sich in einer Pergamenturkunde vom
28. Mai 1350, die zu Helmstädt aufbewahrt wird und mir
durch Herrn L. C. Bethmann bekannt, durch seine Gefällig-
keit zugänglich geworden ist. Diese Urkunde ist von doppeltem
Werth, einmal weil sie über das Alter eine sichere Angabe
gewährt, sodann weil sie unter Papst Clemens VI zu Avignon
von zwölf Bischöfen ausgestellt ist, wir also voraussetzen dürfen,
dass sie den damals von der Kirche zugelassenen Typus nach-
gebildet hat. Sie enthält die Gewährung eines Ablasses und
beginnt mit den Worten Universis Sancte Matris Ecclesie filiis.
Der Anfangsbuchstabe U ist mit einem verhältnissmässig grossen,
in Farben ausgemalten Veronicabild verziert. Zwei kleine,
schwebende Engel halten ein weisses viereckiges Tuch auf
rothem Grund mit dem Bildnis Christi. Es ist derselbe Typus,
den ich gleich bei dem der Zeit nach sich anschliessenden
Miniaturgemälde beschreiben werde, nur ziemlich schlecht und 140
ungeschickt ausgeführt; der einzige Unterschied findet statt,
dass die zarten Lillastrahlen fehlen, die dort das Gesicht um-
geben, und dass Haupt- und Barthaare schwarz sind. Ich will
nur noch die Bemerkung voranschicken, dass wenn Engel,
nicht Veronica selbst, das Tuch halten, dies der älteren Ge-
staltung der Sage angemessen ist, wo die Frau nicht das
Schweisstuch dem Heiland darbietet, sondern dieser auf eine
andere Leinewand, die er ihr abfordert, sein Antlitz zurück-
lässt. Jenes Miniaturgemälde habe ich in einem Gebetbuch
gefunden, welches einer Herzogin von Geldern und Jülich zu-
gehörte und jetzt auf der königlichen Bibliothek zu Berlin
bewahrt wird (ms. germ. in Quart. No. 42, vgl. Wilken Ge-
schichte der Berliner Bibliothek S. 232). Auch hier gewinnen
wir eine genaue Zeitbestimmung, denn es wird darin ausdrück-

lich gesagt, dass es im Jahr 1415 sei geschrieben worden. Das Bild nimmt Blatt 15 rw. ein, gegenüber Bl. 16 vw. steht »God gruisse dich aensichte des ewigē goides sone onses uerlossers. In wilchen blencket die ghedeente (getaene, Gestalt. Fundgruben 1, S. 373. Wernher v. Niederrhein 14, 7) des gotlichen schijns. In ghedrucket in enen snewitten doegelken. Ind wart gegeuen veronice in eyn tzeichen der liefden«. Dies ist, wie wir späterhin sehen werden, die wörtliche Übersetzung eines alten lateinischen Kirchenliedes. Auch hier hält nicht Veronica, sondern ein Engel mit beiden Händen ein weisses Tuch ausgebreitet, das, weil es zu beiden Seiten hinaufgezogen ist, nicht viereckig erscheint, sondern halbrund und am Rand lillaröthliche Verzierungen hat. In der Mitte das Bildnis Christi in goldenem Heiligenschein, von den beiden Armen und der Spitze des schwarz eingezeichneten, griechischen Kreuzes umgeben. Es ist das göttliche, ruhige, schmerzfreie Gesicht ohne Dornenkrone, das den älteren Darstellungen der Legende angehört. Die Nase ist lang, das Haar, das schlicht zur Seite herabhängt, starkröthlich, der kurze Bart gespalten. Vom Hals ist nichts sichtbar, und das ganze Gesicht von dünnen Lillastrahlen eingefasst. Also völlig das, was ich hernach als byzantinischen Typus bei der Abgarussage bezeichnen werde. Das Bildchen ist zart gemalt und verräth Kunstfertigkeit und Schule. Im Kleinen ist dieselbe Darstellung wiederholt als innere Verzierung des Anfangsbuchstaben G Bl. 50 vw. Vielleicht enthielt das handschriftliche Gebetbuch auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, das Reiske p. 75. 76 beschreibt, ein gleiches Bild, zumal auch die vorhin angeführten Worte, nur hochdeutsch, hinzugefügt sind. Hieran schliessen sich einige seltene und merkwürdige
141 Blätter mit dem Veronicabild aus der ersten Zeit der Holzschneide- und Metallstichkunst, die sich in der königlichen Sammlung zu Monbijou befinden. Einer von den Holzschnitten gehört sogar noch in den Anfang, ein anderer etwa in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; beide sind von der rohesten Arbeit. Veronica hält das Tuch. Auch in diesen groben Umrissen, bei aller Entstellung der Züge, ist der Typus noch erkennbar; kein Schmerz drückt sich aus, nur eine starre Un-

beweglichkeit. Ähnlich sind einige ziemlich gleichzeitige Metallstiche: auf einem ist der Christuskopf des Tuchs durch weisse Striche auf schwarzem Grunde gebildet, auf dem anderen hält Veronica, zwischen den Aposteln Petrus und Paulus stehend, das Tuch, auf dem dritten steht Petrus allein neben ihr. Etwas besser ist ein vierter, Veronica mit dem Tuch allein. Ein roher Holzschnitt, vielleicht in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gehörig (er hat oben und unten vier Zeilen Schrift), stellt bloss das Kreuz dar, an dessen beiden Armen Geissel und Ruthe hängen, während in der Mitte der Stock mit dem Schwamm nnd der Speer angelehnt sind; aber zwischen diesen beiden Stäben ist das Veronicatuch ausgebreitet. Von künstlerischem Werth, wie sich von selbst versteht, ist ein kleiner Kupferstich von Martin Schön († 1486), Veronica mit dem Tuch, in ganzer Gestalt. Hier ist der Typus sanft gemildert. Ein verspätetes Bild dieser Art findet man in einem Kupferstich von Daniel Hopfer, einem Schüler Albrecht Dürers, wo zwei Engel zur Seite stehend, einer unten sitzend, das Tuch halten, auf dem der Typus in kalter Auffassung erscheint: wohl blosse Nachahmung eines älteren Vorbildes. Ich merke noch ausdrücklich an, dass in den bisher beschriebenen Bildern Christus immer ohne Dornenkrone und ohne den Ausdruck des Leidens dargestellt wird. Wie es sich mit einem Kupferstich vom Jahr 1466 verhält, den Bartsch (le peintre graveur 6, 31. No. 82) anführt, weiss ich nicht, da er mir nicht zu Gesicht gekommen ist und aus der Beschreibung davon nichts erhellt.

Die übrigen Veronicabilder, die zu sehen ich Gelegenheit gehabt habe, gehören sämmtlich der späteren Gestaltung der Sage an, d. h. Christus hat die Dornenkrone auf dem Haupt: und wenn auch in einzelnen Fällen der schmerzlose Ausdruck noch erhalten ist, so ist doch der leidende vorherrschend und steigert sich im Fortgang der Zeit immer mehr. Einen Übergang bildet ein Holzschnitt, den man, weil in der Gestalt und Bekleidung der Veronica, die das Tuch hält, etwas von A. Dürers Zeit zu liegen scheint, seinem Schüler Hans Burgmair zugeschrieben hat, der aber wahrscheinlich älter ist. (Oben auf der 142
einen Seite ist das päpstliche Wappen, auf der anderen der

doppelte Reichsadler. Neben dem Christuskopf steht Salve XPI und effigies sacerria.) In dem Antlitz ist der byzantinische Typus, so wie er sich in dem Gebetbuch von 1514 zeigt, ganz deutlich, nur dass ihm ein schmerzhafter Ausdruck gegeben ist. Die Dornenkrone selbst fehlt, aber es rinnen doch Blutstropfen über die Stirne und aus den Augen. Auf einer Kreuztragung von einem Schüler Israels von Mockenem (in der boissereeischen Sammlung) hält Veronica das Tuch, auf dem man das sanft leidende Antlitz erblickt: die Dornenkrone ist auch hier weggelassen, aber die Spuren, die sie der Stirne eingedrückt hat, sind deutlich zu sehen.

Von den Veronicabildern mit der Dornenkrone nenne ich zuerst eine treffliche Auffassung voll Geist und Gefühl, die ich in einer Seitencapelle des Doms zu Gelnhausen gefunden habe. Über das Alter des Bildes weiss ich nichts Bestimmtes zu sagen, vielleicht gehört es noch in das fünfzehnte Jahrhundert; die Kirche selbst ist im Anfange des dreizehnten erbaut. Die göttliche Heiterkeit besiegt hier noch den Schmerz. Ein Bild von Raffaellin del Garbo († 1524) in dem Berliner Museum (III, No. 87) stellt den todten, von einem Engel gehaltenen Heiland dar. An dem Steinsarg hängt das Tuch der Veronica. Die Dornenkrone ist nur leicht bezeichnet: in den Gesichtszügen liegt keine Trauer. Auf einem anderen Gemälde (II, No. 50), das mir in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zu gehören scheint und der westphälischen Schule beigelegt wird, ist die Kreuzigung vorgestellt. Während Christus in Todesblässe mit dem Ausdruck des Schmerzes am Kreuz hängt, erblickt man unter dem versammelten Volk Frau Veronica, welche das Tuch ausbreitet. Zwar trägt Christus die Dornenkrone, aber es ist ein schmerzloses Antlitz mit gesunden frischen Farben, wie es sich auf dem Weg nach dem Tode nicht konnte abgedrückt haben. Hier gedenke ich eines noch unbekannten Holzschnittes, der in dem Exemplar, das ich (in der Sammlung zu Monbijou) gesehen habe, in Farben roh ausgemalt war und der allen Anzeigen nach in das Ende des fünfzehnten oder in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gehört. Wiederum sind es Petrus und Paulus, die das viereckige Tuch halten, auf

welchem das Bildnis mit der grünen Dornenkrone und mit den typischen aber entschieden schmerzlichen Zügen erscheint. (Oben darüber die Jungfrau Maria mit dem Christkind über dem halben Mond und dabei die Worte: o iunckfraw maria pit got für vns; unten das bairische Wappen und das Wappen 143
der Stadt München, nämlich ein Mönch.) Das schöne Veronicabild von Schoreel († 1562), das in dem städelschen Museum zu Frankfurt a. M. aufbewahrt wird, zeigt gemässigten menschlichen Schmerz. Dagegen jene ausgezeichnete Darstellung in der boissereeschen Sammlung, die Goethe (Kunst und Alterthum 1, S. 156—158) als eine niederrheinische bezeichnet, strebt sichtbar nach dem Ausdruck des tiefsten menschlichen Schmerzes und erreicht diese Wirkung auf die edelste, eindringlichste Weise. Die Dornenkrone, von welcher Blutstropfen herabfallen, ist breit und stark. Die ganze äussere Form der Überlieferung, selbst die unverhältnissmässige Länge der Nase ist beibehalten. Sichtbar hat auch Albrecht Dürer den Typus zu Grund gelegt und ihn nur der Naturwahrheit näher gebracht. Ich kenne drei Veronicabilder von ihm. Ein Holzschnitt in der kleinen Passion vom Jahr 1510 stellt die Frau zwischen Paulus und Petrus dar. Christi Antlitz zeigt einen menschlichen, doch nicht heftigen Schmerz. Auf einem Kupferstich vom Jahr 1513 halten zwei Engel das Tuch, und auf dem Bild ist mehr Ernst als Schmerz sichtbar. Endlich auf dem grossen, kühn in Holz geschnittenen Blatt, wo das Tuch von niemand gehalten, sondern mit Nägeln angeheftet ist und das wohl bestimmt war aus der Ferne betrachtet zu werden, ist ein zu starker und zu wenig veredelter Schmerz ausgedrückt, als dass man ihn ohne ein peinliches Gefühl betrachten könnte. Immer ist noch etwas Grossartiges in dem Ganzen, aber das Bild steht schon an der Grenze des gemein Menschlichen, das die Kunst niemals suchen sollte. Dieser Auffassung nähert sich, doch mit einem etwas veredelten Ausdruck, ein schöner Holzschnitt von Hans Burgmair, wo Veronica in halber Gestalt das Tuch hält. Lucas von Leiden steht mit Dürer in Behandlung dieses Gegenstandes ziemlich auf gleicher Stufe. Auf zwei Kupferstichen vom Jahr 1515 und 1521 hält Frau Veronica dem

Heiland, der das Kreuz trägt, das Tuch vor, das den Abdruck seines Gesichts erst noch empfangen soll, dagegen auf einem dritten vom Jahr 1514 erblicken wir das Bildnis auf dem Tuch, das Petrus und Paulus halten.

Ob unter den Veronicabildern in Frankreich, Spanien und Deutschland, welche die Acta sanctorum nachweisen, sich ältere als die von mir angeführten befinden, muss ich dahin gestellt sein lassen: wahrscheinlich ist es aber nicht.

Zeugnisse über das Dasein des Tuchs zu Rom, die Jac. Grimaldo im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts unter Paul V (vgl. Bunsen in der Beschreibung von Rom 2, S. 59) aus alten Quellen gesammelt hat, stellen Bzovius annal. ad a. 1216, Gretser Cap. 17, die Acta sanctorum 4. Febr. §. 6 und Reiske S. 72—75 zusammen. Das älteste fällt in den Anfang des achten Jahrhunderts. Nach Grimaldo errichtete Papst Johann VII im Jahr 705 in der Peterskirche vor der Kapelle der Jungfrau Maria ein Tabernakel zur Bewahrung des Schweisstuches der Veronica. Diese Nachricht enthalten die Acta sanctorum, aber
144 auch Bunsen (Beschreibung von Rom 2, S. 81. 102) theilt sie, wahrscheinlich aus dem handschriftlichen Nachlass Grimaldos, mit, und aus diesem rührt auch wohl die hinzugefügte Benennung ciborio del sudario oder del volto santo. Bunsen bemerkt dass der Altar unter dem Tabernakel mit dem Namen des Papstes Johann noch vorhanden sei. Wir müssten wissen, ob der Ausdruck »Schweisstuch« von Grimaldo, der ihn der zu seiner Zeit geltenden Auffassung der Sage gemäss mag gebraucht haben, herstammt, oder ob er in einer alten Quelle wirklich vorkommt. Nur im letzten Fall würden wir ein Zeugnis von dem Dasein des leidenden Antlitzes in jener Zeit besitzen. Ich mache darauf aufmerksam, dass Anastasius, der Bibliothekar, der im neunten Jahrhundert lebte, da, wo er von der Ausschmückung jener Kapelle in der Peterskirche durch Johann VII redet (de vitis pontificum romanorum 1, p. 156 ed. Rom. 1718), nichts von dem Tabernakel mit dem Tuch der Veronica sagt und ein nicht von Menschenhänden gemachtes Bild Christi, dessen er bei Stephan III (1, p. 198) gedenkt, nicht, wie ich unten ausführen werde, ein Veronicabild kann gewesen sein.

In einer Urkunde vom Jahr 1011 werden die clerici S. Mariae in Beronica genannt, und auf den Thüren von Erz an dem Behälter, in dem das Tuch bewahrt wurde, befand sich die Inschrift Coelestinus papa III fecit fieri hoc opus pontificatus sui anno VII Christi MCXCVII. In beiden Stellen kommt also der Ausdruck sudarium nicht vor. Zwar bringt Bzovius (S. 245) aus einem alten Martyrologium noch die Worte consecratio altaris sacrosancti sudarii bei, allein wir erfahren nichts Näheres über das Alter dieser Handschrift und wissen nichts über die Zeit des Werkes selbst. Innocenz III († 1216) redet bloss von einem Bildnis Christi, ebenso Honorius III im Jahr 1224. Matth. Paris († 1259) nennt es effigies vultus domini, quae Veronica dicitur: Papst Nicolaus IV (im Jahr 1290) sui pretiosissimi vultus imago, quam Veronicam fidelium vox communis appellat. In einem Hymnus (Reiske S. 74, Acta sanctorum p. 452), der, wenn er nicht älter ist, wenigstens in diese Zeit gehört, heisst es: salve sancta facies nostri redemptoris, in qua nitet species divini splendoris, impressa panniculo nivei 145
candoris, dataque Veronicae signum ob amoris, was sich am besten auf das heitere, göttliche Antlitz deuten lässt, zumal, wie wir vorhin gesehen haben, eine deutsche Übersetzung dieser Worte mit jener Darstellung in dem Gebetbuch vom Jahr 1415 verbunden ist. Nach Bzovius liess Papst Bonifacius VIII das Tuch im Jahr 1297 aus der Heiligengeistkirche in die Peterskirche (aber dort befand es sich schon nach der vorhin angeführten Stelle unter Johann VII) bringen und zeigte es mit eigenen Händen dem Könige Jacob von Arragonien und Carl von Neapel, verordnete auch dass es an bestimmten Tagen dem Volk sollte gezeigt werden. Bzovius nennt es sanctum Christi sudarium ejus imagine non manufacta insigne, aber dieser Ausdruck mag von ihm herrühren. Es lässt sich aus den Worten der bisher erwähnten Zeugnisse mit Sicherheit nicht abnehmen, welche Gestaltung der Sage gemeint sei. Wenn aber Urban V († 1370), Sixtus IV (in einer Bulle vom Jahr 1482) und spätere Päpste von dem sudarium salvatoris nostri reden, das unter den Reliquien der Peterskirche zu Rom sich befinde, so muss das auf ein Bild mit dem schmerzvollen Antlitz bezogen werden.

Ich berühre von den übrigen Zeugnissen nur noch die wichtigeren. Kaiser Friedrich III, als er sich im Jahr 1452 seiner Krönung wegen zu Rom aufhielt, sah, als Domherr gekleidet (weil er sonst nicht dazu gelangen konnte; vgl. Platner in der Beschreibung von Rom 2, S. 180. 181), das Tuch und berührte es selbst. Im Jahr 1606 ward es, auf Befehl Paul V, in die neue Peterskirche gebracht, und bei dem Jubiläum 1650 öffentlich gezeigt. Die Sorgfalt, mit welcher es Urban VIII († 1644) bewahrt hat, bezeugt eine Inschrift (bei Reiske S. 64). Scheffer zu Haltaus Jahrzeitbuch der Deutschen des Mittelalters (Erlangen 1797) bemerkt (S. 90), dass noch jetzt (ohne Zweifel nur an bestimmten Tagen) von der über einer Bildsäule der Veronica bei dem altare maggiore erbauten Tribune das auf ein Linnentuch eingedrückte Bild von dem blutenden Angesicht des Erlösers gezeigt werde. Sonst erhalten nur Fremde von fürstlichem Rang die Erlaubnis es zu betrachten, müssen aber vorher zu Titulardomherrn der Peterskirche ernannt werden.

IV.

Ich lenke jetzt die Betrachtung auf eine andere Sage, die wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der Veronicasage weitere Aufschlüsse gewährt; ich meine die Legende von Abgarus, dem
146 König von Edessa. Gretser hat in der genannten Abhandlung die darauf bezüglichen Stellen bis zu seiner Zeit mit Fleiss zusammengetragen.

Abgarus, unheilbar krank, hört von Christi Wunderthaten, und schreibt einen Brief an ihn mit der Bitte zu ihm zu kommen und ihn gesund zu machen. Christus erwidert in einer schriftlichen Antwort, er selbst könne nicht kommen, weil er vollbringen müsse, weshalb er gesendet sei: aber nach seiner Himmelfahrt solle einer seiner Jünger kommen und ihn heilen. Thomas sendet zu der bestimmten Zeit den Apostel Thaddäus nach Edessa. Dieser kehrt bei Tobias ein, heilt Kranke und thut Wunder. Als Abgarus davon hört, fordert er den Tobias vor sich und verlangt den Fremden aus Jerusalem zu sehen. Beide begeben sich zu ihm. Als Thaddäus eintritt, leuchtet von seinem Antlitz ein starker Glanz (so verstehe ich in Rück-

sicht auf die gleich zu erwähnende angelsächsische und andere hernach folgende Erzählungen ὅραμα μέγα) dem Abgarus entgegen, den dieser allein bemerkt, nicht die Umstehenden. Thaddäus gibt sich als den zu erkennen, der von Jesu gesendet sei, und sichert ihm, wenn er vollen Glauben habe, die Erfüllung aller Wünsche zu. Abgarus erwidert, er habe so fest an Christum geglaubt, dass er die Juden, die ihn gekreuzigt hätten, würde vernichtet haben, wäre er nicht durch Furcht vor der Macht der Römer zurückgehalten worden. Thaddäus legt im Namen Christi die Hand auf ihn, und in dem Augenblick ist er von seiner Krankheit geheilt. Das ist der kurze Inhalt einer ausführlichen, auf öffentliche Denkmäler sich berufenden Erzählung des Eusebius († 340) in der hist. eccl. lib. I, cap. 13, wo man zugleich den Brief des Abgarus und die Antwort darauf in einer Übersetzung aus dem Syrischen findet.

Mit Eusebius stimmt eine angelsächsische Erzählung (Müller, collect. anglosax. p. 1—4), nur dass sie viel kürzer ist und Nebenumstände auslässt. Weder Thomas noch Tobias kommen darin vor. Hier wird gesagt dass Abgarus auf dem Antlitz des Thaddäus einen leuchtenden Glanz (sume scînende beorhtnysse) gesehen habe.

Euagrius († 593) beruft sich (hist eccl. 4, p. 26) auf Eusebius, aber auch auf Procopius. Er fügt der Sage einen neuen Umstand hinzu. Ein nicht von Menschenhänden sondern von Gott gemachtes Bildnis (εἰκὼν θεότευκτος) wird von Christus dem Abgarus, der ihn zu sehen gewünscht hatte, zugesendet. Euagrius erzählt umständlich wie hernach Edessa durch dieses Bild gegen den persischen König Chosroes sei geschützt worden.

Papst Gregor II berührt (um das Jahr 726) in einem 147
Schreiben an Leo den Isaurier den Briefwechsel zwischen Abgarus und Christus und das wunderbare dem Könige von dem Heiland zugesendete Bild.

Nähere Nachrichten von der Entstehung des Bildes gibt Johannes von Damascus († um das Jahr 760). Hier ist weder von der Krankheit des Abgarus noch von seinem Brief an Christus und dessen Antwort die Rede, sondern Abgarus, von

göttlicher Liebe zu dem Herrn entzündet, schickt Gesandte an ihn mit dem Auftrag, ihn zu sich einzuladen. Können sie das nicht erlangen, so sollen sie ein Gemälde von seinem Antlitz mitbringen. Als der, welcher alles weiss und alles vermag, dies inne wird, nimmt er eine Leinewand, hält sie an sein Antlitz und drückt es darauf ab. So in einer Stelle (de imaginibus lib. 1), die sich auf alte Überlieferung stützt. In einer anderen (de fide orthodoxa lib. 4, cap. 17) eine abweichende Erzählung, wobei der mündlichen Sage Erwähnung geschieht. Abgarus schickt nicht Gesandte an Christus, ihn einzuladen, sondern einen Maler, der sein Antlitz nachbilden soll. Allein der Maler vermag es nicht wegen des Glanzes, der von Christi Antlitz strahlt. Da hält der Herr seinen Mantel an das göttliche, lebenschaffende Gesicht und drückt sein Bild darin ab, welches er dann dem Abgarus sendet.

Das Dasein des Bildes zu Edessa bezeugt die zweite im Jahr 787 gehaltene nicäische Kirchenversammlung (act. 5), wo Leo, Lector der Kirche zu Constantinopel, ein heiliges, nicht von Menschenhänden gemachtes Bild in jener Stadt gesehen zu haben versichert, das von den Gläubigen sei verehrt und angebetet worden.

Die reichste Auffassung der Sage findet sich in einer eigenen Schrift über das Bild zu Edessa und dessen (und des Briefs Christi an Abgarus) feierliche Wegführung nach Constantinopel im Jahr 944. Sie ist von dem Kaiser Constantinus Porphyrogenneta († 959) verfasst und in dem Manipulus originum rerumque constantinopolitanarum von Franc. Combefis (Paris 1664 4°) abgedruckt. Als Quelle nennt Constantin schriftliche Denkmäler und mündliche Überlieferungen aus Syrien: er gedenkt zugleich der abweichenden Erzählung des Euagrius.

Abgarus, König von Edessa, von zweifacher Krankheit, von Gicht und Aussatz, gequält und entstellt, hat sich dem Anblick der Menschen entzogen. Ananias, einer seiner Diener,
148 kommt von einer Reise nach Ägypten zurück und berichtet ihm von den wunderbaren Heilungen Christi, den er in Palästina gesehen hat. In der Hoffnung, von seiner Krankheit

befreit zu werden, schreibt er einen Brief an Christus und sendet den Ananias damit ab: und da dieser nicht bloss des Wegs kundig, sondern auch ein geschickter Maler ist, so trägt er ihm zugleich auf, wenn Christus die Einladung nicht annehmen werde, wenigstens ein ähnliches Bild von ihm mitzubringen. Ananias findet den Herrn, als er eben unter freiem Himmel das herbeigeströmte Volk lehrt und Wunder verrichtet. Da er sich ihm nicht nähern kann, so besteigt er einen nicht fern gelegenen Felsen. Von hier aus die Augen auf ihn heftend beginnt er ihn abzubilden. Jesus, der das im Geiste sieht, auch den Inhalt des Briefs schon kennt, lässt ihn durch Thomas zu sich bescheiden. Nachdem der Heiland die Antwort an Abgarus geschrieben und dem Ananias übergeben hat, sieht er, dass diesem der weitere Auftrag seines Herrn auf dem Herzen liegt. Da wäscht Jesus sein Antlitz mit Wasser, und indem er sich mit dem dargereichten Handtuch abtrocknet, bewirkt er durch übernatürliche, göttliche Kraft, dass sich sein Bild in das Tuch abdrückt. Dann reicht er dem Ananias das Tuch, der es dem Abgarus bringen soll, damit seine Sehnsucht gestillt und seine Krankheit geheilt werde. Auf der Heimkehr gelangt Ananias zu der Stadt Hierapolis, bleibt aber ausserhalb und birgt das heilige Tuch in einen Haufen frischgemachter Ziegeln. Um Mitternacht erblicken die Bewohner der Stadt ein diesen Platz umkreissendes Feuer. Sie eilen herbei, forschen den Ananias aus und finden, seiner Angabe gemäss, das in den Ziegeln verborgene Heiligthum. Allein sie finden noch mehr, auf einem nahe gelegenen Ziegel ein zweites göttliches Bildnis, das durch Einwirkung des Tuchs entstanden war. Und da nirgends ein Feuer zu entdecken ist, sondern der Glanz von dem Bilde ausgegangen war, so behalten die Einwohner den Ziegel als einen heiligen köstlichen Schatz und lassen den Ananias weiter ziehen. Er stattet dem Abgarus Bericht ab und übergibt ihm die heilbringenden Dinge. Constantin merkt hier an, dass dieser Ziegel noch zu seiner Zeit zu Hierapolis aufbewahrt werde. Ohne Zweifel dasselbe Bild, das nach Zonaras († 1118, annal. lib. 16, cap. 25) und Glycas bald nachher vom Kaiser Nicephorus Phocas (regierte 963—969) von dort

nach Constantinopel gebracht wurde. Es war auf einem Dachziegel (ἐν κεράμῳ) zu Hierapolis gefunden, und Zonaras nennt es ἱερὸν καὶ θεῖον ἐκτύπωμα.

149 »So laute die Erzählung vieler«, sagt Constantin, fügt aber die abweichende anderer hinzu. Als Christus den Weg zum Kreuzestod angstvoll geht und der Schweiss in blutigen Tropfen über sein Angesicht rinnt, nimmt er von einem seiner Jünger ein Stück Leinewand, und indem er sich abwischt, wird sein göttliches Antlitz darauf abgedrückt. Thomas bewahrt das Tuch, und nachdem Christus gen Himmel gefahren ist, übergibt er es, wie ihm befohlen ist, dem Thaddäus, der dieses nicht von Händen gemalte Bild (τὴν ἀχειρόγραφον ἐκμόρφωσιν) dem Abgarus bringen soll, damit erfüllt werde, was ihm der Herr in seinem Brief verheissen hatte. Thaddäus weilt in Edessa anfangs bei einem Juden Namens Tobias und will sich erst durch Wunder dem Abgarus bekannt machen. Er heilt die Kranken bloss durch Anrufung Christi. Als Abgarus von ihm hört, hofft er, der Fremde sei der, welchen ihm zu senden Jesus in dem Brief versprochen hatte; er heisst ihn also vor sich bringen. Thaddäus erhebt, indem er sich nähert, das Bildnis auf seine Stirne, und als er eintritt, geht ein so leuchtender Glanz von seinem Antlitz aus, dass Abgarus ihn nicht ertragen kann, sondern erschreckt und ohne an die Lähmung seiner Glieder zu denken aufspringt und dem Apostel entgegengeht. Er nimmt das Tuch, deckt es auf sein Haupt und seine Glieder und fühlt sich sogleich gestärkt. Der Aussatz fängt an zu schwinden, nur auf der Stirne bleiben Spuren zurück. Als Thaddäus ihn im Christenthum unterwiesen und in Christi Namen die Hände auf ihn gelegt hat, schwindet die Krankheit immer mehr, und als er endlich getauft ist, erhält er völlige Gesundheit und Reinheit zurück; sogar die kleinen Spuren des Aussatzes verschwinden von der Stirne. Abgarus wird nur durch die römische Oberherrschaft abgehalten, die Juden zu bekriegen.

Was sonst noch Constantin von der Verehrung, die Abgarus dem Bilde erweist, und von den weiteren Schicksalen desselben erzählt, gehört nicht hierher, auch nicht was er und andere von den Wundern berichten, die dadurch, vorzüglich in Kriegs-

zeiten, bewirkt wurden. Ich übergehe auch andere, zwischen den angeführten liegende oder noch spätere Zeugnisse, die man bei Gretser findet und die nicht mehr gewähren; sie würden sich wohl durch syrische seitdem entdeckte Nachrichten vermehren lassen.

Constantin gedenkt aber auch eines Abdrucks, den das späterhin zu Edessa vermauerte Urbild abermals auf einem
Ziegel zurückliess, der zu seiner Zeit dort noch vorhanden war. 150
Damit hört die Vervielfältigung nicht auf. Constantin erzählt ferner von einer künstlichen Nachahmung, womit Edessa den persischen König Chosroes teuschte, der das Urbild zur Heilung seiner besessenen Tochter verlangte. Constantin glaubt dass ein zweites, das vorhanden war, auf ähnliche Weise entstanden sei, und bemerkt dass die Römer (Griechen) sich alle drei hätten ausliefern lassen, um das rechte herauszunehmen. Überhaupt gab es mehrere Erzählungen von der Art, wie die Griechen zu dem Besitz des Bildes gelangten, die Reiske S. 52. 53 zusammenstellt. Als das Urbild sich zu Constantinopel befand, ward der weitere Abdruck fortgesetzt. Gretser (cap. 6) bringt wenigstens ein Zeugnis bei, wonach unter Constantin, auf die Bitte eines heiligen Mannes, eine gleich grosse Leinewand über das Urbild gelegt ward, auf welcher das Bildnis Christi in grösster Vollkommenheit erschien, freilich nur für diesen allein sichtbar.

Das Bild des Abgarus muss, wenigstens in Nachahmungen, nach Rom gekommen sein. Joh. Horat. Scoglius, der in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine Kirchengeschichte schrieb, berichtet, dass es sich dort in der Kirche des heiligen Silvester befunden habe und verehrt worden sei. Er nimmt an, dass es von Constantinopel dorthin sei gebracht worden, kennt aber weder Zeit noch nähere Umstände der Versetzung (Reiske S. 27. 33). Endlich behauptete auch Genua sich in dem Besitz desselben zu befinden, wie Hieron. Xaverius († 1617) und Chifflet († 1660) sagen (vgl. Reiske S. 53). Das Dasein des Bildes zu Rom leidet keinen Zweifel, ich kenne mehrere alte Nachbildungen davon. Die vorzüglichste darunter besass Clemens Brentano: von dieser ist eine weitere, sorgfältige Abbildung in

meinen Händen, die ich in einem zwar verkleinerten, aber wohl gelungenen, farbigen Steindruck dieser Abhandlung beilege. Es ist ein edles Gesicht mit freier hoher Stirne, hellblickenden Augen, übernatürlich langer und gerader Nase, gescheitelten Haaren und einem nicht langen, aber starken und dunkeln, etwas röthlichen, gespaltenen Bart; keine Spur von Schmerz darin, im Gegentheil völlige Ruhe und Klarheit und eine von allem Portraitartigen entfernte, leidenschaftslose, ideale Schönheit. Man kann nicht anders sagen als dass es einen grossartigen Eindruck von Hoheit und Reinheit hinterlässt. Der ganze Kopf, den Bart, so weit er über das Kinn geht (denn von dem Hals ist nichts sichtbar), ausgenommen, wird von kurzen zarten Lichtstrahlen eingefasst, während drei goldene, aus Zieraten
151 gebildete Kreuzflammen über dem Kopf und auf beiden Seiten hervorragen. Das Bild scheint in das fünfzehnte Jahrhundert zu gehören. Eine, wenn auch gleichzeitige, doch minder gute, mit einiger Ängstlichkeit ausgeführte Nachbildung besitzt die Familie des verstorbenen Bürgermeisters Thomas zu Frankfurt am Main. Eine dritte ist die, wovon in Büschings wöchentlichen Nachrichten (3, S. 61) die Umrisse geliefert sind. Eine vierte befindet sich nach der Mittheilung des Herrn Professors Kugler in der hermesischen Sammlung zu Trier im Gymnasialgebäude. Die Umschrift dieser Bilder lässt keinen Zweifel, IMAGO SALVATORIS NOSTRI IESV CHRISTI AD IMITATIONEM EIVS QVAM MISIT ABGARO QVAE ROMAE HABETVR IN MONASTERIO SANCTI SILVESTRI. Ich gedenke hier eines Bildes in dem Berliner Museum (III, No. 39), das in das Jahr 1400 gesetzt wird. Es zeigt denselben Typus: der Kopf, wenn gleich auf Goldgrund, ist zugleich, wie dort, mit kleinen Strahlen umgeben: die Haare sind mehr hellröthlich. Der Ausdruck ist minder frei und edel, und in den ein wenig geschlossenen Augen liegt etwas Leidendes. Die Umschrift fehlt. Sie fehlt auch auf dem trefflich ausgeführten Bild des berühmten Johann v. Eyck (Berliner Museum II, No. 26) vom Jahr 1438, wovon sich eine Wiederholung in Brügge befindet (Waagen über Hubert und Johann van Eyck 71. 150. 206. 232), welche die Jahrzahl 1420 trägt, aber unecht ist (Kugler Be-

schreibung der Gemäldegallerie zu Berlin S. 156). Auch hier liegt das Abgarusbild sichtbar zu Grund, wie in einem anderen, dem eykischen sehr ähnlichen von Hemling, das man aus der boissereeschen Sammlung kennt. Endlich scheint das Bild auf der Bibliothek zu Jena vom Jahr 1507, dessen Reiske (S. 14) gedenkt, noch hierher zu gehören. Ein Abgarusbild mit dem schmerzvollen Antlitz kenne ich nicht, dagegen kommt bei den älteren Veronicabildern, wie oben (S. 140) bemerkt ist, der heitere Ausdruck des Bildes von Edessa, bei den späteren der menschlich leidende vor.

V.

Durch die bisherige Untersuchung sind wir zu folgenden Ergebnissen gelangt. Die Sage von dem kranken König Abgarus, der an Christus schrieb, eine schriftliche Antwort erhielt und durch den Apostel Thaddäus geheilt ward, ist in Syrien entsprungen; sie erscheint in dem ältesten Zeugnis aus dem vierten Jahrhundert ohne Einmischung des übernatürlichen Bildes. Dieses Bild tritt erst zweihundert Jahre später bei 152
Euagrius hinzu; vielleicht stand die Sage von seiner Entstehung ursprünglich in keiner Verbindung mit der Errettung aus einer unheilbaren Krankheit, denn bei Johann von Damascus im achten Jahrhundert ist von dieser nicht die Rede, sondern Abgarus fühlt nur Sehnsucht, das Bild zu besitzen. Im zehnten Jahrhundert bei Constantinus Porphyrogenneta wird aber die Heilung des kranken Königs mit dem übernatürlichen Bild genau verknüpft. Mit dem achten Jahrhundert beginnen die Zeugnisse von dem Dasein der Veronicasage. Sie ist nichts als die in andere Verhältnisse übertragene Abgarussage. Nicht bloss der Grundgedanke, auch alle einzelnen Züge, selbst in ihren Abweichungen, sind beiden gemeinschaftlich: eine unheilbare Krankheit, die bei dem Anblick des Bildes Christi verschwindet: ein bloss aus sehnsüchtiger Liebe entsprungenes Verlangen nach diesem Bilde, das der Heiland erfüllt, indem er sein Antlitz in ein Kleid, in eine Malerleinewand abdrückt, oder indem er das Angesicht wäscht und in der zum Abtrocknen dargereichten Zwehle seine Gesichtszüge zurücklässt. Oder endlich drückt er

auf dem Weg zu dem Kreuzestod sein Bild auf das Tuch, mit dem er sich das Antlitz abwischt. Der König von Edessa wollte die Juden, um Christi Tod an ihnen zu rächen, bekriegen und vernichten: Vespasianus führt die Rache aus. Die Abgarussage gehört der griechischen Kirche an, die Veronicasage der lateinischen. Jene war verbreiteter und hatte grössere Wirkungen: sie ist nicht bloss in sich zusammenhängender, sondern sie ist auch frei von chronologischen und historischen Verstössen; auch darin zeigt sie sich als die ältere. Diese verdankt, wie ich glaube, ihre Entstehung dem Streben der Kirche zu Rom den Vorzug zu verschaffen. Deshalb musste Veronica das Bild schon zur Zeit des Tiberius nach Rom gebracht haben, während das Abgarusbild erst in der Mitte des zehnten Jahrhunderts nach Constantinopel gekommen war.

Ist es mir gelungen, auf diese Weise die ursprünglichen Bestandtheile der Sage zu unterscheiden und die aus ihrer Verknüpfung hervorgegangenen Erweiterungen und Verwirrungen Schritt vor Schritt zu verfolgen, so müssen wir uns jetzt nach Christusbildern umsehen, die älter sind als das Zeugnis des Euagrius. Ich kann mich für diesen Zeitraum auf die Forschungen in den oben angeführten Schriften von Jablonsky, Sickler und Münter stützen, auf die ich verweise, wenn man Citate und nähere Ausführung von dem sucht, was ich für meinen Zweck bloss berühren werde.

153 Zur Zeit der Apostel waren keine Bildnisse Christi vorhanden. Den Juden waren die bildenden Künste und ihre Werke untersagt, und man empfand eine Scheu davor, weil man glaubte, dass sie zu Abgöttereien verleiten könnten. Diese Ansicht mochte den jüdischen Anhängern Christi geblieben sein; auch würden sie, wenn sie nach einem Bilde Christi Verlangen getragen hätten, keinen Künstler in ihrem Volke gefunden haben, der im Stande gewesen wäre es zu verfertigen. Bei den ältesten Kirchenvätern erscheint keine Hindeutung darauf, nicht einmal eine Überlieferung von der Gestalt Christi. Vielmehr herrschte bei ihnen eine ganz entgegengesetzte Ansicht. Die älteren, Justin der Märtyrer (geb. 89), Clemens von Alexandrien († vor 218), Tertullian († 220), glaubten, durch

eine Stelle bei Jesaias (52, 14) veranlasst, Christus sei klein und ungestalt gewesen und von niedrigem Ansehen. Origines († 253) ist der Meinung, Christus habe gar keine bestimmte Gestalt gehabt, sondern sei jedem so erschienen, wie es sein Begriff und sein Bestes verlangt habe: man könne sagen, er habe weder Gestalt noch Schönheit gehabt, sei aber zuweilen in einem so herrlichen und bewunderungswürdigen Zustand erschienen, dass die drei Apostel, die mit ihm auf dem Berge gewesen, bei dem Anblick seiner Schönheit auf ihr Gesicht niedergefallen wären. Dagegen behauptet der spätere Chrysostomus († 407), indem er sich auf Psalm 45, 3. 4 stützt, wo es heisst: »du bist der Schönste von allen Menschenkindern«, Christus sei voll der grössten Holdseligkeit gewesen, und wenn Jesaias ihm Schönheit abspreche, so beziehe sich das bloss auf die Misshandlung, die er, am Kreuze hängend, ertragen, und auf die Erniedrigung, die er sein ganzes Leben hindurch erduldet habe. Auch Hieronymus († 420) sagt, dass Christus in dem Gesicht und in den Augen etwas Himmlisches gehabt, aus denen der Glanz und die Majestät der verborgenen Gottheit geleuchtet habe. Man bezieht es auf alte Überlieferungen der Juden, wenn der Rabbi Abarbanel noch gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts behauptet, Jesus sei ein schöner und blühender Jüngling gewesen.

Dieser Widerwille gegen Bilder konnte bei einem Volk, das die Kunst längst gehegt hatte, dem sie ein Bedürfnis war, nicht statt finden: am wenigsten bei den Griechen, die das Christenthum angenommen hatten. Ihnen war aber die Ausübung der Kunst streng untersagt, weil man Missbrauch befürchtete, und Künstler, die sich mit der Verfertigung von Bildern beschäftigten, sollten wie Leute verabscheut werden, die ein schändliches Gewerbe trieben. Tertullian eifert gegen 154
sie. Wer seiner Kunst nicht entsagt hatte, der ward zu der Taufe nicht zugelassen, und in den Bann gethan wer sie hernach noch trieb. Doch nur bei den katholischen Christen galt diese Ansicht, nicht bei den Gnostikern und namentlich nicht bei einer Partei derselben, den Karpokratianern (Jablonski p. 394—401, Münter 2, S. 16. 17). Tertullian machte dem Maler

Hermogenes, der zugleich gnostischer Philosoph war, deshalb heftige Vorwürfe. Bei Irenäus († 202 oder 208) finden wir die ältesten Nachrichten. Wir erfahren dass die Gnostiker sowohl gemalte als aus Gold und Silber gearbeitete Bilder von Christus besassen und vorgaben, Pilatus habe sie zu Lebzeiten Christi verfertigen lassen. Vielleicht war es ein solches Bild, welches der Kaiser Alexander Severus (reg. 222—235) in seiner Hauscapelle neben Abraham und Orpheus aufgestellt hatte.

In dem vierten Jahrhundert muss der Widerstand gegen die Kunst nachgelassen haben, denn Eusebius († 340) sagt (hist. eccl. lib. 7, cap. 18), er habe ein in Farben gemaltes Bild Christi gesehen. Vielleicht rührte es auch von den Gnostikern, wie Jablonski (p. 401) meint: immer aber mögen die Bilder damals noch selten gewesen sein. Die Schwester Constantin des Grossen verlangte sehnlich nach einem Bilde Christi und bat den Bischof, ihr ein solches, wenn er es entdecken könnte, zuzusenden. Eusebius tadelte ihr Begehren, weil es unmöglich wäre, das wahre und unveränderliche Bild des Heilandes mit unbeseelten Farben und Umrissen darzustellen (Labbei conc. 7, (p. 494). Wenn Augustinus († 403) sagt (de trinitate lib. 8, cap. 4): nam et ipsius dominicae facies carnis, innumerabilium cogitationum diversitate, variatur et fingitur, quae tamen una erat, quaecunque erat, so scheinen zu seiner Zeit die Christusbilder häufiger, aber noch kein fest bestimmter Typus vorhanden gewesen zu sein. Auch sonst finden sich Anzeigen von ihrem Dasein in dieser Zeit, Epiphanius erzählt (im Jahr 368), dass er einen Vorhang in der Thüre einer Dorfkirche in Palästina mit dem gemalten Bildnisse Christi oder eines Heiligen gefunden, aber zerrissen habe, weil er gegen das Gebot der heiligen Schrift da gehangen habe.

Soviel erfahren wir aus schriftlichen Nachrichten: wir wollen jetzt die Denkmäler ins Auge fassen, die aus dieser Zeit sich erhalten haben.

Voran zu stellen wäre ein geschnittener Stein, der von den Gnostikern ausgegangen ist, wenn er wirklich hierher gehörte, wie Jablonski (p. 402—403) annimmt. Er ist bei Münter Taf. 5,
155 No. 3 abgebildet und stellt den Kopf eines todten Mannes dar,

der mit Blättern, die zum Theil in Stacheln ausgehen, bedeckt ist und auf dessen Spitze noch eine regelmässige Figur, etwa einer unbesaiteten Leier ähnlich, steht, worin Münter die Samenkapsel der Staude zu sehen geneigt ist. Die Form des Gesichts, das zur Seite herabhängende Haar und der Bart haben allerdings Ähnlichkeit mit einem Christusbilde: aber bei dieser Ungewissheit lasse ich dieses Denkmal lieber zur Seite, zumal es, wie sich in der Folge zeigen wird, höchst unwahrscheinlich ist, dass man den Heiland mit der Dornenkrone schon so frühe abgebildet habe.

Unzweifelhafte Darstellungen von Christus finden wir zuerst auf den Basreliefs von Sarkophagen, die zu Rom bewahrt werden: sie sind in dem Stil und Geist der besseren griechischen Kunst gearbeitet. Ein Theil davon zeigt auf die Periode bis zu Septimius Severus (reg. 193—210): auch die jüngeren sind nach Sickler unbezweifelt aus den Zeiten bis zu Julianus Apostata († 363). Christus erscheint hier mit freier Stirne und zur Seite herabwallendem sanftgewundenem Haar, aber ohne Bart, also in voller Jugendlichkeit; seine Gesichtszüge sind edel und mild.

Unter den Schätzen des königlichen Museums zu Berlin befindet sich ein altes becherartiges Gefäss von Elfenbein, das wahrscheinlich zur Bewahrung kirchlicher Heiligthümer gedient hat und rundum mit halberhabener Arbeit verziert ist. Anordnung und Stellung der Figuren ist vortrefflich, der Ausdruck der Köpfe schön und edel, Gewandung und Faltenwurf von bester Art, überhaupt das Ganze in dem reinen Stil und Geschmack der alten Kunst, wie sie sich, scheint es, nur in den ersten Jahrhunderten noch konnte erhalten haben. Auf der einen Hälfte ist das Opfer Abrahams dargestellt, auf der anderen, unmittelbar sich anschliessenden sitzt Christus als Lehrer zwischen den zwölf, zu beiden Seiten gleich vertheilten Aposteln. Er erscheint hier in voller Jugend, mit rundem Gesicht, ohne Bart: das Haupthaar besteht aus kurzen krausen, zur Seite nicht herabfallenden Locken; von einem Scheitel in der Mitte der Stirne zeigt sich keine Spur. Stirn und Nase sind nicht über das gewöhnliche Verhältnis lang.

Ich will hier einer Münze gedenken, die man in die Zeiten Constantin des Grossen setzt und auf der man das Bild Christi finden will; man findet sie bei Münter Taf. 5, No. 4. Ist sie wirklich so alt und stellt sie Christus dar, was noch sehr zweifelhaft scheint, so ist er auch hier ohne Bart abgebildet.
156 Auf späteren Sarkophagen dagegen, die in die Zeit nach Julian gehören, erblickt man ihn allzeit mit dem Bart. Von da an wird er nur in einzelnen seltenen Ausnahmen, die ich hernach anführen werde und welche die Regel nicht stören, ohne dies Zeichen der beginnenden männlichen Jahre dargestellt. Auf jenen Sarkophagen, vorzüglich auf dem aus dem Coemeterium des Vatikans, wo Christus unter seinen Jüngern steht, erscheint er zum ersten Mal in länglichem ernsttrauerndem Gesicht, mit einem schlichten, kurzen und dünnen Bart und mit gescheiteltem sanftherabfallendem Haar.

Den Bildhauerwerken entsprechen die erhaltenen gleichzeitigen Malereien. Die Bilder in dem Coemeterium des heiligen Callistus und der heiligen Priscilla (Münter Taf. 5, No. 9 und 10) gleichen ganz dem Bild auf den späteren Sarkophagen in der Form wie in dem Ausdruck, nur ist der Bart schon gespalten. Später ist das Bildnis aus dem Coemeterium des heiligen Pontianus (Münter, Taf. 5, No. 11). Bei sonstiger Übereinstimmung in der äusseren Form mit den vorigen Bildern zeigt sich der Ausdruck doch verschieden, man kann sagen idealer. Das Gesicht ist runder und voller, die menschliche Trauer, die sanfte Milde verschwunden, und überirdische Kraft und göttliche Hoheit an die Stelle getreten. Ähnlich ein anderes Bild aus demselben Coemeterium, einem die Taufe Christi darstellenden Gemälde entnommen (Taf. 5, No. 12), wo nur der Bart länger und mehr gespalten ist.

Möglich dass es auch damals gewebte Christusbilder gab, denn Asterius, Bischof von Amasia im Pontus, der am Ende des vierten und im Anfang des fünften Jahrhunderts lebte, sagt dass fromme Männer und Frauen evangelische Geschichten, wo Christus und seine Jünger erschienen, in Kleider hätten weben lassen (Münter Einl. S. 27).

Wir sind bis dahin gelangt, wo das älteste Zeugnis von dem Dasein des Bildes zu Edessa eintritt, ich meine jenes von

Euagrius, der in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts gehört. In diesem Jahrhundert ist, wie es scheint, erst die Sage von einem nicht von Menschenhänden gemachten Bild aufgekommen. Damit ward die bis dahin ausgebildete Gestalt festgesetzt, und eine wesentliche Abweichung von dem einmal angenommenen Typus schwierig. Ziemlich entschieden scheint mir dieser schon in dem vorhin angeführten Bildnis aus dem Coemeterium des heiligen Pontianus, und damit, besonders in dem idealen Ausdruck, stimmen zwei von neugriechischen Künstlern gemalte, in der vatikanischen Bibliothek bewahrte Christusbilder überein, die in das neunte oder zehnte Jahr- 157
hundert gehören mögen. Sickler gedenkt ihrer S. 190. 191, und das ältere ist bei ihm abgebildet (No. 5).

Hier rede ich wohl am schicklichsten von den Darstellungen Christi auf Mosaikgemälden. Als die älteste wird der Christuskopf in der lateranischen Basilika betrachtet, den man in die Zeiten Constantin des Grossen (der auch eine Bildsäule von Christus soll errichtet haben; vgl. Münter 2, S. 24) setzt. Er ist abgebildet bei Serroux d'Agincourt (Bd. 5, Taf. 16), besser bei Valentini (la patriarcale basilica lateranense. Roma 1834, T. 2, Tab. 30). Christus erscheint hier mit langem hagerem Gesicht, schlichtem über der Stirne gescheiteltem, herabhängendem Haar und getheiltem Bart. Nicht selten sind alte musivische Gemälde in Italien, vorzüglich in den Kirchen zu Rom oder Ravenna: sie beginnen mit dem fünften Jahrhundert (vgl. Bunsen Beschreibung von Rom 3^{a}, S. 451) und gehen bis in das achte und neunte. Die ältesten können ebensowohl von griechischen als italienischen Künstlern herrühren, da nach Rumohrs gewiss richtiger Bemerkung (Kunstblatt 1821, S. 34) beide im Stil nicht verschieden waren und auf gleicher Bildungsstufe standen. Man findet ziemlich zahlreiche, aber höchst unvollkommene Nachbildungen bei Ciampini (vetera monumenta. Romae 1747); die wichtigeren Christusbilder suche man T. 1, Tab. 45. 76. 77, T. 2, Tab. 17. 19. 23. 28. 37. 39. 41. 47. 48. 50. 52. Besser erkennt man diese Kunstwerke aus den genaueren, auch die Farben wiedergebenden Abbildungen in einem eben begonnenen Werk von Henry Galy Knight (the ecclesiastical architecture

of Italy. London 1842. f. T. 1, Tab. 19. 23. 26. 27). Wenn ich das Bild in der Kirche des hl. Vitalis zu Ravenna, die am Ende des fünften oder am Anfang des sechsten Jahrhunderts erbaut sein soll, wo Christus, auf der Weltkugel sitzend, mit jugendlichem Gesicht und kurzem, nicht herabhängendem Haar, auch ohne Bart, dargestellt zu sein scheint (ich sage »scheint«, denn die Abbildung bei Ciampini 2, Taf. 19 ist so schlecht, dass es sich mit Sicherheit nicht bestimmen lässt): wenn ich dieses Bild ausnehme, so zeigen die übrigen Mosaiken denselben Typus, den ich bei dem Christuskopf, angeblich aus Constantins Zeit, eben geschildert habe, der aber vielleicht auch nicht älter ist als die übrigen. Auf kleine Verschiedenheiten kommt es nicht an, manchmal ist das hagere Gesicht etwas voller, das Haar schlichter, der Bart kürzer und weniger oder gar nicht gespalten. Das Ideale wird in dem tiefen Ernst, dem herben und strengen Ausdruck gesucht, den die ungewöhnliche Länge
158 der Nase steigert: in einem Brustbild der Kirche von S. Prassede (Knight 1, S. 27, vgl. Platner in der Beschreibung von Rom 3^b, S. 247. 248) aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts geht er in völlige Starrheit über. Indessen muss man bedenken, dass die Mosaiken, bei so geringen Mitteln, leicht hart und ungefällig werden mussten, zumal wenn die Überlieferung in ungeschickte Hände gerieth. Man hat bei Mosaikbildern in Sicilien die Bemerkung gemacht, dass der Christuskopf allein Stil zeigt, die übrigen Gestalten mit grosser Rohheit gezeichnet sind. Ein schön erhaltenes musivisches Christusbild auf Goldgrund bewahrt das Berliner Museum (III, No. 11), das ganz den strengen hageren Typus darstellt, wie das colossale des Meisters Solsernus an dem Dom zu Spoleto vom Jahr 1207 (eine Nachbildung davon hat Rumohr im Kunstblatt 1821, No. 9, mitgetheilt; vgl. dessen ital. Forschungen 1, S. 323. 333 und Rosini storia della pitturaitaliana 2^b, p. 288). Auch ein gut gearbeitetes Brustbild mit dem Monogramm Christi auf dem Haupt (bei Münter zweimal abgebildet, Taf. 5, No. 14 und Taf. 13, No. 94) gehört wohl hierher.

Byzantinische Münzen mit dem Christusbild gewähren den Vortheil einer genauen Zeitbestimmung. Sie beginnen mit dem Ende des siebenten Jahrhunderts und dauern bis in die Zeiten der lateinischen Kaiser (vgl. Reiske p. 192—206, Münter 2, S. 24. 25).

Am häufigsten erblickt man darauf den Kopf, doch kommt auch Christus in ganzer Gestalt, stehend oder auf dem Thron sitzend, vor. Die Münzen von Erz sind äusserst roh gearbeitet, etwas besser die von Gold. Die Abbildungen bei Bandori (2, p. 738) geben nicht das Eigenthümliche wieder. Zahlreicher, auch treuer findet man sie in dem neueren Werk von Saulcy (classification des suites monétaires byzantines. Metz 1836). Ich bemerke nur die Goldmünzen von Justinianus Rhinotmetus (685—695) und von ihm und seinem Sohn Tiberius (705—712) Taf. XII. 3. 9: Romanus (920—931) Taf. XXI, 4: Constantinus Porphyrog. (945—959) Taf. XX, 4. XXI, 1: Johannes Zimisces (969 — 975) Taf. XXII, 2: Nicephorus Phocas (963 — 969) Taf. XXI, 8: Basilius Porphyrog. und Constantinus (975 —1025) Taf. XXIII, 4. 5: Theodora (1054 — 1056) Taf. XXIV, 1. Münzen der lateinischen Kaiser findet man Taf. XXX. XXXI. Ich habe die Abbildungen mit den Münzen selbst in der ausgezeichneten Sammlung des Berliner Museums vergleichen können: sie sind richtig, aber sie vergröbern etwas die Umrisse. Diese Münzen, wie sie mit den Mosaikbildern gleichzeitig sind, so zeigen sie auch den Typus in ganz gleicher Auffassung. Auch hier ist er mehr oder minder hart, der Bart bald kurz und 159
rund, bald länglich und zugespitzt und auch in diesem Fall nicht immer gespalten. Überall die auffallende Länge der Nase, das zur Seite herabfallende Haar, der Heiligenschein, durch die drei Enden des Kreuzes getheilt. Mit besonderer Aufmerksamkeit habe ich vier Goldmünzen von Constantinus Porphyrogenneta betrachtet, weil man bei ihm mit Sicherheit das Abgarusbild voraussetzen kann. Alle vier enthalten nur den Kopf: einmal ist der Typus mit einiger Weichheit und Milde dargestellt; der Bart ist kurz und nicht gespalten.

Den Mosaiken und Münzen entsprechend erscheinen auch die Christusbilder in den Miniaturmalereien der ältesten Handschriften, so weit ich zu dieser für die Kunstgeschichte so wichtigen, aber noch wenig zugänglichen Quelle habe gelangen können. Bei d'Agincourt habe ich nichts Hierhergehöriges gefunden. Was von dem überaus kostbaren Werke des Grafen Bastard (peintures et ornemens des manuscrits), das sorgfältig ausgemalte Nachbildungen liefert, bereits erschienen ist, kenne

ich nur zum Theil: daraus aber habe ich Folgendes anzumerken. Eine Handschrift des achten Jahrhunderts zeigt Christus, auf dem Thron sitzend, ganz wie auf den Mosaiken, nur dass er hier ohne Bart dargestellt ist. In einer Handschrift aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts derselbe strenge Typus: die Haare entschieden roth, der Bart gespalten. Am merkwürdigsten sind aus eben dieser Zeit zwei Bilder, welche die älteste mir bekannte Darstellung des Gekreuzigten gewähren. Zwar ist der Typus hier etwas milder, aber keine Spur von Schmerz in den Gesichtszügen: auch ist der Heiland nicht todt, sondern lebend mit offenen Augen abgebildet; von der Dornenkrone keine Andeutung. Da die Füsse nicht über einander gelegt sind, so ist er mit vier Nägeln an das Kreuz geheftet. Auf dem einen, wo Longinus dem Gekreuzigten den Speer in die Seite stösst, ist Christus wieder bartlos.

Hier ist der Ort einige merkwürdige Überlieferungen von der Gestalt Christi näher zu betrachten. Ich führe zuerst diejenige an, welche sich bei Johannes von Damascus findet, dessen Nachrichten von dem Bild zu Edessa oben vorgekommen sind, auf das er sich jedoch hier nicht beruft; er gibt vielmehr alte Schriftsteller als seine Quelle an. In seinem Brief nämlich an den Kaiser Theophilus von den heiligen Bildern (opera 1, p. 631 ed. Paris 1712) sagt er, Christus sei von Gestalt gross und stark gewesen, habe zusammengewachsene Augenbrauen gehabt, schöne
160 Augen, grosse Nase (ἐπίρρινος), krauses Haupthaar und schwarzen Bart: von Farbe sei er gelbbraun gewesen wie das Waizenkorn (σιτόχρους), gleich seiner Mutter: das Haupt etwas vorgebogen. Genauer und ausführlicher ist die Beschreibung in dem Briefe, den Publius Lentulus, angeblich ein Freund von Pilatus, an den Senat zu Rom soll geschrieben haben. Dass er unecht ist, bezweifelt niemand: nach den Untersuchungen von Gabler (vgl. Münter 2, S. 8. 9) kommt er, und zwar in lateinischer Sprache, zuerst im elften Jahrhundert in den Schriften des Erzbischofs Anselm von Canterbury zum Vorschein: allein man darf mit Sicherheit annehmen, dass er älteren Überlieferungen folgt und nicht etwa eine eigenmächtige Erfindung seiner Zeit geltend machen will. Danach war Christus ein Mann von erhabener

Gestalt mit einem ehrwürdigen Gesicht, das bei denen, die ihn ansahen, Liebe und Furcht erwecken konnte. Seine gelockten, ziemlich dunkeln und glänzenden Haare flossen von den Schultern herab und waren in der Mitte nach Art der Nazarener gescheitelt. Die Stirn war glatt und vollkommen heiter, das Gesicht ohne Runzeln und Flecken, durch sanfte Röthe verschönert. Nase und Mund ohne Tadel, der Bart stark und röthlich, nach der Farbe der Haupthaare, nicht lang aber gespalten. Die Augen von unbestimmter Farbe und klar (oculis variis et claris existentibus). Hierauf folgt die spätere Beschreibung des Nicephorus Callistus (hist. eccl. lib. 1, cap. 40), der in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Er beruft sich auf die Überlieferungen der Alten; ohne Zweifel ist unter diesen Johannes von Damascus gewesen, denn er hat dessen Ausdrücke beibehalten, allein er mag noch andere Quellen benutzt haben, weil er Verschiedenes mittheilt, was dort nicht vorkommt. Nach Reiske (p. 137), der es aus Valvassor genommen hat, soll Nicephorus dem Mönch Epiphanius (um das Jahr 1190) folgen: aber auch dieser kann aus Johann von Damascus geschöpft haben. Merkenswerth, dass Nicephorus nicht von zusammengewachsenen Augenbrauen redet, welcher Ausdruck bei Johann von Damascus befremdet, da ich diese unhäufige Eigenthümlichkeit, die der idealen Schönheit nicht angemessen ist, bei keinem Christusbild gefunden habe [1]). Nicephorus sagt vielmehr μελανίας δέ γε τὰς ὀφρῦς εἶχε, καὶ οὐ πάνυ ἐπικαμπεῖς, und nur wenig gebogen erscheinen die Brauen aller- 161
dings auf den alten Bildern. Er legt ihm einen gelblichen, nicht weit herabhängenden Bart bei (τὴν μέν τοι τρίχα τοῦ πώγωνος ξανθήν τινα εἶχε, καὶ οὐκ εἰς πολὺ καθειμένην); ich möchte lieber »einen röthlichen Bart« übersetzen, wie er in dem Brief des Lentulus beschrieben wird und in den meisten Abgarusbildern wirklich vorkommt. Den schwarzen Bart, den Johannes von Damascus annimmt, finde ich noch in dem lateinischen

[1]) Ich will hier anmerken, dass der Volksglaube Menschen, denen die Augenbrauen zusammengewachsen sind, eine eigene Kraft beilegt: sie können einen Geist in Gestalt eines Schmetterlings aus diesen Brauen entsenden (deutsche Sagen No. 80).

Gedicht von Veronica (oben S. 129 [148]) angegeben und in der Helmstädter Urkunde (oben S. 140 [159]) abgebildet. Nicephorus sagt, das Haupthaar sei lang gewesen, weil kein Scheermesser darüber gekommen sei, auch keine menschliche Hand ausser der Hand seiner Mutter während der Kindheit. Sein Gesicht sei nicht rund gewesen, sondern, wie bei seiner Mutter, länglich und sanft geröthet, aber die Farbe wird, in Übereinstimmung mit Johann von Damascus, »gelbbraun wie das Waizenkorn« genannt. Sein Ausdruck erhaben, sinnig, voll Sanftmuth und grosser Ruhe.

Diese Beschreibungen treffen in allen wesentlichen Punkten mit dem noch erhaltenen, oben (S. 150 [171]) näher beschriebenen Bild der Abgarussage zusammen. Dies ist der durch das ganze Mittelalter, bei gewiss niemals völlig unterbrochener Kunstübung, festgehaltene byzantinische Typus in seiner schönsten Ausbildung, in dem, wie es mir scheint, das Orientalische noch sichtbar ist. Er weist auf die ältesten, vorhin angeführten Denkmäler bis in das fünfte Jahrhundert zurück, und nur in der Darstellung auf dem alten Gefäss von Elfenbein finde ich keinen Zusammenhang damit. Zu Anfang des achten Jahrhunderts gab es viele von Menschenhänden gemachte Nachahmungen des Bildes zu Edessa, deren Papst Gregor II in dem Brief an Leo den Isaurier gedenkt (s. Gretser cap. 5); nicht wenige mögen in dem Bildersturm des achten und neunten Jahrhunderts untergegangen sein.

Wir sind dem Typus bis zum zehnten Jahrhundert gefolgt, ich will jetzt die Kunstwerke der nächsten Zeit betrachten, in welchen er noch fortdauert, bis wir zu dem Punkt gelangen, wo er zu erlöschen beginnt. In einem Bilde des Gekreuzigten, das sich in der Dreifaltigkeitskirche zu Florenz befindet und schon im Jahr 1003 vorhanden war, kann ich ihn nur voraussetzen, nicht nachweisen, da es an einer Nachbildung fehlt; Richa (notizie istoriche delle chiese fiorentine 3, p. 171) spricht davon. Der Heiland trägt auf dem Haupt ein vergoldetes Diadem mit dem Worte LUX. Ausgezeichnet scheint mir ein Gemälde im Dom zu Sarzana, dessen Rosini (2^{b}, p. 288) gedenkt
162 und das im Anhang Taf. A abgebildet ist. Eine Inschrift nennt

den Maler Guillelmus und gibt das Jahr 1138 an. Unverkennbar ist der Typus, wenn auch schon veredelt. Christus blickt hier, am Kreuze hängend, mit himmlischer Ruhe aus offenen Augen: menschlicher Schmerz hat ihn nicht berührt, weil er als Gott ihn nicht empfindet (vgl. Conrads von Würzburg goldene Schmiede 1652—1665. Silvester 4148—4161). In Paris wird ein mit Bildnissen aus vergoldetem Silberblech ausgeziertes Kästchen bewahrt, in welchem früher ein Armknochen Carl des Grossen lag; ich kenne es nach Gipsabdrücken, welche mir mitzutheilen Herr von Olfers die Güte gehabt hat. Das Kunstwerk gehört in die Zeit Kaiser Friedrichs I, der wie seine Gemahlin Beatrix († 1185) darauf abgebildet erscheint. Das Brustbild Christi, von einem Heiligenschein und dem byzantinischen Kreuz umgeben, zeigt den Typus, die lange Nase, das gescheitelte Haar und einen kurzen Bart: doch Magerkeit ist nicht angedeutet; mehr lässt sich bei der ziemlich rohen Arbeit nicht sagen. Während die anderen Bildnisse lateinische Inschriften haben, deuten hier die bekannten Kürzungen IHC und $\overline{\text{XPC}}$ die griechische Abstammung an. Ein Kreuz von vergoldetem Erz in dem Berliner Museum ist sichtbar byzantinische Arbeit und mag spätestens in das dreizehnte Jahrhundert gehören: leicht ist es älter, da Christus mit vier Nägeln an das Kreuz geheftet ist und Walther von der Vogelweide in einer Stelle, die ich nachher anführen werde, schon von dreien (bei über einander gelegten Füssen) spricht. Der todte Heiland hat einen ernsten aber ruhigen Ausdruck: das über der Stirne gescheitelte Haar fällt in langen Windungen zur Seite herab: der Bart ist kurz, die Länge der Nase vermehrt die Magerkeit des Gesichts. Auf der anderen emaillierten Seite des Kreuzes befindet sich in der Mitte ein Medaillon mit dem Kopf Christi, aber des lebenden: derselbe Typus, doch ohne Magerkeit. Dass hier die Hoheit im Gegensatz zu der Erniedrigung am Kreuz soll dargestellt werden, zeigt wohl die umlaufende Inschrift MAGESTAS. Hiermit stimmt ein Christuskopf, den ich über dem Eingang zu dem westlichen Theil des Doms in Naumburg gesehen habe; er gehört etwa in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wenn er nicht älter ist. Unver-

kennbar ist der überlieferte Typus in zwei kleinen byzantinischen Bildern des Berliner Museums. Das eine (III, No. 15) stellt den auf dem Thron sitzenden Heiland mit der Kaiserkrone auf dem Haupt dar, das andere (III, No. 18) den aus dem Grab erstandenen. Die Farbe der Haupthaare ist bei diesem licht-
163 braun, bei jenem stark röthlich, der Bart beide Mal kurz. Auf einem Bilde des Griechen Apollonius in der Capelle des hl. Matthäus des Campo Santo zu Pisa vom Jahr 1200 (ich kenne es aus den schönen Durchzeichnungen altitalienischer Bilder in der Sammlung zu Monbijou) erscheint der todte Christus in dem herben Stil der Mosaiken. Zuerst in einem Gemälde von Giunta aus Pisa (Rosini Taf. 3), der im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebte (Rosini 1, p. 82. 103), ist ein menschlicher Schmerz in den sonst mit dem Typus übereinstimmenden Zügen ausgedrückt. In einem Gemälde von Cimabue († 1300) zu Assisi ist der Ausdruck des in dem Grabe liegenden Christus wieder streng und hart. Dagegen Cimabues Schüler Giotto († 1336) hat in dem Abendmahl den Typus schon sichtbar veredelt. Auch in einigen Bildern dieser Zeit, die der Schule zu Siena angehören (Berliner Museum No. 54. 56. 61), in anderen, die dem Allegretto da Fabriano (III, No. 46) und Lippo Memmi (III, No. 57) beigelegt werden, wie in einem aus der florentinischen Schule stammenden Gemälde vom Jahr 1400 (No. 32), begegnen wir dem sanften milden Antlitz. Entschieden ist diese Richtung bei Fiesole († 1455), wo Tiefe des Gemüths und innere Belebung den Geist Raphaels ankündigen. Wenn er den Heiland bei der Geiselung, Kreuztragung selbst am Kreuze hängend darstellt, so ist kein menschliches, sondern ein überirdisches und erhabenes Leiden sichtbar.

Auch auf Gottvater ward der Typus angewendet. Zwei gleichzeitige nahverwandte Gemälde in dem Berliner Museum (III, No. 44. 58), wovon das letztere dem Taddeo di Bartolo († 1410) zugeschrieben wird, enthalten eine auch anderwärts (z. B. auf einem Pergamentgemälde zu Pisa bei Rosini Taf. 10, auf einem Gemälde Albrecht Dürers zu Wien und nicht selten auf alten Holzschnitten) vorkommende Darstellung der Dreieinigkeit, Gottvater hält den gekreuzigten Sohn, über dem eine

Taube schwebt. Hier ist Gottvater mit dem heiteren, in jugend-
ilcher Schönheit strahlenden Antlitz des Bildes von Edessa
dargestellt. Auch Johann von Eyck hat ihn in diesem Sinne
aufgefasst (Waagen S. 243), nicht als Greis mit langem Bart, wie
Philipp Lippi († 1458), Perugino, Raphael, Michelangelo, Andrea
del Sarto, Albrecht Dürer und andere ihn gemalt haben. Ehe
ich weiter gehe, will ich eine Bemerkung einschalten.

Auf den ältesten Kunstwerken erscheint Christus immer,
selbst auf dem Wege zu dem Tode und am Kreuz mit unbe-
decktem Haupt. Nur zuweilen trägt er als Herr des Himmels
(vgl. goldene Schmiede Einl. XLVII, 15—13) eine Krone, wie 164
z. B. auf dem schon angeführten byzantinischen Gemälde in
dem Berliner Museum (III, No. 15), auf jenem zu Florenz vom
Jahr 1003, auf einer Krönung der Jungfrau in der boissereeschen
Sammlung, auf einem Reliquienkästchen im Vatikan (Platner in
der Beschreibung von Rom 2[b], S. 380). Auch als criucesfürste,
wie er bei den Dichtern des Mittelalters genannt wird (goldene
Schmiede XLVII, 14), hat er zuweilen die königliche Krone
auf dem Haupt, z. B. auf einem alten, aus Holz geschnitzten
Crucifix, das aus Norwegen in das Berliner Museum gekommen
ist. Aber die Dornenkrone, das Zeichen der Erniedrigung und
Verspottung, von der doch die Evangelisten (Matth. 27, 29.
Joh. 19, 2. 5) ausdrücklich reden, welche aber die älteren Künstler
als unvereinbar mit der Göttlichkeit scheinen betrachtet zu haben,
zu welcher Zeit ist sie von der Kunst aufgenommen worden?
Wenn ich von dem geschnittenen Stein der Gnostiker (oben
S. 154. 155), wo man die Stacheln der Pflanzen als Dornen
deuten könnte, auch hier, und ich glaube mit doppeltem Recht,
absehe, nicht eher als im dreizehnten Jahrhundert, und wahr-
scheinlich erst am Schlusse desselben. Damit stimmt zusammen
dass, soviel ich mich erinnere, unter allen deutschen Dichtern
des Mittelalters bis zum vierzehnten Jahrhundert Wolfram der
einzige ist, der ihrer, und zwar in seinem letzten, zwischen
1215—1220 gedichteten Werk, in dem Wilhelm von Orange,
Erwähnung thut. Er sagt 166, 2. 3 der ame kriuze het den
dorn ûf dem houpte zeiner krône, und 357, 28 der den dürnînen
kranz ame kriuce ûf hete, den rûhen huot. Er kannte die

Cölner Meister, und es ist möglich, dass ihm eine bildliche Darstellung vorschwebte, doch wahrscheinlich ist es mir nicht; eher mochte bei ihm, der sich der Verehrung der Jungfrau Maria enthält (goldene Schmiede XXII), eine abweichende religiöse Ansicht, die das Menschliche an Christus hervorhob, auch hier einwirken. Walther dagegen, der (37, 6—8. 28) von der Geiselung spricht, von den Martern am Kreuz, den drei Nägeln und dem Speer des Longinus, nennt die Dornenkrone nicht. Ich habe sie zuerst gefunden auf einem Gemälde aus der Schule von Pisa (Rosini Taf. 5), wo der Gekreuzigte sie trägt und zugleich Blutstropfen auf sein Antlitz herabfallen. Dies Bild wird nur ganz allgemein in das dreizehnte Jahrhundert gesetzt: eine genauere Zeitbestimmung wäre erwünscht. Sie ist erst möglich bei dem Siegel des Wildgrafen Friedrich, Heermeisters der Provinz Deutschland im Tempelorden (abgebildet bei Münter Taf. 5, No. 14, vgl. 2, S. 25), der am Schlusse
165 des dreizehnten Jahrhunderts lebte. Auf diesem Siegel befindet sich das typische Bildnis mit der Dornenkrone, die jedoch auf zwei anderen Siegeln der Heermeister, wovon das eine demselben Wildgrafen zugehört, wiederum fehlt [1]). In das vierzehnte Jahrhundert fällt wohl noch das vorhin erwähnte Gemälde von Taddeo di Bartolo, wo der Heiland am Kreuz eine fast nur angedeutete Dornenkrone trägt. Aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts habe ich jenes Gebetbuch vom Jahr 1415 (oben S. 140) anzuführen, wo in zahlreichen, die Leidensgeschichte darstellenden Miniaturgemälden Christus bei der Geiselung (Bl. 25 vw.), der Kreuztragung (Bl. 27 rw.), an dem Kreuze hängend (Bl. 30 rw.), aus dem Grab erstehend (Bl. 39 rw.), selbst als er zu Gericht sitzt (Bl. 18 rw.), mit einer grünen Dornenkrone abgebildet ist, von der blutige Tropfen auf das Antlitz, das überall den Typus deutlich zeigt, herabrinnen. Bei Fiesole hat nur der todte Christus am Kreuz eine von einem einzigen Dornenzweig gebildete, dünne Krone auf dem Haupt: bei der Grablegung liegt sie mit den drei Nägeln auf

[1]) Dass diese Siegel alten, im Morgenlande geschnittenen Steinen nachgebildet seien, ist eine Vermuthung Münters, die mir durch nichts begründet scheint.

dem Boden. Ebenso finde ich es bei Pietro Perugino († 1524) in zwei Bildern (Rosini Taf. 69. 70). In einem grossen Gemälde von Lorenzo d'Ugolino de Rossi (Berliner Museum III, No. 104) vom Jahr 1475 hat Christus bei der Abnahme vom Kreuz eine breite Dornenkrone auf dem Haupt. Dagegen noch nicht bei Fra Bartolommeo († 1517, Rosini Taf. 85). Auch Raphael schwankt, bei der Grablegung fehlt sie, nicht aber bei der Kreuztragung; bei einer Abnahme vom Kreuz (in München) liegt sie neben der Leiche. Hemling und Schoreel haben Christus mit der Dornenkrone gemalt, Albrecht Dürer, Lucas von Leiden und Lucas Kranach fast ohne Ausnahme; von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an kommt sie wohl auf den meisten, wenn nicht auf allen Darstellungen der Leidensgeschichte vor.

Ich kehre zu den geschichtlichen Betrachtungen über den Typus zurück. Bei den grossen Malern des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, bei Perugino, Raphael, Michel Angelo, Daniel da Volterra, Titian, liegt er noch unverkennbar zu Grund, aber sie verlassen ihn mehr oder minder und bleiben sich auch nicht gleich. In den Christusköpfen der Grablegung und Himmelfahrt von Raphael erkenne ich die glücklichste Vereinigung der alten Überlieferung mit freier Idealität; nur 166
wer den unbeweglichen starren Typus einer gewissen Erhabenheit wegen vorzieht, wird leugnen dass die Kunst hier ihren Gipfel erreicht habe. Andere haben sich der wahren Vermittelung nicht einmal genähert und neigen nach dem bloss Menschlichen. Als Beispiel bemerke ich jenes Bild von Lorenzo d'Ugolino (Berliner Museum III, No. 104), wo nur das Äusserliche, das röthliche Haar, der gespaltene Bart beibehalten, in den unschönen Gesichtszügen aber das sogenannte Natürliche gesucht ist. Auch in zwei Gemälden von Marco Palmezzano aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, Christus mit der Dornenkrone (Berliner Museum III, No. 85) und Christus vor dem Kreuz stehend (III, No. 93), ist die Übereinstimmung mit dem Typus gering. Nur noch leise scheint er durch in einem an sich schönen Bild (I, No. 115) von Andr. Solario († 1554): und wie verweichlicht ist er in einem anderen

(I, No. 119) von Aurel. Luini († 1593), selbst in dem bekannten von Guido Reni († 1642), das die Gallerie zu Dresden bewahrt. Die gesuchte Schönheit, der Ausdruck einer schwächlichen Hingebung leistet keinen Ersatz für das Grossartige, das in dem Typus liegt. Was die deutschen und niederländischen Maler betrifft, so habe ich schon oben (S. 151 [172]) bei der Abgarussage bemerkt, dass Eyk und Hemling in besonderen Bildnissen Christi dem byzantinischen Vorbild treu geblieben sind. Merkenswerth dass ein anderes seelenvolles Gemälde von Hemling (in der Münchener Gallerie) den menschlich leidenden Heiland mit der Dornenkrone darstellt, wo das Typische nur wenig sichtbar ist, während es der auferstandene Christus in einem anderen Gemälde von ihm (in der boissereeschen Sammlung) wieder deutlich erkennen lässt. Von Hugo van der Goes, einem Schüler Eyks, der in dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts malte, befinden sich in dem Berliner Museum zwei Christusbilder (II, No. 32 und 41) von der sorgfältigsten Ausführung. Auf dem einen blickt noch der Typus durch, aber der ideale Ausdruck ist völlig verschwunden, und in den gerötheten Augen und den blau unterlaufenen Gesichtszügen kommt eine abschreckende Naturwahrheit zum Vorschein. In dem anderen ist der Typus völlig aufgegeben: man kann das gequälte Antlitz und die thränenden Augen nicht ohne Widerstreben betrachten. Albrecht Dürer, von dem schon bei den Veronicabildern (oben S. 143 [163]) die Rede war, ist beiden Richtungen gefolgt. In den Holzschnitten, die wenige und harte
167 Umrisse verlangen, hat er vorzugsweise den Typus beibehalten, aber den herben und ungefälligen: in den Kupferstichen sucht er mehr gemeine Naturwahrheit, die oft unschön ist. Dagegen ein Eccehomo auf einem Gemälde, das ich nur aus dem Steindruck von Strixner kenne, zeigt sanfte Milde. Ausgezeichnet ist Christus mit der Dornenkrone in einer Zeichnung Dürers vom Jahr 1510 (in der Sammlung zu Monbijou), auf graugrünem Grund mit weissen und schwarzen Federstrichen meisterhaft ausgeführt. Hier ist der Ausdruck ebenso geistig als edel und nähert sich jenem, den wir in dem Veronicabild der boissereeischen Sammlung bewundern; der Kopf ist, wie bei einem

Leidenden, etwas zur Seite geneigt, der Mund ein wenig geöffnet. Ziemlich auf gleiche Weise wie A. Dürer fasste Lucas von Leiden und Lucas Kranach den Typus auf. Als die Kunst das Gefühl für das wahrhaft Ideale verlor, gieng er unter. Das Schwanken und Umherirren, das der späteren Zeit eigen ist, muss ich anderen zu schildern überlassen. Die bedeutenderen Maler der Gegenwart, die den Werth der Überlieferung fühlen, haben sich mit Recht dem Typus wieder genähert.

Noch eine allgemeine Bemerkung habe ich zuzufügen. Der byzantinische Typus hat sich zugleich mit der christlichen Religion verbreitet. Man findet ihn noch heute bei den Griechen, Syrern, Kopten (Münter gibt darüber Nachweisungen 2, S. 8), ohne Zweifel auch bei Slaven. Manchmal mag die eigenthümliche Gesichtsform der Völker eingewirkt haben, wie die Christusbilder der Armenier, ganz von den byzantinischen abweichend, einen einheimischen Ausdruck haben sollen. Zeigt doch schon die Stelle bei Johann von Damascus dass es Bilder gab, welche die bräunlich gelbe Haut der Syrer zeigten, während die Abgarusbilder, die ich kenne, von weisser zarter Gesichtsfarbe sind. Ein kleines aus Spanien herübergekommenes Medaillon, das ich besitze, und in welchem Reliquien aufbewahrt sind, zeigt auf Goldgrund von Glas ein Christusbild, das ganz schwarz ist, aber genau den byzantinischen Typus beibehalten hat, obgleich es nicht sehr alt zu sein scheint. In diesem Sinne verstehe ich was schon Photius († 892) sagt (epist. 64, vgl. Jablonski p. 391—392), dass die Bilder bei den Römern, Indiern, Griechen und Äthiopiern verschieden und alle einander unähnlich seien, weil diese sämmtlich behaupten, Christus sei in der Gestalt ihres Volkes erschienen.

VI. 168

Jetzt erst bin ich im Stande das Verhältnis der Bilder zu der Legende näher zu erörtern.

Wir haben gesehen, dass schon im zweiten Jahrhundert der Heiland in Kunstwerken dargestellt wurde, wenn auch nicht häufig: und ohne Zweifel haben bereits vorhandene Bilder Veranlassung zu der Legende gegeben, nicht sind sie, umge-

kehrt, erst aus der Legende hervorgegangen. Eusebius im vierten Jahrhundert kennt schon die wunderbare Heilung des Abgarus, aber die übernatürliche Entstehung des Bildes war noch nicht in die Sage verflochten. Zweifel an der Echtheit der vorhandenen Bilder konnte leicht durch die Betrachtung erweckt werden, dass keine menschliche Hand fähig gewesen sei, die Züge des Heilandes aufzufassen. Ich finde diesen Gedanken noch bei Wernher vom Niederrhein schön ausgedrückt, sowohl in dem jedesmaligen Misslingen des Versuchs als in der Erklärung, die Christus darüber gibt, sein Antlitz sei nur da bekannt, von wannen er sei gesendet worden. Hiermit stimmt die Ansicht, die wir bei den älteren Kirchenvätern gefunden haben und die in der bilderstürmenden Zeit sich wirksam zeigte, wonach Christus bei seiner irdischen Erscheinung keine bestimmte Gestalt gehabt hatte. Es blieb also kein anderer Weg übrig, um die Echtheit der Bilder zu retten und gegen die, welche überhaupt Bilder verwarfen, zu schützen, als dass man eine übernatürliche Entstehung annahm, wobei die göttliche Kraft unmittelbar wirkte.

Wie es scheint, waren εἰκόνες ἀχειροποίητοι vorhanden, ohne dass eine Sage ihre übernatürliche Entstehung näher aufgeklärt hätte. Theophylactus Simocatta, der im Anfange des siebenten Jahrhunderts lebte und dem die historia miscella folgt, gedenkt (lib. 2, cap. 3 und lib. 3, cap. 1) eines nicht von Menschenhänden gemachten Bildes, welches der Anführer Philippicus vor der Schlacht mit den Persern im Jahr 589 dem Heer zeigte, um es damit anzufeuern, und womit Priscus, der als Befehlshaber dem Philippicus folgte, einen Aufruf zu stillen suchte. Das Bild des Abgarus konnte es nicht sein, denn das war damals noch nicht nach Constantinopel geführt, und dass es von Edessa in das Lager des Philippicus sei gebracht worden, ist eine gesuchte Annahme Gretsers (cap. 8). Ein anderes nicht
169 von Menschenhänden gemachtes Bild befand sich zu Camulium in Cappadocien. Zuerst wird es im Jahr 787 in der zweiten nicäischen Kirchenversammlung (act. 5) erwähnt. Cedrenus (seine Chronographie geht bis zum Jahr 1057) sagt, es sei von Justin dem jüngeren im neunten Jahr seiner Regierung, also

im Jahr 574, von dorther nach Constantinopel gebracht worden; das Abgarusbild kam aber erst im zehnten Jahrhundert dorthin. Cedrenus erzählt ferner, der Kaiser Heraclius habe im zwölften Jahr seiner Regierung, also im Jahr 626, ein nicht von Menschenhänden gemachtes Bild in dem Krieg gegen die Perser mit sich geführt, aber auch, ehe er zur Regierung gelangt sei (im Jahr 610), schon im Kampf gegen Phocas ein solches Bild mit sich getragen. Gretser, der Cap. 12—15 von dem camulischen Bild und den damit bewirkten Wundern handelt, vermuthet, Heraclius habe es vorher von Constantinopel mit sich genommen. Es findet sich noch Nachricht von einem dritten Bilde. Anastasius († 886) erzählt in den Lebensbeschreibungen der Päpste (1, S. 198), dass Stephan III im Jahr 752 ein Bildnis Christi, Acheropita (so lesen, nach einer Mittheilung von Prof. Röstell, die drei besten Handschriften: in anderen steht nach Baronius annal. 1, p. 677 acheropoeta, acheropsita, acherosita, antheropsita, archeropsita: lauter Entstellungen aus ἀχειροποίητος) genannt, feierlich in die Kirche der Mutter Gottes getragen habe. Gretser meint (cap. 17), es sei ein Veronicabild gewesen, allein er irrt. Das Bild ist noch vorhanden und zeigt eine ganze, sieben Palmen hohe Gestalt; ursprünglich auf Holz gemalt, ward hernach auf übergezogener Leinwand das Gesicht erneuert (vgl. Fiorillo Geschichte der zeichnenden Künste 1, S. 46. 47).

Wenn die ältesten Denkmäler den Heiland ohne Bart in voller jugendlicher Schönheit darstellten, so war das dem Geist der altgriechischen Kunst, der darin noch fortdauerte, gemäss; auf diese Weise konnte das Idealische, wonach sie strebte, am leichtesten erreicht werden. In den Bildnissen der folgenden Zeit war durch den Bart[1]) das Besondere und Menschliche schon angedeutet, und um dies zu heiligen, ward der übernatürliche Ursprung angenommen, zuerst wohl im Allgemeinen, 170

[1]) Es gibt nur wenige Ausnahmen, wo er fehlt. Auf einem alten Reliquienkästchen von Erz im Vatikan (Platner in der Beschreibung von Rom 2^{b}, S. 380) ist Christus am Kreuz bartlos, dagegen auf dem giebelförmigen Deckel, gekrönt auf der Feste des Himmels sitzend, mit dem Bart abgebildet. Bartlos ist er auch in zwei Bildern aus Handschriften des neunten Jahrhunderts, wie ich oben (S. 159 [= S. 182]) bemerkt habe.

hernach in der dichterischen Ausschmückung der Legende. Man darf nach den vorhandenen Zeugnissen schliessen, dass dies etwa im Beginn des sechsten Jahrhunderts geschehen ist, zu welcher Zeit sich auch der Typus mag festgestellt haben. So lange man den reinen, von menschlichen Leiden ungetrübten, göttlichen Ausdruck, der ohne Zweifel der erhabenste ist, auch bei dem Bilde mit dem Bart beibehielt, so lange nahm die Sage den Abdruck des Antlitzes auf ein Kleid, auf die zum Abtrocknen dargereichte Zwehle, an, oder sie liess als Einwirkung höherer Kraft das Bildnis auf der Leinewand des Malers, der unfähig war die himmlischen Züge zu erfassen, unmittelbar erscheinen. Darstellungen des Gekreuzigten habe ich nicht früher gefunden als in dem neunten Jahrhundert (oben S. 159 [= S. 182]): sie mögen noch lange unhäufig gewesen sein; die frühere Kunst hatte sie wohl völlig gemieden, wie überhaupt die Darstellung der Leidensgeschichte (vgl. Münter 1, S. 22). Dazu stimmt dass, wie wir oben (S. 149 [= S. 170]) gesehen haben, Constantinus Porphyrogenneta im zehnten Jahrhundert zuerst der abweichenden Gestaltung der Abgarussage gedenkt, welche nicht mehr das heitere Antlitz voraussetzt, weil sie den Abdruck auf ein Schweisstuch annimmt und die Entstehung desselben auf den Todestag verlegt. Die Veronicabilder aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zeigen das göttliche Antlitz ohne Dornenkrone, stimmen also mit der älteren Sage überein: erst am Schluss des fünfzehnten, entschieden erst mit dem sechszehnten, beginnt die Dornenkrone (die wir auf Kunstwerken überhaupt mit Gewissheit erst am Ende des dreizehnten fanden und die im fünfzehnten immer noch nicht Regel war) das Haupt des Gekreuzigten auch auf dem Tuche zu umgeben. Dabei ist noch die Verschiedenheit bemerkbar, dass anfänglich der Ausdruck des Leidens die Züge des typischen Bildes nur leise berührt, dann sich steigert, bis er, der menschlichen Natur immer mehr nachgebend, endlich vorherrschend wird, wie gleicherweise die Dornenkrone, erst nur angedeutet, immer breiter das Haupt bedeckt. Welche Vermuthung man, sobald man die geschichtlichen Zeugnisse berücksichtigt, über das Alter des Tuchs, das

gegenwärtig in Rom gezeigt wird und das Schweisstuch mit der Dornenkrone zu sein scheint, hegen muss, ergibt sich von selbst.

VII. 171

Um die Bildnisse von Christus zu rechtfertigen, schlug die Legende noch einen anderen Weg ein, dessen ich absichtlich bisher nicht gedacht habe. Der Evangelist Lucas nämlich soll ein Maler gewesen sein und ein Bildnis von dem Heiland hinterlassen haben. Ein nicht von Menschenhänden gemachtes Bild konnte man es nicht nennen, aber es konnte dabei doch eine höhere Kraft wirksam gewesen sein und ihm Heiligung verleihen.

Die Evangelien wissen nichts von einer solchen Kunstfertigkeit des Apostels. Das erste Zeugnis davon findet sich bei Theodorus Anagnostes, der im sechsten Jahrhundert zu Constantinopel lebte. Er berichtet (collect. ecclesiasticae historiae lib. 1. bibl. patr. 26, p. 83 ed. Lugd., Gretser c. 18), die Kaiserin Eudoxia habe von Jerusalem der Pulcheria ein von dem Evangelisten Lucas gemaltes Bildnis der Mutter Gottes zugesendet; das muss in der Mitte des fünften Jahrhunderts geschehen sein. Ich glaube, man hat ohne Grund die Echtheit dieser Stelle verdächtigt (s. Reiske p. 127. 128). Nach Platner (Beschreibung von Rom 3[b], S. 291) trug Gregor der Grosse († 604) bei einer wegen der Pest veranstalteten Procession das Bild der Jungfrau aus S. Maria maggiore nach der Peterskirche. Es war das Bild, das man jetzt dem Evangelisten Lucas beilegt, aber damals war vielleicht die Legende noch nicht daran geknüpft; dieses Zeugnis allein entscheidet also insofern noch nicht. Johann von Damascus gedenkt mehrmals (opera p. 618. 631) der von dem Apostel Lucas gemalten Bilder der Jungfrau. Michael, ein griechischer Mönch, sagt in dem Leben des Theodorus Studites († 826), seines Lehrers (opera 5, p. 44 ed. Sirmond), Lucas habe ein schönes Bildnis des Herrn gemalt und der Nachwelt hinterlassen. Hierauf folgt das Zeugnis des Simeon Metaphrastes, dessen Zeitalter nicht genau bestimmt ist (seine Chronographie

geht bis zum Jahr 963). Er bemerkt in dem Leben der Heiligen (bei Surius 18. October), dass Lucas, der Apostel, das Bildnis Christi und seiner Mutter gemalt habe. Eadmerus in seiner historia novorum (geschrieben um das Jahr 1122, s. Acta sanctorum 21. April p. 898 n. 11) erzählt, dass König Wilhelm, Sohn des Eroberers, den Schwur »per sanctum vultum de Luca« gebraucht habe. Aus einer Urkunde vom Jahr 1160 (bei Savioli annali di Bologna 1, 2, p. 262) erhellt, dass ein von dem
172 Evangelisten Lucas gemaltes Bildnis der Jungfrau Maria in Bologna sich befand, das ein griechischer Eremit von Constantinopel dorthin gebracht hatte. Papst Gregor IX liess im Jahr 1234 folgende Inschrift setzen (Reiske p. 123): hoc in sacello Salvatoris nostri effigies, a B. Luca depicta, veneratione tam debita quam devota custoditur. Thomas de Aquino († 1274) sagt ebenfalls (part. 3. theol. quaest. 35. art. 3. n. 4), zu Rom befinde sich ein Bildnis Christi, das der heilige Lucas gemalt habe. Aus dem folgenden Jahrhundert ist Nicephorus Callistus anzuführen, der mehrmals (hist. eccl. lib. 2, c. 43. lib. 14, c. 13. lib. 15, c. 14, vergl. Gretser c. 18) den Apostel Lucas einen Maler nennt und hinzufügt, man sage, er habe die Bildnisse von Christus, seiner Mutter und der Apostel gemalt, die hernach in alle Welt ausgegangen seien. Sixtus von Siena († 1569) gedenkt (biblia sacra 2, p. 103) einer Nachbildung des Gemäldes, das der Apostel Lucas verfertigt hatte. Die allgemeine Verbreitung der Sage im Mittelalter ergibt sich auch daraus, dass schon im dreizehnten Jahrhundert in Rom und in anderen Städten Italiens eine Brüderschaft von Malern den Apostel Lucas zu ihrem Schutzheiligen wählte (Fiorillo 1, S. 243. 332. 451, Platner in der Beschreibung von Rom 3^a, S. 361).

Überblickt man diese Zeugnisse, so kann man an dem frühen Dasein der Sage nicht zweifeln, und die Vermuthung, dass Simeon Metaphrastes sie aufgebracht, oder dass ein Maler, Luca Santo genannt, die Bilder verfertigt habe (vergl. Fiorillo 1, S. 50—53, Rosini 1, S. 72), fällt von selbst. Die ältesten Zeugnisse reden zwar nur von dem Bilde der Jungfrau, doch der Mönch Michael spricht bereits von dem des Heilands, und es

ist wahrscheinlich, dass auch dieses schon zur Zeit des Theodorus Anagnostes bekannt war.

Die Vermuthung, dass das Christusbild des Apostels Lucas dem der Abgarussage ähnlich gewesen sei, d. h. denselben Typus gezeigt habe, ist nicht bloss an sich wahrscheinlich, sie stützt sich auch auf die Beschreibung des Nicephorus Callistus von dem Antlitz Christi, die oben (S. 160. 161) angeführt ist und völlig mit dem Bild zu Edessa übereinstimmt, obgleich er nur das Bild von Lucas scheint gekannt zu haben. Man hatte demnach nur Ein Bild, aber verschiedene Sagen von seiner Entstehung.

Weiss doch selbst die Abgarussage von einem Maler, dem jedoch das Bildnis misslingt: nur Euagrius weiss noch nichts davon, sondern erst Johannes von Damascus und Constantinus Porphyrogenneta. Sie stellt sich damit im Grunde dem Bilde 173
von Lucas entgegen, ja, sie scheint es zu verwerfen. Jener nennt den Maler nicht, bei diesem heisst er Ananias. Merkwürdigerweise tritt auch in der Veronicasage, jedoch nur in der Erzählung Wernhers vom Niederrhein und in der legenda aurea, ein Maler auf, der nicht im Stande ist Christi Züge zu erfassen, sogar wird er bei Wernher Lucas genannt, aber niemals Apostel, vielmehr (4, 6) der meister einer, ein ausgezeichneter Künstler, wie ich verstehe. Damit ward der Widerspruch gegen die Lucassage einigermaassen verhüllt.

Meine Untersuchung erstreckt sich nicht auf die Marienbilder. Von den ältesten Darstellungen der Jungfrau spricht Münter (2, S. 26. 28) und Sickler (S. 190), von den zahlreich vorhandenen Bildern im Mittelalter Reiske (p. 124. 125) und Fiorillo (1, S. 49. 50). Nur von einem, das sich zu Rom in S. Maria maggiore befindet und zu denen gehört, die dem Apostel Lucas beigelegt werden (vgl. Platner in der Beschreibung von Rom 3^b, S. 291), muss ich hier reden. Ich kenne eine alte Nachbildung davon (ein Umriss nach einem anderen Vorbild in Büschings wöchentlichen Nachrichten 3, S. 61), welche die Umschrift führt: IMAGO BEATAE MARIAE VIRGINIS AD IMITATIONEM EIUS · QUAM DEPINXIT BEATUS

LUCAS · QUAE ROMAE HABETUR IN TEMPLO SANCTAE MARIAE MAIORIS. Auf der einen Seite des Kopfes steht ΑΓ auf der anderen ΜΡΑ, was wohl den griechischen Ursprung verräth. Es erscheint als Gegenstück zu dem Christusbild in S. Silvester, hat gleiche Grösse und ist ganz in demselben Geist und Stil aufgefasst. Auch hier ein Kopf ohne Hals, von kleinen Goldstrahlen umgeben, mit einem dunkeln Tuch umbunden, unter welchem die in der Mitte der Stirne gescheitelten, mit einem Perlengehänge gezierten dunkeln Haare sichtbar sind: dahinter dieselbe Verzierung in Kreuzesform. Der Ausdruck der zartesten Jungfräulichkeit verbreitet über das Ganze eine eigenthümliche Schönheit, die selbst durch die unverhältnissmässige Länge der Nase nicht gestört wird. Dabei die höchste Ruhe, keine Spur irdischer Anregung. Was Nicephorus Callistus bei der Beschreibung Christi sagt, er sei seiner Mutter in allem ähnlich gewesen (κατὰ πάντα δὲ ἦν ἐμφερὴς τῇ θείᾳ καὶ παναςπίλῳ ἐκείνου μητρί), das trifft hier vollkommen ein. Ich glaube, man darf in diesem Bilde den reinen byzantinischen Typus sehen, der mir noch in Raphaels Madonna, die Jardinière genannt, deutlich durchzuleuchten scheint.

174 VIII.

Ich berühre noch zwei andere, minder wirksame und, allem Anschein nach, spätere Versuche, die Echtheit der Christusbilder zu begründen.

Nicodemus soll ein Bildhauer gewesen sein, wovon die Evangelien keine Andeutung enthalten, und was, bei dem Widerwillen der Juden gegen die Kunst, an sich sehr unwahrscheinlich ist. Er soll, nach dem Vorbilde des auf das Tuch abgedrückten Antlitzes Christi, ein Bildnis in Holz geschnitten haben. An dieses Bild knüpft sich dann ein Wunder: als die Juden es mit einem Speer verletzten, floss Blut heraus. Die Legende taucht erst nach dem achten Jahrhundert auf; Reiske handelt davon p. 134—148. Sie ist für uns ohne Bedeutung, da der Typus des Bildes zu Edessa vorausgesetzt wird. Wenn in Lucca noch heutzutage ein Bildnis Christi verehrt wird, von dem man glaubt, Nikodemus habe es in Stein gehauen (Fio-

rillo 1, S. 44), so darf man, da es den am Kreuze leidenden Heiland darstellt, schon eine verhältnissmässig nicht sehr alte Arbeit erwarten.

Sodann glaubt man die Leinewand zu besitzen, welche den Leib Christi im Grab bedeckte und auf welcher seine durch ein Wunder abgedrückte Gestalt sich zeigt. Am berühmtesten sind die Tücher zu Besançon und zu Turin. Joh. Jac. Chifflet hat darüber mit beigefügten Nachbildungen eine besondere, sorgfältig gearbeitete Schrift geliefert: de linteis sepulchralibus Christi servatoris crisis historica. Antverpiae 1626. 4. Beide Tücher, wiewohl nicht völlig gleich, zeigen den byzantinischen Typus, nur dass die Augen geschlossen sind. Über das Alter lässt sich nichts Bestimmtes sagen. Zeugnisse von dem Dasein des Bildes zu Besançon reichen bis zum sechszehnten Jahrhundert, bei dem anderen bis zu dem Ende des vierzehnten. Chifflet vermuthet, dass jenes im zwölften Jahrhundert dorthin gekommen sei, aber es lässt sich nicht nachweisen: nur soviel ist nach einer Urkunde vom Jahr 1051 gewiss, dass Papst Leo IX es noch nicht dort sah. Man besass im elften Jahrhundert, wie ein Zeugnis vom Jahr 1092 ausweist, das Tuch, in welches Christi Leiche im Grab gewickelt war, aber es wird nichts von einem Abdruck seiner Gestalt darauf gesagt. Auch späterhin zeigte man solche ganz weisse Tücher. Des Schweisstuches, das Christi Haupt im Grabe sollte bedeckt haben und das wunderthätige Eigenschaften besass, gedenkt schon Beda venerabilis († 735): aber er weiss nichts von einem Bilde darauf 175
(vgl. Chifflet S. 27). Nach dem Mönch Alberich, der in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts schrieb (Leibnitz access. hist. 2), ward das Schweisstuch bei der Belagerung von Antiochien im Jahr 1098 gefunden, als man die heilige Lanze entdeckte: daneben nämlich stand ein bleiernes Gefäss, et erat in eodem vasculo sudarium domini nostri Jesu Christi diligentissime collocatum. Kein Wort von einem Bilde darauf.

281 # DER EPILOG ZUM ROLANDSLIEDE.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Dritter Band. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1843. 8. S. 281—288.

Nu wunschen wir alle gelîche 308
dem herzogin Hainrîche
daz im got lône
diu matterjâ diu ist scône;
diu suoze wir von im haben.
daz buoch hiez er vor (l. fur) tragen
gescriben ze den Karlingen;
des gerte diu edele herzoginne,
eines rîchen kuniges barn.
mit den liechten himil [wîzen] scaren
nâch werltlichen arbeiten
werdent si geleitet
unter allen erwelten gotes kinden
dâ si die êwigen mandunge vinden,
daz si sîn ie gedâhten.
daz man iz fur brâhte
in tiutische zungin gekêret,
dâ ist daz rîche wol mite gêret;
sîne tugende dwungin in dar zuo.
wâ lebet dehein furste nu,
dem ie sô wol gescâhe?
der hêrre der ist getriwe unt gewâre. 309

Nune mugen wir in disem zîte
dem kuninge Dâvîte
niemen sô wol gelîchen,
282 sô den herzogen Hainrîchen.
got gap ime die craft
daz er alle sîne vîande ervaht.
die cristen hât er wol geêret,
die heiden sint von im bekêret;
daz erbet in von rehte an.
ze fluhte gewant er nie sîn van:
got tet in ie sigehaft.
in sînem hove ne wirdet niemir naht,
ich meine daz êwige lieht,

des ne zerinnit im niht.
untriuwe ist im leit:
er minnit rehte wârheit.
jô uobit der hêrre
alle gotlîche lêre,
unt sîn tiure ingesinde.
in sîme hove mac *man* vindin
alle stâte unt alle zuht.
dâ ist vroude unt gehuht:
dâ ist kiusche unde scham.
willic sint ime sîne man.
dâ ist tugint unt êre.
wâ fraiste (l. freiscetet) ir ie mære,
daz im baz geschahe?
sîme schephære
opheret er lîp unt sêle
sam Dâvît der hêrre.
swâ er sich virsûmet hât,
zuo gerihte er¯im [nu] stât
an dem jungistin tage,
dâ got sîn gerihte habe.
daz er in ze gerihte nine vordere,
sundir er in ordine
zuo den êwigin gnâden,
dar umbe ruofe wir alle 'âmen.'

Ob iu daz liet gevalle,
so gedenket ir mîn alle.
ich heize der pfaffe Kuonrât.
alse iz an dem buoche gescribin stât
in franzischer zungen, 283
sô hân ich iz in die latîne bedwungen,
danne in die tiutiske gekêret.
ich ne hân der niht an gemêret,
ich ne hân dir niht uberhaben.
swer iz iemir hôre gesagen,
der scol in der wâren gotes minne
ein paternoster singe
ze helfe minem hêrren,
ze trôste [mînen] allen geloubigin sêlen,
daz unsich got an rehtem geloubin mache veste.
daz uns an guoten werken nine gebreste,
unt mache uns sîn rîche gewis.
tu autem, domine, miserere nobis.

Diesen Epilog enthält bekanntlich die pfälzische Handschrift, die meiner Ausgabe des Gedichts zu Grunde liegt, allein. Ich stelle ihn mit einigen Verbesserungen voran, weil ich Veranlassung habe, ihn näher zu erläutern.

Der Dichter beginnt damit dem Herzog Heinrich, unter dem, wie ich in der Einleitung (XXXI. XXXII) ausgeführt habe, nur Heinrich der Löwe kann gemeint sein, Gottes Lohn zu wünschen, weil man ihm die Bekanntschaft mit dem Gedicht verdanke, dessen Inhalt schön und voll Süssigkeit sei. Der Herzog liess das in Frankreich und in französischer Sprache geschriebene (wahrscheinlich sorgfältig verwahrte) Buch herbeibringen (fure tragen 308, 15, vor in der Handschrift ist niederdeutsch. Vergl. Graf Rudolf A, 10), und zwar auf Begehren der Herzogin (308, 17). Ich habe Unrecht gehabt, dieses Begehren auf die deutsche Übersetzung zu beziehen; die Herzogin kannte schwerlich schon den Inhalt und trug zunächst nur Verlangen, die Handschrift zu sehen, die vielleicht mit Bildern ausgeziert war. Möglich, dass auch sie die Übersetzung anregte, denn es ist von mehreren die Rede, denen dafür, dass sie des Gedichtes gedacht haben (308, 24), was freilich ein allgemeiner Ausdruck ist, die ewige Freude des Himmels zugesichert wird. Das Reich, heisst es weiter, ist damit geehrt, dass
284 man das Lied in deutscher Sprache dichtete (fur brâhte, zu Stande brachte, vollendete, 308, 25—27). Indessen war es doch wohl der Herzog, der den Auftrag ertheilte, denn es heisst von ihm allein (308, 28), sîne tugende twungen in dar zuo. Wenn ein so hoher Werth auf das Werk gelegt wird und ein so grosser Lohn für die Mittheilung desselben in Anspruch genommen, so muss man bedenken, dass es, wie kein anderes, den Kampf der Christen gegen die Heiden verherrlichte und als die höchste Pflicht tapferer Männer darstellte. Ist das deutsche Gedicht, wie ich wahrscheinlich gemacht habe, in den Jahren 1173—1177 entstanden, so musste der von seinem Zug nach Palästina zurückgekehrte Herzog, wie sein ganzer Hof, besondere Theilnahme dafür empfinden.

Nun geht der Dichter auf das Lob des Herzogs über. Er weiss ihn nur mit dem König David zu vergleichen. Wie

diesem verlieh ihm Gott den Sieg über seine Feinde; nie wendete er seine Fahne zur Flucht. Vorzüglich aber wegen seiner Frömmigkeit setzt er ihn dem biblischen Helden gleich. Wie dieser bringt er Gott Leib und Seele dar (309, 30. 31). Die cristen hât er wol geêret, die heiden sint von im bekêret (309, 8. 9), was sich wahrscheinlich auf seine Kämpfe mit den heidnischen Slaven bezieht. An seinem Hof findet man alle Tugenden vereint: keine Nacht gibt es da, weil das ewige Licht ihm niemals erlischt. Wenn er sich irgend eine sündliche Versäumnis hat zu Schulden kommen lassen, so steht er dafür am jüngsten Tage zu Gericht. Möge ihm dort die Gnade Gottes zu Theil werden. Ich habe 309, 33 nu getilgt, weil offenbar von Heinrich dem Lebenden und seinem gegenwärtigen Hof die Rede ist. Ich glaube, dieses nu rührt von einem Abschreiber, der nach dem Tode des Herzogs (1195) diesen nur für ihn geltenden Zusatz unbedachtsam einrückte.

Zuletzt spricht der Dichter noch von sich selbst. Er ist ein Geistlicher (Pfaffe), Namens Konrad. Er war ein für seine Zeit gelehrter, in Sprachen bewanderter Mann, vielleicht Capellan an dem Hofe des Herzogs. Er bewältigte das französische Werk erst durch eine Übersetzung ins Lateinische und legte diese dem deutschen Gedicht zu Grund. Dass er nichts zugesetzt, aber auch nichts übergangen habe (ich ne han dir niht 285
überhaben 310, 14), sagt er ausdrücklich; er ist also seinem Vorbild treu gefolgt. Wenn er hinzufügt, jeder, der das Gedicht vortragen höre, möge ein Paternoster zum Heil seines Herrn singen, so ist damit nicht gesagt, dass dieser schon todt sei, sondern Konrad denkt an spätere Zuhörer.

Diese Erklärung des Epilogs muss ich noch gegen den Herausgeber des Eraclius vertheidigen, der in seinen fleissigen und dankenswerthen Untersuchungen über dieses Gedicht Anlass genommen hat, eine ausführliche Widerlegung (S. 559—561) einzuschalten.

Er legt auf das von mir ausgewiesene nu (309, 33) ein ausserordentliches Gewicht. Man höre. »Jenes nû, das wir, sowohl wegen des Versmasses als weil das Streichen in einem Unicum überhaupt bedenklich ist, nicht zu tilgen wagen, scheint

vielmehr einen vorzüglicheren Sinn und, was die Zeit der Abfassung betrifft, dem ganzen Gedichte eine gänzlich andere Bedeutung und Beziehung zu bieten.« Der erste Grund ist nichtig. Wenn das Versmass auch bei Konrad geregelt wäre, was es nicht ist, so gestattet es doch die Partikel auszuwerfen, ja der Vers lautet besser, als wenn man nû (mit langem Vocal, der gar nicht nöthig ist; vergl. Grammatik 1, S. 81. 3. Aufl. Graff 2, S. 976. 977) hinzufügt. Der zweite Grund empfiehlt Bedenklichkeit, als wenn ich leichtsinnig verfahren wäre. Die Kritik darf sich das Recht nicht nehmen lassen, mehreren, ja einer ganzen Reihe von Handschriften, in welchen sich ein Fehler fortgepflanzt hat, zu widersprechen, sobald sie nur hinlänglichen Grund dazu hat: sie hat bei einer einzigen offenbar geringere Verantwortlichkeit. Massmann hat sich bei dem Text des Eraclius (freilich nicht zu dessen Vortheil), zwei Handschriften gegenüber, ganz andere Freiheiten genommen, ohne sie mit einem Wort zu rechtfertigen.

Doch zur Sache. Welche bessere Erklärungen, welche neue Aufschlüsse empfangen wir? Es heisst (309, 29—30) von dem Herzog, sîme schephære opheret er lîpe unt sêle; das wird erklärt »Heinrich denkt nun (nach dem Zuge gegen die
286 wendischen Heiden) »um seiner Seele Heil willen« an eine nachträgliche (der Ausdruck ist nicht glücklich gewählt) Pilgerfahrt ins gelobte Land.« Was unmittelbar auf jene Worte folgt, sam Dâvît der hêrre, wird ausgelassen und ganz mit Stillschweigen übergangen. Dieser Zusatz aber macht allein schon die Beziehung auf eine Pilgerfahrt unmöglich; ohnehin ist von einem blossen Vorhaben nicht die Rede, sondern von einer That. Swâ er sich versûmet hât (309, 32) soll eine »fromme, geistliche Ausdrucksweise« sein, sie kommt aber auch bei ganz weltlichen Dingen vor, z. B. Aeneide 12907. Parz. 233, 12. Freidank 116, 24. 177, 26. Diese Zeile wird nicht bloss auf die versäumte Kreuzfahrt bezogen, was den Worten nach möglich wäre, wenn sich nur beweisen liesse, dass Konrad daran gedacht hätte, sondern auch auf die bisher unterlassenen Gedanken »ans geistige Leben«. Ich verstehe das nicht, wenn nicht durch einen Druckfehler geistig für geistlich gesetzt ist.

Aber unbegreiflich bleibt die Behauptung immer, da ja der Dichter des Herzogs Frömmigkeit, seinen Eifer für das Christenthum, ausdrücklich rühmt; er sagt sogar mit Übertreibung (309, 14. 15) daz êwige lieht, des ne zerinnit im niht. Jetzt kommt die Hauptstelle mit dem schwer wiegenden Wörtchen (309, 33), ze gerihte er im nu stât. Diese ganz deutlichen Worte, was sollen sie aussagen? Man erräth es nicht; so viel als »das will er nun gut machen«, durch eine Pilgerfahrt nämlich. Der blosse Vorsatz einen Zug nach Syrien zu unternehmen soll schon als ein eingetretener Gerichtstag angesehen und nu auf diesen Vorsatz, von dem nichts gesagt ist, bezogen werden. Unmittelbar auf jene Zeile folgt im Text an dem jungisten tage, dâ got sîn gerihte habe. Das gehört noch dazu; will man es aber abtrennen und zu dem Folgenden ziehen (dô für dâ bei Massmann ist wohl ein Druckfehler), so bleibt doch die Beziehung auf das jüngste Gericht so klar, dass eine unglaubliche Befangenheit dazu gehört, dies nicht auf den ersten Blick einzusehen. Die Neigung, überall Zweifel, Bedenklichkeiten und Fragen anzuhängen, wenn man nichts Besseres zu bieten hat, wird schon lästig, weil sie die Forschung mehr hemmt als fördert, aber grundlose Einfälle bekämpfen zu müssen macht verdriesslich. Und doch nennt Massmann seine Erklä- 287
rung »eine gewiss nicht erzwungene«, die dem Gedicht »einen vorzüglicheren Sinn« gewähre.

Gesetzt der Text wäre einer solchen Deutung irgend zugänglich, müsste man sich nicht den Einwurf machen, dass es ganz unnatürlich gewesen wäre, wenn der Dichter auf einen so wichtigen, ruhmwürdigen Entschluss des Herzogs nur unbestimmt und dunkel, nur aus der Ferne hingewiesen hätte? Er musste laut davon reden, ihn mit anderen Helden der Sage oder der Geschichte, mit Roland oder mit Gottfried von Bouillon, vergleichen, nicht mit dem Könige David.

Aber weiter. Das gerettete nu soll auch, »was die Zeit der Abfassung betrifft, dem ganzen Gedichte eine gänzlich andere Bedeutung und Beziehung bieten.« Dass es dieser Ansicht gemäss kurz vor der Fahrt des Herzogs (1172) gedichtet ist, macht an sich keinen merklichen Unterschied, denn ist

meine Meinung die richtige, so ist es nach seiner Rückkehr (1173) entstanden. Allein, das ist auch hier nicht der Hauptpunkt, sondern die weitere Behauptung, das Lied sei gedichtet »zur Trostanschauung der rückbleibenden Herzogin, welche die Verdeutschung des welschen Buchs wünschte«. Vorher wird sogar behauptet, Konrad habe es ihr gewidmet. Wie es sich mit der Einwirkung der Herzogin auf die Übersetzung verhält, habe ich erörtert. Ich weiss nicht was Massmann darunter meint, wenn er sagt, »der Herzog hiess das Buch vortragen«. Doch wohl nicht was wir heute darunter verstehen, er liess das Buch vorlesen? Aber gesetzt, die Herzogin veranlasste das deutsche Lied, so konnte sie doch, während der Herzog den Gefahren einer solchen Reise unterworfen war, schwerlich einen Trost aus einem Gedicht schöpfen, das den jammervollen Untergang Rolands und seiner Genossen auf eine ergreifende Weise schilderte; im Gegentheil, es musste sie mit Angst und Besorgnis erfüllen.

Wir sind noch nicht zu Ende. Die Erklärung des »winzigen aber gewichtigen« nu trägt noch weitere Früchte. Der Übersetzer des Liedes soll Konrad, Bischof von Lübeck, gewesen sein, dem Heinrich 1162 diese Würde verlieh. Ich befürchte, er ist es so wenig, als Otto von Freisingen Dichter des Eraclius ist. An sich ist es unwahrscheinlich, dass Konrad seiner Würde nicht gedacht, sondern sich bloss einen Geistlichen genannt habe, zumal die häufige Erwähnung des Bischofs Tur-
288 pin ihn daran erinnerte und die Bescheidenheit der Geistlichen jener Zeit nicht darin bestand, nicht einmal bestehen konnte, ihre Stellung zu verbergen. Meine Vermuthung (mehr ist es nicht, und ich lege kein Gewicht darauf), dass er Capellan des Herzogs gewesen sei, beruht auf den allzu höfischen Ausdrücken mit welchen er von seinem Herrn spricht. Darf man sie von einem Bischof von Lübeck erwarten? Doch davon abgesehen, es ist noch ein anderer Umstand entgegen. Der Bischof Konrad begleitete den Herzog auf seinem Zug und starb in Syrien. Es ist nicht glaublich, dass er vor einer so wichtigen Unternehmung und während der Zurüstungen dazu an einen »Schwanengesang« gedacht, das heisst Lust und Musse gehabt habe,

ein Gedicht von diesem Umfang (etwa 9250 Zeilen) erst ins Lateinische, hernach noch metrisch ins Deutsche zu übersetzen. Wenn Massmann gar noch die (geringe) Einmischung niederdeutscher Sprachformen, die ja in den meisten Gedichten des zwölften Jahrhunderts sich zeigt, aus des Bischofs schwäbischer Herkunft und seinem Aufenthalt in Lübeck erklärt, wenn er »zu Hilfe nimmt«, dass Bruchstücke einer Handschrift in dem »nicht fernen (?), nicht beziehungslosen Schwerin« (etwa weil Heinrich das Land der Obotriten eroberte? Was hatte das für einen Einfluss auf die Übersetzung des Liedes?) sich befinden, so führe ich das nur an, um zu zeigen, wie ein allzu grosses Bestreben scharfsichtig zu sein auf falsche Fährte verlockt.

Wilhelm Grimm.

381 ZU WALTHER VON DER VOGELWEIDE.

Zeitschrift für Deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Fünfter Band. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1845. 8. S. 381—384.

Bei dem Anblick des Landes, wo Christus selbst menschlich wandelte und uns erlöste, ruft Walther aus (15, 18) wol dir, sper kriuz unde dorn! Heil dir Christenheit! Hier wird die Dornenkrone gemeint; das würde unzweifelhaft sein auch ohne die Bestätigung einer entsprechenden Stelle (25, 13), wo es heisst: künec Constantîn der gap sô vil — dem stuol ze Rôme, sper kriuz und krône. Der Dichter will sagen, Constantin habe dem Papst grosse Macht und Gewalt verliehen, indem er ihm diese drei Stücke als Reliquien verehrte, die hier als Symbole der Herrschaft genannt werden. Im Orendel (3810—3816), dessen Grundlage in das zwölfte Jahrhundert gehört, geschieht ihrer gleicherweise Erwähnung; Frau Breide opfert bei dem heiligen Grabe auf die drei Nägel, die dem Heiland durch Hände und Füsse geschlagen waren, auf das Speer und auf die Krone, die er bei seiner Marter trug. Nach dem Antichrist (Fundgruben 2, 110, 26. 27) bringt ein Frankenkönig Speer, Schwert, Krone und Kreuz nach Jerusalem, und ebendaselbst (131, 1—5) wird gesagt, dass Christus, wenn er an dem jüngsten Tag zu Gericht sitze, die Dornkrone, Kreuz, Speer und Schwamm zeigen werde. In einer dritten Stelle bei Walther (37, 6), aber in einem Liede, das Lachmann aus guten Gründen für unecht hält, heisst es: sîn lîp wart mit scharpfen dornen gar versêret. Wird auch hier die Dornenkrone gemeint? Weder die Worte noch der Zusammenhang erlauben eine solche Deutung. Lîp als
382 gleichbedeutend mit houbet zu betrachten, kann ich hier am wenigsten gelten lassen; auch ward die Dornenkrone dem Heiland aufs Haupt gesetzt, nachdem sein Leib schon blutig gegeiselt war; sie sollte mehr verhöhnen als verwunden. Unmittelbar nach jenen Worten wird hinzugefügt: dennoch wart

manicvalt sîn marter an dem kriuze gemêret: die Kreuzigung folgte also erst nachher. Es kann demnach nichts gemeint sein als die Geiselung, und so habe ich die Stelle (Christusbilder 44 [oben S. 188]) verstanden. Zwar ist die Geiselung mit Dornen nicht biblisch, allein sie ward schon in früheren Dichtungen angenommen: in dem Leben Christi aus dem zwölften Jahrhundert ist deutlich gesagt (Fundgruben 1, 173, 39—41): si hiezen den wîsen villen mit dem rîse; mit durnînen besemen sluogen si daz unser leben; nicht anders ist eine Stelle im alten Passional (65, 32—34) zu verstehen: mit scharfen besemrîsen und mit riemen herten den lîp si ime berten, wo Ruthe und Geisel nebeneinander genannt werden. Diese Vorstellung dauerte noch lange fort. In einer Pergamenthandschrift der Berliner Bibliothek (ms. theol. lat. in 4. 9), die Gebete enthält und mit werthvollen Bildern vom Jahr 1483—1484 ausgeziert ist, erblickt man auch (s. 12^{b}) die Geiselung: drei Männer schlagen Christum mit dicken dornenartigen Staubbesen, ein vierter sitzt auf dem Boden und ist beschäftigt die Dornenkrone zu flechten.

Ich habe anderwärts (Christusbilder 44 [oben S. 188]) ausgeführt, dass die bildende Kunst erst im dreizehnten Jahrhundert und allem Anschein nach erst gegen das Ende desselben den Heiland mit der Dornenkrone und dem Ausdruck des bitteren Leidens darstellte. Ihr widerstrebte lange Zeit, und man muss dies Gefühl als in dem Wesen der Kunst begründet anerkennen, das Bild des Verhöhnten und menschlich Duldenden: sie fasste ihn nur als den siegenden Gott, den irdischer Schmerz nicht berührte. Unbekannt geblieben konnte ihr die Dornenkrone gewiss nicht sein, noch weniger »die Vorstellung davon sich verdunkeln«, da die Evangelien davon reden. Dass die Dichter des Mittelalters mit den Künstlern übereinstimmten, schien mir merkenswerth und bestätigend: nur bei Wolfram fand ich eine Ausnahme, die ich zu erklären suchte, aber nicht bei Walther; denn bei ihm wird in den beiden ersten Stellen die Dornenkrone nicht in Beziehung auf den damit Gehöhnten, sondern 383
als eine Verehrung fordernde, die Macht des Christenthums bezeichnende Reliquie genannt.

Meine Ansicht, glaube ich, hält Stand gegen einen Aufsatz

von C. Kläden in dem Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache (6, 238—243). Hier nämlich wird behauptet, die dritte (unechte) Stelle bei Walther sei nicht auf die Geiselung, sondern auf die Dornenkrone zu beziehen: die Richtigkeit meiner Auslegung zu beweisen habe ich um so mehr Anlass gehabt, als auch der Recensent der Jahrbücher in der literarischen Zeitung (1845 nr. 8) der Meinung ist, man habe die Worte bisher nicht anders verstanden als mein Gegner sie versteht. Die zweite Stelle Walthers, welche über die Erklärung der ersten keinen Zweifel lässt, wird übersehen und zugleich ohne Grund behauptet, auch die erste sei von mir auf die Geiselung bezogen worden; ich habe sie beide unberücksichtigt gelassen.

Allein es werden mir mehrere Stellen aus Gedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vorgehalten, in welchen der Dornenkrone auf dem Haupt Christi deutlich Erwähnung geschieht. Ich will sie durch vier andere noch vermehren, die man in dem schon erwähnten Leben Christi (Fundgruben 1, 175, 7—9), in dem Gedicht vom Antichrist (Fundgruben 2, 131, 2), von unser Frauen Klage (Zeitschr. 1, 36. 68) und in dem alten Passional (65, 67—71) nachsehen kann; billig müssten auch Otfried (4, 22. 21, 22. 23, 8) und Williram (23, 5. 7) genannt werden. Als ich jene kunstgeschichtliche Bemerkung machte, dachte ich nur an die freie weltliche Dichtung und konnte an die geistliche nicht denken, welche aus der Bibel, aus Legenden oder Kirchenvätern geschöpft hat oder theologische Betrachtungen enthält; sie durfte kaum von ihrer Quelle abweichen, wie überhaupt ihr Standpunkt ein anderer war. Jene Stellen, sämmtlich aus Gedichten dieser Art genommen, dienen also nicht zur Widerlegung, sondern durch ihren Gegensatz zur Bestätigung meiner Meinung; fänden sie sich in Gottfrieds Lobgesang auf Maria und Christus, bei Freidank, Reinmar von Zweter oder anderen weltlichen Dichtern aus dem zwölften Jahrhundert oder der ersten Hälfte des dreizehnten, so würden sie Gewicht haben; selbst Konrad hat nicht in der goldenen
384 Schmiede und in seinen Liedern, wo Veranlassung genug war, nur in der Legende von Silvester, wo er seiner Quelle folgte,

der Dornenkrone Erwähnung gethan. Auch die zwei Stellen aus dem jüngeren Titurel können nicht in Betracht kommen. Ich will davon absehen, dass dieses Gedicht eine theologische Beimischung zeigt, allein es müsste erst bewiesen werden, dass es in die Zeit gehöre, von welcher die Rede ist, und das wird schwer fallen: vielmehr wird es damals entstanden sein, als die bildende Kunst anfieng die alte höhere Ansicht aufzugeben. Endlich würde eine zweite Ausnahme, wenn man sie fände, was vielleicht möglich ist, doch die Regel nicht umstossen.

Noch etwas Anderes darf ich hier berühren. In jenem unechten Liede Walthers geschieht (37, 8) der drei Nägel Erwähnung, mit welchen Christus an das Kreuz geheftet ward. In Kunstwerken welche den byzantinischen Typus zeigen sind die Füsse nicht übereinander gelegt; es sind also vier Nägel nöthig (Christusbilder 42 [oben S. 185]). Ich trage nach, dass an einem Reliquienkasten von getriebenem Silber mit halberhabener Arbeit, der in die Zeit Barbarossas zu gehören scheint und zu Aachen aufbewahrt wird (die Mittheilung eines Gypsabgusses verdanke ich Hrn v. Olfers), auf gleiche Weise vier Nägel an Händen und den nebeneinandergestellten Füssen vorkommen. Es ist noch auszumitteln, in welcher Zeit man davon abgieng: in jedem Fall schon vor Walther. In dem Leben Christi (Fundgruben 1, 175, 45) heisst es: dô wurden drî nagel durch Christ geslagen, durch sîne hende — und ouch durch die fuoze sîn: ebenso ist im Orendel, nach der oben angeführten Stelle, von drei Nägeln die Rede. Bei Heinrich von Krolewiz, der in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, lässt sich wohl nichts Anderes erwarten: durch beide sîne vüeze gienc ein wunde süeze (2238. 2239) verstehe ich von den übereinandergelegten. Schwerlich wird sich in dieser und der folgenden Zeit ein Beispiel des byzantinischen Gebrauchs finden, wenigstens habe ich keins in den Miniaturen des fünfzehnten Jahrhunderts entdecken können; die Dreizahl ward ohne Zweifel eingeführt, weil man sie für bedeutungsvoller hielt.

Wilhelm Grimm.

ATHIS UND PROPHILIAS.

Gelesen in der königlichen Akademie der Wissenschaften am 18. und 22. Januar 1844.

Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse) 1846. 4. S. 347—467. Separatabdruck S. 3—123.

347 Das königliche Archiv zu Arnsberg in Westfalen bewahrte
3 vier einzelne, von Kindlinger ohne weitere Nachweisung dahin verkaufte Pergamentblätter, welche Graff, der eine Abschrift davon genommen hatte, in der Diutiska (1, S. 1—22) im Jahr 1826 abdrucken liess. Sie enthalten Bruchstücke eines verlorenen altdeutschen Gedichtes, in welchem zwei Freunde, Athis und Prophilias, als Hauptpersonen erscheinen. Bald nachher gelangte Hr Archivrath Lacomblet in den Besitz von zwei anderen, zu derselben Handschrift gehörigen Blättern, die er in dem Archiv für die Geschichte des Niederrheins, in der ersten Abtheilung für Sprach-. und Rechtsalterthümer (1, S. 15—27), im Jahr 1832 bekannt machte; er benutzte zugleich die Gelegenheit Graffs Abdruck mit seiner Quelle zu vergleichen und theilte Berichtigungen desselben mit. Jene vier Blätter giengen späterhin in das königliche geheime Cabinetsarchiv zu Berlin über, wo der Geheime Archivrath Hr Höfer mir die genauere Benutzung derselben auf das Gefälligste erlaubte. Nach den Biegungen und Stichen im Pergament zu urtheilen, haben sie als Deckel etwa eines Hausbuches gedient: denn auf der einen Seite von B ist am Rande bemerkt »Anno 1577« und Blatt F »den 20. Februarii 74«.

Die Handschrift ist in Quart und enthält auf jeder Seite zwei Spalten, jede von 42 zwischen Linien geschriebenen Reimzeilen, so dass auf jedem Blatt 168 im Zusammenhang, überhaupt 998 überliefert sind. A 1 — 13 sind vorn einige Buchstaben weggeschnitten. Die Blätter A B D sind von einer schönen und festen Hand geschrieben, F von einer anderen, minder scharfen, jedoch deutlichen, auch wohl gleichzeitigen.

Die Orthographie beweist, dass C noch jener angehört, E dieser. Bei aller Uebereinstimmung im Ganzen zeigt E und F im Anlaut, Inlaut und Auslaut zuweilen th für t (E 25. 29 thet. F 8. 95 thuon. F 17. 116 thugint thugindin. E 20 therrazin. 348
E 36 bethoubit. E 29 fanthailin. E 59 sathil. E 135, F 6 stath. 4
E 136 gewath), einmal ht für t (F 77 begeht). E schreibt (69) pungieren, B dagegen (149) punieren. Regelmässig steht bei dem zweiten Schreiber kunic kunigis kuniclich kuniclichen (E 15. 50. 42. 79. F 79), bei dem ersten kuninc kuningis (B 5. 13. 148, C 14. 21. 32. 77. 80. 103. 109. 134, D 19. 83). Endlich unterscheidet sich F durch ein M von auffallender Gestalt (ꝍ), das neben dem gewöhnlichen, aber nur viermal (23. 47. 55. 88) und am Anfang der Zeile erscheint. Die Anfangsbuchstaben der Abschnitte sind roth eingezeichnet: einmal (D 127) ist der Raum dafür leer geblieben. Unrichtig behauptet Graff, B 42 sei wîte von späterer Hand geschrieben, es ist von derselben, nur das Dehnzeichen über dem Vocal erscheint blässer und könnte möglicherweise von einem anderen zugefügt sein. Solche Dehnzeichen über lange Vocale haben beide Schreiber gesetzt, nur der zweite viel häufiger, wiewohl auch dieser nicht jedes Mal; bis auf einige Ausnahmen (s. die Anmerkungen zu E 20. 64. F 18) sind sie richtig. Übrigens hat der erste nicht bloss schöner, sondern auch genauer geschrieben: E und F zeigen mehrere verderbte Stellen. Weder in dem Äusseren der Pergamentblätter noch in den Schriftzügen kann ich etwas finden, das nöthigte sie in das zwölfte Jahrhundert zu setzen: die abgerückten Zeilen und die zwei Spalten auf jeder Seite waren damals wenigstens nicht häufig.

Graffs Abschrift war flüchtig gemacht: ich habe eine beträchtliche Zahl von Lesefehlern anzeigen müssen und will hier noch einiges berühren, was freilich an sich geringfügig, doch bei einem wörtlichen Abdruck nicht zulässig ist. ſ am Ende der Wörter ist klein gedruckt bei Graff wie bei Lacomblet, aber dieser merkt das lange ſ als eine Eigenthümlichkeit der Handschrift an. Auf allen Blättern ist der letzte Buchstabe jeder Zeile noch einmal und zwar abgesondert wiederholt, worauf ein Punkt folgt: Graff hat diesen Punkt ausgelassen und wahr-

scheinlich die einzelnen Buchstaben erst späterhin zugefügt, als ihm die Handschrift nicht mehr vorlag: denn es findet sich darin unter den wiederholten Buchstaben kein ch, was er mehrmals setzt, nur ein h; ebenso nimmt er (F 131. 132) ein *ſt* an, wo nur ein t steht, ja er hat den Buchstaben öfter (F 69. 75. 100. 101. 110—112. 141. 142. 155. 156) vorgebracht, wo er in der Handschrift fehlt, weil diese Zeilen so weit hinaus laufen, dass sie den ganzen Raum füllen und nur für den Punkt Platz war.

349 Es bedarf keiner Entschuldigung, wenn ich die durch einen Zufall erhaltenen, nicht unbeträchtlichen Bruchstücke eines Gedichtes, das der Blüthezeit der alten Poesie angehört, in ihrer richtigen Folge aufstelle, den Text kritisch behandele und den Inhalt durch Untersuchungen, so weit es möglich ist, zu erläutern suche. Ich lege natürlich bei den in der Diutiska bekannt gemachten vier Blättern die hiesige Handschrift zu Grund und gebrauche bei den zwei übrigen Lacomblets Abdruck.

A	bei	Graff	Blatt	3	Seite	12 . . . 17.
B	-	-	-	1	-	2 . . . 7.
C	-	Lacomblet		2	-	22 . . . 27.
D	-	Graff	-	2	-	7 . . . 12.
E	-	Lacomblet		1	-	17 . . . 22.
F	-	Graff	-	4	-	17 . . . 22.

II.

Die Sprache der Bruchstücke ist ihrer Grundlage nach hochdeutsch, aber es erscheint darin zugleich eine beträchtliche Menge niederdeutscher Wörter und Formen, von welchen noch besonders die Rede sein wird. Eine solche, schon in dem Hildebrandslied des achten Jahrhunderts sichtbare Einmischung hat man in einer beträchtlichen Anzahl von Gedichten des zwölften Jahrhunderts[1]) längst bemerkt: sie kann jedoch als eine

[1]) * Leich auf die Versöhnung Ottos I mit seinem Bruder Heinrich, nach 962 gedichtet, Wackern. Gesch. der Lit. S. 71. Auch in der Abrenuntiatio und den Erfurter Glossen, wo Dieterich (Haupts Zeitschrift 2, S. 117) unnöthig altsächsische Einmischung annimmt. Wiesbader Glossen am Mittelrhein. Otfried mag am nördlichen Rande des Elsasses geboren sein, da wo die strengeren Laute des oberdeutschen Sprachstammes theilweis schon der Milde des niederdeutschen weichen und bereits jene melodische Mischung beider anhebt, die

ausschliessende Eigenthümlichkeit dieser Zeit nicht gelten, da sie, wie ich hernach darthun werde, auch in dem folgendem Jahrhundert noch fortdauerte und nur bei dem wachsenden Übergewicht des Hochdeutschen mehr in den Hintergrund trat. In dem Gedicht vom Grafen Rudolf *vergl. S. 11* zeigt sie sich insofern am auffallendsten, als die Kürzungen, die das metrische Gesetz verlangt, einen oberdeutschen Dichter zu verrathen scheinen, während das durchblickende, nicht selten durch den Reim gesicherte Niederdeutsche einer solchen Voraussetzung widerspricht. Wo etwa der Abschreiber eingewirkt hat, wie z. B. in der trierischen Handschrift von Konrads Silvester, da lässt sich das eingedrungene leicht ausscheiden: in jenen Gedichten aber macht sich das Niederdeutsche als ein natürlicher, nicht auszuweisender Bestandtheil der Sprache geltend. Man hat verschiedentlich versucht, die befremdliche Erscheinung zu erklären: in Hoffmanns Fundgruben (1, S. 206. 207) wird eine Ansicht aufgestellt, wonach man darin zwar die Trübung einer ursprünglichen 350
Reinheit, zugleich aber auch eine gewisse höhere Ausbildung, 6
nämlich eine aus der Verschmelzung beider Mundarten vorhergegangene Hofsprache[1]) erblicken soll. Koberstein hat diese Ansicht im Grundriss § 62 und zumal in der neusten Auflage (1845) noch weiter auszuführen gesucht. Wäre sie richtig, so würde sich einige Stätigkeit dieser Hofsprache zeigen müssen, die wir nicht finden: sie schwankt vielmehr in den verschiedenartigsten Abstufungen; und wo sollte sie der ältere Hartmann, ein Geistlicher, der in seinem Credo keine Spur höfischer Gesinnung verräth, sich angeeignet haben? Warum entdeckt man sie nicht bei den ältesten Liederdichtern, bei Heinrich von Rucke, dem Kürenberger, Friedrich von Hausen, Spervogel, Dietmar

man mitteldeutsch nennt. Denn gerade dieses ist auch die Eigenthümlichkeit seiner Sprache, alamannische Vocalfülle und fränkische, niederrheinische Weichheit der Consonanten. Wackernagel über Otfried von Weissenburg S. 211. Gemischt fränkische Sprachdenkmäler Mones Quellen S. 269. 270. *

[Die neuen Zusätze aus Wilhelm Grimms Handexemplar stehen zwischen zwei Sternchen. Gestrichenes ist natürlich getilgt.]

[1]) [Diese Unterstreichungen rühren hier z. Th. von Jacob Grimm her.] * Hochschwäbische Mundart in Hugs Martina. Wackernagel Baseler Handschriften S. 47. *

von Eist? Warum nicht bei den Dichtern, welchen die Gunst der Fürsten am reichlichsten zuströmte, und zwar, als die Poesie in der höchsten Blüthe stand, in dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, bei Hartmann, Wolfram, Gottfried, Walther und Freidank? Warum nicht bei den fürstlichen Dichtern, Kaiser Heinrich an der Spitze, denen sie vor allen gerecht sein musste? Es muss sich eine natürliche Auflösung des Räthsels finden.

War das Übergewicht des Hochdeutschen jemals zweifelhaft, was in früherer Zeit selbst der Umstand nicht wahrscheinlich macht, dass Heljand an dichterischem Gehalt über Otfried steht, so war es doch in dem zwölften Jahrhundert, als die auf bewusste und erlernte Kunst gegründete, dem Volksepos sich gegenüberstellende Poesie zuerst die Flügel regte, längst entschieden. Die niederdeutsche Sprache, von dem stärkeren Stamm überwachsen, blieb zurück, und wer lebendigen Trieb zur Kunst empfand, musste in der hochdeutschen sein Vorbild suchen. Wir sehen, dass Reinbot, ein Baier[1], in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ihr Gebiet auch über Niederdeutschland ausdehnt[2]: er wünscht (Georg 60), dass sein Gedicht wie von Metz bis Pressburg, so von Tirol bis Bremen sich verbreiten möge[3]. Nur am Niederrhein hielt man die heimathliche, ihrer Grundlage nach niederdeutsche, aber mit der hochdeutschen stark versetzte Sprache auch in der Dichtung fest, die übrigens in Auffassung und Darstellung wie in der Verskunst ziemlich denselben Weg einschlug. Dort entstand das Annolied, die ältere Bearbeitung des Herzog Ernst[4] (schon aus den Bruchstücken geht mit Sicherheit hervor, dass Heinrich von Veldeke nicht der Verfasser sein kann),[5] Rother, Rennewart (Bruchstücke daraus in Karl Roths
351 Denkmälern S. 79—96), Karlmeinet, Tundalus und eine mit den
7 beiden letztgenannten von Lachmann herausgegebene Erzählung, Unser Frauen Klage (Haupts Zeitschrift 1, S. 34—38), Marien-

[1]) * S. Wackernagels Litt.-Gesch. S. 109. *

[2]) * Anspielungen auf Plattdeutsch im österreichischen Helmbrecht 717. 745—748. 764—768. *

[3]) * Hugs Renner geht durch Schwaben, Thüringen, Baiern, Franken, von Westfalen ist nichts gesagt. *

[4]) * Haupts Zeitschr. 7, S. 256. *

[5]) * Wernher vom Niederrhein. *

lied (Haupts Zeitschrift 2, S. 193—199), die noch ungedruckten Marienlieder einer hannöverschen Handschrift, die geographische Abhandlung in Rudolfs Weltchronik (nach Vilmar S. 34) und der von Sommer (Haupts Zeitschrift 3, S. 219—224) bekannt gemachte Leich; auch Gottfried Hagens Reimchronik mag hier genannt werden; in spätere Zeit fallen Adolf von Nassau und Wilhelm von Holland. Bekanntlich musste sich auch Gottfrieds Tristan im vierzehnten Jahrhundert eine Umschreibung in das Niederrheinische gefallen lassen. Der Rosengarten C scheint in die Nähe des Mittelrheins zu gehören, denn in ihm herrscht das Oberdeutsche vor. Die Dichtkunst ward also in jenen Gegenden mit Geschick und Regsamkeit gepflegt, wenn wir auch, den Karlmeinet vielleicht (denn wir kennen ihn nur aus Bruchstücken) ausgenommen, kein durch ungewöhnliche Trefflichkeit hervorragendes Werk dort entdecken.

In dem eigentlichen Niedersachsen steht Berthold von Holle in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts allein. Über seinen Werth lässt sich nicht wohl urtheilen, da nur Bruchstücke von seinen Werken gedruckt sind und eben erst eine immer noch nicht vollständige Handschrift von Crane sich gefunden hat (Haupts Zeitschrift 5, S. 368); seine Sprache und Darstellung ist ohne Ausbildung, und die Gedanken erheben sich nicht über das Gewöhnliche. Sollte noch eins und das andere dorther oder aus Westfalen zum Vorschein kommen, so wird es doch immer vereinzelt stehen und schwerlich von bedeutendem Gehalt sein; was wir sonst noch kennen, die von Bruns herausgegebenen, wenig umfangreichen Stücke, selbst wenn sie ursprünglich plattdeutsch gedichtet sind: die beiden Erzählungen in Haupts Zeitschrift 5, S. 385—412 und das in Wigands westfälischem Archiv (2, 1, S. 110—111) abgedruckte Bruchstück zeigt keine höhere Begabung, nicht einmal äussere Kunstfertigkeit. Etwas besser sind die im Jahr 1378, also wohl ziemlich mit den eben genannten zu gleicher Zeit abgefassten Fabeln Gerhards von Minden (Wiggerts Scherflein 2, S. 28—70). Wenn die Niedersachsen aus dem gebildeteren Hochdeutsch übersetzten, so deutet das schon die Unfruchtbarkeit des eigenen Bodens an: auch sind nur die Minnelieder der Möserschen

Handschrift und ein Auszug aus Freidank (s. Vorrede S. 13) zu nennen; was sonst übertragen ward, das Marienleben von Bruder Philipp, die kurzen Erzählungen in Eschenburgs Denk-
352 mälern, wozu noch der Sperber (Mones Quellen 1, S. 133) und
8 Cato (Haupts Zeitschrift 1, S. 538—545) können gezählt werden, gehört nicht einmal in die gute, geschweige in die klassische Zeit der hochdeutschen Kunst. Das gilt auch von den Gedichten, die das Leben Christi beschreiben und in Hagens und Büschings Grundriss S. 276—278 verzeichnet sind. Auffallend, dass sich in Niederdeutschland, der Heimath der Siegfriedssage, bis jetzt keine Spur einer zu dem Volksepos gehörigen Dichtung gezeigt hat, weder einer eigenen noch einer älteren, aus dem Hochdeutschen übertragenen, da doch zu der Zeit, in welcher die Vilkinasaga entstand, die Überlieferung noch in dem Volk lebte: denn in Sachsen und Westfalen, namentlich in Bremen und Münster, hatte sich die Quelle dieser Sammlung gefunden (Heldensage S. 175. 176). Bereits im dreizehnten Jahrhundert übersetzte man das Nibelungelied in den Niederlanden: eine einheimische Darstellung war also auch dort nicht vorhanden, oder, wie Lachmann zur Klage S. 291 schliesst, nur sehr verkümmert. Von einer niederländischen[*]) und, wie es scheint, eigenthümlichen Bearbeitung des Rosengartens ist eben (Haupts Zeitschrift 5, S. 369. 370) ein Bruchstück entdeckt worden, das kein Urtheil zulässt. Die plattdeutsche Übersetzung[1]) von Sigenot, dem hörnernen Siegfried und Laurin gehören in die spätere Zeit, die hier nicht in Betracht kommt.

Heinrich von Morungen, wenn er, wie man doch annehmen muss, wirklich in Niedersachsen zu Hause war, und Witzlav von

*) [Jacob setzt hierzu ein Fragezeichen.]

1) Sie ist nur aus einem Druck von »Jochim Löw« ohne Angabe des Jahrs und dieser Druck nur in einem einzigen, der Kirchenbibliothek zu Celle zugehörigen Exemplar bekannt, das gegenwärtig verschwunden sein soll. Ich habe den Octavband selbst einmal in Händen gehabt und Lesarten daraus angemerkt. Die erste Nachricht davon gab Spangenberg in der Allgemeinen Litteraturzeitung 1827, No. 91: hernach Heinr. Hoffmann in dem Anzeiger von Aufsess 1833, S. 14. * Im Jahr 1847/48 hat K. Gödeke das Buch in Händen gehabt und vollständige Abschrift nehmen lassen. Als nachher Kosegarten in Greifswalde das Buch in Celle verlangte, war es nicht zu finden. So schreibt Gödeke am 16. Sept. 1851. *

Rügen wollten ihre Lieder in hochdeutscher Sprache dichten, ohne Zweifel weil die einheimische nicht dafür ausgebildet war, konnten sich aber den Einwirkungen des Niederdeutschen nicht ganz entziehen. Bei den höheren Ständen mag also das Hochdeutsche schon damals durchgedrungen sein, und der vorhin berührte Wunsch Reinbots enthielt nichts Unnatürliches. Ob Heinrich von Veldeke bei seiner Äneide und Eilhart von Oberge bei seinem Tristant dieselbe Absicht hatten, muss unentschieden bleiben, bis einmal der Text beider Gedichte hergestellt ist. Lässt es sich darthun [1], dass jener, wie man annimmt, in Westfalen seinen Sitz hatte, dieser im Hildesheimischen, so ist es
glaublich, ungeachtet das Niederdeutsche bei ihnen weit stärker 353
hervortritt: war ihnen aber die Sprache angeboren, die an der 9
Scheide der beiden Mundarten galt, so stellt sich bei ihnen eine natürliche Mischung dar [2], jedoch mit entschiedenem Übergewicht des Hochdeutschen. Am sichersten ist dieses Verhältnis bei Herbort von Fritzlar zu beurtheilen. Wie seine Landschaft dem Niederrhein nicht ferne liegt, so zeigt seine Sprache näheren Zusammenhang mit der dort geltenden, nur dass die Oberherrschaft des Hochdeutschen bei ihm weit entschiedener hervortritt. Wir finden dieselbe Sprache auch im nächsten Jahrhundert (1343—1349) bei dem Mystiker Hermann von Fritzlar, ja noch ziemlich genau in Fritzlarischen Urkunden vom Jahr 1385 und 1387 (Falkenheimers Geschichte hessischer Städte 1, S. 206—209). Ich glaube aber, dass zu Herborts Zeit die Rede des gemeinen Mannes, nicht der Höhergebildeten, d. h. der Geistlichen und derer, welche sich der Schrift bedienen konnten, eine stärkere Färbung des Niederdeutschen trug. Nicht anders mag es sich in dem benachbarten Cassel verhalten haben, wo die plattdeutschen Bestandtheile erst im Ausgang des vorigen Jahrhunderts zu weichen begannen, und zwar in dem Mass, in welchem der Gebrauch der Schrift vordrang. Wenigstens zeigt ein in der Mundart des Volkes bei der Ankunft des Landgrafen und schwedischen Königs Friedrichs I in Cassel etwa im Jahr 1740 abgefasstes Gedicht noch ziemlich starke, dagegen eine

[1] * Vergl. Wackernagels Gesch. d. Litt. S. 123. *

[2] * Wackern. Litt.-Gesch. S. 124. *

im Jahr 1376 zu Cassel ausgestellte Urkunde (Rommels Geschichte von Hessen Bd 2, Anmerkungen S. 151 — 152) nur geringe Einmischung plattdeutscher Wörter und Formen: in den Briefen des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen aus dem sechzehnten Jahrhundert (Rommel Bd 3) sind sie verschwunden. Die Fortdauer des Niederdeutschen in der Mundart des ganzen Hessenlandes hat Vilmar in der schönen Probe eines Wörterbuchs (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte 4, S. 49 — 105) nachgewiesen. Nahe bei Herbort ist in sprachlicher Hinsicht der Dichter des Athis zu stellen: ich werde in der Folge die Übereinstimmung beider hervorheben, wenn auch für jeden etwas Besonderes zurückbleibt, und ich gründe darauf die Vermuthung, dass letzterer in Herborts Nachbarschaft, nur weiter östlich, etwa in Hessen zu Haus gewesen sei. Wiederum hat Lambrechts Sprache mit beiden nicht weniges gemein. Dass da, wo eine Mundart Einfluss ausübt, mehr Alterthümliches sich erhält, lässt sich auch hier bemerken.

Aber nicht bloss durch Hessen, auch durch das Eichsfeld, Thüringen, Franken und Meisen, auf der anderen Seite wenig-
354 stens bis nach Mainz hinab zogen sich die Fäden der niederdeutschen Sprache[1]), und zwar noch in dem ganzen dreizehnten Jahrhundert, bis sie in der Übermacht des Hochdeutschen immer unscheinbarer wurden: in den Mundarten dieser Länder sind sie noch heute sichtbar, wenn auch in beständiger Abnahme begriffen: denn dem Naturgesetze gemäss zieht sich die besiegte Sprache langsam aber unaufhaltsam in immer engere Grenzen zurück. Man braucht, um sich zu überzeugen, nur die Werke der Dichter genauer zu betrachten, von denen wir wissen, dass sie dort ihre Heimath hatten. Der Dichter des Pilatus fand seine Quelle in Mainz und wird die Sprache des Mittelrheins überliefern: Wernher von Elmendorf die der Umgegend von Heiligenstadt, und wäre uns das Werk Albrechts von Halberstadt erhalten, so würden wir noch eine andere Färbung dieser Mundart kennen: einiges gewährt schon die von Haupt (Zeitschrift 3, S. 289 — 292) hergestellte Vorrede.

*) * Grammatik 1², 447 folg. *

Heinrich von Krolewiz, Heinrich von Freiberg und Frauenlob zeigen die Einmischung in Meisen. Aber ausser den genannten fällt noch eine nicht geringe Anzahl von Gedichten dieser mitteldeutschen Sprache zu[1]). Ich will die hauptsächlichsten nennen, aus dem zwölften Jahrhundert nur noch den Pfaffen Konrad, aus dem Anfang des dreizehnten die Bruchstücke von Tirol und Friedebrant und die von Frau Treibe: aus der folgenden Zeit zuerst das Passional (zu welchem nach Sommers sicherer Bemerkung auch der von ihm herausgegebene Theophilus wie die Gedichte auf die Jungfrau Maria gehören, wovon drei eben durch Schedel bekannt gemacht sind), das Marienleben vom Bruder Philipp (nach den Stellen in Docens Miscellen 2, S. 70—94), die heilige Elisabeth und (nach Pfeiffers Vorrede zu Hermann von Fritzlar S. XXI) die noch ungedruckte Chronik des Nicolaus von Jeroschin: denn in diesen spielt am sichtbarsten das Niederdeutsche durch. Verschiedenartig sind die Abstufungen in dem jüngeren Gedicht von Herzog Ernst[2]), in der Livländischen Reimchronik, in dem Leben der Heiligen (Bruchstücke in K. Roths Denkmälern S. 49. 65), im Wilhelm Ulrichs vom Türlein und in dem dürftigen und kunstlosen Gedicht von dem Kreuzzug Ludwigs des Frommen von Thüringen; kaum ein schwacher Anhauch ist im Eraclius bemerkbar. Diese Dichter wollten nicht etwa das Niederdeutsche unterdrücken (unwillkürlich thaten es vielleicht die, auf welche die hochdeutschen Gedichte grossen Einfluss ausübten, absichtlich konnten es nur die eigentlichen Niederdeutschen thun, oder etwa der Herzog Johann von Brabant) und vergassen sich nur in einzelnen Fällen, sondern sie bedienten sich der ihnen angeborenen, 355
der Grundlage nach oberdeutschen Sprache, wie umgekehrt die 11
Niederrheinischen sich den natürlichen Einwirkungen des Oberdeutschen ergaben. Vergeblich wird man eine solche Einmischung bei den im tieferen Süden, in Schwaben, Baiern und

[1]) * Die mitteldeutschen bei Helber s. Deutsches Wörterb. 2, S. 1135. *

[2]) * In der Guten Frau, Lohengrin, Marien Himmelfahrt (Haupts Zeitschrift 5), Diefenbachs Wörterb. v. 1470. Siebenschläfer, Philibert, Meister Gervelin, der Guotære, der Unverzagte, Reinolt von der Lippe, Rûmelant, vergl. MSH. 4, S. 683, Meisener, vergl. MSH. 4, S. 723, Hermann der Damen, MSH. 4, S. 744, Heinrich Hetzbolt von Weissensee, Kristan von Lupin. *

Österreich einheimischen Dichtern beider Jahrhunderte suchen. Genannt sei nur, ausser den vorhin angeführten älteren Liederdichtern, das Lied an die Jungfrau Maria (W. Wackernagels Lesebuch 1, S. 195—198), Crescentia, Wernher von Tegernsee, Heinrich vom gemeinen Leben, Albers Tundalus, das Anegenge, das Pfaffenleben, der heilige Ulrich von Albertus, Gottfried von Strassburg, Walther von der Vogelweide, Freidank, Lichtenstein, Stricker, Bruder Wernher, Reimar von Zweter, Heinzelein von Constanz. Etwas anders zu beurtheilen sind besondere, durch zufällige Umstände herbeigeführte Einwirkungen, wie bei Wolframs Aufenthalt in Thüringen einzelnes in seine Sprache übergegangen sein mag; manches Befremdende bei dem Schweizer Ulrich von Zezinghofen (vielleicht auch einiges bei Hartmann) muss man auf diesem Wege erklären: er wird längere Zeit in dem mittleren Deutschland gelebt haben.

Wie in den Sprachformen, so äussert sich auch in dem Gebrauch einzelner Wörter, ganzer Redensarten und bildlicher Ausdrücke der Zusammenhang des Mitteldeutschen mit dem Niederdeutschen. Eine genaue Untersuchung dieses Verhältnisses wird auch auf Konrad von Würzburg Rücksicht nehmen müssen, der die Sprache seiner Heimath keineswegs verleugnet, während sein Aufenthalt in anderen Gegenden ihn veranlasste, sich zugleich den Oberdeutschen anzuschliessen. Von dem, was unser Gedicht Eigenthümliches zeigt, will ich hernach eine Übersicht geben, bei Herbort hat es Frommann in den Anmerkungen hervorgehoben.

In den Reimen macht sich die mindere Schwere der Vocale geltend[1]), und umgekehrt wird der tonlose, selbst das stumme e gewichtiger und widerstrebt den Kürzungen, welche sich Oberdeutsche unbedenklich erlauben; es ist schon beobachtet (Grammatik 1^3, S. 251), dass Witzlav und thüringische Dichter[2]) zweisilbige Wörter mit kurzem Wurzelvocal zu klingendem Reim verwenden. Will man dennoch, was im Eraclius viel

[1]) * Veldeke reimt tobt: hobt (houbet) MSHag. 1, S. 38. *

[2]) * Auch Fleck und Heinrich vom Türlein, Sommer zu Flore 43. *

seltener nöthig ist, auch im Graf Rudolf[1]) Kürzungen annehmen (vorausgesetzt, dass wir nicht eine Überfüllung von Senkungen darin finden müssen, die Lachmann in der Abhandlung über althochdeutsche Betonung S. 2 schon in den sächsischen Dichtungen des neunten Jahrhunderts beklagt), so hat sie der Dichter
im Umgang mit Oberdeutschen sich angewöhnt: der Dichter 356
des Athis meidet sie, wie wir sehen werden, noch mehr der 12
niedersächsische Berthold, der bei dem Versmass auf die eintönige Gleichförmigkeit der oberflächlichen Regel ausgeht und in dieser Hinsicht dem etwas späteren Konrad von Würzburg ziemlich nahe steht. Auch die zarteren Lautverhältnisse verrathen die heimathliche Aussprache. Deutlich tritt im Athis, wie bei Herbort und Lambrecht der leichtere Übergang der Vocale hervor: ë, e und i, a und o, u und o, selbst u und i sondern sich nicht scharf von einander und berühren sich im Reim. Der Diphthong iu, dessen Aussprache ohnehin eine feinere Auffassung forderte, ward nicht gefühlt, und die alte Unterscheidung, welche die Declination im Genus damit bewirkte und die im Annolied noch erhalten ist, gieng bei jenen wie bei anderen zu ihnen gehörigen Dichtern verloren. Ich will nur einige Beispiele anführen, gewöhnlich findet man hier die, di: das alte diu haftete in dem adverbialischen von dû (Hartmanns Credo 1125. 1493. Rother 734. 4553. Lambrechts Alexander 2920), ze dû (Litanei 627. Lambrecht 243): sonst erscheint in Hartmanns Credo, der etwas älter sein mag, nur vereinzelt diu (2223), siu (720. 2151. 2215. 2349) und siu allein in dem mittelrheinischen Pilatus (Vorrede S. 2. 84. 99): drûhundert im Grafen Rudolf (12, 20) ward durch die Zusammensetzung geschützt[2]). Nicht gehört wurden die Umlaute ö und ü, oe und üe. Endlich lässt sich aus der eigenthümlichen Stellung dieser Sprache der auffallende Gebrauch doppelter Wortformen erklären, der noch späterhin bei Konrad von Würzburg auffällt[3]); in den Bruchstücken von Athis finden wir, ausser scaft, scaf und scacht, auch antliz und antlütze (E, 105. 137), banier

[1]) * Vergl. S. 5. *

[2]) * drû Passional 339, 63. 368, 74. Marienleg. 130, 65. *

[3]) * Renner brenget und bringen, vergl. S. 13. *

und baniere (s. Anmerkung zu B 62), trâc und trâge (B 134. E 41), tier und tiere (D 135. C 24), immer durch Reim oder Versmass ausser Zweifel gesetzt *gesciet auch gescêt? S. 18*. Die verschiedenen Formen habin hân hâte hête, wende wen werden hernach *S. 18* angeführt werden.

III.

Zunächst will ich zusammenstellen, was hier aus dem Kreise des Hochdeutschen heraustritt[*]).

1. a erscheint einzeln statt des Umlauts e, A 90 hande (pl.). A 87 samftir neben D 98 senftim; vergl. Roland VI, S. 44, 26 A. Silvester IV. ë für i nur A 83 sprechich. E, 31 werdich[1]); vergl. Frommann zu Herbort 61. Rosengarten
357 LXXXIII. Die Form brengin F 140 ist im Mitteldeutschen
13 vorherrschend, Hartmanns Credo 2048. Heinrichs Litanei 953. Kaiserchronik Bl 13^b. Anno 279. Wernher vom Niederrhein im Reim 33, 17. 50, 20. 62, 26. Wernher von Elmendorf 156. 276. 779. 952. Karl Roths Denkmäler 38, 40. 39, 75. 60, 184. 212. Marienlied in Haupts Zeitschrift 2, S. 197. Äneide 764. 5408 (neben bringen 2759. 7847). Eilhart 1657. 2200. Graf Rudolf 15, 26. Eraclius LXXVII (neben bringen 3286). Ernst 4602. Passional 23, 65 brenget (: lenget). 54, 87. 67, 11. 68, 20. *116, 85.* Heiligenleben in Roths Denkm. 60, 184, *auch 7, 20.* Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 570). Jüngerer Titurel 4507, 3. Heil. Elisabeth S. 345. Ludwig von Thüringen 2700. Der Imperativ brenge Kaiserchronik 42^b. Passional 46, 67. 64, 69 und Freibergs Tristan 4612 im Reim auf lenge; bei Reinmar von Zweter MSHag. 2, S. 176^a würde diese Form befremden, aber der Herausgeber hat die richtige Lesart brinc zurückgewiesen: vgl. 2, 220^b. *Kristan v. Luppin MS. 2, 16^b lenget: brenget. brenge (: lenge) Pass. 148, 4. brengen (: lengen) Altd. Wäld. 2, S. 81. Haupts Zeitschr. 7, S. 118. 324. Pass. 54, 87. Renner 6473. 15251 brenget: lenget. 182 und 21139. 21155 bringen: dingen. Wilh. v. Östr. Bl 93^b lengen: brengen. Ges. Abent. 3,

*) [Vergl. unten den Nachtrag S. 81, hier S. 313. 314.]

1) *selver A^c, 39.*

622. 349 lengen: brengen. * Ebenso hat Herbort grenen
(s. Anm. zu 6316), gevelde neben gevilde 1864, gewes 14259,
frede 7303, rechte 12732. Bei Veldeke begegnet dieses ë überhaupt
öfter und auch im Reim, z. B. 12975 kenden. i für ë
nur einmal A 148 wilchir, * C* 90 swilch, A^b 21 willit. *
Anno 783. Graf Rudolf 25, 2 wilich. Pilatus 148^a (62). Rother
613. 666. 967. Äneide 5941. 7428 swilich. Wernher vom
Niederrhein 68, 14. 69, 8 nist niste. Hermann von Fritzlar
147, 22 lidic und 38, 8 is. Beispiele aus Rother sind Grammatik
1^3, S. 255 gesammelt. wider für weder ist häufig in
der Äneide. gine, giner für jene, jener bei Wernher vom
Niederrhein 14, 10. 31. 23, 2. 61, 23: und gin für jenen bei
Hermann von Fritzlar 19, 24. i für e in Flexionen und
Ableitungen ist Regel und wird durch die Reime A, 20 tôdis:
brôdis. C 43 muotir: tuotir. * C* 1 dienist: ist. * E 91 vanin:
anin sicher gestellt. Dieses i erscheint in allen niederrheinischen
Gedichten, bei Wernher im Reim 4, 5. 8, 14. 16, 14. 59, 26.
63, 2: auch bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 570); das
Passional 66, 10. 57 reimt sogar schepil: spil: vil. * Heinr. v.
Krolewitz meris: er is 506.* Hier hebe ich nur noch aus B 36
zagil. C 167 dienist. * C* 22. * F 84 marmir. F 165 arzit. Ausnahme
macht D 150 tassel. Bei den untrennbaren Partikeln ist
der Unterschied bemerkbar, dass allzeit vir in int ir, dagegen
ebenso fest be ge geschrieben wird. Sogar bei niemin A 31. F 2.
13. 91. 102, * iemin A* 60 * ist hier, wie Antichrist 134, 2. 16,
dieses i eingedrungen. i für ie in hir A 115, * A^d 20 * (wie
im Heljand) und in cric C 34 im Reim auf wîc, wie im Passional
55, 61 cric: swîc und im Ludwig von Thüringen 3628
Ludewîc: cric. * Gramm. 1^3, S. 206. Gesch. der d. Spr. 852 kriec
und krîc. * Dagegen habe ich F 99 libis geändert, da sonst
immer lieb vorkommt und D 64 geliebin auf diebin reimt. Die- 358
selbe Erscheinung im Grafen Rudolf (S. 4), bei Herbort (From- 14
mann zu 571) und Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 570—571).
o für u D 85 gonde. B 160. D 53. E 8 begonde, begondin.
* A* 22. * D 156, F 69. 152 konde, kondin. * ovele A^b 3,
worves: irstorves A^c 3. 4, dors A^c 10, kommer A^c 11. * Bei
Herbort ist dieses o häufig (Frommann zu 881) wie bei Her-

mann von Fritzlar (Pfeiffer S. 571). u für o in vur A 146. guffin (: besuffin) B 118. sulch B 136. D 29. E 79. F 63. huvisc E 158. Bei Herbort 1157 sulich und 880. 2942. 3044 hubisch. Sodann B 163. 164. F 165. 166 kumin (Infinit. und Part. prät.): genumin. F 141. 142 vrumin: vollinkumin; vergl. Graf Rudolf S. 5. Pfeiffer zu Hermann von Fritzlar S. 571. Die Umlaute ö und ü sind nirgends angedeutet. Merkenswerth, dass hier, wie bei Herbort, kein ô für â erscheint, welches ô bei dem späteren Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 571) häufig ist. ê entspricht dem hochdeutschen æ. Beweisend ist der Reim ênic: wênic A 25, vielleicht auch gebêrdin: erdin: werdin B 75. C 73. E 53 (s. Anmerkung zu B 75). Nur einmal ist æ geschrieben, wo es nicht hingehört, F 152 æersamir. Dieses ê begegnet auch bei Herbort (Frommann zu 1885. 2888) und ohne Ausnahme bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 571). Bei Wernher vom Niederrhein im Reim 8, 1 wêre. 9, 29. 66, 19. 69, 17 sceppêre. 59, 24. 65, 25 sundêre. Äneide 2896 mêre. Bruder Philipp (Docens Misc. 2, S. 70. 79. 82. 86) swêren, beswêrt, schephêre. ô für uo in ôchise C 112; vergl. Frommann zu Herbort 701. Grammatik 1^3, S. 259. * bôk A^d 9. dô (tuo) A^e 23. bôwet A^e 40. * ô für ou in urlôb D 7. 46. Wernher vom Niederrhein 13, 15 urlôf. Rosengarten C 1277. 1372 ist das Prät. stôb anzunehmen. rouwin, rouwe B 141. 147 (* aber C* 100 ruowin *) ist Grammatik 1^3, S. 199. 261 * als niederdeutsch * angemerkt. uo ist nicht abzuleugnen und wird hin und wieder ausgedrückt, z. B. muote A 21. vuorte A 118. B 17. muoster A 130. vuoz B 35. Doch habe ich bei zuo, das E 37 als Adverbium auf dû reimt, wenn es in die Senkung fällt, zu angenommen: und so, nicht ze, wird auch hier, wie bei Herbort, im Passional, Ludwig von Thüringen, in der heiligen Elisabeth und bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer
359 S. 571) immer geschrieben; F 27 steht z Athêne. Die Schrei-
15 bung ů gilt hier ebenso für uo als für u (* F 41 uvor (vur) *), und auch ein blosses u steht für uo, z. B. A 32 stunt. Die Umlaute oe, üe, öu sind unbekannt. Daher reimt A 20 brôdis: tôdis. A 67 nôtin: tôtin. D 21 genuogin: vuogin. F 96 gemuon: tuon. iu überhaupt ist hier fremd, D 149 Rûzin:

inbûzin. F 133 lûtis: du gebûtis. Frommann schliesst (zu 1885) aus Reimen, dass Herbort statt des Umlauts iu nur ein kurzes u kenne: daher bei beiden die Form nûwit (s. Anm. zu D 5) vielleicht mit u anzusetzen ist. Auch Hermann von Fritzlar schreibt gewöhnlich û für iu und nur einige Male dafür ui (Pfeiffer S. 571—572). * Heinr. v. Morunge MSHag. 1, 124[b] gevrunden: kunden. *

2. Bei Betrachtung der Consonanten ergibt sich Folgendes. d für t zwar nur nach l (vergl. Grammatik 1^2, S. 393) C 91 haldin. E 106 aldin. F 61 ingoldin. F 69 inthaldin. F 107 geldit; auch C 162. 163. 167 wold: aber der Reim B 69 snîdin: sîtin (das Passional 65, 49. 50 reimt ebenso geliten: bevriden) macht wahrscheinlich, dass das niederdeutsche d nur durch Abschreiber unterdrückt ist. t für d * A 132. * F 3 virterbin wie bei Hartmann von Fritzlar; vergl. Pfeiffer S. 573. * Passional 194, 8. 340, 80. 343, 42. 352, 87 verterben Marienleg. 262, 38. 260, 31 vertirbet. 230, 34 verterbeten. 366, 73 vertarb. 354, 72. 359, 86 verturbe. 199, 11. 353, 20 vertorben. * t für z nur auslautend in einigen Fällen, D 162 kurt (: gegurt) durch den Reim bestätigt, ausserdem B 21, D 114 kurtin. Es erscheint bei Herbort (Frommann zu 722), in der Livländischen Reimchronik (429 kurt: geburt), * Pass. 212, 46 kurt: geburt. 106, 4 verkurten, * bei Heinrich von Krolewitz und in der heil. Elisabeth S. 355 kurtlîche; vergl. Sprachschatz 4, S. 498. Ferner A 16. 41. 46. * C* 94. 121. * E 2. 10 dit, auch bei Herbort (Anmerkung zu 8570) nur vereinzelt, häufig im Passional und bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 573), der auch dat zeigt und dieses t einige Male im Anlaut setzt. sc für sch ist Regel mit wenigen Ausnahmen, A 20 mennische. * A* 10. 13 scheide, scheidin. A* 19 durchschîne. A* 124 schilde. * B 27 bernisch. B 56 schein. * C* 2 geschên. * D 160 franzoyschin. E 46 schiet. E 74 schildis. h fällt nicht nur auslautend ab in nâ B 144 und wahrscheinlich in rû: drû (s. zu D 147. 148), sondern auch inlautend, B 57. E 102 stâle, stâlin. C 53 ze slâne: ze vâne. C 88 slân. D 127. 152 wê (wêhe). A 147 gesê: gescê. A 80 zie ich. F 162 zien. E 46 gesciet. E 168

hôr. F 133 hôs. B 71. F 100 hôste (: trôste, joste). D 87 gehôit und 106 gescuot. * gâs (gâhes) C 30. C* 164. E 64. 156. sân (sâhen) C 82. 87. 90. trân A* 23. trâne A* 23. trêne A* 15. lênrecht A* 150.* Ein Gleiches bei Herbort weist Frommann zu 97. 179 nach; Hermann von Fritzlar schreibt 16, 11 versmêt (versmæhet). 19, 10 gesên (gesehen). 21, 13. 28. 20 gemâlet (gemahelet). 243, 3 twâne (twahene); vergl.
360 Lachmann zu Iwein S. 526. Ich füge hinzu Wernher vom
16 Niederrhein 3, 30. 5, 29 nâ (: Verônicâ). 15, 32. 64, 13 gâ (: nâ). 1, 20 virzê (: mê). 34, 33 gesê (: irgê). 54, 14 hô (: alsô); inlautend 6, 25 twân (: gidân). 14, 8 sêne (: gidêne). 57, 20 trêne (: seltsêne). 39, 20. 47, 26 vie (: hie). Ernst altes Bruchstück 24 gevê (: wê). Eilhart 1329. 5034 vlien (: sie). 6266 rê (: sê) und schon deshalb kann Freidank 141, 5 nicht echt sein. Lanzelet 1940. 5716 vlien: zien. Lambrechts Alexander 21[d] hân (hâhen) im Reim auf man. Veldekes Äneide 5818 gevê (: Spâlantê) und Minnelieder 1, S. 20[b] im Reim auf snê. 7518 zien (: knien). 7750 die (diech) im Reim auf knie. Passional 79, 9. * 386, 64 * vlien (: spien, *knien*). 7, 19 vlô prät. (: unfrô). 8, 53. 67. 11, 95 nâ (: Marîâ). * 265, 78 vlêt (: slêt). * 18, 2 vlêten (: prophêten). 29, 10. 46, 75. 54, 15 vie (: hie: gie). 29, 90. * 94, 83. 130, 26. 236, 26. 309, 42 * sân (: stân, *gân, lân*). 74, 37 zien. *Pass. 194, 88 gâ (gâch: dâ). 155, 51. 178, 73. 253, 6 vêde (: bêde). 263, 77 zût (ziuhet: lût, liut). 231, 57 trân (: bestân). 366, 66 vlien: zien. 373, 40 entzien (: spien) * usw. Bruder Philipp in Docens Misc. 2, S. 84. 92 vie (: lie). wâ (: dar nâ). Heinrichs von Freiberg Tristan 3519 zâr (: klâr). 5944 flê (: ê). Heil. Elisabeth S. 345. 348 vorten vorte im Reim auf worten worte. Ludwig von Thüringen 1054. 2937. 3939. 6234 vie (: sie). 2020 gâ (: dâ). 4675 trân (: lân). * K. Roths Dichtungen 54, 32 vêde. der Reiher (Kolocz. 130, 58) nâr (nâher). * cht für ht Regel wie im Graf Rudolf, im Passional, in der Livländischen Reimchronik und bei Hermann von Fritzlar: häufig bei Herbort (vergl. Frommann zu 179). B 67 steht virdacht, aber C 92 virdact. cht für ft beweist der Reim F 161 ummacht: scacht, wiewohl gleich nachher 168 und B 81. C 120 scaft

geschrieben ist. Man kann A 153 haft: gescaft. C 41 rittirscaft: craft. C 119 craft: scaft. F 77 bîgraft: rittirscaft in cht umsetzen, aber die dritte niederdeutsche und zugleich althochdeutsche Form C 115. E 79 rittirscaf im Reim auf traf (Rother 2552 wirtscaf. 2659 heidenscaf 2712. craf 3016. Morolt 56, 1005 meisterschaf: dar af. Passional 61, 80. 78, 14 craf. * Pass. 276, 29 cracht (: versmacht) * Elisabeth S. 356 hêrscaf) spricht wieder für Erhaltung des f. Am natürlichsten nimmt man an, dass der Dichter alle drei Formen gebraucht habe; nachzusehen ist Grammatik 1^2, S. 465—466, auch die Anmerkung zu Wernher vom Niederrhein 1, 5 und K. Regel in Haupts Zeitschrift 3, S. 64—68. Herbort reimt ft: cht (Frommann zu 5597), aber in einer Urkunde aus Fritzlar vom Jahr 1330 (Falkenheimers Geschichte hessischer Städte 2, S. 211) wird beständig bruoderscaf, gesellescaf geschrieben. Auch im Graf Rudolf kommt 11, 10 heidenschaft: bedacht und 27, 3 macht: craft vor, in Lambrechts Alexander 15^a craft: brâht. * Gesch. der deutschen Sprache S. 349. 544. Gramm. 1^2, S. 443. 465. Vorr. zu Schulzes goth. Glossar XI. Merkel Lex Alaman. p. 49; vgl. Malb. Gl. LXXI. Äneide 1908 brutlouft: unzuht. 3518 berihte: stifte. 13170. 4072 worhten: bedorften. 6316. 6342 verhaft: gedâht. 6414 bedâht: unzalhaft. 8482 redehaft: vaht. 8912 unzalhaft: vaht. 9370 geschrifte: getihte. 10345 erdâhte: ernsthafte. 12506 naht: kraft. Türlein Wilh. 77^b maht: kraht. Jüng. Tit. 320, 1 klafter: betrahter.* Im Passional 39, 19 der Genitiv crechte, doch nicht im Reim. Aber wie der Wegfall des h nicht unbedingt niederdeutsch ist, so gilt das auch hier: denn im Welschen Gast wird kraft ziemlich oft auf maht, slaht gereimt, einige Male schrift: niht und 361
bei dem Schweizer Boner 49, 7 steht gemacht: gevatterschaft. 17
p für b nur F 114. 129 inpirt, inperin, * A* 13 halspergin*; öfter bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 572); aber ein auslautendes p erscheint nicht, daher z. B. E 141 beleib: treib. F 53. 98 lîb.

3. Es ist kaum nöthig zu sagen, dass die Flexion iu weder beim Pronomen und Artikel, noch bei dem Adjectiv vorkommt. Das unorganische Possessivum irs, irn C 38. D 48 neben ir.

B 145. C 11. 13. 19. 94 befremdet so wenig als unse, unsin C 166. F 77. 89; dieselbe Erscheinung bei Herbort (Frommann zu 645 und 3447) und bei Hermann von Fritzlar. Gleicherweise kommt (wenn es hier richtig ist) dîns selbis F 141 und bei Herbort (zu 5273) vor; vergl. Silvester X und Graf Rudolf S. 8. * ez = daz D 124, F 100. Gramm. 4, S. 369. * Ich merke hier den Pl. tiere C 24 an, der ebenso Roland 118, 15. Lambrechts Alexander 5953. Herbort 9256. Passional 53, 71 sich zeigt: auch, wo man ihn nicht erwartet, Wernhers Maria 10, 8, 16 (ausserdem noch 213, 5 werke und 149, 39 worte), Livländische Reimchronik 7; vergl. Rosengarten LXXXIV und die Anmerkung zu Wernher vom Niederrhein 11, 7. Dagegen D 135 steht tier. In der Livländischen Reimchronik 7298. 9162. 9327. 9338 der Pl. pferde. Passional 71, 23. * 219, 74 * houbete. * 267, 67 die wâpene. * Heil. Elisabeth S. 354 jâre, 416 pande (pfant).

4. Beim Verbum erscheint die zweite Person des Sing. auf is einmal im Reim, F 134 gebûtis: lûtis, neben F 132 bist: genist; ebenso bei Wernher vom Niederrhein 4, 5 bis und 8, 7. 30 bist. Ausser dem Reim findet sich D 17 begondis. E 38 vers. F 25 stirbis. F 40 soldis. Ein gleiches Schwanken bei Herbort (Frommann zu 1558. 4720) und bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 573). is statt ist nur einmal, aber im Reim A 20. is auch in der Äneide 2581. 8092. 8555. 9474 * Veld. MSHag. 1, S. 38^b * und bei Wernher vom Niederrhein 8, 14. 16, 15. 59, 26, der aber zugleich 68, 21 ist: list gebraucht. t fällt einige Male in der dritten Person des Pluralis im Präsens ab (* zu Freidank 77, 7 *). Die Beispiele stehen alle in F (* C* 132 irbeizin. 156 uobin. 162 irzouwin *) und mehrmals in dem beweisenden Reim auf einen Infinitiv, 1 virrostin (: kostin). 3 und 4 virderbin: werbin. 5 und 6 virkargin: virargin. 7 virminnin (: beginnin). 9 und 10 achtin: virtrachtin. 11 und 12 uobin: truobin. 16 virdorpirn. 26 sterbin. 73 besliezin (: geniezin). 95 und 96 tuon: gemuon. Im Grafen Rudolf habe ich S. 8 ein Gleiches nachgewiesen, bei Hermann von Fritzlar (* Veldeke MSHag. 1, S. 38^c luogen *) gilt dasselbe (S. 573): im
362 18 Ludwig von Thüringen (* Hahn Gr. 77 *) steht im Reim 1061

haben, 7445 pflēgen; nur das Mitteldeutsche scheint diese Abstumpfung zuzulassen. habin (habere) in voller Form steht F 87 gereimt auf buochstabin, aber auch C 156 gehât (: missegât). E 47 ich hân (: sân). Ebenso als Auxiliare A 63 ich habe (: abe). C 165 habint und A 113 hân ich. F 94 ir hât ausser dem Reim; vgl. Lachmann zu Iwein 126. 3412. Die dritte Person des Präter. Indicat. zeigt im Reim sowohl hâte C 127. hâtin C 29. D 61. E 95 als hête E 124. hêtin D 108; der Conjunctiv hête A 40 versteht sich von selbst. * C* 58 mechte. Sommer zu Flore XXXIII. A* 55 wollint. * Zu F 134 ich tuo vgl. man Haupts Nachträge zu Erek 4967 (Zeitschrift 3, S. 269). getēte steht D 119 im Reim auf gebete: also auch E 25. 29 tēter. Ebenso im Reim C 117 wiste und D 157 wistin. wold statt welt im Conjunctiv C 162. 163. 167 wie im Grafen Rudolf wolle, wollet (S. 9); F 15 steht wellit im Reim. * C* 100 sal: bal. D 14 sol. * Doch erscheint sal, salt nicht im Reim, wie Lambrechts Alexander 5940. Äneide 10233. 10396. Herbort (Anmerkung zu 568) und Passional 67, 66: aber auch nicht sol. * D 4 beitit gekürztes Prät.? * Das Präter. vuchtin C 33. 62 auch im Anno 3. 251. 658; (* Lachmann, Singen und Sagen S. 112 schreibt vâhten *) und Eilhart 4880. 4928. 5059; im Roland 158, 24. 306, 23 vâchten, wo A vochten und vuhten zeigt; in Lambrechts Alexander alle drei Formen, 2144. 2382. 2727 vâhten. 1317. 1325. 2674 fuhten und vohten. Der Sing. vaht steht C 72. Das Partic. Prät. E 64 geschiet (: niet) auch bei Herbort (Anmerkung zu 6145) und Lambrechts Alex. 1377. 3139. 3278. Im Passional 58, 77 geschêt (: crêt). B 87 virant (: hant) entspricht dem Präter. ande bei Herbort 1562 und Gottfried, im Eraclius 2288 und Passional 24, 3; vergl. Grammatik 1^2, S. 952. Herbort zeigt auch 1996 geblant, die Livländ. Reimchronik 4598. 9533. 9610. 9779. häufig das Passional 15, 32. 19, 68. 21, 39. 30, 93 usw. Heinrich von Freiberg (Jahrbücher der Berlin. Gesellschaft für deutsche Sprache 2, S. 97, 139), Heiligenleben in K. Roths Denkmälern 54, 243. 58, 73 volant. Elisabeth 425. 454 das Prät. volande, volanden, das auch im Passional 83, 87. 86, 18 im Reim steht. C, 92 virdact

wie Herbort 12660 und Eraclius 2062 gedaht. F 17. 18 gelart: gekart wie Graf Rudolf 27, 25. Herbort (Frommann zu 60). Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 570). Albrecht von Halberstadt (Haupts Zeitschrift 1, S. 329) 10. Heiligenleben in K. Roths Denkm. 52, 159. 60. Türheims Wilhelm Cass. Handschr. Bl. 74^b. Heinrich von Krolewitz 3052. 3057, auch im Passional 84, 62 bekarte: larte; vergl. Grammatik 1^3, S. 253—254.

363

IV.

19 Es folgt eine für den Umfang der Bruchstücke beträchtliche Zahl seltener, zum Theil alterthümlicher und meist von oberdeutschen Dichtern nicht gebrauchter Wörter und Formen. Was hier ohne Erklärung angeführt ist, wird in den Anmerkungen zu dem Text Erläuterung finden.

A A, 3. verchsêr Roland 191, 3. verch gebraucht zwar Wolfram häufig, allein es gehört sammt den damit zusammengesetzten Wörtern vorzugsweise der mitteldeutschen Sprache an.

32. B 122. C 40. 114. 127. *C* 29.* E 89. F 58. 67 wende quia, wie Graf Rudolf 11, 20 und öfter im Sachsenspiegel; in der Grammatik 3, S. 184 fehlt diese Form. Auch erscheint schon hier, mithin früher als die Grammatik annimmt, E 47 wend daz in der Bedeutung von nisi: ebenso ist im Silvester 1627. 3376. 3784.* 3790.* 4000 schon wand statt wan gesetzt. Neben wende hier auch wen, gleichfalls in der Bedeutung von quia *A* 23.* B 137. F 100 und nisi A 124; dieselbe Form zeigt Lambrechts Alexander, Rother, Ägidius, Kaiserchronik (die Stellen bei Lachmann zu Nibel. 1952, 4), Herbort (Frommann zu 1359) und der Sachsenspiegel. Von wen biz A 101. B 145. C 58. *C* 77. 80.* D 57. 90. 122 war schon zu Graf Rudolf *S. 19,* 16, 21 die Rede. Hermann von Fritzlar 139, 19 wan bî daz.

35. binnin, wovon die Grammatik 3, S. 264 nur dieses Beispiel anführt, gewährt sonst noch Hartmanns Credo 1001. Pilatus 36. Herbort 133. Ernst 1422. Passional 16, 21. 43, 2. 14. 44, 82. Ludwig von Thüringen 1536. Hermann von Fritzlar. D 142 inbinnin, zu den Belegen der Grammatik füge ich Hart-

manns Credo 288. Kaiserchronik Bl. 42^{d}. Veldekes Äneide 9330. 9837. 9878. 9930. 11379. Veldekes Lieder MS. 1, S. 18^{b}. 21^{b}. Herbort 13208. Passional 58, 50. 75, 71. 77, 70. Livländ. Reimchronik 4328. Elisabeth 422. 440. eninnen Hartmanns Credo 3166. Rother 1302. Graf Rudolf 14, 6. 25, 20. 26, 4.

44. biese. 148. 154 vëme erscheint hier und in Hartmanns Credo 1877, wo auch 1397 ze dinge vemen steht, zum ersten Mal, späterhin nicht ganz selten; Erklärung und Nachweisungen in den Rechtsalterthümern S. 681. Nachzutragen ist Hermann von Fritzlar, bei dem sich 12, 18. 65, 1. 156, 40 vemestat findet, 88, 83 vemer Scharfrichter und 240, 30 vervemen. 110 virebinin.

B 3. angin statt des gewöhnlichen ange. Walther 8, 9 dô B
dâhte ich vil ange; Frommann zu Herbort 1439.

15. wibelval. 27. bernisch. 27. 45. 80 arn wie Rother 364
4979. Ulrichs vom Türlein Wilh. 2^{a} und Hermann von Fritzlar 20
201, 18, wie auch 201, 15 der Genitiv arnes vorkommt * Pass. 99, 82. 104, 60 aren Dat.*: der Pl. arne bei Herbort 4442. Diese Form entspricht der angelsächsischen earn; vergl. Grammatik 2, S. 156. Ich bemerke noch den Nom. adelarn (: gevarn) im Tirol und Friedebrant (Haupts Zeitschrift 1, S. 11). * Frauenlob 299, 19 und Anm. S. 352. * Die gewöhnliche Form adelar Äneide 13416. Passional 68, 94. * Frauenl. 17, 4*: mit schwacher Decl. Rol. 21, 20. Turnier von Nantes 103, 5; in Lamberts Alexander 14^{b} are.

32. zwisgolt. 46. benebin Äneide 9366. Lambrechts Alexander 1193. Heinrich von Krolewitz 460. Passional 6, 82. 26, 79. 29, 31. 35, 78. 43, 54 usw. Ludwig von Thüringen 1992. 2710. Reinbot 1513 muss eneben gebessert werden, aber in Wolframs Wilhelm 247, 27 kommt es einmal vor, doch mit der Lesart eneben; vergl. Grammatik 3, S. 269.

57. spiegilbrûn, diese Zusammensetzung, hier auf den Glanz des Stahlhuts angewendet, habe ich sonst nicht gefunden; vergl. Anm. zu E, 102. spiegellieht wird von Gottfried (Tristan 11977) und anderen von glänzenden Augen gebraucht: spiegellûter in Heinrichs vom Türlein Krone Bl. 64^{a}.

66. bescrîtin ein march, wie »das Bett beschreiten« bei

Luther: sonst finde ich es nur in dem Bruchstück von Alexander und Antiloie (Altdeutsche Blätter 1, S. 255, 115). Häufiger daz ros überschrîten Lanzelet 7104. Parzival 771, 5. Flore 2739. Livländ. Reimchronik 1610. Elisabeth 399. Niederrhein. Rosengarten 615; aber Herbort sagt 6338 ûf daz ros schrîten. Althochdeutsch (Sprachschatz 6, S. 577) bescrîtan elabi evadere.

75. C 73. E 53 gebërdin wie im Passional 40, 89. 62, 20. *173, 71.* Heinrichs von Freiberg Tristan 311. 1192. Reinfried von Braunschweig 101[a]. 109[a] und in dem Ave Maria, das dem Konrad von Würzburg fälschlich beigelegt wird, MSHag. 3, S. 339[a]. Indessen könnte hier, wo ê : ë reimt, auch gebêrdin angenommen werden.

107. bevorn Eilharts Tristant 7075. 7119. Äneide 10695. 10918. Parz 221, 18. Beispiele zu Reinhart Fuchs 344, 1462. Meister Alexander MSHag. 3, S. 30[b]. Pass. 24, 1. bevore älterer Ernst 229, 1. Herbort 6258. 6665; vergl. Sprachschatz 3, S. 620. Grammatik 3, S. 263. 117. besûfin.

106. E 160 vort häufig bei Herbort 3124. 3256. 4227. 8099. 8853. 12224. 13095. 16334. 17092. 18232, nicht selten bei Hermann von Fritzlar und Heinrich von Krolewitz. Sodann
365 Ernst 3362. 4144. Livländische Reimchronik 7345. 8495. Nur
21 vereinzelt Roland 43, 6. Parzival 357, 2. Erek 8899. Lanzelet 3110. Elisabeth 1, S. 394. Priester Johann in den Altd. Blättern 1, 309, 36.

134. trâc (: wâc) finde ich nur noch in der Livländischen Reimchronik 3960. E 41 steht das Adv. trâge (: vrâge). hart B 137 kommt schon öfter vor, auch swâr, das sich bei Herbort (Anmerkung zu 9596) zeigt.

145. virblâsin, noch heute von Pferden gebräuchlich, die sich verschnaufen, ist mir sonst nur transitiv vorgekommen: oder ist sich vor ir zu setzen? Sprachschatz 3, S. 237 firplâsan heisst exsufflare, und so in den Predigten aus dem zwölften Jahrhundert (Fundgruben 1, 105, 12) der priester oder swer dâ toufet unt den tiufel verblâset. Türheims Wilhelm Casseler Handschr. 14[b] künec Terramêr und Tybalt die wurden von ime verblâsen daz die vogele mit ir âsen vil wol wurden gespîset. 95[a] so ist unser lop verblâsen.

C 52. virwern das heutige »verwehren« finde ich nur alt- C
hochdeutsch, Sprachschatz 1, S. 928 farwerjan; Schmeller 4, S. 129.

60. waleveige und C 75 rêveige: in den alten Gesetzen kommt hrêvawunt vor (Sprachschatz 1, S. 897) und in den Nibelungen 2237, 3 rêwunt, wo die Lesart reuwige nach Lachmanns Vermuthung für rêveige steht.

78. ane houbitin. 183. halbin, das in der Grammatik 3, S. 138 nicht konnte nachgewiesen werden, steht auch Fundgruben 1. 159, 6.

92. îsinvare. 118. virmissin. 130. sich missestellin.

138. 141 irmannin neuen Muth fassen. Sprachschatz 2, S. 753 steht ze irmannine*) ad clarificandum (humiles), und das heutige »sich ermannen« ist bekannt; wie hier intransitiv steht im Theuerdank Cap. 38, 70 da ermant er wider, und aus einer in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gehörigen Handschrift habe ich mir angemerkt der guote man ein teil erschrac, idoch ermannet er drâte. 164. wandiln.

D 20. F 52. êrsam im Sprachschatz 1, S. 446: hernach D
gewährt es Albertus Ulrich 256. Die Kaiserchronik Bl. 33^{b}. Heinrichs vom Türlein Krone 71^{b}, *Passional 120, 77. 133, 19. K. Roths Denkm. 55, 298* und eine alte Beschreibung von Christi Gestalt (Haupts Zeitschrift S. 574): sonst ist es mir nicht begegnet, auch nicht bei denen, welche Bildungen mit sam zulassen, überhaupt nicht in der reichen Zusammenstellung, die Haupt zu Engelhart 1185 geliefert hat; im fünfzehnten Jahrhundert kommt es wieder zum Vorschein (Wackernagels Lesebuch 1. 1029, 7), sowie es heute, zumal im Kanzleistil fort-
dauert. Oberlin hat S. 351 ebenfalls aus späterer Zeit die 366
Substantive êrsame, êrsamkeit. Weniger selten ist sorcsam: zu 22
den von Haupt gegebenen Beispielen füge ich noch Kaiserchronik Bl. 3^{a}. 101^{a} und Ortnit IV, 17.

73. F, 150. sichein, dem Althochdeutschen fremd, erscheint nur in mitteldeutschen Gedichten; Beispiele Grammatik 3, S. 41. * Benecke Wörterb. S. 423. *

*) [l. irmârinne. Jacob Grimm.]

112. betragin. 140. irscrôtin finde ich anderwärts nicht, so bekannt schrôten und verschrôten ist.

121. gewârin wie bei Hermann von Fritzlar 223, 11. gewas Rother 4867. *Pass. 163, 15* und Hermann v. Fr. 99, 18, wo Pfeiffer noch andere Stellen anführt, auch eine aus der Äneide 1656, aber im Druck steht was.

124. E 128. F 100. iz für daz oder vielmehr für diz dez: ebenso ez Klage 1618. Ludwig von Thüringen 3421. 5610. 6435. 7429; vergl. Grammatik 4, S. 369—370. Lachmann zu Iwein 2905.

150. inbûzin, bei Hermann von Fritzlar mehrmals bûzen und 198, 15 von bûzen. *Karl Roths Dichtungen 7, S. 197 enbûzen*; vergl. zu Graf Rudolf 22, 25.

E E 11. tôtval. 20. terraz. 31. zequetzin Herbort 5862. *Schlettst. Glossen Haupts Zeitschr. 5, S. 338 dipondio ziquarre.* Ernst 4905. Pass. 343, 72. Ludwig von Thüringen 2288. 4564; dann im Renner 17788. Nicolaus von Strassburg (Pfeiffers Mystiker 1. 287, 11) gequetschet. *Lohengr. 174, 692 verquetschet. Renner quetschet 4134. 17789. Parz. 88, 14 quaschiure. 164, 24. 88, 18 zequaschieret.*

55. ober statt des hochdeutschen obe Graf Rudolf 24, 14. 28, 21 und mehrmals bei Hermann von Fritzlar. 66. verrîtin. 80. zuo treffin.

84. irstickin, im Sprachschatz 6, S. 627 arsticchan, öfter im Rolandslied 182, 6. 19. 183, 19. 191, 15. 212, 14: hernach finde ich es erst in Konrads Silvester 408 wieder. 101. marchmâl.

104. barbierin, von dem Substantiv wird zu B 61 die Rede sein, das Verbum nur noch im jüngeren Titurel 4520, 2. 117. sprûzvale. 136. gewat.

148. geîtalin, verderben, vernichten, im Sprachschatz 1, S. 154 gaîtalan, arîtalan adnullare, vastare: aus dieser Zeit kann ich es nicht belegen, aber das heutige »vereiteln« gehört hierher.

F F 1. virrôstin, im Sprachschatz 2, S. 552 rostên, arrôsten. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert habe ich das Verbum nicht gefunden, das doch noch heute gebräuchlich ist, wohl aber das Substantiv rost, Hartmanns Credo 2606. Wolframs Wilhelm 116, 6. Reinfried von Braunschweig Bl. 9. Hugs Martina Bl. 58[c].

213[c]; rostec im Eraclius 4483. Ich stelle hier zusammen F 5 virkargin geizig werden (Genesis 21, 14. 22, 42. 23, 14 kommt ferkargen, ferkergen in der Bedeutung von überlisten, betrügen vor). F 7 virminnin die Liebe aufgeben, gleichgültig werden. 367
F 10 sich virtrachtin grübeln, in Gedanken sich verlieren. 23
F 16 virdorpirn verbauern, rohe Sitten annehmen; dazu gehört noch B 145 virblâsin. Ich erinnere mich zwar nicht, diese Zusammensetzungen anderwärts gelesen zu haben, aber ähnliche bei Herbort, wie 159 vertragen auf falschen Weg leiten, was auch nicht selten im Passional gebraucht wird, 222, 40. 254, 40. 312, 12. 315, 90. 334, 74. 369, 48. 371, 88. Ferner bei Herbort 1530 vertôten absterben; häufig sind sie bei Hermann von Fritzlar, wo eben so oft ver als vor geschrieben ist; vergl. Grammatik 2, S. 835.

19. intwonin sich entwöhnen, im Sprachschatz 1, S. 874 antwonên, aber sonst kein Beleg. 20. vonin.

22. sâmin. 77. bîgraft (Silvester 3247. 4500 begrebde) im Sachsenspiegel 1, S. 22. 33. Passional 45, 89. 80, 94. Ludwig von Thüringen 4680. Hermann von Fritzlar 167, 32. 216, 1. 80. kluft. 82. gemuosit.

84. tôtgeselle habe ich anderwärts nicht gefunden.

132. gunstic Ernst 4596 und mehrmals bei Konrad; s. Haupt zu Engelh. 2089. gunstlich Elisabeth S. 420 und gunstelîche Rother 3174.

154. sich gegatin sich fügen: in Lambrechts Alexander 1834. 5178 heisst es »sich gleichstellen«. Hartmanns Credo 2564 dem tiuvele dû si alle gates gesellst, 3082 vil ebene er si al zesamene gatet. Ich bemerke noch gegate geselle Eilharts Tristant 2907. Heinrich von Krolewitz 4387. 4408. gate Roland 39, 12. Rother 1095. Lanzelet 2672. 5213. Kindheit Jesu 91, 80. Heinrich von Krolewitz 4328. Alexius bei Massmann 108, 273. *erbegate s. Fundgr. 1, 370.* *Lohengr. S. 24.* Statt gegat bei Hermann von Fritzlar 162, 7 ist wohl gegaten zu lesen. 156. bezemen.

V.

Kürzungen, zumal ungewöhnliche, lässt diese Mundart nicht gerne zu, wie sie überhaupt die mitteldeutschen Dichter nicht lieben: auch dies ist Einwirkung des Niederdeutschen und führte von selbst zu glatter Eintönigkeit der Verse. Von den Zusammenziehungen durch Wegfall des h war schon oben * S. 15. 16 * die Rede; ich erwähne noch gemuon F 96, welche Form auch alt ist (Sprachschatz 2, S. 600): ähnlicherweise findet sich geruon (: tuon) in Wernhers Veronica 5, 5. Lambrechts Alexander Bl. 14^{b}. 14^{d} und Veldekes Äneide 3956, doch auch in Reinbots Georg 2664. Die Kürzung vrâgtin A 109 und volgtin B 74 habe ich annehmen müssen, doch minnite A 34, 37. vrouwite
368 B 166 und tungite C 74 beibehalten, obgleich das nächste
24 Wort nicht mit einem Vocal anfängt, selbst machitin A 73. volgitin A 100. langitin B 23 und vrouwitin D 57 auf diese Weise gelten lassen; ich habe dies in Rücksicht auf die gute, das Metrische sonst beachtende Handschrift und auf die in der Regel die älteren vollen Formen bewahrende Mundart gethan, gebe aber zu, dass man auch kürzen kann. Dagegen die Kürzung zweisilbiger Präterita mit langer erster Silbe ist dieser Sprache ohne Zweifel zu stark, deshalb war sâhn C 87. 90 nicht zulässig: B 156. C 82 stand es ohne Grund; ohnehin sollte h wohl nur das lange a anzeigen. Das tonlose i = e vor auslautendem Consonant schwindet nur in mîns F 47. dîns F 141. eins F 56 wie bei Konrad (Haupt zu Engelhart 444). Und diese Beispiele sind nicht einmal sicher, denn F 47 kann mînis leidis: dêst mir leit gelesen werden und ist wohl besser. B 154 habe ich nicht ändern wollen, weil es nicht durchaus nöthig ist. F 141 wäre dîn selbis, wie E 49 und auch im Passional 62, 1 steht, hochdeutsch und F 56 einis dem Versmass nicht entgegen. Bei Eigennamen ist grössere Freiheit, ich habe Prophiljâs und Cardjones dreisilbig gesetzt, gegen die volleren Formen der Handschrift, weil sonst metrische Schwierigkeiten nicht hinweg zu räumen waren.

Verschleifungen des bestimmten Artikels mit einer vorhergehenden Präposition sind nicht selten und werden in der Hand-

schrift ausgedrückt, anz A 15. vurz A 130. 135. E 105. ûffiz E 4. hindirs E 145. anme E 73. amme E 33. bîme A 120. vonme C 107. vorme B 103. mitme C 107. E 90. 121. nâchme E 62. zun A 57. D 164. zum D 23. ûffin C 123. D 90. E 27. ummin E 78. * überz lant Pass. 289, 32. * Auch einmal bei dem Verbum diese Erscheinung, wovon ich in der Grammatik 4, S. 369 kein Beispiel finde, E 21 wurdins (wurdin des). Anlehnungen des persönlichen Pronomens, irs C 162. ern E 30. 32. ichz (ich iz) A 60. C 168. D 114. wurbinz E 14. Das Zusammenfliessen bei dem Anstoss zweier Vocale hat natürlich keine Schwierigkeit, sies D 78. sien E 68. ûffin A 9. doz E 141. soz F 2. siez D 35 oder dun F 25. don F 68. d'ougin E 41. 105. d'ors E 162. 166. * zêrin C* 120. * z Athêne F 25; und auch dieses gewährt die Handschrift. Vereinzelt stehen die Zusammenziehungen drabe B 90. E 108. drûffe F 103.

Die höheren Gesetze des Versmasses sind dem Dichter nicht unbekannt, bei dem ich nicht die Zeit der eben erst beginnenden Kunst finden kann, wenn auch diese Sprache weniger Schwierigkeiten zuliess. Er legt die Hebung auf ein unbetontes e immer der Regel gemäss: dass i = e in der darauf folgenden Senkung, oder wenn es da steht, wo eine zweite Senkung nach der 369
Hebung erlaubt ist, nicht höheres Gewicht hat, brauche ich kaum 25
zu sagen. Die Senkung kann fehlen sowohl, und das ist der häufigste Fall, * vgl. Flore S. 278, * in der Mitte eines mehrsilbigen als nach einem Wort, doch immer nur einmal in der Zeile, und das ist etwas Eigenthümliches; man wollte die Eintönigkeit des Verses unterbrechen. Deshalb ist A 73. B 23. C 57. 66. E 164. F 77 gebessert. Sie kann aber fehlen im ersten Fuss, z. B. A 91 den tốt sélbin: B 35 vúoz bî́ dem: C 124 daz órs nám er, und in dem dritten, A 98 blúot dórt: A 119 díncstúol, * D 136 wî́nrébin, D 117 gótínne*; für den zweiten sind keine Beispiele nöthig. Der einsilbige Auftakt, den man als eine Zierde des Verses (weshalb ihn Konrad von Würzburg liebte) betrachtete, kann nicht in Frage kommen: der dreisilbige erscheint nicht: der zweisilbige ist nicht selten. Zeilen wie folgende, A 24 dirre knappe lebite hûte: D 107 und in ermiln wol virnêtin: C 28 Kólibás und Alexandir, beurtheile ich wie

die im Grafen Rudolf Seite 12 (* zu Flore S. 121 *) angemerkten, das heisst, es wird eine klingende Zeile von vier Hebungen mit einer andern von dreien verbunden, wie Haupt bei dem Servatius (Zeitschrift 5, S. 76) ein Gleiches anerkannt hat; im Iwein war, um die strenge Regel aufrecht zu erhalten, 1376 etwas zu streichen was 1287 galt. Klingende Reimpaare mit vier Hebungen bedürfen keiner Rechtfertigung.

In Prophiljâs Bîlâs Êvâs Kôlibâs habe ich langen Vocal der letzten Silbe angenommen. Bîlâsin reimt C 62 auf gelâsin und B 91 auf Prophiljâsin (E 116 hat die Handschrift ein â), dagegen Prophiljâs auf was, glas, genas A 52. D 101. F 60. 119. In gleichem Reim Kaukasas Parzival 326, 23. Wilhelm 36, 9. 300, 26. 377, 15. Iôrafas und Dômas Wigalois 8821. 9151. Pittipas Wilhelm von Orlens 6311; aber das gewährt keine Entscheidung, da alle diese Dichter â : a binden und auch hier, wenigstens im klingenden Reim A 107 lîchamin: nâmin, F 151 jâmir: êrsamir begegnet; Heinrich von Krolewitz reimt 3868 Satanâs auf gâs (gâhes), aber 270 auf was. Zugleich muss man berücksichtigen, dass überhaupt nur wenige Reime auf âs sich darbieten * Grammatik 1^{2}, 772. zu Flore 1372. Îlîâs: âs Reinh. Fuchs Beispiele 337, 1249 *: ich kenne nur âs, blâs, getwâs und etwa das seltene, zum Niederdeutschen sich neigende hâs für hâst (Heinr. v. Krolewitz 244. 500. Ortnit I, 53, 2) oder begâs für begâst (Türheimers Wilhelm Cass. Handschr. 74^{a}). Am gewichtigsten ist noch in der Goldenen Schmiede 1618 Ionâsen (: mâsen), da Konrad nicht leicht â: a zusammenstellt. Ausserdem wird im Athis gereimt ê: ë, er: mêr E 15. ê: e, gemêrte: virherte C 51. î: i, wîc: cric (wenn man nicht criec annehmen will) C 33. ô: o, intlôsin: hosin B 53. hôste:
370 joste. û: u, ûffin: sluffin A 9. vrûndin: ungesundin B 129.
26 vrûnt: munt E 39. u: uo, urburte: vuorte A 167. urbur: vuor E 143 (* die gewöhnliche Form urbor, urborn ist hier nicht angezeigt *). uo: û, zuo: dû E 37 neben zuo: tuo C 167 und dû: nû F 29; vergl. Grammatik 1^{3}, S. 207. Man kann hier die Verbindung langer und kurzer Vocale bei dem geringeren Gewicht, das jene im Niederdeutschen haben, kaum eine Unregelmässigkeit nennen: nur die Unterscheidung ganz aufzu-

geben scheint nicht rathsam, da in den angeführten klingenden Reimen der lange Vocal fast immer vorangestellt ist, um den Leser oder Hörer zu nöthigen, den folgenden kurzen als einen gleichschweren zu betrachten; es war also hier ein Gefühl von der Verschiedenheit vorhanden. Im Übrigen sind die Reime genau, auch in dieser Hinsicht lässt sich der Dichter des Athis mit Herbort und Otto in eine Linie stellen: aus gleichem Grunde scheint mir Servatius der Zeit nach nicht weit von beiden zurückzustehen. Den Servatius kann ich aber mit dem Grafen Rudolf, wo der freiere Reim noch häufig genug angewendet wird, unmöglich in eine Zeit, noch weniger aber letzteren in den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts setzen, wohin wohl das Gedicht von Frau Treibe gehört, in welchem (insoweit man aus den kurzen, unzusammenhängenden Stücken schliessen darf) Reime und Versmass ausgebildet sind. Die Reime ûffin: sluffin A 9. tôdis: brôdis A 19. vanin: anin E 91. tuoz: muoz F 129 sind Lachmanns Regel (zu Iwein 2112) gemäss: aber muotir: tuotir F 43 wird dort als kunstlos bezeichnet.

VI.

Über die Ereignisse schnell oder mit blossen Andeutungen hinwegeilend, weilt der Dichter des Athis gerne bei der Beschreibung des Einzelnen, am liebsten bei der Schilderung und Entwickelung innerer Gemüthszustände; hier scheint ihm der eigentliche Gehalt, wenigstens der Glanzpunkt der Poesie zu liegen. Er malt mit Umständlichkeit die Rüstung des kampfbereiten Prophilias aus (B 19—70) oder die Kleiderpracht der neuvermählten Gaite (D 130 — 169). Dies möchte noch hingehen, da beide Hauptpersonen sind, aber er verräth seine Ansicht in der Besorgnis mit der Erzählung der Ereignisse seinen Zuhörern lange Weile zu machen (D 15—21) und in der Ängstlichkeit, mit der er sich mehrmals (D 88. 112. 114. 126. E 108) daran erinnert, dass er seine Rede kürzen müsse. Dafür schwelgt er in der Schilderung des inneren Schmerzes, den der unglückliche Athis in der Felsenhöhle empfindet, oder der Gemüthsstimmung des todwunden Peritheus, der in einer langen Rede seine Gedanken und Gefühle offenbart: aber auch die jung- 371/27

fräuliche Schüchternheit, mit welcher Gaite die Brautkammer betritt, wird anmuthig geschildert. Der Ausdruck dabei ist gebildet und manchmal gewählt.

Gleiche Art und Kunst finden wir bei Veldeke und Otto. Auch hier eiliges Vorüberschreiten an den Ereignissen und wohlgefälliges Stillestehen bei den einzelnen Erscheinungen oder bei den Seelenzuständen der handelnden Personen. Es ist auffallend, wie besonders Otto immer von Neuem (78. 188. 231. 1532. 1831. 2161. 2717. 2747. 3386. 3546. 3737. 4159. 4208) versichert, dass er lange Rede meiden müsse: aber er beschreibt auf das Weitläuftigste die Kleidung der Kaiserin (3570 f.) oder die Rüstung des Eraclius (4685 f.) und gefällt sich in den Selbstbetrachtungen der Frau (2594—2640. 2755—2818. 3616—3644) und des verliebten Jünglings (2860—2910), oder in den häufigen Wechselreden, in welchen die Handelnden ihre Gesinnung an den Tag legen. Auch Veldeke malt, wo sich nur Gelegenheit zeigt, Beiwerke mit grösster Behaglichkeit aus: was weiss er nicht bloss von Äneas Mantel (768 f.) oder Bette (1262 f.) zu berichten! Eine etwas umständliche Schilderung der von Vulcan empfangenen Waffen wäre wohl zulässig gewesen, aber sie überschreitet alles Mass (5631—5789): ebenso wird das Jagdgewand der Dido Stück für Stück (1685 f.), Gestalt und Kleidung der Camille (5114 f.) und späterhin ihr Grabmal (9322—9407) beschrieben. Zwar nicht ganz ist die Handlung zurückgedrängt, und in der Erzählung von Camillens Kämpfen hebt sich einiges hervor: aber die verschiedenen Gemüthsstimmungen in Wechselreden, Selbstgesprächen, Betrachtungen und Klagen darzulegen, erscheint auch ihm als die Aufgabe der Dichtung: und davon muss man nicht weniges als wahr und tief empfunden anerkennen, wie ja die Gedanken der Lavinia über die Minne und ihr Gespräch darüber mit der Mutter als zarte Poesie selbst von Abgeneigten gerühmt werden.

Ohne Zweifel ist diese Auffassungsweise aus den welschen Quellen (*Wackern. Litt.-Gesch. S. 151*) herübergekommen und bezeichnet eine gewisse Bildungsstufe französischer Dichter; das ergibt sich schon aus der Vergleichung von Ottos Eraclius mit dem Gedicht Gautiers von Arras. Dass es auch dort keine

allgemeine Richtung war, lernen wir aus anderen, ursprünglich französischen Gedichten, aus Eilharts Tristant, Lambrechts Alexander und Zezinghofens Lanzelet, wo die Darstellung der Ereignisse noch ihr Recht behauptet und dem Gefühlsleben kein solcher Raum vergönnt wird; freilich kommen auch bei dem letztgenannten ungebührlich lange Beschreibungen vor. Dem 372
Volksepos blieben seiner Natur nach solche Überschreitungen 28
des natürlichen Masses fremd, und wie in dem einheimischen Nibelungelied und in der Gudrun, so zeigt sich auch in dem französischen Rolandsliede keine Spur davon. Der eigentliche Gewinn aus der Berührung mit fremder Kunst, die echte Vermittelung des äusseren und inneren Lebens, fiel erst Wolfram und Gottfried zu, als der dichterische Geist selbständig ward. *Wilh. 425, 25 — 426, 30 Beschreibung der Rüstung. Doch hat Wolfram das Verzeichnis der Edelsteine im Parzival 791, 1—30 beibehalten. Wie schön mässigt er sich in der Beschreibung der Alize Wilh. 154, 9 -- 155, 17. Schöne Beschreibung der Isolde in Gottfr. Tristan 10888—10909.* Hartmann ist, wenigstens da, wo man vergleichen kann, im Erek und Iwein von seiner Quelle abhängig geblieben und hat die Anordnung des Ganzen wie die Entwickelung des Einzelnen beibehalten; die freie, schöpferische Kraft jener beiden war ihm nicht verliehen. Wie hätte er sonst die unerträgliche, das Gedicht wie ein Auswuchs entstellende Beschreibung von Enitens Pferd (7285—7765), die eine ähnliche in Veldekes Äneide (5211 — 5255) an Umständlichkeit weit überbietet, dulden können? Schon vorher hatte er bei anderen Veranlassungen (1425—1452. 1539—1577) sich der Richtung hingegeben, aber doch etwas enthaltsamer gezeigt. Dabei darf man nur nicht vergessen, dass sein eigenthümlicher Geist das französische Vorbild erst mit warmem Leben erfüllt und ihm eine deutsche Seele eingehaucht hat. Absichtlich rede ich nur von den drei grossen Dichtern, die im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts nahe neben einander aufstanden: die übrigen wuchsen aus ihnen hervor (*gerade die Beschreibung von Enitens Pferd ahmt Fleck nach, Sommer zu 2743*), und ihre Kunst zeigt keine neue Entwickelung, wie verschieden auch sonst bei ihnen die geistige Anlage war (*Be-

schreibung der Helena in Konrads troj. Krieg 19784—20176*); unnützen Abschweifungen ergeben sie sich alle. Einen Widerschein der älteren, von französischem Einfluss noch unberührten Darstellung finden wir in Wernhers Maria, Konrads Roland und in der Kaiserchronik: reiner im Pilatus, von dem wir leider nur ein Bruchstück besitzen, und im Karlmeinet: am reinsten in der zwar legendenartig gewendeten, aber dabei menschlich schönen Dichtung von Crescentia. * Die Erzählung von Collatinus in der Kaiserchronik (unter Tiberius) ist auch einfach und gut. * Hier geht die Erzählung bei dem innigsten Gefühl mit ruhigen Schritten ihrem Ziele entgegen (*vgl. Lachmanns Wolfram XXIV*), ohne bei Nebendingen sich aufzuhalten oder an künstliche Wendungen und Reizmittel zu denken. Andere Werke geistlicher Dichter aus dieser Zeit, denen Kunst und meistens poetischer Sinn fehlt, kommen hier nicht in Betracht: nur des Verfassers des Servatius, der noch in das zwölfte Jahrhundert zu gehören scheint, will ich Erwähnung thun. Er war gebildet und verständig, aber zugleich geistlos und steifstellig: wenn er in eine endlose Beschreibung der bischöflichen Kleidung ausschweift (483—605), so kann er dies Veldekes Äneide abgesehen haben, wo es nicht eigene Geschmacklosigkeit ist.
373 Wie aber müssen wir den Dichter des Grafen Rudolf beur-
29 theilen, der kein Geistlicher war? Sprachformen und unvollkommener Reim, abgesehen von anderen Gründen, weisen ihn in die Siebenziger des zwölften Jahrhunderts, er konnte also aus Veldekes Äneide noch nichts lernen: und doch finden wir bei ihm, wiewohl gemässigt, schon jene Neigung zum Ausmalen der Beiwerke: man sehe die Beschreibung von dem Gemach der Gräfin (2, 1—10) oder die noch umständlichere von dem Reitzeug des Rosses (8, 1—14). Auch bei der Innigkeit des Gefühls weilt der Dichter in dem Gespräch der Liebenden (17, 1—14), oder wenn er von dem Schmerz Rudolfs bei der Leiche Bonifaits redet (28, 18—29). Ist das Einfluss einer französischen Quelle, gegen die doch manches spricht, oder ist es die freie Aneignung der schon eingedrungenen Kunst? Ich bin noch immer geneigt, das Letztere zu glauben, denn auch die Erzählung des Geschichtlichen hält das rechte Mass, ist nicht zu

ausführlich, begnügt sich aber auch nicht mit blossen Andeutungen. Dass der Dichter ein so schönes Gleichgewicht in den verschiedenen Mitteln der Darstellung zu bewahren und alle mit Geschick anzuwenden wusste, müssen wir als eine natürliche Begabung betrachten, die ihn weit über Eilhart, der wohl sein Zeitgenoss war, erhebt.

Noch einer anderen Einwirkung französischer Kunst will ich gedenken. Schon einige Male hat man auf die nicht selten in Anwendung gebrachte *kurze Wechselrede* aufmerksam gemacht (Lachm. z. Iwein 3637), die, ohne die Sprechenden anzuzeigen, wenige Worte, manchmal nur ein einziges verwendet, wenn sie eine aufgeregte Stimmung ausdrücken und Schlag auf Schlag erwidern will. *Frage und Antwort* stehen wohl in zwei Zeilen gegenüber, aber scharf wird diese Form erst ausgeprägt, wenn sie in einer einzigen Zeile zusammengedrängt werden, die bisweilen auch noch die weitere Frage aufnimmt. An der rechten Stelle angebracht erscheint dieses Mittel natürlich und wirksam, aber es kann leicht durch Missbrauch in Manier ausarten. Dem langsam hingleitenden Fluss des Volksepos war diese heftige Rede nicht angemessen: sie zeigt sich daher nicht in den zu der deutschen Heldensage gehörigen Liedern, auch nicht in den Auffassungen der Klage und Dietleibs (in Dieterichs Flucht kann man ein Paar einzeln stehende Zeilen 4849. 4855 kaum hierher rechnen, noch weniger im Ortnit Seite 46): ferner nicht in der geschwätzigen und bequemen, ohnehin äusserlich rohen Spielmannspoesie: endlich nicht in den älteren erzählenden Gedichten, deren ich vorhin gedacht habe; damals war die jugendliche Kunst noch zu unschuldig und langte mit einfachen Mitteln aus. Haupt bemerkt (Zeitschrift 3, S. 160), 374
bei Eilhart wie bei Veldeke sei dies neue Manier gewesen; bei 30
beiden ist sie so häufig, dass es genügt, einige Beispiele auszuheben, Tristant 585—590. 1635—1640. 7462—7465. Äneide 606 — 616. 9628 — 9659. Aber auch der Dichter des Grafen Rudolf hat sie sich angeeignet (9, 3—5. 10, 3. 15. 8): dagegen der Glicheser und Lambrecht kennen sie nicht; der Dichter des Servatius, der aus einer lateinischen Quelle schöpfte, fügt, wenn er einmal (3358—3360) Frage und Antwort in einzelnen Zeilen

aufeinanderfolgen lässt, jedes Mal »er sprach, si sprach« hinzu: ebenso macht es der Dichter des Dietleibs (8080—8089. vergl. 10871—10895) *und des Helmbrechts 1512 folg*. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts kommt sie in den kleinen Bruchstücken von Frau Treibe zum Vorschein, sogar bei dem unbeholfenen Herbort, doch in dem grossen Liede von Troja nur zweimal (6335—6356. 8017—8018): im Athis wird sie höchstens (E 43—45) angedeutet, aber sehr häufig gebraucht sie Otto (Eraclius 303—311. 430—431. 647. 656—660. 901—923. 1307—1334. 1425—1427. 2075—2077. 2446—2451. 3352—3359. 3927—3936). Hartmann von Aue wendet sie nicht bloss im ersten Büchlein, wo Herz und Leib sich besprechen (1167—1266), an, sondern auch in seinen erzählenden Gedichten und zwar mit einiger Überladung im Erek (4058—4082. 6169–6173. 7492–7521. 7925–7941. 9026–9047) und im Iwein (486—495. 1805—1806. 2117—2119. 2206—2212. 2290—2293. 2348–2355. 2610–2612 usw.); doch auch im Gregor (1127–1133. 3744—3749) und im armen Heinrich (907—909. 1263—1268) zeigt sie sich, also da, wo eine französische Quelle nicht dazu konnte verlockt haben. Ganz anders bei Zezinghofen, in dessen Lanzelet ich sie nur einmal (*vgl. 320 folg.* 4454–4461) habe auffinden können. Gottfried von Strassburg gebraucht sie im Tristan mässig (*3654—3656.* 3972—3975. 4017—4018. 4125. 4313. 9936. 11578—11582. 12788—12793), Walther von der Vogelweide (82, 11—15) geschickt. Der an kühne Wendungen und keckes Abspringen gewöhnten Sprache Wolframs sollte man meinen müsste diese Form willkommen gewesen sein, er gestattet sie sich aber nur im Parzival und (wenn mir nichts entgangen ist) nur einmal, eigentlich ausserhalb der Erzählung, da nämlich, wo er die Frau Aventiure anredet (433, 1—4): in einer anderen Stelle (352, 11—18) kann man höchstens eine Annäherung finden. Wie es die folgenden Dichter gehalten haben, ist von geringerer Bedeutung; einiges will ich anmerken. Von Hartmanns Nachahmern hat sie nur Wirnt ein Paar Mal (Wigalois 278—280. 8550—8562) zugelassen, nicht aber der Dichter der Guten Frau. Bei Lichtenstein erscheint sie selten und unvollständig (17, 30—18, 2. 115,

13. 14. 130, 12—13. 500, 23), bei Rudolf von Ems zwar aus- 375
gebildet (* Wilhelm von Orlens 3818—3821. 4188—4194. * Ger- 31
hard 3789 f. 4188—4196), aber auch nur sparsam angewendet: ebenso im Flore 1120 — 1131. Einmal bei Reinbot von Dorn (1935 — 1939). Sonst noch hier und da, z. B. Meier Helmbrecht (1512), *Mauritius und Beamunt Berlin. Jahrb. 9, S. 114,* Herant von Wildonie (18, S. 306), Heinrichs von Freiberg Tristan (*772.* 1009—1010). Zwar im Daniel von Blumenthal (Dresd. Handschrift 53^{a}), aber nicht in Strickers Amis oder Karl, auch nicht in seinen kleineren Erzählungen; bei jenem kläglichen Gedicht mag die französische Quelle Anleitung gegeben haben. *In dem Wilhelm Türheims kommt sie nicht vor, nicht im Apollonius.* In dem Tristan Ulrichs vom Türlein ist das Eigenthümliche dieser Form nicht scharf hervorgehoben (938. 1848 — 1849. 2185 – 2188. 2342 — 2349. 3017 — 3019), andere enthalten sich ihrer ganz wie Heinrich vom Türlein: wenigstens habe ich in dem mir zugänglichen Theil der Krone nichts davon entdecken können: ebenso wenig in dem jüngeren Gedicht vom Herzog Ernst. Der behaglichen Breite Konrads von Würzburg sagte ein so rascher Schritt der Rede nicht zu, selbst da nicht, wo kurz gehaltene Frage und Antwort ganz passend gewesen wäre, vgl. Engelhart 2006 — 2021 oder das Herz 380 — 388; und doch konnte ihm die Manier nicht unbekannt geblieben sein. * Im trojanischen Krieg eine Unterredung zwischen Jason und Medea 8076—8112, wo aber die Worte eines jeden mindestens zwei Zeilen ausmachen. Aus einer einzelnen Zeile im Wigamur 870—879. Aber auch Frage und Antwort in derselben Zeile 1268 — 1275. Im Renner kommt sie nicht vor; vgl. 11492 folg. 14705 folg. Meister Stolle (MSHag. 3, S. 10^{b}) setzt jedes Mal »sprach« voran. *

Bei den nordfranzösischen und provenzalischen Dichtern des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts zeigt sich ein ähnliches Verhältnis. Dem Rolandsliede, in welchem das fränkische Volksepos sich am reinsten abspiegelt, ist die *kurze Wechselrede* völlig fremd: ein Gleiches gilt von der trefflichen Schilderung des Kreuzzuges gegen die Albigenser, die ein unbekannter Troubadour zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts

ganz in der Weise der Volksdichtung verfasst hat: überhaupt gilt es von allen strophischen (* dieser Ausdruck war zu vermeiden: es sind die trades monorimes gemeint *) Gedichten, so weit sie mir bekannt sind, also vom Fierabras, den Aymonskindern, Bertha, Carls Zug nach Jerusalem, dem Sachsenkrieg, Gerhard von Viane, Agolant, Aubri, Ogier, Garin von Lothringen. Wenn es sich einmal fügt, was doch selten ist, dass zwei Zeilen als Frage und Antwort aufeinanderfolgen und die Sprechenden nicht genannt sind (z. B. Garin 1, 274. 2, 105. Gerhard von Viane 1540), so darf man jene Manier noch nicht darin sehen. Sie erscheint zuerst bei Gedichten, die fremde Sage einführen, denn die vorhin genannten fallen sämmtlich der kärlingischen anheim, überhaupt bei denen, die in Reimpaaren mit kürzeren Zeilen abgefasst sind. Ich finde sie bei Christian von Troyes, und zwar mit Sicherheit, wie eine herkömmliche Form, gehandhabt, in den Bruchstücken aus Perceval, die Villemarqué in den Contes Bretons 2, 266—286 mitgetheilt hat, * aber nicht im Chevalier de la charrette, * doch auch im Iwein
376 (Kellers Romfahrt 525, 6—10. 564, 15—19. 566, 5. 572, 21).
32 Christians Blüthe beginnt in der Mitte des zwölften Jahrhunderts und endigt im Jahr 1191. Man könnte vermuthen, dass er, den man, ich weiss nicht ob mit Recht, an die Spitze einer neuen Ausbildung der Kunst setzt (Roquefort de l'état de la poésie françoise dans les XII^{e} et XIII^{e} siècles p. 20), auch diese Manier anfgebracht habe: allein sie begegnet auch bei Gautier von Arras (Eracles 4304 — 4306), der leicht älter sein mag, wenn die Gründe, weshalb Massmann sein Gedicht in die Jahre 1149—1153 setzt, sich bewähren; Paulin Paris (les manuscrits français de la bibliothèque du roi 3, p. 220) scheint es noch weiter zurückzuschieben. Sie zeigt sich ferner in dem altfranzösischen Tristan (1, 204, Zeile 4254—4258 bei Michel), * in dem Roman de Florimont von Aimé von Vacennes, Holland in Pfeiffers Germania 1, S. 241* und in dem von Bekker herausgegebenen Flor und Blancheflor (677—682).

Auch die Anwendung der Parenthese, zumal in solcher unnatürlichen Ausdehnung, wie sie im Athis F 95—103, vorkommt, scheint den französischen Dichtern abgelernt. * Holland

Crestien von Troies p. 259. * Im Grafen Rudolf 23, 45 ist sie geschickt benutzt: am Ende des zwölften Jahrhunderts war sie schon einheimisch geworden, das zeigt die Klage (1888) und Dietleib. * Nibel. 1127, 2. * Im Iwein 26-29, begünstigt sie Hartmanns Neigung, Eigennamen gelegentlich beizubringen: auch 3183 — 3185 ist sie nicht zu tadeln. Otto gebraucht sie im Eraclius mässiger als unser Dichter, Wolfram nicht oft, aber mit richtigem Takt (* Wolfr. Wilh. 315, 2–5. Freidank 46, 13–16. 74, 8—11. Gute Frau 662—663*): noch seltener erscheint sie bei Gottfried von Strassburg, Ulrich von Zezinghofen, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg.

Ich habe den Dichter des Athis der Sprache wegen mit Herbort, der Kunst wegen mit Otto zusammengestellt, wiewohl ich bei diesem mehr Gewandtheit im Ausdruck und weniger Schwung der Gedanken finde[1]): kann uns vielleicht diese Zusammenstellung auf eine nähere Bestimmung ihrer Zeit leiten? Herbort dichtete, wie wir wissen, auf Geheiss des Landgrafen Hermanns von Thüringen, muss also während dessen Regierung in den Jahren 1190—1216 seine Aufgabe vollbracht haben. Im Eraclius wird umständlich erzählt (1679—1685), wie die Briefe des Kaisers Focas zusammengefaltet, beschnitten und mit Wachs
versiegelt werden: diese Stelle kommt in dem französischen Ge- 377
dicht nicht vor, und man könnte vermuthen, es sei hier Veldekes 33
Äneide (11120, vgl. 10643) nachgeahmt; indessen findet sich bei Gautier anderwärts (4361) etwas der Art. Ebenso braucht das Schimpfwort übel hût (Eraclius 2471. 3983) nicht aus der Äneide (12819) entlehnt zu sein: es steht auch in Hartmanns Erek (6523) und bei Neidhart (MSHag. 3, S. 217^b) verschamtiu hût. * Renner 4154. 4157. 12168 bœsiu hût. * Dass im Erek wie im Athis ein eigenthümlicher und sonsther nicht bekannter Ausdruck, der Êren holde (vgl. zu C 72), vorkommt, ist gewiss merkenswerth, kann aber allein noch nicht ein Abborgen

[1]) Wie aber der Herausgeber des Eraclius (Seite 555. 621. 624) zwischen diesem Gedicht und dem ziemlich ungelenken, ohne Zweifel älteren Reinhart Fuchs des Glichesers, zumal bei so ganz verschiedenem Inhalt, »eine innige Verwandtschaft« hat entdecken können, begreife ich nicht; sie sind Geist, Sprache und Darstellung nach völlig verschieden.

bei einem von beiden Dichtern begründen. Etwas Sicheres ist also noch nicht ermittelt, indessen lässt doch die ausgebildetere Sprache und freiere Handhabung der Rede schliessen, dass Eraclius, jünger als die Äneide, in das erste Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts gehöre. * Eraclius gehört Zeit und Kunstart nach zu dem Karlmeinet und dem Athis und Prophilias; Lachmann zu Iwein S. 495. * Aus gleichem Grunde wird auch Athis in diese Zeit zu setzen sein, denn das Alterthümliche, was die Sprache hier im Verhältnis zu den hochdeutschen Denkmälern zeigt, scheint mir aus der Mundart, die mit der allgemeineren Entwickelung nicht gleichen Schritt halten konnte, völlig erklärbar. * Auch im Lanzelet hat die Sprache noch manches Alterthümliche; vgl. Lachm. zu Iwein S. 505. * Sonstige Ausbildung, äussere und innere, * der gebildetere Stil von Athis (Lachmann Parzival XXXVIII) *, ich sage damit noch nicht »grosser, poetischer Werth«, stellen unser Gedicht gleichfalls in die Blüthezeit des dreizehnten Jahrhunderts. Von seiner Fortdauer kenne ich nur ein einziges Zeugnis: in der oben * S. 18 * genannten Erzählung von Michelsberg*) sagt Heinrich von Freiberg (Z. 8—10) Athîs unde Profiljâs nâch ritterschefte strebeten: mit stæten triuwen lebeten in ritterlîcher werdekeit; er hebt also die Freundestreue heraus.

VII.

Der deutsche Athis ist einem französischen Gedicht nachgebildet, ob demselben, wovon sich zu Paris zwei Handschriften in der königlichen Bibliothek erhalten haben, bleibt (nach der Anmerkung zu A 70 und F 64—67) noch ungewiss. Die eine (No. 7191. fonds de Cangé No. 73. Bl. 106) hat Ginguené bei dem Auszug benutzt, den die Histoire littéraire de la France 15, p. 160—193 liefert: von der zweiten (No. 6987. Bl. 119) hatte er vorher schon (15, p. 124 — 125) einige Nachricht gegeben; zugleich findet man hier einzelne Stellen, doch nur von geringem Umfang, aus den Handschriften abgedruckt, ein Paar andere bei Roquefort (De la poésie françoise dans les XII^e^ et XIII^e^

*) [Berl. Jahrb. 2, S. 94. J. Grimm.]

siècles p. 117—118). Von Ginguené ist beachtet, was Fauchet (Recueil de l'origine de la langue et poésie françoise Paris 1581. p. 83) und Le Grand d'Aussy (Notices et extraits des manu- 378
scrits 5, p. 101—131) beigebracht hatten. Zuletzt noch hat Paulin 34
Paris (Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi 3, p. 194 —195) und Francisque Michel (Chroniques anglo-normandes 3, p. IX) die zweite Handschrift besprochen: die erste begnügt sich jener (6, p. 221) nur anzuführen. Da das französische Gedicht über 18500 Zeilen enthält, so ist von dem deutschen, das doch aller Wahrscheinlichkeit nach vollendet war, nur ein geringer Theil vorhanden. Übrigens macht Ginguené einen unbegreiflichen Fehler, wenn er die zweite Handschrift an einer anderen Stelle und als ein ganz verschiedenes Werk aufführt; der Titel »li siége d'Athaines« mag ihn dazu verleitet haben, der allerdings nicht für die eine, sehr gut aber für die andere Hälfte des Gedichtes passt. Schon die Übereinstimmung der an zwei verschiedenen Orten (p. 124 und 179, p. 125 und 193) von ihm selbst mitgetheilten Anfangs- und Schlusszeilen hätte ihm seinen Irrthum klar machen müssen. Ginguené gedenkt (p. 123—124) noch einer dritten Handschrift, die sich in der Bibliothek von Dufay befand und die verloren sein muss, weil er Stellen daraus bei Ducange aufgesucht hat[1]).

In den beiden bekannten Handschriften nennt sich der Dichter ohne nähere Bezeichnung »Alexander«: die verlorene hatte die Überschrift »Roman d'Athys et de Parfilias ou Prophilias rimé par Alexandre de Bernay«. Das ist der Grund, weshalb die französischen Gelehrten diesen Alexander von Bernay (de Bertain, de Berri findet sich auch in den Handschriften, wie mir Hr Michelant schreibt) oder, wie er auch hiess, Alexander von Paris, für den Verfasser halten; nur Ginguené,

[1]) Grässe irrt, wenn er (Sagenkreisse S. 129) behauptet, der französische Dichter Peros de Nesle habe im vierzehnten Jahrhundert einen Auszug von Athis in Versen gemacht. Michel Chroniques anglo-normandes 3, p. IX soll Anfang und Ende von diesem Auszug mittheilen, wo aber nur von unserem Athis nach der Handschrift 6987 die Rede ist. Es sind andere Gedichte, von welchen jener Peros de Nesle oder Perros de Neele solche Auszüge in Reimen geliefert hat und welche Michel 3, p. XIX—XXXII anführt; genauere Nachrichten findet man bei Paulin Paris 3, p. 188—225.

weil er zwei verschiedene Gedichte voraussetzt, nimmt auch zwei verschiedene Dichter an: nach ihm soll das in der ersten Handschrift enthaltene Werk dem Alexander von Bernay zugehören, das in der zweiten einem anderen, der schlechthin den Namen Alexander führte. Jenes Zeugnis, das die Überschrift der dritten Handschrift gewährt, ist beachtenswerth, aber nicht
379 entscheidend, nicht einmal gewichtig, denn es scheint von einem
35 Unwissenden oder, wie die Orthographie anzeigt, späteren Abschreiber herzurühren, für den es wenigstens kein günstiges Vorurtheil erweckt, dass er über den Namen der einen Hauptperson des Gedichtes ungewiss ist. Paulin Paris führt noch einen anderen Grund an, er meint, weil Alexander von Bernay den Stoff seiner Gedichte aus dem griechischen Alterthum entlehnt habe, so dürfe man annehmen, dass er auch Verfasser des Athis sei: ein schwacher Grund, und, was noch schlimmer ist, er beruht auf lauter Voraussetzungen. Denn dass Alexander von Bernay an dem Gedicht Lamberts li Cors von Alexander dem Grossen wirklichen Antheil gehabt habe, ist erst strenger zu erweisen: die Stelle, woraus man es schliesst, bleibt zweifelhaft, wie Paulin Paris (p. 97. 98) selbst anerkennt, und spricht nur von eingemischten Zeilen: dawider streitet aber die grosse Verschiedenheit beider Gedichte; jenes (die Ausgabe vor Michelant steht bevor) ist in langzeiligen Strophen, Athis in kurzen Reimpaaren abgefasst, und schon in den wenigen Stellen, die davon bekannt sind, wird man eine ganz andere Darstellungsweise finden. Wenn aber Paulin Paris (p. 99. 195) weiter behauptet, Athis sei eine Fortsetzung eines Gedichtes von dem trojanischen Krieg, das Beneois de Sainte-More in der Mitte des zwölften Jahrhunderts verfasst hat, so ist das nichts als ein flüchtiger Einfall, den niemand haben kann, der den Inhalt von Athis nur einigermassen kennt; die Belagerung von Athen hat nicht den geringsten Zusammenhang mit der Belagerung von Troja. Und was wird als Stütze des Einfalls angeführt? Der zufällige Umstand, dass in der Handschrift 6987 Athis auf das Gedicht von Beneois folgt. Verwirft man auch das Zeugnis jener Überschrift nicht völlig, so wird man doch erst bessere Überzeugung erlangen, wenn ein verlorenes Gedicht Alexanders

von Bernay, das die Mutter des heil. Martin, Helene, besingt, wieder aufgefunden ist und Sprache und Darstellung in beiden sich vergleichen lässt. Erst im Renart Contrefait, der in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gehört, kommt eine Beziehung auf Athis vor, wie sich aus einer Äusserung Méons (Le roman du Renart 1, p. XII) ergibt[1].

Über das Zeitalter Alexanders von Bernay, von dessen 380
Leben man auch sonst nichts weiss, fällt es schwer, etwas Be- 36
stimmtes zu sagen. Jene Handschrift in der Bibliothek von Dufay soll eine Sammlung von Gedichten des zwölften Jahrhunderts enthalten haben: könnte man sich auf die Richtigkeit dieser Angabe verlassen, so würde sie die Vermuthung begründen, dass auch der Dichter des Athis damals gelebt habe, wogegen an sich nichts einzuwenden ist: mit Sicherheit dürfte man schliessen, wenn die Handschrift selbst in jene Zeit gehörte, aber davon ist nichts gesagt. Die Handschrift 6987 setzt Paulin Paris in das dreizehnte Jahrhundert, 7191 in das Ende desselben; nach Michelants Meinung (wie mir Dr Franz Pfeiffer mittheilt) ist auch jene nicht älter. Hat Alexander von Bernay wirklich an dem Gedicht Lamberts li Cors gearbeitet, so würde es etwa in dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts geschehen sein, da die völlige Vollendung dieses Werkes von Ginguené und Roquefort (De la poésie françoise p. 158) kurz vor das Jahr 1184 gesetzt wird.

VIII.

Ich benutze Ginguenés Auszug zu einer Übersicht des Inhalts, die ich, bequemerer Benutzung wegen, in einzelne Abschnitte, wie sie sich am natürlichsten ergeben, zertheile.

1. Nach Rom (die Geschichte von der Gründung der Stadt dient als Einleitung) pflegten junge Athener zu kommen, um

1) Bekanntlich ist der Renart Contrefait noch nicht gedruckt: die ausführlichste Nachweisung darüber gibt M. A. Rothe Les romans du Renard (Paris 1845) p. 459 — 514, aber jene Beziehung ist darin nicht angemerkt. Durch blosses Missverständnis von Méons Angabe wird in den Jahrbüchern der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache 2, S. 93 gesagt, das Gedicht von Athis stehe handschriftlich vor dem Renart Contrefait.

daselbst die Kriegskunst zu erlernen: umgekehrt schickten die Römer ihre Söhne nach Athen, damit sie sich dort in den Wissenschaften ausbildeten. Evas, ein angesehener Römer, hatte zu Athen den Unterricht des Savis genossen, der auch nachher sein Freund geblieben war. Diesem sendet Evas seinen Sohn Prophilias als Schüler zu. Aber auch Savis hatte einen Sohn, Athis genannt, der in Rom die Führung der Waffen erlernen soll. Athis ist eben im Begriff, sich einzuschiffen, als Prophilias anlangt. Er führt diesen zu Savis, der den Sohn seines Freundes aufs Beste empfängt. Athis ändert seinen Entschluss und will erst dann nach Rom gehen, wenn Prophilias dahin zurückkehrt. Prophilias zeichnet sich bald durch Fortschritte in den Wissenschaften aus.

2. Eines Tags, als beide am Meeresstrand wandeln, entdeckt Athis seinem Freunde, dass Savis die Absicht habe, ihn zu vermählen; der Tag der Verbindung sei schon angesetzt.
381 Bald nachher lädt er den Prophilias ein, seine Braut, die Car-
37 diones heisst, zu sehen. Prophilias wird bei ihrem Anblick von so heftiger Liebe entzündet, dass er in Siechthum verfällt. Athis kommt mit seinem Vater den Kranken zu besuchen, und es werden Ärzte herbeigeholt. Indessen wird die Hochzeit gefeiert. Während man bei dem festlichen Mahl versammelt ist, verlässt Athis die Gesellschaft und begibt sich zu seinem Freund, dessen Leiden sich verdoppeln, als er hört, dass die Geliebte sich in Einem Hause mit ihm befinde. Athis dringt so lange in den Kranken, bis er ihm die wahre Ursache seiner Leiden, die Liebe zu Cardiones, entdeckt. Die Kräfte schwinden ihm nach diesem Geständnis, aber Athis, der treue Freund, umarmt ihn und erklärt sich bereit, ihm seine Gesundheit wieder zu verschaffen. »Ich will«, sagt er zu ihm, »heute Nacht mein Bett verlassen und dir den Platz neben meiner Frau einräumen; nur hüte dich zu sprechen und vor allem hüte dich einzuschlafen. Sobald du zurückgekehrt bist, nehme ich meinen ersten Platz wieder ein«. Der Kranke wird in eine Kammer neben der seines Freundes gebracht. Als Athis mit seiner Neuvermählten zu Bett gegangen ist, zaudert er ungewiss; doch die Freundschaft siegt, und er beharrt bei seinem Entschluss. Er

begnügt sich die Braut zu umarmen und begibt sich zu dem Freund, den er auffordert, seine Stelle bei Cardiones einzunehmen. Prophilias folgt dem Drang der Leidenschaft. Als seine Wünsche erfüllt sind, zieht er der Cardiones den Ring vom Finger und kehrt zu Athis zurück. Auf diese Weise bringt er jede Nacht bei der Geliebten zu.

3. Indessen sendet der tödlich erkrankte Evas einen Boten an Savis und verlangt seinen Sohn noch einmal zu sehen. Prophilias, trostlos über diese Nachricht, kann sich doch nicht entschliessen, die geliebte Cardiones zu verlassen. Jetzt geht Athis, der seine Trauer bemerkt, noch weiter in der Freundschaft, er zeigt sich bereit, ihm seine Frau abzutreten. Er führt diese in ein einsames Gemach, entdeckt ihr was geschehen ist und fordert sie auf, nicht mehr ihn, der sie nie berührt habe, sondern den Prophilias als ihren Gemahl zu betrachten. Prophilias wird herbeigerufen; er bestätigt die Aussage seines Freundes und zeigt der Cardiones den Ring, den er ihr abgezogen hat. Athis führt beide in den Tempel der Venus, wo die frühere Verbindung aufgelöst und die neue geknüpft wird. Die beiden Verehlichten begeben sich nun nach Rom. Evas, der wieder hergestellt ist, geht seinem Sohn entgegen, erstaunt zwar, ihn ohne seine Zustimmung vermählt zu sehen, gewährt jedoch Verzeihung und umarmt seine Schwiegertochter. Er beklagt und bewundert
zugleich den Athis, den er zu belohnen wünscht. Die Hoch- 382
zeit wird mit Pracht gefeiert, und Evas übergibt seinem Sohn 38
grosse Reichthümer.

4. Eine ganz andere Wendung nimmt das Schicksal des Athis. Enterbt und vertrieben von seinem Vater (der Grund wird nicht angegeben) geräth er in die grösste Armuth. Seine Eltern wollen ihn nicht sehen; niemand will ihn aufnehmen. Da er nicht weiss, wohin er sich in seinem Unglück wenden soll, so entschliesst er sich endlich, seinen Freund in Rom aufzusuchen. Aus Mitleid nimmt man ihn in ein Schiff auf, wo er wegen seines armseligen Aussehens verspottet wird. Er langt in Rom an und findet endlich das Haus, wo Prophilias und Cardiones wohnen. Beide sind eben im Begriff, an der Spitze eines grossen Gefolges einen Spazierritt zu machen. Sie kommen

an Athis vorbei, ohne ihn anzureden, da seine ärmliche Kleidung und seine Magerkeit ihn bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben. Allein Athis sieht darin Absicht und überlässt sich alsbald den schwärzesten Gedanken. Er begibt sich in eine Felsenhöhle vor der Stadt mit dem Vorsatz, darin Hungers zu sterben. Unter Klagen über sein Geschick bricht die Nacht ein.

5. Das Wetter ist schön. Drei Jünglinge kommen aus der Stadt und nähern sich der Höhle, wo Athis liegt: sie erwarten ihre Freundinnen, die eine Zusammenkunft verheissen haben. Einer von ihnen beginnt in seiner Ungeduld die Geliebte des anderen zu schmähen. Der Beleidigte zieht sein Schwert, der dritte vereinigt sich mit ihm, und jener Unvor-
A sichtige fällt unter ihren Streichen. Nach vollbrachter That entfliehen die Beiden. Athis verlässt die Höhle und will dem Unglücklichen Beistand leisten, aber zu spät. Er entschliesst sich, dieses Ereignis zu benutzen, um seinem eigenen verhassten Leben ein Ende zu machen. Er wälzt sich auf der Leiche, befleckt sein Gewand mit Blut und erwartet den Tag, damit man ihn in diesem Zustand bei dem Ermordeten finde. So geschieht es in der That, er wird ergriffen und vor die Richter geführt, die ihn, da er sich selbst als schuldig angibt, zum Tod verurtheilen. Einige von den Richtern bemerken jedoch, es sei unglaublich, dass ein Fremder einen, den er nie gesehen habe, umbringe und so lange verweile, bis man ihn gefangen nehme.

6. Es war Sitte zu Rom, den Verurtheilten drei Tage lang öffentlich auszustellen: und so geschieht es auch mit Athis. Zufällig geht Prophilias vorüber und erkennt seinen Freund. Eingedenk der Opfer, die dieser ihm gebracht hat, zaudert er,
383 um ihn zu retten, keinen Augenblick, sich für den Thäter aus-
39 zugeben und klagt sich selbst vor dem Gericht an. Jetzt ein Wettstreit zwischen beiden Freunden: jeder will für den An-
*Ab deren sterben. Die Angehörigen des Prophilias, der die Stelle
Ac* des Athis eingenommen hat, sind trostlos, zumal als der zweite Tag vorüber ist. Indessen kehren die zwei entflohenen Mörder nach Rom zurück, wo sie vernehmen, was geschehen ist, und auf dem öffentlichen Platz den an die Kette geschlossenen Prophilias erblicken. Der eine raunt dem anderen zu: »Wir

müssen eilig entfliehen: bemerkt man uns und es kommt an
den Tag, dass wir die Thäter sind, so ist unser Verderben ge-
wiss«. Aber ein Anwesender vernimmt diese Worte und klagt
beide sogleich öffentlich des Mordes an. Man sieht, dass ihre
Hände noch mit Blut befleckt sind: sie werden festgehalten
und an die Kette geschlossen, an welcher bisher Prophilias ge-
standen hat. Jetzt bekennen sie ihr Verbrechen und erleiden
die Strafe. Athis und Prophilias umarmen sich und erzählen
einander ihre Schicksale. Athis wird dem Evas und den Ver- *Ad
wandten des Prophilias vorgestellt und erhält von Evas, der ihn Ae*
wie seinen Sohn betrachtet, grosse Geschenke an Ländereien,
Geld und Edelsteinen.

7. Bald hernach feiert man das Fest der Entführung der
Sabinerinnen. Athis erblickt hier Gayete, die Schwester des
Prophilias, erst sechzehn Jahr alt, aber von wunderbarer Schön-
heit. Er empfindet alsbald die heftigste Liebe zu ihr, hält sie
aber geheim, weil Bilas, der König von Sicilien, um sie ge-
worben hat; auch Gayete fühlt Neigung zu Athis. Die Liebe
macht den Jüngling krank, vergeblich sucht Prophilias, der das
Geheimnis nicht kennt, ihn zu trösten. Gayete, als sie den Zu-
stand des Geliebten erfährt, fällt in Ohnmacht. Evas besucht
den Kranken, befühlt Haupt und Puls und findet diesen ruhig.
Beim Weggehen spricht er zu Prophilias: »Diese Krankheit
macht mir umsomehr Kummer, als ich die Absicht hatte, dem
Athis deine Schwester zur Gemahlin zu geben, nicht dem Könige
Bilas«. Der Kranke beklagt, als niemand zugegen ist, sein Ge-
schick: er glaubt in der Verwirrung des Geistes die Geliebte
zu erblicken und will sie umarmen; wieder zu sich gekommen
empfindet er um so lebhafter sein Unglück. Auch die trostlose
Gayete vergiesst Thränen über ihn. Prophilias begreift, dass
Liebe allein die Ursache der Krankheit sei, aber er weiss nicht,
wen Athis liebt, seine Frau oder seine Schwester: aber sei es
die Eine oder die Andere, er will sie ihm überlassen: molt pert
qui pert un bon ami. »Wäre es Gayete«, spricht er zu sich
selbst, »mit welcher Freude wollte ich sie ihm zuführen«. Bei
Tagesanbruch eilt er zu Athis: er dringt darauf, ihm die Ur- 384
sache seiner Leiden zu entdecken, wagt aber nicht, von der 40

Liebe zu reden aus Furcht, Athis möge seine Frau nennen. Athis gesteht zwar, dass er liebe, wagt aber nicht, den Namen seiner Geliebten auszusprechen, bis er endlich nach weiterem Drängen offenbart, dass es Gayete sei, für die er glühe. Prophilias umarmt ihn, sichert ihm seine Schwester zu und verlässt ihn, um sein Versprechen in Ausführung zu bringen. Athis, im Vorgefühl seines Glücks, fasst neuen Muth. Prophilias weiss seine Schwester zum Geständnis ihrer Liebe zu bewegen und verspricht ihr Vereinigung mit seinem Freunde. Auch Salustine, die Mutter, gibt ihre Einwilligung.

8. Während die ganze Familie in einem Garten versammelt ist, erscheint ein Bote des Königs Bilas von Sicilien und ersucht den Evas und Prophilias, zu seinem Herrn sich zu begeben, weil er als zukünftiger Gemahl der Gayete zugleich mit ihnen seinen Einzug in Rom halten wolle. Die Liebenden gerathen bei dieser Nachricht in Verzweiflung. Prophilias geht mit Schwester und Mutter zu Evas und macht ihm die dringendsten Vorstellungen: dieser aber will sein gegebenes Wort nicht brechen, und nichts vermag den Greis von dieser Ansicht abzubringen. Prophilias zeigt sich entschlossen, gegen Bilas einen Kampf zu beginnen und, wenn er auf der Verbindung mit Gayete bestehe, ihn auf das Feindlichste zu behandeln. Evas will dem Könige eröffnen, dass Gayete, von Liebe zu einem Anderen bereits erfüllt, in der Verbindung mit ihm unglücklich sein werde. Er macht sich auf und gelangt zu dem Zelt des Bilas, dessen Pracht umständlich beschrieben wird: man sieht darin gewürkte Bilder, welche das Urtheil des Paris, die Belagerung von Troja, die Gründung Roms, Eteocles und Polynices, Salomon und Absalon, endlich die zwölf Monate, die vier Jahrszeiten, die zwölf Zeichen und die Planeten darstellen. Evas wird ehrenvoll empfangen. Bilas fragt nach Prophilias, er werde später sich zeigen, erwidert der Vater. Evas lädt den König ein, nach Rom zu kommen, aber Bilas weigert sich unter dem Vorwand, dass seine Leute die römische Sprache nicht verständen, und bittet ihm die Jungfrau zuzuführen, damit die Vermählung gefeiert werde. Evas beräth sich mit seinen Senatoren und den zwölf Pairs von Rom, wie man den Antrag

zurückweisen könne. Man bietet dem Könige grosse Schätze,
wenn er abstehen wolle: aber Bilas fordert seine Braut und
schwört sich zu rächen, wenn man sie ihm vorenthalte. Jetzt
ertheilt man dem Evas den Rath, sein Wort zu halten und nicht
zu beachten, was Prophilias vorbringe, sondern seine Tochter
dem Könige zu geben. Evas zeigt sich diesem Vorschlag ge- 385
neigt, kehrt zurück und stattet Bericht ab; dann begibt er sich 41
zur Ruhe.

9. In der Nacht berathen sich die Übrigen, was zu thun
sei; man kommt überein, bei Freunden und Verwandten um
Beistand zu bitten. Am Morgen sind schon viertausend ver-
sammelt. Sie ziehen aus der Stadt und legen sich in einen
Hinterhalt, um die vorüberziehende Gayete aufzuheben. Pro-
philias, der noch weitere Verstärkungen erhalten hat, trennt
sein Heer in zwölf Abtheilungen. Bei Anbruch des Tages be-
fiehlt Evas seiner Tochter, sich fertig zu halten, weil er sie dem
Könige Bilas bringen wolle. Gayete wählt die schlechtesten
Kleider, aber Evas nöthigt sie, die prächtigsten zu nehmen.
Man steigt zu Pferd, und auf einem Nebenweg gelangt Gayete
in das Lager des Königs, der sie nach freundlicher Begrüssung
alsbald unter Begleitung von hundert Rittern in sein Reich ab-
sendet. Das übrige Heer geht voran oder folgt. * (A* A**) *
Prophilias mit seiner Schar greift den Zug an und siegt: aber B
Gayete wird nicht gefunden, weil sie von einem Ritter weggeführt
ist. Die Feinde erhalten Verstärkung und setzen ihren Weg fort,
gerathen aber in den Hinterhalt, in welchem Athis liegt. Gayete
birgt sich während des Kampfes im Wald. Athis sucht sie
nach allen Seiten: er findet ihr Pferd und ihren Mantel; beides
hatte sie zurückgelassen. Endlich erblickt er sie unter einem
Olivenbaum, hebt sie auf sein Pferd und bringt sie zu den Sei-
nigen. Dann eilt er dem mit Bilas kämpfenden Prophilias Beistand
zu leisten. Die Römer, von der Überzahl der Feinde erschreckt,
haben sich eben zur Flucht gewendet: aber als Athis an der
Spitze einer beträchtlichen Schar erscheint, fassen sie wieder
Muth. Bilas wird vom Pferd geworfen und nur mit Mühe C
wieder hinaufgehoben. Seine Leute fliehen und werden bis in
den Wald verfolgt. Athis und Prophilias kehren auf den Kampf-

platz zurück, die Getödteten begraben zu lassen. Sie vergiessen Thränen, als sie das Unglück übersehen, wovon sie die Ursache sind. Athis zumal kann es sich nicht verzeihen und will entfliehen: aber die Freunde, die seines Beistandes bedürfen, fragen ihn, was aus Gayete werden solle. Prophilias vereinigt sich mit den Bittenden, und es gelingt, ihn zu beruhigen. Athis macht jetzt den Vorschlag, die Todten und Verwundeten nach Rom bringen und die reiche Beute voran tragen zu lassen, damit ihr Anblick die Trauer derjenigen mässige, die einen Sohn oder Bruder verloren. Dieser Rath wird befolgt, man führt die Gefangenen im Triumph in die Stadt, und die gewonnenen
386 Schätze ersticken die Klagen. Athis behält für sich das Zelt
42 des Königs, und Prophilias gibt der Gayete Kleider und Edelsteine.

C* D 10. Prachtvoll wird die Vermählung der Liebenden gefeiert; Prophilias beschenkt beide reichlich, und die Feste dauern acht Tage lang. Athis gedenkt jetzt seiner Eltern und vergiesst Thränen, weil sie sein Glück nicht theilen. Prophilias schlägt vor, in Begleitung der beiden Frauen dorthin zu reisen, und Evas gibt seine Einwilligung dazu. Sie ziehen mit einem grossen Gefolge aus, und nach einer Überfahrt von acht Tagen landen sie in dem Hafen von Athen. Savis wird durch einen Boten von der Ankunft seines Sohnes benachrichtigt. Er war aus Kummer, weil er keine Nachricht von Athis erhalten hatte, erkrankt und schon seit einem Jahr bettlägrig. Erfreut durch die Botschaft beruft er seine Verwandten, damit sie den geliebten Sohn in seinem Hause empfangen. Von Frau und Gefolge begleitet macht sich Savis auf den Weg nach dem Hafen; der Bote eilt voraus und verkündigt seine Ankunft. Athis geht seinem Vater entgegen: sie umarmen sich tausend Mal. Die sonst dem Athis alles versagt hatten, zeigen jetzt die grösste Zuvorkommenheit; jeder will ihn aufnehmen, doch Savis lässt ihn nicht von sich.

11. Zu dieser Zeit herrscht in Athen der Herzog Theseus, ein Nachkomme des altberühmten gleichnamigen Königs; sein Sohn heisst Pyrithous. Bei der Nachricht von der Ankunft der beiden Freunde statten sie ihnen einen Besuch ab und werden

ehrenvoll empfangen. Theseus ersucht den Athis, seinen Sohn zum Krieger auszubilden und ihm bei seinen Unternehmungen Beistand zu leisten. Als aber Theseus und Pyrithous die Frauen erblicken, werden beide, Vater und Sohn, von heftiger Liebe zu der schönen Gayete ergriffen; vergeblich bemüht sich die junge Frau des Theseus, sie zu zerstreuen. Endlich besinnt sich Theseus und sieht ein, dass er bei seinem Alter Unrecht habe, einer solchen Leidenschaft nachzuhängen. Der Sohn überlegt, wie er durch eine glänzende That die Aufmerksamkeit der geliebten Frau auf sich ziehen könne.

12. In dieser Stimmung vernimmt Pyrithous, dass Thelamon, Herzog von Corinth, einen tapferen Sohn habe, Ajaus genannt als Nachkomme des berühmten Ajax. Pyrithous benutzt ein Fest, das Thelamon gibt, um den Ajaus zum Kampf zu fordern: er droht dabei ihm sein Erbe in Asche zu verwandeln. Eigenmächtig sendet er darauf einen Boten mit der Kriegserklärung ab. Thelamon versammelt sein Volk und bereitet sich, Athen zu überfallen. Pyrithous, der nicht weiss, wie er 387
seinen Vater von seiner Unbesonnenheit in Kenntnis setzen soll, 43
fasst den Entschluss, alle Ritter in seines Vaters Land zu den Waffen zu rufen; zugleich ersucht er die beiden Freunde, Athis und Prophilias, mit ihm sich zu vereinigen. Dann bricht er auf; sein Heer ist siebentausend Mann stark, sein Gegner hat dreitausend mehr. Die Schlacht beginnt. Pyrithous legt einen Theil seines Volks in einen Hinterhalt und zieht sich zurück: sobald aber der Feind an eine Furt gelangt ist, bricht die verborgene Schar hervor und fällt ihm in den Rücken, während Pyrithous ihn von vornen angreift. Prophilias und Athis tragen den Preis der Tapferkeit davon. Der Kampf dauert anderthalb Tage: das Heer des Thelamon denkt schon daran, sich zu ergeben, als Theseus mit zwanzigtausend Mann anlangt: er hatte von dem unbesonnenen Streich seines Sohnes gehört und war ihm zu Hilfe geeilt. Da auch die Gegner Verstärkung erhalten haben, so beginnt der Kampf von neuem. Pyrithous wird verwundet: Theseus fürchtet für sein Leben, aber der Sohn heisst ihn ruhig sein, nahe seine Stunde heran, so werde nichts den Tod abwenden. Theseus macht ihm Vorwürfe, dass er den

Krieg ohne sein Vorwissen angefangen habe. Indessen, meint er, da Thelamon sich zurückziehe, so müsse man heimkehren und auswärtige Söldner mit dem Lösegeld für die Gefangenen dingen. Man zieht also am folgenden Tag nach Athen zurück, wo ein neuer Kampf vorbereitet wird. Die beiden Freunde berichten den Ihrigen von den Thaten, die sie vollbracht haben. Auch Thelamon macht grosse Zurüstungen. Er lädt seine Verwandten, Freunde und Lehnsleute ein, ihm zu Hilfe zu kommen und die Beleidigung, die er erduldet habe, zu rächen. Als König Bilas, der ihm verwandt ist, hört, dass Athis und Gayete sich in Athen befinden, eilt er ihm Beistand zu leisten, um an den Römern Rache für die Entführung der Gayete zu nehmen. Man rüstet sich mit aller Macht: auf jeder Seite hat man wenigstens hunderttausend Streiter zusammengebracht.

13. Thelamon zieht heran, von Bilas begleitet. Sie haben die Absicht, den Herzog von Athen in der Nacht zu überfallen und sich der Stadt zu bemächtigen; schon erfreut sie der Gedanke an die Vertheilung der Beute. Theseus beräth sich mit seinen Baronen, und man fasst den Entschluss, den Feind anzugreifen. Abends sendet er den Pyrithous an die beiden Freunde mit der Einladung, an dem Kampfe Theil zu nehmen; ihn begleitet Carsidorus, der Sohn eines Kaisers. Ihrem Rang
388 gemäss empfangen, bitten sie die beiden Frauen Cardiones und
44 Gayete um ein *Liebeszeichen*, das sie *an ihren Speren befestigen* wollen. Cardiones gibt dem Pyrithous, Gayete dem Carsidorus einen *goldenen Ring*[1]). Beide Jünglinge werden in der Nacht von den Gedanken an die That erfüllt, durch welche sie sich in den Augen der Frauen, deren Ritter sie sind, auszeichnen wollen. Indessen erfahren die Belagerer durch einen Späher, dass die Stadt zur Vertheidigung gerüstet ist, und Bilas benachrichtigt Thelamon davon. Ihr Heer ergreift die Waffen
E und harrt auf den Ausfall der Belagerten, die nicht lange auf sich warten lassen. Die Frauen besteigen die Thürme, um zu sehen, wie ihre Ritter sich halten. Der Kampf dauert den ganzen Tag. Die Athener, welche die rühmlichste Tapferkeit

[1]) In dem französischen Auszug werden die Namen der Frauen verwechselt.

zeigen, tragen den Sieg davon und nehmen eine grosse Anzahl edler Herren gefangen.

14. Bilas verlangt jetzt eine Unterredung mit dem Herzog von Athen. Theseus erscheint, begleitet von Athis, Prophilias und seinem Sohn Pyrithous. Der König von Sicilien, nachdem er die Tapferkeit seiner Gegner gerühmt hat, verlangt einen Waffenstillstand von acht Tagen, zugleich eine Übereinkunft, die beiden Theilen alsbald geselligen Verkehr erlaubt; er bittet zugleich den Herzog um Erlaubnis, seine Tochter, die schöne Alemandine, zu sehen. Dies alles wird bewilligt und zwar durch die Vermittelung des Prophilias, an dem Bilas ebenso Muth als rechtliche und versöhnliche Gesinnung bewundert. Hierauf kehrt jeder in das Lager zurück, und am anderen Morgen eilt der König nach Athen. Da er wünscht, auch Sabine, die Schwester des Athis, kennen zu lernen, so begibt er sich zu Savis. Als er in dem Hof der Burg anlangt, kommt Athis herbei und hält ihm den Steigbügel in der Absicht, ihn damit zu ehren. Bilas sieht hierauf Sabine, von welcher der Dichter ein reizendes Bild macht, und empfindet die heftigste Liebe. Nach dem Mittagsessen begibt sich die ganze Gesellschaft zu Theseus: auch die beiden Freunde begleiten den König dahin. Der Herzog stellt ihm seine Frau und Tochter vor. Bilas kehrt ins Lager zurück und erzählt dem Thelamon von dem in Athen genossenen Vergnügen und den grossen ihm erwiesenen Ehren. Sabine bleibt fest in seinem Herzen, und er begibt sich während des Waffenstillstands oft zu Savis. Der König schlägt den Frieden vor unter der Bedingung, dass Athis ihm seine Frau zurückgebe; dies wird nicht bewilligt.

15. Man rüstet sich, und der Kampf beginnt aufs Neue. 389
Pyrithous, von Thelamon angegriffen, wird verwundet und 45
verdankt seine Rettung nur dem Prophilias, der ihn mit dem Schilde deckt. Cardiones stirbt vor Schmerz, als sie Pyrithous, ihren erwählten Ritter, fallen sieht, weil sie ihn für todt hält. Theseus kehrt in seine Burg zurück und besucht seinen verwundeten Sohn. Dieser erbittet sich als eine Gunst, dass seine F
Schwester Alemandine dem tapferen Prophilias vermählt werde, indem er, Pyrithous, die Ursache von dem Tode der Cardiones

sei. Der Herzog gibt seine Einwilligung. Dann wird die Lanzenspitze aus der Wunde gezogen, und Pyrithous stirbt. Ein Bote benachrichtigt den König von diesem Ereignis und bittet um einen Waffenstillstand, der gewährt wird. Prophilias erfährt bei seiner Heimkehr den Tod seiner Gemahlin und geräth in Verzweiflung. Das Leichenbegängnis der Cardiones und des Pyrithous findet zu gleicher Zeit statt. Theseus denkt an die Bitte seines sterbenden Sohns, fasst die Hand der schönen Alemandine und führt sie dem Prophilias zu, der sich mit ihr verlobt.

16. Bilas hat seine Liebe zu Savine nicht vergessen. Er wünscht sie wiederzusehen und begibt sich an dem dritten Tage des Waffenstillstands zu Savis. Er erklärt der Jungfrau seine Neigung und bittet um Gegenliebe. Savine fühlt sich geehrt, kann aber wegen Verschiedenheit des Standes nichts auf den Antrag erwidern. Als der König versichert, dass er sie zu seiner Gemahlin verlange, so ersucht sie ihn, sich mit ihrem Vater und Bruder und ihren Freunden zu besprechen. Diese willigen ein, aber es ist noch die Beistimmung des Theseus nöthig, der geschworen hatte, keinen Frieden zu machen. Er weigert sich auch anfangs, lässt sich aber zuletzt bewegen, die Bedingungen anzunehmen. Die Vermählung des Bilas wird zu Athen gefeiert, zwei Tage später kehrt er nach Sicilien zurück. So lange er lebt, geniesst Athen das Glück des Friedens.

IX.

Man bemerkt leicht, dass unser Gedicht aus zwei verschiedenen Theilen besteht. Der erste endigt mit dem Sieg der Römer über Bilas und der Vereinigung der Liebenden. Athis und Prophilias sind die Helden, um die sich alle übrigen Personen bewegen, und das Ziel ihrer Dichtung ist die Verherrlichung ihrer Freundschaft. Athis überlässt seine Braut dem Prophilias, damit diesen die heftige Leidenschaft nicht tödte:
390 Prophilias vergilt dieses Opfer dadurch, dass er, um dem Athis
46 das Leben zu retten, freiwillig den Mord auf sich nimmt, dessen sein Freund, und scheinbar mit Recht, angeklagt wird: dann

kämpft er für ihn, um ihm zu dem Besitz seiner Schwester zu verhelfen.

Die Sage von zwei Freunden zeigt sich in vielfachen Gestaltungen bei mehr als einem Volk und scheint auf dem durch Vermischung des Bluts feierlich geschlossenen Bund zu beruhen, der schon in frühester Zeit bekannt war.[1]) Die verbreitetste, vielleicht auch die älteste ist die Dichtung von Amicus und Amelius, die uns eben durch Haupts treffliche Ausgabe von Konrads Engelhart nahe gerückt ist*); sie dauert noch heut zu Tage in mündlichen Überlieferungen fort. Nachweisungen liefern die Anmerkungen zu den Hausmärchen No. 6. 60. 85. 122 (Bd 3 1822), die von Simrock (Übersetzung des armen Heinrichs 1830) und von Keller (Li romans des sept sages 1836, p. CCXXXI—CCXLVI und Diocletian des Hans von Bühel 1841, S. 63. 64) fortgeführt sind[2]). Welche weitere Bildung die Sage immer auch empfangen hat, der Grundgedanke bleibt, dass der eine Freund bereit sein muss, dem anderen das Beste und Liebste, das er besitzt, selbst das Leben zu opfern: das Schwierige des Verhältnisses tritt erst hervor, wenn dabei die Grenzen des Rechten und Erlaubten müssen überschritten werden. Die Sage fordert nicht bloss diese unbedingte, auch die Sünde nicht scheuende Hingebung, sie führt sie herbei, um die Treue als den einzigen Hebel aller Handlungen darzustellen. Je mehr sich aber späterhin selbstbewusste Umdichtungen bemühen, die Überlieferung mit den Gesetzen der Sittlichkeit in Übereinstimmung zu bringen, desto greller und verletzender tritt der Widerspruch hervor, wie Konrads Engelhart deutlich genug zeigt; selbst im armen Heinrich hat die seelenvolle Auffassung nicht allen Anstoss wegschaffen können; der Dichter des Athis, um sich zu helfen, greift den Inhalt der Sage mit grösserer Eigen-

[1]) [Zum Folgenden gibt W. Grimm noch diese Citate:] * Tacit. Annal. 12, 47. Weimar. Jahrb. 1, S. 417. Wackern. Leseb. 1, S. 982—986. Negermärchen bei Kölle. Ms. Hag. 4, S. 273. Berlin. Jahrb. 7, S. 323—324. Geschichte der deutschen Sprache S. 130—131. Gödeke Gengenbach S. XIV. *

*) [Haupt 4, S. 558. Jacob Grimm.]

[2]) Wer sonst noch Citate sucht, findet sie reichlich bei Grässe über die grossen Sagenkreise des Mittelalters 1842, S. 348—350. * Abels Paul. Diac. p. XXIII. *

mächtigkeit an. Gemeinschaftliche oder doch häufig wiederkehrende Züge der Sage sind folgende. Der eine, zumal wenn Zwillingsähnlichkeit beider Freunde hinzukommt, nimmt, durch die Umstände gedrängt, Nachts die Stelle des anderen in dem Ehebette ein, trennt sich aber durch ein zwischengelegtes schneidendes Schwert von der Frau. Er vertritt den anderen im Kampf eines Gottesurtheils, weil dieser schuldbewusst den Sieg nicht hoffen darf. Noch härtere Prüfungen folgen, der
391 eine, weil ihn der Aussatz überfallen hat, wird aus der Ge-
47 meinschaft der Menschen verbannt, muss Haus, Weib und Kind verlassen und wird als ein bereits Gestorbener betrachtet; Gottes Stimme offenbart, dass nur durch reines Blut diese Krankheit, die für die furchtbarste galt, geheilt werden könne: jetzt zaudert der andere nicht, seine eigenen Kinder zu tödten, um mit ihrem Blut dem Freunde die Gesundheit oder eigentlich das Leben zurückzugeben.

Diese Züge schimmern im Athis durch, wenn auch gestört, verwirrt oder abgeblasst. Entschuldigt wird Prophilias, wenn er in der Hochzeitnacht bei der Frau des anderen ruht, weil ihn der Freund selbst dazu aufgefordert hat, und Cardiones, die von dem Trug nichts weiss, bleibt schuldlos; durch diese Wendung ist das Schwert zwischen beiden unpassend geworden, wie, im Gegensatz zu der Edda, in der Erzählung der Niflungasaga gleicherweise Siegfried die Gunst der Brünhild wirklich geniesst und ihr dann den Ring abzieht (Heldensage S. 362). Warum Athis in den armseligsten Zustand geräth und sich selbst verbannt, begreifen wir nicht recht: *der widerliche* Aussatz stimmte nicht zu der *vornehmen* Haltung des Gedichts, auch nicht eine übernatürliche Heilung desselben: aber er scheint mir angedeutet, wenn Athis von allen geflohen wird und hernach in Lumpen gehüllt vor dem Thor des reichen Prophilias liegt, oder wenn er sich (A 28) ein unreiniz wicht nennt; auch der Verlust seines Erbes (D 76) zeigt wohl den rechtlosen Zustand des Miselsüchtigen an. Der Kampf für den schuldbewussten Freund kommt nicht vor, dagegen ist Prophilias bereit, die Strafe für ein vorausgesetztes Verbrechen zu übernehmen. Den sonstigen Inhalt des Gedichts betrachte ich als

absichtliche Erfindung, die nichts Ausserordentliches zeigt, aber
eine kunstgemässe Anordnung mit symmetrischer Vertheilung
erkennen lässt. Man merkt die Absicht, Verhältnisse und Zu-
stände herbeizuführen, welche in Spannung versetzen und die
Freunde in die bedenklichsten und peinlichsten Lagen bringen,
damit nur ihre Aufopferung recht glänzend erscheine. Weil
aber das Seltsame und Unglaubliche, das die echte Volkssage
unbesorgt vorbringt, hier als etwas Natürliches erscheinen soll,
so kommen innere Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche
hervor. Dass Prophilias und Cardiones an dem durch Elend
und dürftige Kleidung entstellten Athis vorüberreiten, ohne ihn
zu erkennen, lässt sich erklären, und es könnte dabei bestehen,
dass Prophilias ihn hernach, als er in Ketten ausgestellt ist,
sogleich erkennt, weil er ihn wohl aufmerksamer betrachtet:
aber warum gibt sich Athis nicht ohne Weiteres zu erkennen?
Hat er Ursache, eine unfreundliche Aufnahme zu erwarten?
Ohne Noth entschliesst er sich gleich zu dem Ärgsten, zum 392
freiwilligen Hungertod. Dieser ist gewählt, damit ihn die Ver- 48
zweiflung in eine Felsenhöhle treibe und er Zeuge eines auf
ziemlich erzwungene Weise veranlassten Mordes werde, den er
auf sich nimmt, bloss um den Tod zu finden. Er konnte ehren-
voller dazu gelangen, wenn er dem angefallenen Jüngling Bei-
stand leistete: aber dann hatte Prophilias keine Gelegenheit
sich als Opfer für ihn darzubieten. Nicht sehr wahrscheinlich
ist der Ausweg, wodurch die Unschuld des Athis an den Tag
kommt: die Mörder kehren freiwillig in die Stadt zurück und
verrathen sich durch unvorsichtige Reden auf dem offenen Markt.

Der zweite Theil steht mit dem ersten in keinem wahren Zusammenhang. Zwar treten die beiden Freunde darin auf, aber sie sind nicht mehr Hauptpersonen, sondern zufällige Theilnehmer an dem Streite anderer, die sie eigentlich nichts angehen und die in dem ersten Gedicht nicht einmal genannt werden. Der Inhalt verräth keinen besonderen Aufwand von Erfindungsgabe: er ist ohne Knoten und Entwickelung und ohne nothwendigen Schluss; das Ganze beherrscht kein anderer Gedanke, als der Preis persönlicher Tapferkeit, die übermüthig und ohne Grund den Kampf veranlasst. Bilas zwar soll eine

Verknüpfung begründen durch die Rache, die er für die geraubte Gayete nehmen will: aber nur scheinbar gibt er diesen Grund an, denn er überlässt sich sogleich der Neigung zu einer Schwester des Athis, von der früher auch nichts gesagt ist und die sich billig des Bruders in seinem Elend hätte annehmen sollen. Wenn Cardiones, ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Prophilias uneingedenk, volle Neigung dem Pyrithous zuwendet und bei der Nachricht von seinem Tod aus Schmerz stirbt, so wird das Bild, das man sich von ihrer Treue gemacht hat, zerstört; und ebensowenig angemessen ist es, wenn der über den Tod der Cardiones noch ganz untröstliche Prophilias durch die Hand der Schwester des Pyrithous alsbald entschädigt wird. Auch sonst hat dieser zweite Theil die äussere Färbung der Ritterromane. Cardiones und Gayete schenken nicht dem Gemahl, sondern den daneben erwählten Rittern als Liebeszeichen einen goldenen Ring, den diese an dem Sper befestigen wollen (* vgl. Über Schenken S. 21 f. [J. Gr. Kl. Schr. Bd II] *), ohne Zweifel weil sie glauben, dadurch im Kampf geschützt zu werden (* Lichtenstein 186, 25 an sînem sper ein rîsen guot er fuort. *) So erhält bei Herbort (9509—9522. 9881—9882. 9929—9930) Diomedes von der rechten Hand der Briseis einen Ermel, den er als Fahne an seinen Schaft bindet: Gawan (Parzival 375, 13—23. 390, 20) von der Clauditte gleicher Weise den rechten Ermel * der Obilot * (* Über Schenken S. 18 *), den er an seinem Schild befestigt, und Lavinie wünscht (Äneide
393 12034—[12040), dass] Äneas den ihrigen an seinem Arm trage,
49 dann werde er den Kampf ungefährdet bestehen[1]).

1) * Vgl. über Diphthonge nach weggefallenen Consonanten S. 5. 6 * [= J. Gr. Kl. Schr. Bd III]. Ein solcher Ermel heisst stûche Masc. und Fem., * Judith Vorau. Hd. 123, 12. * Herbort 9509. 9930. Erek 4507. Gudrun 5544 (1385, 4). Lichtenstein 263, 16. 287, 3. Heinrichs Krone 95^{a}. 96^{c}. Trojan. Krieg Strassb. Handschr. Bl. 173^{b}. Neidhart S. 21, 4 Ben. * Ms. Hag. 3, 240^{b}. 193^{a}. * Ortnit Ettm. V, 119. Rosengarten Dresd. Handschr. 64, 20. Hadlaub Ms. 2, 192^{a}. Hugs Martina Bl. 132^{b}. * Stûche auch Kopftuch Schmeller 3 S. 606. Göli Ms. 2, 58^{a} Ringewiffel bî der stûchen frouwen Elfen fuorte. Apollon. 19955. 20258. 20313. 20353. die gelwen stûchen Grieshaber Pred. 2, 69. * Der niederdeutsche †) Ausdruck ist mouwe môwe, der in der Äneide und im Lanzelet 4433. 6305

†) [Jacob Grimm setzt dazu ein Fragezeichen.]

Der erste Theil dagegen zeigt die vornehmen und über- 394
feinerten Sitten des griechischen Kaiserthums, äusseres Gepränge 50

vorkommt; * im Mauritius Berlin. Jahrb. 9, S. 129, 1464. in einer Erzählung Gesammt-Abent. 1, S. 93. 147, vgl. S. 92. 120. môwe friesisch Richth. S. 937, Bremer Wörterb. 1, S. 193. slupfer manica Oberlin 1420. Grosse Mauen Ermel, Schütze Holst. Idiotikon 3, S. 90. Maue weiter Hemdsermel, Ermel am Talar (Kortüm aus Düsseldorf), so auch in Rheinbreitbach. Herrad v. Landsberg S. 90. 94 und Bilder Tab. XII (s. Hoffmann Gesch. v. Magdeb. 2, S. 428), vgl. Helbling 1, 168—171. 187 f. 227—230. 2, 1479. 3, 300—303. 8, 453. 742—746. Erek 2309 scheint diu rîse die move zu bedeuten? vgl. Parz. 741, 10. suckenî, zwêne ermel hiengen dran nider zuo den ellenbogen, Haupt Zeitschr. 6, S. 499; die ermel der suckenîen, ibid. S. 500.* Vgl. eine niederländische Erzählung in den Altdeutschen Blättern 1, S. 70. 184. Hartmann gebraucht beide Wörter, doch nur im Erek: mouwe steht 2292. 2297. 2311, dagegen stûche 4507, hier aber nicht im Reim. Es ist ein weiter herabhängender offener Ermel, der den engen, festgeschnürten (vgl. zu D 107) umgab. In den Bildern der Casseler Handschrift von Türleins Wilhelm ist er oft genug zu sehen: auf der Kreuzigung der Extersteine an dem Kleide der Jungfrau Maria ist er um das Handgelenk wieder zusammengezogen; man konnte ihn abzerren (Herbort 9521, Neidhart Ms. 2, 856, Lichtenstein 261, 15, vgl. Parzival 375, 17). * Äneide 1701 die ermil enge und niht wît. Ziemann bei gugel S. 136. In der Berliner Handschrift der Äneide mit Bildern tragen die Frauen ein engermeliges und darüber ein Oberkleid mit weiten, langen Ermeln, die fast bis auf den Boden herabhängen, Kugler S. 18. Das Kleid der Jungfrau hete zwei lange stûchen, daz si die arme entlûchen zuo dem grîfen solde; rîche borten von golde giengen umb diu ende, Apollon. 19955—19959. (beim Zweikampf) die frouwe sol hie ûzen gân, einen stûchen in der hende han mit riemen darîn gebunden swære (einen stein ?) bî drin pfunden. der stûche sol wesen lînîn und zweier ellen lanc sîn, Apollon. 20258—20263, vgl. 20213. Morolt 1, 2587 mit ir guoten mantel si ime den sweiz abe reip.* Daraus erklärt sich sein verschiedenartiger Gebrauch. Er dient, wie oben bemerkt ist, als Fahne am Schaft; Gudrun und ihre Jungfrauen tragen Steine darin; Kriemhild deckt im Rosengarten den Siegfried schützend damit; Lichtenstein, als Frau gekleidet, zieht ihn über den Kopf; im Erek, wie in Heinrichs Krone und im Ortnit wischen Frauen dem Verwundeten Schweiss und Blut damit ab; im Winter schützt er den Frauen das Antlitz gegen die Kälte; und so ist daraus unser heutiger Stauchen oder Muff entstanden. * mufflas hantscôh Glossae Cassellanae G[b] 6, muffula fûstlinc Sumerl. 50[a], vgl. Sprachschatz 2, S. 710.* Auf den Schild wird er festgeschlagen, das zeigen die Stellen im Erek, Lanzelet * und Parzival 375, 23,* er mochte nun von Seide, Gold- und Silberstoff oder von Zobel sein und diente als Decke: denn dass man den Schild mit pfelle und mit Zobel überzog, ergibt sich aus Parzival 101, 8 und aus Konrads Schwanritter 876—877; ein Pantherfell ist es im Lanzelet 6307; Nibelungen 1640, 1 steht ein hulft von liehtem pfelle ob sîner varwe lac. * Kein Schildmacher soll ein Schaffell auf einen Schild legen. Athelstans Gesetze II, S. 18, Schmid S. 75. Der rant (des Schildes) was mit zobele bedaht Lanzelet

und zur Schau getragene Tugenden. Beide Freunde vergiessen Thränen bei dem Anblick der Gefallenen, aber wie geschickt

374, 2378. er hete eines lewen hût gemachet zeime schilde Äneide 5039-5040. schilt — ungehûtet unde unbezogen Äneide 8753. sîn schilt was von harmen wîz, an dem lac vil grôzer vlîz von zobel drûf geslagen Wilhelm von Orlens 1042—1044. ûzer purper ûf den schilt was ein rîchez dach geleit Turnier von Nantes 58, 2. 3. den schilt den fuorte er unde truoc verdecket mit hermîne, Turnier von Nantes 73, 2. 3, 86, 6. * Im Waltharius 1034—1035 wird der Schild von einem Stein zerschmettert, sed retinet fractum pellis superaddita lignum. Eine mouwe zur Schilddecke erhalten zu haben, gewährte übernatürlichen Schutz und galt zugleich als ehrenvolle Zierde, wie Gahmuret das Hemd der Herzeloyde über sein Panzerhemd zieht (Parz. 101, 9—13): deshalb wird die mouwe im Lanzelet 4432 ze einer hübscheite, Herbort 9510 zeime kleinôte getragen und in dem niederländischen Gedicht (182) die Bitte gestellt om êne scônhêde (vgl. Dietleib 12473—12480). * Parz. 371, 28—30, 373, 18. 374, 20; vgl. 375, 11; Wilhelm 19, 27. 382, 19. * Im Erek werden drei Schilde nach einander beschrieben, deren jeder mit einer mouwe überzogen ist: entweder werden drei rechte Ermel als Liebeszeichen vorausgesetzt, von denen nichts gesagt ist, oder das Wort bezeichnet, ohne jene Beziehung, bloss die ritterliche Schilddecke; ebenso im Lanzelet, wo 6305 der mouwe von zobel auf dem einen Schild Erwähnung geschieht und unmittelbar darnach bei dem anderen 6306 nur von der Pelzdecke die Rede ist. Auch Engelhart 2560 ist der stûchen decke zu lesen. Mouwe wird im Lanzelet schwach decliniert, bei den anderen stark: darnach ist Erek 2297 zu bessern, und 2311—2313 lese ich des bestuont der mouwe innerhalp ein frouwe âne vor dem orte †). Unter der Decke nämlich stand das Bild einer Frau als Schildzeichen †): es war nur an dem Ende etwas davon zu sehen. schildes ort Lohengrin 54, 113. Turnier von Nantes 103, 2. 111, 1. Lichtenstein 187, 14 oben dâ des schildes ort mir dact daz winster ahselbein. * Nach Kirchbergs Reimchronik Cap. 29 soll Pribislav von Mecklenburg in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das gemalte Bild einer Jungfrau auf dem Schild
394 geführt haben: aber in den Jahrbüchern des Mecklenburgischen Vereins 10
50 S. 29, wo die Stelle mitgetheilt ist, wird wahrscheinlich gemacht, dass diese Angabe auf einem Missverständnis beruhe, und da sonst nirgend, soviel ich weiss, eine menschliche Gestalt als Schildzeichen vorkommt (* eine Jungfrau im Schild und auf der Fahne Wilh. v. Östr. Bl. 42^{b}. 76^{b}. 84^{a}. 89^{a}, auf dem Helm Bild einer schönen Frau, Simrock Rheinland S. 53; (schilt) dar an einer frouwen bilt was von golde erhebt dem gelîch als ob ez lebt, Beliard 1468; ein nacket kind, Amor der wilde Alexander Ms. Hag. 2, S. 365^{a}; sirene Apollon. 487. 5320. 12422. (auf dem banier 12480) 17676. vgl. Parz. 30, 26. vgl. Benecke Wörterb. v. Ermel. Weinhold Frauen S. 442.*), so vermuthe ich, dass im Erek houwe herzustellen ist (* Lohengr. 138, 548 auf den schilden aks parte houwe und ruote *); es stand nur eine Haue auf dem Schild, von welcher nur das scharfe Ende über die Decke ragend sichtbar war. Ich will

†) [Jacob Grimm setzt dazu ein Fragezeichen.]

weiss Prophilias den übertriebenen Schmerz des Freundes, der verzweifelnd entfliehen will, zu beschwichtigen (Cap. 9)! Mit desto weniger Gefühl, doch mit griechischer Schlauheit wird die Trauer der Eltern und Geschwister dadurch gedämpft, dass man vor den Getödteten und Verwundeten erst die reiche Beute hertragen lässt, von welcher ihren Antheil zu nehmen die edlen Helden nicht verschmähen. Auch die Erinnerung an seine Eltern presst plötzlich dem Athis Thränen aus (Cap. 10). Die Liebe dagegen wird als sinnliche Begierde geschildert, die ohne Befriedigung in körperliche Krankheit übergeht. Doch muss man zugestehen, dass der erste Theil seiner künstlerischen Anlage wegen einer dichterischen Ausfüllung fähig war: die herbeigeführten Zustände konnten lebendig geschildert und Einzelheiten glänzend hervorgehoben werden. Wir müssen warten, bis das französische Gedicht gedruckt ist, da der dürftige Auszug kein Urtheil erlaubt; was von dem deutschen erhalten ist, zeigt in manchen Stellen Wärme und Zartheit der Gedanken.

X.

Wir fragen noch nach dem Ursprung des Werks. Der französische Dichter sagt selbst (nach Roquefort in der Biographie universelle 1, p. 534—535), er habe sein Gedicht aus einer lateinischen Quelle geschöpft: denn so muss man wohl »übersetzt« verstehen. Auch enthalten die Schlusszeilen (abgedruckt in der Histoire littéraire 15, p. 125 und 193, hernach in den von Michel herausgegebenen Chroniques anglo-normands 3, p. IX) die Bemerkung d'Athènes faut (finit) ici l'estoire, que li escriz tesmoigne a voire (témoigne être la vérité). Ob Roquefort jene Angabe auf diese Worte stützt, die nicht noth- 395
51

hier noch eine Stelle aus den Nibelungen erklären: wenn es von der kampfbereiten Brünhild heisst 427, 1 an ir vil wîze arme si die ermel want (* Brünhild legt vorher ein seidenes Waffenhemd an 408. gewâfent man die vant, sam ob sie wolde strîten um alliu küneges lant *), so soll damit gesagt werden, sie habe die weiten, hängenden Ermel zuvor um die Arme gewunden, damit sie dadurch im Kampfe nicht behindert werde; dann erst ergreift sie den Schild und hebt den Sper. Gottfried nennt im Tristan 15740 den Ermel wintschaffen, weil er sich drehen und wenden lässt; vgl. Altdeutsche Blätter 1, S. 352. * Helbling 14, 7—9. * [J. Grimm verweist auf Myth. 1217.]

wendig das aussagen und vielleicht nur eine allgemeine Versicherung von der Glaubwürdigkeit der Dichtung enthalten: woher er weiss, dass die Quelle lateinisch war, die ein Gedicht, aber auch eine prosaische Erzählung gewesen sein konnte, darüber ist noch Auskunft nöthig. Gesetzt ein lateinisches Werk gieng voran, so fragt sich, in welcher Zeit dies entstanden sei. Ich trenne hier beide Inhalt und Geist nach so verschiedene Theile und rede von dem zweiten zuerst, den ich für den jüngeren halte.

Was darin auffällt, ist die Verschiedenheit der äusseren Verhältnisse. Von einem Beherrscher Athens ist in dem ersten Theil keine Rede: in dem zweiten treten zwei Herzoge auf, einer von Athen, der andere von Corinth, beide in voller Ausübung ihrer Macht, aber in eine Fehde mit einander verwickelt. Der Gedanke liegt nahe, in diesem Verhältnis einen geschichtlichen Zustand abgespiegelt zu sehen: in der That finden wir Herrschaften und Herzogthümer in Griechenland, die nach dem Sturz der Comnenen im Jahre 1204 von den lateinischen Kaisern bei Einführung der Lehnsverfassung errichtet waren; man hat Münzen von diesen Fürsten. Athen empfieng im Jahre 1205 seinen Eroberer, einen burgundischen Edelmann, zum Herrn (Du Cange, Histoire de Constantinople sous les empereurs françois 1 p. 30), Corinth etwas später 1210 (das. 2, p. 12). Dass sie in unserem Gedicht Herzoge heissen, darauf ist weiter kein Gewicht zu legen, denn dies war schon früher die allgemeinere Benennung für mindermächtige, eine höhere Gewalt anerkennende Herrscher und wird in Gedichten angewendet, die Sagen aus dem griechischen oder römischen Alterthum behandeln. Otfried (IV, 20, 2. 9) drückt damit die Würde des Pilatus aus, und im Heljand werden sogar Könige damit bezeichnet. Veldeke nennt (12455) den Äneas »Herzog« und lässt (5054) einen herzoge von Prênestîne auftreten: ja bei Herbort (11527. 12683. 12915. 14792) (* vgl. Konrads trojan. Krieg 23670. 23731 *) finden wir den Menestheus schon als Herzog von Athen (* Boccaccio Decam. 2, 7 ein herzog von Athen *); indessen könnte auch Herbort von den geschichtlichen Herzogen etwas gewusst haben. Die Hauptsache bleibt, dass im Athis Griechenland von ein-

zelnen Herzogen beherrscht wird und dieses Verhältnis den Einrichtungen der lateinischen Kaiser entspricht. Es ist möglich, der erste Dichter kannte nur abendländische Verfassungen, und die Übereinstimmung war zufällig: aber wahrscheinlicher dünkt mich doch, dass der wirkliche Zustand Griechenlands, der in Frankreich am wenigsten unbekannt bleiben konnte, der Dichtung zum Vorbild gedient habe. Dann muss man den Schluss gelten 396
lassen, dass die vorausgesetzte lateinische Quelle, das französische 52
und das deutsche Gedicht in den ersten acht bis zehn Jahren nach der Erhebung der lateinischen Kaiser entstanden, also ziemlich nahe auf einander gefolgt seien; denn etwa bis zum Jahr 1214 könnte Athis, wie Herbort, noch vorgerückt werden. Es ist wahr, die Sprache hat mehr Alterthümliches, als in den hochdeutschen Gedichten dieser Zeit vorkommt, aber ich habe schon bemerkt, dass dies durch die Mundart länger erhalten wird. Dann kann jener Alexander, der sich im französischen Gedicht als Verfasser nennt, nicht leicht Alexander von Bernay sein: sonst müsste Athis mindestens fünfundzwanzig Jahre später entstanden sein, als das grosse Gedicht, an dem er gemeinschaftlich mit Lambrecht li Cors soll gearbeitet haben; Ginguené behauptet, Athis sei sein erstes Gedicht gewesen, ich weiss nicht aus welchem Grunde, angegeben hat er keinen.

Der Inhalt des ersten Theils verräth ein höheres Alter. Von einer künstlerischen Anordnung, die Personen und Ereignisse einander gegenüberstellt und im Gleichgewicht hält, wussten die französischen Dichter nichts: wenn etwas davon hier bemerkbar ist, so sehe ich darin nur Beachtung eines herkömmlichen Gesetzes ohne Bewusstsein von dem Grund desselben, etwa wie in Gemälden des elften und zwölften Jahrhunderts, die auf byzantinische Schule hinweisen, die überlieferte Regel selbst bei ungelenker Zeichnung und technischer Unvollkommenheit beibehalten erscheint. In Frankreich wie in Deutschland (Gottfried und Wolfram ausgenommen, kaum Hartmann) dachte man nur an sinnlich belebte Auffassung des empfangenen Stoffs oder an reiche Ausschmückung des Einzelnen: ein Glück, wenn die ursprüngliche Bedeutung der Sage, nachdem sie mehrmals

übersponnen war, noch hindurch leuchtete, wie etwa Hartmanns Erek dieser Vorzug geblieben ist.

Ich vermuthe, die ursprüngliche Quelle dieses ersten Theils ist eine neugriechische Bearbeitung der Sage von den beiden Freunden gewesen, abgefasst etwa im elften Jahrhundert unter den macedonischen Kaisern, als die Kriegskunst im Verfall, die Wissenschaften in Blüthe waren: denn aus diesem Grunde will Athis nach Rom gehen und kommt Prophilias nach Athen. Wie die erwähnte kunstgerechte Anordnung des Ganzen und die vorhin angedeuteten sittlichen Eigenschaften der handelnden Personen auf diese Heimat hinweisen, so auch die Eigennamen, der Schauplatz der Ereignisse, der ausdrücklich hervorgehobene Gegensatz der Sprache in Sicilien und Rom, auch wohl das
397 Zelt mit mythologischen Bildern; ja der Tempel der Venus,
53 der Hafen und der Spaziergang beider Freunde am Meer in der Nähe von Athen scheinen Kenntnis der Örtlichkeit zu verrathen. In dem zweiten Theil kommt nichts der Art vor, und doch war noch mehr Veranlassung dazu gegeben: wer einigermassen die Lage von Athen kannte, würde bei der Belagerung der Stadt des Piräeus oder der Akropolis gedacht haben. Also auch auf diesem Wege gelangen wir zu dem Schluss, dass der zweite Theil nichts enthält, als eine gehaltlose Fortsetzung des älteren, von einem Abendländer hinzugefügt; ob von dem lateinischen Bearbeiter oder dem französischen Dichter, muss dahingestellt bleiben. Änderungen und Zusätze mag auch der erste Theil in diesen Händen erfahren haben, denn das Schleifen an den Haaren durch den Koth (* vgl. Passional 201, 92. 93, 212, 38. 39. 323, 65. 329, 13. 75 folg., Helbling 4, 378 *) und die Ausstellung in Ketten, beides muss Athis erdulden, war (soviel ich weiss) weder bei den Griechen noch Römern bekannt, aber Ähnliches in Frankreich, Deutschland und England (Rechtsalterthümer S. 659. 725 — 726). Eine Spur des vermutheten byzantinischen Werks aufzufinden habe ich mich jedoch vergeblich bemüht.

XI.

Ich schliesse diese Einleitung mit den zu dem Text gehörigen einzelnen Anmerkungen, die den Sinn erläutern, zugleich auch die Übereinstimmung in der Sprache der mitteldeutschen Denkmäler nachweisen sollen.

A 2. sich virgalt, wie Râbenschlacht 846 sie haten sich vergolten und vil sêr hin wider geslagen. 11. mûre finde ich sonst nirgend schwach decliniert als bei Kaspar von der Röhn und zwar im Reim, Dieterich und seine Gesellen Strophe 95. 26. Dachte nicht an einen so traurigen Ausgang. 31. 32. lebine: ebine, derselbe Reim in Hartmann Credo 1451. Veldekes Äneide 8548. 8980. *11896.*· Herborts Lied von Troja 137 und heilige Elisabeth 347. 393. 437. 442. *Nibel. 1682, 2 ze tragene (: Hagene), 873, 2 ze jagene, 1450, 1 ze sagene, Genesis 15, 7 ze sagene (: magene), W. Tit. 158, 4 ze dolne (: verholne), W. Wilh. 217, 5 ze sprechen (: rechen), Gottfr. Trist. 5552 zenpfâhene: ze gâhene, 15683 (segene:) ze pflegene, 16035 ze rîtene: ze bîtene, 16712 (obene:) ze lobene, 17823 ze verberne (: gerne). Lanzelet 515 (gerne:) zenberne, 7986. 5966 (gerne:) ze werne. Klage 1707 ze klagene (: Hagene). Rosengarten C 938 ze tragen (: gesagen). Reinhart Fuchs 1087 ze sagene: ze klagene. Des Hundes Noth R. Fuchs 299, 224 (dache:) ze lache. Gute Frau 1761 zemberne: gerne. Hiltbolt von Swanegau Ms. 1, 146[a]. Lichtenstein 393, 20 ze sehen: jehen. Sieben Schläfer 358 ebene: ze gebene. Jüng. Tit. 56, 1 lebenes: gebenes. Ms. Hag. 3, 427[a] mit werne (: gesterne). Der Unverzagte Ms. Hag. 3, 46[a] zenberne (: gerne). Frauentrost Haupts Zeitschr. 7, S. 126. 587 ze gebene (: lebene). Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. 8, S. 299 ze lebene (: ebene). Haupts Zeitschr. 7, S. 354, 51 ze gelten (: schelten); 7, S. 511, 12[2] (Stricker) ze lobene (: obene). Warnung 301 (Haupts Zeitschr. 1, S. 447) lebene: ze gebene. Dietrichs Flucht 8575 ze sagene (: Hagene).* Die mitteldeutsche Sprache nämlich liebt die kurze Form, die von den Oberdeutschen im Reim, wie es scheint, gemieden wird (vgl. Wolframs *Parzival 373, 21. 819, 11.* Titurel 155, 2. 3. Wilhelm 37, 22. *78, 7. 259, 26. 450, 13.* Walther 93, 19. *Genesis 20, 5 genôzinne: niezenne. Welscher Gast 218[a] (224[a]

auch geben: ze leben). Hartmanns Büchlein 2, 337. vgl. Lachmann zu Iwein S. 389. zu Nibel. 1916, 1. zu Walther 98, 40. Konrads Silvester 4687 ze tragenne: ze sagenne. Trojan. Krieg 11350. 12901 ze sagenne: ze klagenne. Vorau. Handschr. 310, 24 ze vergebenne: ze lebenne. Strickers Daniel S. 55 (Berlin-Dresd.) ze lebenne: ze gebenne, S. 209 in ir lebenne: ze gebenne).* Heinrich vom gemeinen Leben 445 ze redene (: lebene) Wernher von Elmendorf 362 (*Karajan 23, 75*) ze gebene (: lebene) wie Konrad im Schwanritter 1263 ze lebene (: vergebene). Engelhart 1554 ze lebene (: ebene). Anderwärts (Alexius 793. Trojan. Krieg *10018.* 24019) ze lobene (: obene) wie Äneide 4038.
398 5674. 7014. 8238. 9350. 12214. Credo 1551. Anegenge 37, 56.
54 Lambrechts Alexander 5495. Ernst 2407. 2624. Ferner ze sehene (: zehene) Herbort 4767. ze redene (: vergebene) Litanei 23 ze sagen (: gedagen) Eraclius 231. ze sagine (wagine) Wernher vom Niederrhein 67, 22. ze sêne d. i. sehene (: gidêne) Wernh. v. N. 14, 8. zenberne (: gerne) Karlmeinet 363. ze tuone (: kuone) Wernh. v. N. 64, 29. (: suone) Äneide 4899. 5580. 8708. Gottfrieds Tristan 13^c. 94^b. Müll. [13062. 18079.] *Passional 167, 36 an scherne (gerne); 211, 33 mit wachene: ze swachene.* Daher auch hier C 53 zu slâne: zu vâne und ausser dem Reim A* 130. 131 zu vechtine. C 115. D 116 zu tuone. F 151 zu nemine. 39. iz, weil von Masc. und Fem. die Rede ist, aber in der folgenden Zeile dringt das Masculinum vor. 41. Ein glückseliges, frei gewähltes Leben. Hartmanns Credo 1333 nâch reines herzen willekür. Silvester 2324 mit eigenlicher willeküre. Passional 44, 93. 94. 46, 78 vrî leben nâch sînes herzen willekur. 44. sus, wie aber jetzt meine Lage ist. biese »binse« wird Grammatik 1^3, S. 187 vermuthet. *byese junius Teutonista 28^b. Bies fürBinse holländisch.* †biese ist sicher Binse; vgl. Wiesbad. Glossen [in Haupts Zeitschr. Bd VI 1848, S. 321—340] Anmerkung zu 235. Fundgr. 1, 360†*). 57. vgl. Eraclius 1738–1739 ze rehte tragen zuht unde rîcheit. 66. mit windindin hendin

*) [Was hier zwischen zwei Kreuze gesetzt ist, ist den Weiteren Bruchstücken 1852 S. 15. 16 entnommen, wo W. Grimm sagt: »Ich benutze diese Gelegenheit zu den Bemerkungen über die früher bekannt gemachten Bruchstücke einige Nachträge zu liefern«.]

wie Klage * 510. * 839. 1836. * Gudrun 906, 1. 919, 4. 934, 4. 1478, 2. * vgl. A 100 und Grammatik 4, S. 65. 70 f. Das französische Gedicht erzählt abweichend. Athis trägt nicht den Todten in seine Höhle, zu welcher die Blutspuren den Weg hernach zeigen: vielmehr bleibt Athis bei der Leiche liegen und befleckt sein Gewand mit Blut. Wenn der deutsche Dichter nicht absichtlich geändert hat, wozu kein Grund war, so muss er einer anderen Quelle gefolgt sein; vgl. zu F 54—67. 82. er kann leicht ergänzt werden, aber auch Herbort lässt in einem solchen Fall wohl das Pronomen aus; vgl. Frommann zu 828. * 86. zu tôde s. Zarnke zu Brants Narrenschiff 8, 26 S. 316^{b}. * 88. 89. Ich will das Leben in einem so qualvollen Zustande nicht länger ertragen. 90. den nach dem Comparativ, aber B 6. 85. C 139. C* 91 dan. A 149 steht sô den und A 154 swie den. C 139 danne (tunc). C 156. C* 82. 112. D 60 dan. D 132 im Reim dane. B 105. C 77 dannoch. vgl. Grammatik 3, S. 167. 168. 96. 150. D 92. ubir ein, sämmtlich, alle zusammen; vgl. Passional 104, 24. 126, 62. 134, 55. *167, 9. 224, 5. 491, 40. 651, 62 Köpke. D. Wörterb. 3, S. 145. Lohengr. 33, 128. Troj. Krieg 1893 durch ein D. Wörterb. 2, S. 1602. * Bei Herbort 13716 alle über ein, so auch 5653. 11741 after ein nach einander. Heilige Elisabeth S. 366. 406. 425 mit ein, 428 von ein (auch in Dieterichs Drachenkämpfen Bl. 351^{b}), 476 bî ein. * Marien Himmelfahrt 1575. Haupt Zeitschr. 5. * Konrad gebraucht under 399
ein öfter (Haupt zu Engelhart 2993), (* Marien Himmelfahrt 1805 55
under ein*), aber auch bî ein. Engelhart 804 lese ich sô wolten si ouch bî ein wesen. 815 bî ein lîden wolten. 1003 daz si bî ein zwêne man. * Vgl. Haupt zu Neidh. S. 195. * Herzustellen ist 3202 sî wâren bî ein dâ gelegen. 3208 dô si bî ein lâgen; vgl. Haupt zu 804. * Ben. W. B. 417. * 100. der irslahindin vart, über diesen Gebrauch des Part. Präs., s. Grammatik 4, S. 67. 104. den für dem, nicht selten bei Hermann von Fritzlar (Pfeiffer S. 572). Graf Rudolf 4, 4 zuo den boten; vgl. die Einleitung S. 7. besigen betröpfelt: so in Konrads Trojan. Krieg Strassburg. Handschrift Bl. 228^{a} und wâren sîne wunden mit rôtem bluote gar besigen. 105. Wegen des unflectierten grôz ist Grammatik 4, S. 483 nachzusehen. 110. dô sie sich virebindin während sie

sich rüsteten, anschickten. Herbort 13960 sie ebenten sich under schilt beide dirre unde der. Bruchstück einer Veronica wohl aus dem zwölften Jahrhundert in Karl Roths Denkmälern 105, 147 Albân sich zuozim ebinde begab sich, verfügte sich zu ihm. Walther 16, 20 und swer deheine schult hie lât unverebenet unbezahlt. Jüng. Titurel 5288, 2 daz wirt verebenet allez mit der slihte. Theophilus 112 ist daz du dich verebenes. Liedersaal 2, 476, 130 alsô hânt siz verebenet geschlichtet. Kolocz. 78, 39 und verebentez (ebentez Heidelb. Handschr.) ze hant, daz man niht zornes undr in vant. Bei Herbort 6224 auch sich geebenen sich vergleichen. vgl. Anmerkung zu B 20. 118. Beide, die Leiche und den Angeschuldigten, brachte man vor das Gericht. 119. dincstuol, Grieshabers Denkmäler S. 32. Antichrist 131, 28; s. Rechtsalterthümer S. 681. 135. êr dan Graf Rudolf 15, 2. Hermann von Fritzlar 144, 5 vore êr dan. 136. Ich glaube rechte alsam. 143. in eine ketinin. Beispiele starker und schwacher Declination im Althochdeutschen liefert der Sprachschatz 4, S. 367. Die schwache Form zeigen Heinrichs Litanei 955. 973 (Massm.). Hartmanns Credo 537. Annolied 217. Rother 685. 757. 1056. 1625. Lambrechts Alexander 25^{a} * und ^{c} * (* 5423. * 5574). * Konrad von Heimesfurt 625.* Passional 163, 2. *288, 6.* Roths Denkm. 42, 216. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 18^{b}. 30^{a}. 50^{b}. 60^{b}. 61^{a} und Ortnit Ettm. S. 47. Im Glossar zu Gottfrieds Tristan von Hagen wird die starke Form angegeben, und sie steht auch 16555 bei Müller und 26402 bei Groote, aber im Text bei Hagen 16393 und bei
400 Massmann 411, 35 gerade ketenen; aus den Lesarten bei Mass-
56 mann ergibt sich, dass die besten Handschriften ketene haben. Stark wird das Wort ferner gebraucht * Kaiserchronik 62^{d}. Kolocz. 177, 768.* Roland 110, 6. 9. Welscher Gast Pfälz. Handschr. Bl. 104. * 105 * und bei Konrad von Würzburg im Silvester 803 und Schwanritter 110; die Stellen im Iwein entscheiden nicht. 153. Ich habe irteilin geändert,*) weil dies hier allein passt und auch anderwärts so vorkommt; vgl. Eraclius 4130. Reinhart Fuchs Sendschr. 1769. * Passional 239, 22. * Anegenge 31, 4. 5.

*) [J. Grimm bemerkt dazu: unrichtig.]

Heinrich vom gemeinen Leben 772—773. 887. Bei verteilen finden andere Constructionen statt, Erek 5995 er hât mir armen wîbe verteilet an dem lîbe. Heinrich vom gemeinen Leben 859—860 daz ich dir dar umbe iht welle verteilen zuo der helle. Heinrichs Litanei 237, 12 (Fundgr. 2) ime ne sî vor dir verteilet. Häufig ist einen verteilen verdammen, verurtheilen, s. Roland 138, 16. 307, 17. Gottfrieds Lobgesang 56, 8 Haupt. Amis 1347. *Wackern. Basel. Recht S. 31.* Passional 105, 16. Sodann heisst einem daz leben (Lambrechts Alexander 306), lîp unde guot (Reinhart Fuchs 1629) verteilen »es ihm absprechen«. 167. Zu ůrbůrte vgl. A* 124 und E 143. Vielleicht ist hier urburte und urbur anzunehmen; auch in der Kaiserchronik 92[b]. 93[d] ist urbůr und urbur geschrieben. *Benecke Wörterbuch S. 152.*

A* 1. den lîp slîzin, anderwärts den lîp zern. *Flore 6049. daz leben slîzen Renner 2098.* 10. Das Fem. scheide kann ich nur noch im Passional 123, 77. 179, 33. 354, 82 nachweisen. *hinescheide Passion. 191, 23. 352, 58.* 19. durchschîne vielleicht Fem. wie das althochdeutsche scîna; s. Sprachschatz 6, S. 510. 22. Das active gestillen im Wigalois 2070 mit dem Accusativ, doch gebraucht es Ottfried V, 23, 16 auch mit dem Dativ. 34. 35. Die Oberlippe erhob sich, zuckte in die Höhe. Heinrichs vom Türlein Krone 8[a] im wâren ûz gedozzen zwei ôren breit unde hôch; vgl. Heinrich vom gemeinen Leben 897. *Marienleg. 226, 413.* Sprachschatz 5, S. 236. * Gottfr. Tristan 11979 ir begunde ir herze quellen, ir süezer munt ûf swellen.* 40. inzemin wie Graf Rudolf 7, 5. 7. 8, 11. 48. er beswief sie mit den armin, auch Roland 114, 21 oder mit den handen 99, 13. Servatius 1057. 1860. *50. Lohengr. 84, 332. 60. vor gesprach Erek 2269. 89. in steten und in dorfen (: geworfen) Ulrichs Wilhelm 160[d].* 90. beretten schützen, beschirmen gebraucht auch Herbort; vgl. Frommann zu 4256. 5098. 111. vur vazzin angreifen, anfallen, bekämpfen. Rabenschlacht 677, 6 sie begunden mit slegen ein ander für vazzen (so liest die Riedegger Handschrift). Lanzelet 3310 swen er gevazte für, der enwânde nimmer genesen. *124. schilt urborn Helbling 2, 909.

401 Herbort 4675.* 132. diet hier Neutr. wie heilige Elisabeth
57 S. 448 und bekanntlich schon bei Otfried. 142. Dieselbe Zeile C 92. 154. dâ sie houbitin ane wie C 78. Das Heer scharte sich um die Hauptfahne, die auf der karrosche, von welcher zu C 93 die Rede sein wird, stand. Herbort 9161 allez sîn geslechte houbete an den kuonen degen. Dieterichs Flucht 301 des alle, die trôst wellen hân, die in iuwern rîchen sint, hôchedelez kint, die wellent houpten an dich. Passional 61, 27 houbetestû ouch an den man? warst du auch sein Anhänger? Hermann von Fritzlar 89, 33 di kristenlûte alle an in houbeten. 166. îsirn Parzival 156, 26. Sprachschatz 1 S. 488. beslahen wie C* 68; in diesem Sinne auch im Passional 270, 80. 60. (Nachtrag.) vor sprechen anempfehlen, vorschlagen. Passional 228, 47 swaz in Johannes vor sprach, des jâhen si im volge mite. 298, 6 si tâten swaz er vor sprach. vgl. Erek 2269 und Haupts Anmerkung.

B 1—8. Wie es scheint, will eben Prophilias einen König, dessen Name nicht genannt ist, mit dem Sper durchstechen und damit zugleich Rache für einen seiner Verwandten nehmen. Ein Freund des Besiegten, vermuthlich der Herzog von Salerne, bietet sich als Gefangenen dar, wenn Prophilias dem König das Leben lassen und mit dem Stoss einhalten wolle, bis dieser gesprochen, d. h. sich zu erkennen gegeben habe. 8. kichirn schwach decliniert wie im Althochdeutschen (Sprachschatz 4 S. 363), stark in Wolframs Wilh. 59, 2, auch bei Ottacker 88^{b}. 169^{b}, der das Wort in ähnlicher Redensart braucht. E 88 steht wicke; vgl. Grammatik 3, S. 729. 9. Ich lasse die niederdeutsche Form vor nicht stehen, weil der Reim A 130. 135. 141. 146, D 39 vure zeigt. 15. Auch bei Herbort 6880 wibelvale, wo in der Anmerkung nur mit Unrecht wîbel angenommen ist. Servatius 2049 heisst in dem strîte val werden wohl »sterben«. 16. Dahin, wo seine Rüstung lag und bewacht ward. 18. C 138, F 92 andirweide gewährt auch ein Bruchstück aus dem zwölften Jahrhundert (Mones Anzeiger 1835, S. 328, 49). Heinrich von Krolewiz 363. Lohengr. S. 39. Passional 12, 66. 20, 58. 28, 32 usw. Elisabeth 440. 452. 476. Hermann von Fritzlar 39, 6. 54, 3, wo auch 96, 3 drîeweide,

102, 22 virweide, 149, 25 virzicweide vorkommt. Endlich zeigt 402
es der jüngere Titurel einige Mal; vgl. anderwerbe Grammatik 3, 58
S. 141. 20. ebindin stellten her, brachten in Ordnung; vgl. Anmerkung zu A 110. 22. houbit steht für helm, was gewöhnlicher ist (vgl. B 12, E 63. Eilhart 4992. Eraclius 4717. Ludwig von Thüringen 6801); doch auch im Erek 911. 1020 ir houbet sî enbunden. Vollständig Lichtenstein 186, 18. und jüngerer Titurel 4504, 4 den helm ze houbet binden. *Lohengr. 56, 220. 63, 250. Wigal. 6151. Kolocz. 83. 230. Äneide 6649 ûf sîn houbet er in bant. Ulrichs Wilh. 120^a. Laurin Nyerup S. 32 den helm si im ûf daz houbet bant. Laurin Nyerup S. 8 (242) 10 (346) den helm verbinden. Freib. Trist. Roths Denkm. 55, 290. Regensb. Ms. Hag. 3, 354^b. Parz. 96, 2. Ecke bei Caspar 36. helm ûf houbt gebunden Parz. 346, 6. Wilh. v. Orlens 6462. den helm ûf binden Nib. 1535, 1. 1969, 3, abe binden 2002, 3. Parzival 40, 19. den helm von dem houbte binden Parz. 575, 18. Dieterichs Flucht 8948 die helme wurden gestricket vesteclich ze houbet. Wolfr. Wilhelm 3, 19 den stric bekante wohl sîn hant die den helm ûfz houbet bant. Lichtenstein 225, 32. 237, 26. 259, 22. 310, 30 den helm ich ze houbet bant.* 23. langin ebenso Herbort 7405 dô hiez er im langen eine viereckete stangen. Dieterichs Drachenkämpfe Pfälz. Handschr. Bl. 160^a si tet daz si der fürste hiez und langete im vil der steine. 27. bernischin weiss ich nicht anders zu erklären, als dass im Französischen mag vernissé gefirnist (Raynouard lexique roman 3 p. 511) gestanden haben; vgl. Exodus 87, 45. Äneide 5141 âne blenke und âne verniz. * Sprachschatz 2, S. 541 »berniscklist« camisia ultramontana.* † bernisch gold muss durch Gold von Verona Bern erklärt werden, Aurum Veronense bei Pertz 2, 82. † 30. 31. Der Adler hatte die Flügel ausgebreitet. *Grieshaber Pred. 1 S. 118 wâren ir vedechen zerworfen und zerspreit.* 32. Zweifaches Gold müsste zweifarbiges sein, etwa mattes und glänzendes (vgl. zu 27) oder grünliches und röthliches. Der Adler war entweder senkrecht getheilt, oder Schnabel und Krallen waren anders gefärbt als der Leib. *Lohengr. 135, 536 Schnabel und Fuss von Gold. Wigalois 2291 swan hermîn snabel und vüeze guldîn. * 38. Die Krallen auseinandergespreizt; der heraldische Adler wird

beschrieben. 46. E 133. 164, also verhältnissmässig oft, das
sonst unhäufige vorne, bei Otfried forna (Sprachschatz 3, S. 627),
das Lachmann im Iwein (zu 5049) mit Recht nicht zulässt. Am
meisten gebraucht es noch Konrad, Silvester 4025. Engelhart
4025. Engelhart 3562. Trojan. Krieg 11827. 12504: sonst ver-
einzelt Roland 283, 12. Graf Rudolf 27, 10. Wernher vom
Niederrhein 33, 28. Albertus 363. Parzival 483, 2. Gottfrieds
Tristan 2845 (nicht im Reim). Gute Frau 878. Reinfried von
Braunschweig Bl. 149[d]. Rüdiger von Hunthofen in den Kolocz.
Handschr. 180; auch im jüngeren Titurel und im Renner ge-
währt es der Reim. bevorn s. oben S. 20 [234]. zuvorn Pass. 21,
91. 87, 86. vornen Wigalois 3863. Kunhart von Stoffel in
Wackernagels Lesebuch 1, S. 648, 12: aber Engelhart 3075.
3484 und Trojan. Krieg 1336. 12621 ist nicht sicher, da Konrad
vorne im Reim gebraucht. Auch Neidhart Ms. 2, 77[b] steht
vornen (vornân kann nicht gelesen werden) wie in Ulrichs
403 Tristan 3269 ausser dem Reim. 53. entlôsen Livländ. Reim-
59 chronik 1508. 1760. Die Ergänzung wird durch B 140 gerecht-
fertigt. 55. Da gestrickit eben voran gegangen ist, so sollte
hier wohl gestrichen stehen, wie Ernst 2635 zwô hosen gestrichen
an sîniu bein und Wigalois 4088. 58—60. goltmâl an dem
helm, im Roland (174, 6), in den Nibelungen (1943, 4) und im
Dietleib (8795), wo auch (2147—2154) ein Helm von Stahl be-
schrieben wird, der minneclîchen (l. wunneclîchen) mâle vil
manigez man dar ûffe vant, diu des smides meisterhant hæte
gestreut in den glanz. Heinrichs Krone Bl. 22[d] von goltmâle
zwên helme sam ein spiegelglas. *Strickers Daniel 4856 diu
schœnen goltmâl diu ûf den helmen lâgen.* Hier sind glänzende
fernhin leuchtende Goldzieraten an den Helmleisten gemeint,
die auch E 103 vorkommen. Auf den Leisten von Rolands
Helm (117, 11—15) befindet sich eine Inschrift mit goldenen
Buchstaben (*Buchstaben an der Helmzierde s. Lohengr. 134.*),
und der Helm ist mit Edelsteinen besetzt, wie ein anderer,
der in der Äneide (9020—9027) beschrieben wird; auch die
Leisten an Rothers Stahlhut (1104) sind ausgeziert. In der
eben erwähnten Stelle aus Dietleib heisst es weiter siben helme-
lîsten ganz in hæten umbefangen, und im Wigalois (5564—5566)

von golde ein lîste niht ze smal lac im ob den ougen: dar under was vil tougen der helm lûter als ein glas. *Wigal. 6586. 6587 den liehten helm teilte enzwei von rotem golde ein lîste smal. 7385 umbe den helm ein lîste gie von golde zweier vinger breit.* Ich erinnere mich nicht, dass bei den Dichtern der folgenden Zeit von diesen Helmleisten die Rede wäre. 61. barbier hier, wie es scheint, ein Neutrum, bezeichnet das Stück des Helms, welches das Gesicht von dem Kinn bis zu den Augen bedeckt: gewöhnlicher ist aber diu barbier, Parzival 155, 8. 265, 29. 598, 1. Heinrichs Krone 36^{b}. 50^{b}. *Jüng. Tit. 4492.* Im Wilhelm von Orleans Casseler Handschrift 1248 stach im vor der barbier durch die keln. Konrads Trojan. Krieg Strassb. Handschr. 207^{c}. 299^{c}. vgl. E 104 gebarbierit. 62. 93. 150. C 33 baniere als Fem., dagegen E 112, *A** 40* das Neutrum banier, wie auch wohl E 161 einim banier zu lesen ist. Bei Herbort 1310. 4541. 9921 diu baniere und 5667 daz banier: ebenso Livländische Reimchronik Fem. 9230. 9538 und Neutr. 10604. *Wigalois 1870 ein rîchiu baniere. 10900. 10912. 10918. Parzival 61, 27 Fem., 69, 6. 72, 17. 196, 25. 339, 22. 340, 21. 673, 12. Wolfr. Wilh. 40, 24. Wilh. v. Orlens 1282. Apollon. 3754 under sînem baniere. Jüng. Tit. 1216, 1 als ein baniere.* 65. Auf dem Fähnlein dasselbe Zeichen, das der Held auf dem Schild führt, der vorhin beschriebene Adler. Auch C 25 wird der Ausdruck snîden bei dem Wappenzeichen gebraucht. Herbort 490 (vgl. 15624) daz wâpen snîden. Wolframs Wilhelm 31, 24—26 beidiu geslagen unde gesnitin ûf ir wâpenlîchiu kleit was Kristes tôt. *Pass. 238, 54. Marienleg. 42, 34. Wigalois 10637.* 66. march 404
und E 101 in der Zusammensetzung marchmâl. Da man den 60
Dichter einen unhöfischen nicht nennen kann, so gehören diese Stellen zu denen, welche Lachmann zur Klage 1774 anführt; auch in Heinrichs Krone Bl. 4^{c} kommt marc vor. 68. ecke schwach decliniert wie Graf Rudolf 14, 3. 28, 8: oder man muss ganzen lesen; Eraclius 1195 ein swert ze beiden ecken wol gereht. Heinrichs Krone Bl. 53^{a}. 71^{b} ein liehtez swert daz wol ze beiden ecken sneit. *Strickers Karl 63^{a}. 81. 101^{a}. Parz. 253, 27.* 71. an daz hôste, auf die Anhöhe, weil man da den Kampf übersehen kann oder weil er da am heftigsten ist; vgl. F 100

und Roland 6, 16. 113, 27. 119, 2. 120, 11. 140, 32. 73. pîne, wie im Althochdeutschen (Sprachschatz 3, S. 339) und in Gottfrieds Tristan (98572 Groote) ein Femininum, heisst hier Anstrengung, Eifer; Wolframs Wilhelm 829, 4 ime pîne gein starker vîende überkraft. 80. 81. Der Adler auf der Fahne des Schafts. Hartmanns Credo 2443—2445 scaft nûwe unde lanc, vil dicke hangit dar ane der sîdîne vane. 81. 90. wadelin, wandelin, im Luftzug hin und her sich bewegen, Sprachschatz 1, S. 746. 777 wandalôn, wadalôn fluctuare. *Roland 172. 176 der chunc lie den van waiben al hin unde her swaiben.* Lanzelet 5316—5319 si sluogen alsô sêre ûf helme und ûf die schilde, daz daz fiur wilde wadelende drûze vlouc. Im Wälschen Gast steht es activ für schlagen, peitschen, Pfälz. Handschr. Bl. 104^{a} man wadelt uns vil arme liute mit geiseln, 105^{a} man wadelt umbe sîn gebein, und dâ mite (mit Ketten) wadelt man wol, swer dâ ze helle baden sol. Genesis 26, 5 dô muoz er sîn fluhtiger und wadalære, der hin und her irrt. Wedel heisst im Wälschen Gast ebenfalls Geisel, auch bei dem Kanzler (Ms. 2, 244^{b}) dû bist ein hôhgewürkter wadel, mit dem man sich vor laster nert. Bei Konrad von Würzburg (Turnier von Nantes 69, 5. Schwanritter 922. Trojan. Krieg Strassb. Handschr. Bl. 212^{a}) ist es ein Bündel Pfauenfedern oder (Goldene Schmiede 1730) ein Fächer, um Luftzug zu erregen. Bei Heinrich vom Türlein (Krone Bl. 15^{c}) bezeichnet es daher die Unbeständigkeit, sîn herze was alse (l. als ein) wadel. Anderwärts (Liedersaal 2, S. 415. Suchenwirth XII, 109) ist es der Schwanz eines Thiers, weil er sich hin und her bewegt; vgl. Sprachschatz 1, S. 622. enwadele varn ist von Haupt zu Helmbrecht 848 erklärt. Auch wandeln wird, wie im Althochdeutschen, gewöhnlich activ gebraucht, s. die Anmerkung zu Roland 257, 22; ich führe nur aus Rother 3533 eine Stelle an, weil sie hier zur Erläuterung dient, unde vôrde einen hêrlîchen vanen: als in der wint hete verwandelôt, sô
405 lûte drane daz golt rôt. 104. strûch ist selten, ich kann nur
61 Iwein 3953 anführen, wo es nach Beneckes richtiger Bemerkung nicht ganz angemessen erscheint, *Orendel 553* und Rother 4202 over die strûke springen: auch der Sprachschatz 6, S. 744 hat keinen Beleg; man gebrauchte stûde (Goldene Schmiede 449.

1319. Barlaam 65, 20. 117, 14. 118, 8. Helbling IV, 128. 299. 447). *vgl. strut Wolfr. Tit. 135, 4. Wilh. 135, 4. struot Sprachschatz 6 S. 751.* 108. in andir sît, E 118 in eine sît, und C 90, E 120 in andir sîtin. B 70 an sînir sîtin. B 111 in der sîtin. D 80 bî sîne sîtin. Lichtenstein 80, 25 ze einer sît im Reim. Wolfr. im Parzival 398, 3 und Wilhelm 222, 19. 351, 25. 393, 6 ze bêder sît. Am häufigsten bei Herbort (Frommann zu 1766). *Pass. besît, besîten.* 109. Dieser Dionys, schon A* 112 genannt, ist, wie aus Zeile 133 erhellt, jener Verwandte des Prophilias, für den er vorhin Zeile 2 Rache nehmen wollte. Wie es scheint, war er, durch einen Sperstich verwundet, in die Gewalt der Feinde gerathen. Prophilias löst ihn hernach aus. 117. besûfin eindringen, sich einsenken; Frommann zu Herbort 1109. 5140. 123—134. Ich kann diese Stelle nicht anders verstehen, als durch die Annahme, dass in dem Heer des Königs Bilas ein Herzog Namens Dionys sich befunden habe. Diesen besiegt Prophilias und löst dafür seinen Verwandten, der denselben Namen führt. 141. Ich habe rouwin und 147 rouwe beibehalten als niederdeutsch (Grammatik 1³, S. 261), hernach C* 100 zeigt sich ruowin. 152. sich besehen sich umblicken, wie Dietleib 9897. Eilharts Tristant 1227 dô der hêrre sich besach. Zu allir wegine vgl. Grammatik 4, S. 797. 157. Ich glaube bletirdunniz. [? Jacob Grimm.]

C 14. 16 habe ich nach A* 101. 102 Gracîus und Julîus geändert; wahrscheinlich steht auch so in der Handschrift. 17. Lucegwie ist schwerlich richtig: es scheint derselbe Name, von dem A* 101 der Accusativ Margwêtin steht. 26. tragen ist hier gleichbedeutend mit dringen, wie E 92 steht. Erek 5542 der kolbe sêre nider truoc. Gottfrieds Tristan 7057 und truoc ouch der (slac) sô sere nider, *16148 der slac verre über truoc.* Lobgesang 68, 12 du bist diu erbarmherzekeit, diu hôhe ûf in den himel treit. *Häslein 355 (Fragm. XXIII) ir friunt ze dem ir herze truoc.* Gudrun 3456 des swertes ecke ûf daz houbet truoc. 30. gâs für gâhes wie C* 164. E 64. 154. 33. intsamint, Her. 4381 entsamen, Rother 2164 intsamt, Rol. 180, 406
25. 211, 17. Pass. 109, 47 und öfter entsamt. F 83. 122 beidin 62
samit, 30 allin samit. 35. Vielleicht fehlt ein ander nach

gevêch: dann wäre in der folgenden Zeile unde zu setzen. 47. F 111. nôtveste Kaiserchronik Bl. 30[a]. Servatius 2015. Häufig im Dietleib 871. 2414. 5186. 5818. 8564. 12024. 12692. Wernhers Maria 184, 22 die nôtvesten kiele: aber auch im dreizehnten Jahrhundert, Lanzelet 1117. 3717. Gudrun 2484. Dietrichs Flucht 5120. 6297. Rabenschlacht 834, 6; nur bei höfischen Dichtern habe ich es nicht gelesen. 66. Man erhob den Schild, wenn man zum Kampfe gieng, Nibel. 2129, 2 dô huoben si die schilde, alsô si wolden dan strîten zuo den gesten. Dietleib 10044 er zucte den schilt vür sîne hant, 11018 alle Gunthêres man huoben in henden, 10821 dô warp der helt guot mit erbôrtem schilde, 12174 mit erhaben schilde hôch genuoc, die man dâ vor handen truoc. Hugs Martina Bl. 165[d] si streit unverhouwen den schilt allen enbor. 68. Die Bildung gewânde, gewænede kann ich nur in dem althochdeutschen wânida, ubarwânida, ubarwânidi (Graff 1, S. 859—860) nachweisen, zweifle aber nicht, dass sie hier anzuerkennen ist. Ähnliche Bildungen bei Herbort hat Frommann zu 7400 zusammengestellt. 72. der Êrin holde wie Erek 9962. Lichtenstein 81, 14 der Êren tor. Engelhart 4122 der Êren kneht. Goldene Schmiede 1874 der Êren forst. Rosengarten D 800 der Êren schilt; vgl. Lachmann zu Iwein 4449. Haupt zu Engelh. 1941. *Marienleg. 240, 29 der Êren stuol. Rosengarten 908 C der Êren krône. der Êren van Beliard 4288. der Êren hagel Apollon. v. Tyrl. 201. der Êren schûr Apollon. 850. der Êren hort Apollon. 5684.* 74. Vielleicht ist tungite dâ zu lesen. Lambrechts Alexander 23[c] getunget wart die heide (mit dem Blute der Getödteten). *Wackernagel in Haupts Zeitschrift 7, S. 129.* Gudrun 5664 (vgl. 2701) sach man die erde mit den tôten tungen. Rabeschlacht 601 owê daz velt lac getunget, 671 man sach daz velt tungen, und öfter in Dieterichs Flucht (3406. 6583. 8882. 8936. 9336. 9798); die beiden letztgenannten Gedichte stimmen aber so häufig in Eigenthümlichkeiten der Sprache und Darstellung überein, dass man ihnen, des Widerspruchs in einigen Angaben (Heldensage S. 208) ungeachtet, der aus den Quellen mag übergegangen sein, einen Verfasser beizulegen geneigt sein muss. 79. des geht auf vane. Hier

werden drei genannt, welche die Fahne schützen, in der Livländischen Reimchronik 1028 heisst es: er suochte der besten ritter dô zwelfe, die des wâren vrô, unde schuof sie vür den vanen. *Lohengr. 125, 496 drî künege man für den vanen schuof. 125, 497 elfe hûben die fahne. Türheims Wilhelm 207^{d} (Pfälz. Handschr.) Wilhelm sagt zum König Lois

herre, ich wil iu mêre manen
swem ir bevilhet iuwern vanen,
des sult ir haben hôhen rât:
des rîches reht nû lange stât,
daz er niemer fuoz entwîche. (Vgl. 201^{d}.)

Heimrich wird erwählt und nimmt noch drei der Tapfersten dazu. Jüng. Titurel 3311 drîzec künege ‚stênt' begarwe die dînes vanen varwe warten suln.* 82. ungewegin wie E 151; 407
vgl. Benecke zu Iwein 6720. 89. degintlîchin Graf Rudolf 63
10, 14. Lambrechts Alexander 19^{a} (2761). 20^{a} (2492). Ecke bei Kaspar von der Röhn 124 und Sigenot 172. 174. degenlîche Rother 2728. *Mosis Vorau. Handschr. 55, 29. degenlîchen Enenkel S. 287. 288. 350. 357. degenlich Enenkel S. 336.* Jüngstes Gericht 151, 30. Dietleib 3398. 3855. Lanzelet 6281. Heinrichs Krone 36^{b}. 91—96. Die Schar von tausend Rittern, welche als Vorkämpfer auf eisenbedeckten Rossen (Parzival 36, 23. 211, 7. Gottfrieds Tristan 6683. Jüng. Titurel 2704, 2) vor der Hauptfahne ihren Platz hatten, ist A* 140—152 ausführlich beschrieben: ebenso A* 153—168 der Wagen, auf dem jene Fahne aufgerichtet war. karrosche, wie er heisst, stammt durch das romanische carros aus dem lateinischen carruca; vgl. Diez Grammatik 1, S. 11. Wolfram setzt im Reim (Wilh. 383, 16) karrâsche und (Wilh. 358, 10) den Dat. Plur. karrâschen, ausser dem Reim (Parz. 237, 22.*249, 13.*809, 20. Wilh. 360, 25. 398, 27. 352, 5. 404, 14) den Plur. karrâschen und (Wilh. 152, 1) karrâsche mit den Lesarten karroschin. Passional 267, 62 Dat. Plur. karroschen. Ottacker 656^{a} (vgl. 556^{b}) Dat. Plur. carroschen. Lohengr. 125. *150. 596* karrutsch und Pl. karrutschen. *Lohengr. 126, 501 ein karrutsche. 127, 505 des karrutschen. 147, 586 die karrutschen Pl. Kaiserchronik Überarbeitung der Wiener Handschr. 17476 ir garrutsche er mit ge-

walt nam. * Der jüngere Titurel zeigt verschiedene Formen, 2701, 3 der karrotsch Nom., aber 3636, 3 zer karratschen, 3637, 4 von einer karratsch, 3491, 2 karratsch Acc., 828, 1. 3636, 1. 4066. 4208, 3 karratschen Nom. und Acc. Pl., 3442, 1. 4066, 4 karratschen, karrotschen Gen. Plur. Es ergibt sich aus 2096—3099. 3375—3383, dass die Fahne des heidnischen Gottes Kahun darauf steckt und zum Schutz spitze Stahlstangen vorragen, deren auch auch 4066 gedacht wird. Ernst 4689. 4894 der karratsch, der Wagen, auf welchen der König von Babylon seinen Gott Machmet gesetzt hat. Ebenso lässt im Ludwig von Thüringen (1366—1367. 6910—6919) Saladin das goldene Bild Mahomets ûf den karrotschen festgeschmiedet führen. Der Wagen wird hier (A* 168) von zwei Stieren gezogen, wie dies in der ältesten Zeit geschah; in Wolframs Wilhelm 352, 7. 360, 24 und im Ernst 4692. 4787 heissen sie Meerrinder. Zu den in den Rechtsalterthümern (263—265) angeführten Stellen kommen noch drei andere: in der einen bei Stricker (Karl 104[a]; sie fehlt bei dem Pfaffen Konrad, vgl. Roland 278, 19 f.) wird der Wagen mit der Fahne beschrieben, und dann heisst es: den zugen vor dem here dan zwên starke merohsen grôz, die man vil vaste beslôz mit gewæfen und mit wenden, daz sie niemen mohte erwenden; zwei andere in dem jüngeren Titurel 828 karratschen ouch dâ giengen, dar inne starke ûre: dar ûffe si
408 umbe viengen ir sturmvanen, veste sam ein mûre, und 3635–3636
64 (vgl. 3645, 1) vor mîner schar der wîten sol man merrinder trîben vil mit garten, diu drî karratschen ziehent mit vanen wol gerîchet; und die niht gerne fliehent, ze huote suln sie manheit unbeswîchet sîn die dar zuo werdent die erwelten: werder künege zwêne sint ie zer karratschen die gezelten. Dazu stimmt, was in Wolframs Wilhelm (358, 8) gesagt wird, starke liute (es wârn niht kinder) menten si mit garten, und (360, 24) merrinder man dô mente, diu die karrâschen zugen. Im Ernst 3376 und Orendel 1352 werden ohne Beziehung auf den Wagen merrinder genannt, merohsen zwischen Dromedaren und Kamelen im Ludwig von Thüringen 6065. *Wolfr. Wilh. 161, 2 merrint. Jüng. Titurel 3348, 2. Reinhart Fuchs 1355.* 101. ruorte (daz ors) sprengte, wie E 82. So auch Lanzelet 3792 gein im er balde ruorte.

Parz. 125, 9 mit sporn si vaste ruorten. 105. ane rennen Livländ. Reimchronik 11918. 112. Kaiserchronik 104^d * 17335 Mssm. * under den ôchsen. Heinrichs Krone Bl. 33^a under üechsen nâmen si diu sper, Bl. 36^a under üehsen slahen, Bl. 57^d under üehsen vâhen. Dieterichs Flucht 8774 under üehsen drücken. Reinhart Fuchs 330, 1069 stap under üehsen hân. Hoffmanns Sommerlaten 1, 14 uohsene (aus dem zwölften Jahrhundert). * Schwabensp. 27, 14 grîfen under die uohsen (Lesart daz uohs). Fischart Gargant c 37 ir werdet nie kein ey vnder den Vchssen gewärmt haben.* Dieterichs Drachenkämpfe Pfälz. Handschr. Bl. 163^a er stach in in die ôhſen; vgl. Schmeller 1, S. 19. Das althochdeutsche uohsana, uochasa, uochisa (Sprachschatz 1, S. 140) ist ein Fem., und das wird (Grammatik 3, S. 403, * vgl. Ms. 2, 116^a *) auch für das Mittelhochdeutsche angenommen: allein ich finde nicht bloss hier daz üehse, auch Sigenot 9, 1. Lassb., wo man underz üehsen er in genan lesen muss, ferner Dieterichs Flucht 3277 den vanen er underz üehsen twanc. Im heil. Christoph nach der Handschrift zu St. Florian 470 Offôrus in under daz uohsen vie. Kaspars von der Röhn Wolfdieterich 278, 2 under einem üehsen auch Sigenot 110, 2. 4, 204, 3. Das gleichbedeutende, späterhin gewöhnlichere daz sper undir den arm slahin steht B 99 wie Erek 808. 2791. Gregor 1425. 1949. Iwein 5025 (vgl. Benecke). Wirnt 6631. Herbort (Frommann zu 1411). * Konrads Troj. Krieg 12214. Apollonius 12483. 18976.* Lanzelet 2014. Lichtenstein 181, 19. *285, 11. Strickers Daniel 2991. * Endlich Dieterichs Flucht 8295 daz sper under slahen. 114. er was ein kerne zu tuone werde rittirscaf. Wolfram sagt (Parzival 429, 25) sîn munt, sîn ougen unt sîn nase was reht der minne kerne und (Parzival 613, 19) sîn prîs hôch wahsen kunde, daz d'andern wâren drunde, ûz sînes herzen kernen. Reinbots Georg 2808 daz süeze lamp von Nazarêt — aller tugende kerne.
Auf einen tapferen Mann und geistige Eigenschaften angewendet, 409
wie hier, finde ich den Ausdruck nur in volksmässigen Dich- 65
tungen, Orendel 7293 er sit eine kerne dirre man, vor im kan lebendic nieman stân. * Lohengrin 125, 497 der manheit gar ein kerne. * Dieterichs Drachenk. Pfälz. Handschr. 4^b dô sprach der êre ein kerne. * Ges. Abent. 3, 223, 991 der êren kerne.* Sigenot

alter Druck 119 und Kaspar 121 heisst es von Dieterich er was der manheit gar ein kern. *Kaspar 124 sô sprach der küene kerne. * Marienlegenden 92, 80 grôzer süeze ein kerne gehört noch dorthin. 117. vellic Silvester 2847. 118. virmiste, vgl. zu Roland 162, 27; ich füge noch hinzu Herbort 9142. Äneide 7315. Lanzelet 1163. Lichtenstein 187, 25. Hermann von Fritzlar 30, 5. 247, 16; *zu Flore 5541.* 120. Erek 9086. 9114 die eschînen schefte. 130. 131. Das Volk hat sich schlecht gehalten, ist in Furcht gerathen, wie aus 135. 136 folgt. So heisst bei Hermann von Fritzlar 236, 36 sich übele stellen sich jämmerlich geberden. 138. irmannin Dietleib 10345. Herb. 11486. Pass. 346, 58. Marienleg. 112, 37. 248, 259. 152. *Vgl. Freib. 657.* 161. 162. Soll das heissen: »die Römer sind, wenn Ihr den Kampf erneuen wollt, in einer Euch so günstigen Stellung: ihr Reich ist so gelegen, dass Ihr leicht Rache nehmen könnt«? 164. wandiln abbüssen, gut machen. * A^b 19. * Kaiserchronik 69^d du ne wandeles mir die missetât. Wernhers Maria 176, 29 mit vorhten sie jâhen sie wolten wandeln unde buozen. Parzival 308, 21 ouch wære iu Keien schulde gewandelt ungerochen. Lambrechts Alexander 32^c (4286) ze wandele stân. 167. Merkenswerth ist die Ellipse des Infinitivs bei wellen: nach dienist müsste etwa nemin stehen, was übrigens das Versmass gestattete; vgl. Grammatik 4 S. 136 * zu Flore 3280. *

C* 4. kuolde Herbort 7890; vgl. Frommann zu 7400. *Troj. Krieg 20006 kuole. * 5. Zu dem Dativ des Subjects bei kleiden vgl. Grammatik 4, S. 693, wo er bei ähnlichen Zeitwörtern bemerkt ist; der Accusativ ist das Gewöhnliche, z. B. Erek 1950. Flore 5037. Winsbecke 22, 1. *26. muoziclîch Marien Himmelfahrt 1731. C* 26 muozilîch.* 28. wurmlâge und D 56 in der wurme lâge: es ist ein Gebüsch, eingehegter Garten in der Nähe der Burg, wo Schlangen oder Drachen verborgen liegen, vor welchem man sich aber mit Spielen belustigt: Lanzelet 5041—5048 vor der burc lît ein hac, dâ nieman durch komen mac vor grôzem ungezibele. da ist allez ein genibele niden an der halden; von würmen manicvalden ist der hac behüetet harte. es ist gar ein wurmgarte. In diesem Sinne

erklärt sich »Wormlag«, der Name eines Dorfes in der Lausiz unweit Kalau. Jetzt wird eine andere Stelle im Lanzelet 1838 deutlich, 410
von morgen über vierzehen naht lâz ich in gerne schouwen ritter 66
unde frouwen und alle dîne mâge vor dîner wurmlâge, bei den geselligen Spielen vor dem Garten. Wie es scheint, hängt damit ein besonderes Spiel zusammen, mit dem sich auch wohl jene Hochzeitgäste mögen belustigt haben und dessen in Dieterichs Drachenkämpfen (Heidelberger Handschrift Bl. 293^b) gedacht wird, ir wirtschaft (so ist statt hêrschaft zu lesen) was alsô grôz: si wurden alle froiden vol. man gap in allen des genuoc daz man ie fürste vür getruoc, gar ûz erwelte spîse. man sach si ouch in froiden leben, in froiden manege wîse: in wart der würme spil gegeben: die vogele sungen manegen sanc in wünneclîchem dône. In dem Archiv zu Magdeburg befindet sich eine Urkunde vom Jahr 1416, worin festgesetzt wird, dass der »ludus draconis« den Schülern nicht mehr solle gestattet [sein]; ich verdanke diese Nachweisung Hrn Dr Wattenbach. * Vgl. Lanzelet 7359 folg. Rochholz Schweizersagen 1, S. 127. Beliard 213. 214 umb die burc gienc ein hac, des maneger hande tier pflac. Gesch. der deutschen Sprache S. 126. 524. [(Wermilaga M. B. 4, 32)*) Wormeln, Wurmlahun (Wurmilahun)*) in Westfalen, Massm. Egst. 29, bei Warburg. vyrmsele Judith 134, 57. Wurmeleia Kemble 4, 156, Vurmeleá 4, 178. (218. 6, 232. Wurmstide Wormstede, Thür. Mitth. 1. 4, 87. 89 ff. wurmgarte ormgarđr GDS. 126.)*) Jacob Grimm.]* † Chunrat de Wirmlaga und Chounradus der Wirmilaha in einer Passauer Urkunde vom Jahre 1125 (Monum. boica 29. 2, 21. 62), deren Nachweisung ich Haupt verdanke [S. 336.]. Ich füge hinzu Loblied auf die Jungfrau Maria in der Vorau. Handschr. 296, 25 nû hilf mir sundære heim ûz diseme wurmgarten. Türheims Wilhelm Pfälz. Handschr. 175^a der Dânjêlen erlôste ûz dem übelen wurmgarten. Jüng. Titurel 2518 der Dânjêles pflac in dem wurmgarten.† 30. vor ime vor Athis. 35. virschin für vrischin entsprechend dem angelsächsischen und nordischen fersc: es sind bemalte, noch unverletzte Schilde gemeint. 45. gedâcht bestimmt, ange-

[1]) [Zusatz auf dem leeren Blatt des Bandes.]

ordnet; vgl. Passional 188, 55. 189, 20. Vielleicht ist erdâcht zu bessern; so im Passional 269, 18 dit recht aldâ was erdâcht, 337, 51 ze nutze erdâcht. 48. Ich habe brûtegoum angenommen, wie es auch anderwärts im Reim vorkommt; zu den Grammatik 1³, S. 194 (vgl. 130. *549*) angeführten Beispielen aus Konrads troj. Krieg und Reinfried von Braunschweig gehört noch Bruder Philipp in Docens Misc. 2, 78. * Exodus 95, 22. * Passional 247, 80. 85. 248, 17. 268, 17. *Berl. Jahrb. 7, S. 314.* Karl Roths Denkmäler 50, 17. brûdegame heil. Elisab. S. 374 und Passional 247, 64, aber nicht im Reim. briutegome Helmbrecht * 1538.* 1611. 1661. *Marienlieder Hannöv. Handschr. S. 9, 4ᵇ dineme brudegumen 78ᵃ. brudegume Nom. S. 8. brudegumen Gen. S. 101, Dat. S. 109. 110, Acc. S. 57. 192. brudegume Acc. S. 81. 203. Freib. Trist. 4955 Müll. brutegum. brûtegam aus dem 12. Jahrhundert Berl. Jahrb. 9, S. 178. 382. Wilh. v. Östr. Bl. 79ᵃ brutegam: sun. Litanei 1040 Massm. brutegume Dat. Vgl. Gramm. 2, S. 47, 1³, S. 549. Walther 106, 26. briutegoume Litanei 230, 26 Fundgr. Ms. Hag. 3, 326ᵇ briutegome. Karaj. Sprachdenkm. 27, 16. 35, 6. 95, 14. vgl. 26, 22 brovtgovm, brovtegovm. Troj. Kr. 3616 brûteguom, 4270 den brútegóme 4634, 5461 der brútegoum (: troum). Vorau. Handschr. 335, 14 prutegaum. Wackern. Leseb. 289, 38. Grieshaber Predigten 1, S. 131. 132. 2, S. 16. 22 brútegunt brútegundes. Äneide 12965 brvtegvme. Alexius Massm. 108, 271. Diefenbach Wb. 1470, S. 256 brewtegam brutgam. briutegam MSH. 3, 300ᵇ. 301ᵃ. breutegam Apollon. 5976. brütgon Vocab. optimus 14, 57. brütgant Lieders. 1, 512, 32. brütigan: gestân Lieders. 1, 423, 98, : an 451, 3. 453, 61 (Teichner). Vgl. Parz. 168, 17. 232, 28. Lanz. 5802. * *62. Vgl. Wigalois 10550. Parzival 778, 18. * 63. gescurzt in die Höhe zusammengezogen, so von Kleidern bei Konrad Ms. 2, 204ᵃ zuo der flühte geschürzet. * 207ᵃ ûf einen gæhen louf geschürzet.* Fragm. 27ᵃ der sich ze loufe schürzet. Sodann Passional 218, 94 ein seil man ouch dô schurzte umbe sînen hals. Hugs Martina Bl. 51ᵃ dâ von wil ich ez kürzen und mîne rede schürzen. * Gl. Bethm. 10ᵃ ûf gescorzôtiu succincta. Grieshaber Pred. 2, S. 17 ein jungelinc der hâte sîn

gewant ûf geschürzet reht als er wære ein löufel. Apollonius 20913 Flîrdelîse schurzte und gurte sich. Göli Ms. 2, 58^b sost er in dem rocke vil ebene geschürzet. Frauenlob Ettm. S. 41 (19, 5) drâte wirt geschürzet dîn armez kleit. * 78. Das alte dâr für das relative ubi, wovon die Grammatik 3, S. 173 aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert kein Beispiel hat. * A^e 43.* 87. 88. An kûle Loch in der Erde, Grab kann doch kaum gedacht werden und an kûle Keule auch nicht wohl: sollte hier klûwin Knaul, Klumpen zu lesen sein, das Herbort 1040—1041 gleicherweise neben klôz gebraucht? spiln mit dem clôze in der Kaiserchronik Bl. 79^c. * kugelspil Lanzelet 2677. kûle ist Kugel globus, altn. kûla, schwed. kula, böhm. kaule: auch Frisch hat kaule Kugel. Jac. * † kûle ist Kugel; vgl. Weigand in Haupts Zeitschrift 6, S. 486 [s. unten S. 335]. Diefenbachs Wörterbuch von 1470, S. 74. † 90. gerandir Compar. von dem 411
Partic. prät. gerant zum Laufen angetrieben, flüchtig; vgl. Sprach- 67
schatz 2, S. 518 girantêr coagulatus. Eine seltene Form, die Grammatik 3, S. 584. 58 hat Beispiele von dem gesteigerten Part. prät. nur aus dem Althochdeutschen. * Simplic. 2, 159 um auf den künftigen Sommer im Feld desto geruhender zu erscheinen. * † Weitere Beispiele von dem Compar. des Part. prät., Lohengrin 126 daz si deste geruoter quæmen zuo dem strîte. Lieders. 2, S. 421, 91 daz ir schant sî deste erkanter. † 93. Die begrüsste man durch Zuruf als Siegerin. 94. 95. Wahrscheinlich stand in dem französischen Text »balle«, wiewohl ich bei Roquefort das Wort nicht finde und bei Raynouard nur bala paquet. Der Dichter spricht von römischer Zunge, weil in dem Gedicht Römer auftreten, meint aber die Sprache seiner Quelle. bal, diu balla zeigt sich schon im Althochdeutschen (Sprachschatz 3, S. 93. 94), der Dichter redet aber, so scheint es, als lerne er das Wort jetzt erst kennen. Sollte es in seiner Mundart nicht gebräuchlich gewesen sein? Es ist schwer zu glauben, zumal es in dem Plattdeutschen nach dem Bremer Wörterbuch nicht unbekannt ist. Indessen habe ich wirklich fast nur aus Oberdeutschen Belege dafür. * Teuthonista p. 15 bal pila. bühel, der hiez ze dem Wilden ballen Lanzelet 8105. Jüng.

Tit. 2368, 2 gelückes balle, vgl. Haupts Zeitschr. 6, S. 146, vgl. j. Tit. 2214. 4369. Hausmärchen 2, S. XXII, XXIII [= Kl. Schr. I, S. 334]. * balle schwaches Masc. Gottfrieds Tristan 1028. * 27. 30. Massm. 286, 9. * Lanzelet 210. 8105. Jüng. Titurel 6, 3, * Apollon. 11537,* doch, wenigstens in diesen Beispielen, nicht für Spielball: für die dicke Muskel an Händen und Füssen Wigalois * 169, 15.* 6319. * Beispiele zu * Reinhart Fuchs 307, 459. * Ecken Ausfahrt 227, alt. Dr. * Engelhart 5165. bal starkes Masc. hat nicht selten die Bedeutung von Spielball, Wolframs Wilhelm * 85, 23 * 187, 28. Walther 39, 4. 79, 34. Freidank 114, 27. Heinrichs Krone 6ᵃ (bal slahen) 81ᵈ. Neidhard 50, 2. * 51, 7.* Ben. und Ms. 2, * 45ᵃ.* 79ᵃ. * Ms. Hag. 3, 235ᵃ. 240ᵇ. 188ᵃ. * Windsbeckin 8, 5. * Lambr. Alex. 2559 sinewel als ein bal; 1452. 1464. 1535 guldîn bal; 1467 des balles spiln. Vorau. Handschr. 333, 10 sinewel sam ein pal. * Stamheim Ms. 2, 56ᵇ. Türleins Wilhelm 44ᵇ. 74ᵃ. 109ᵃ. * 115ᵃ. * 148ᵃ. * Ruprecht von Würzburg von zwei Kaufmännern 584 trîben mit dem balle kintlichen spot. Frauenlob Ettm. S. 94 ringe als ein bal. Gudrun 649, 2 gelücke sinewel alsam ein bal. Wigalois 5353 zesamne want si in als ein bal (den Gürtel). Wigalois 5120 werfen als einen bal. Beliard 686 hie tanzen, dort werfen den bal, 3715 werfen ûz den bal. Gottfrieds Tristan 11367 trîben umbe und umbe als einen bal. Schretel und Wasserbär (Haupt Zeitschrift 6, S. 177). 109 ringe alsam ein bal. Apollonius von Tyrland 1507 dô wart ein frôlîcher schal und wart getragen her ein bal wol genæt mit sîden. wir suln niht vermîden wir spilen dises ballen nuo, vgl. das Folgende. Carm. burana p. 82. Ms. Hag. 3, 444ᵃ schimpfen mit dem balle. Heinrich v. Morunge Ms. 1, 52ᵇ als einen bal umbe slân. Reinmar Ms. Hag. 3, 320ᵃ sô si mit dem balle trîbet kindes spot. Ms. Hag. 3, 306ᵃ den bal slahen. Tanhauser Ms. 2, 59 loufet si mir vor mit dem balle. Sigeher Ms. 2, 220ᵃ wirfet er si hin und her als einen bal. Berthold 287 diu erde ist rehte geschaffen als ein bal. Türlein Wilh. 148ᵃ die künegin und die hocsten alle, die liefen nach dem balle. Jüng. Tit. 6, 2 ein kleiniu balle. Stanheim Ms. 2, 56ᵇ wirf den bal, die megede wurfen ouch den bal. Reinbot Georg 5117 du füerest umb als

einen bal den himel zallen zîten. Mauritius und Beamunt Berl. Jahrb. 9, S. 122 Z. 1025 er fuor umbe sam ein bal. Jüng. Tit. 2214 dâ er mit den vierzegen spilt des balles. sam ein bal Krone 13127. gâr lanc wirft der jungen vil ûf der strâȝen einen bal dast des sumers êrstez spil Haupt Neidhart XLI, 1. den bal ûz werfen das. XLII, 7. durch die lüfte senden 10. * Doch * Lohengrin 56, 221, * Heinrichs von Freiberg Tristan 2646 gehört nicht zu diesen: ohnehin will ich noch nicht behaupten, dass den eigentlichen Mitteldeutschen das Wort gänzlich fehle. * Die Sitte des Ballspiels bei römischen Hochzeiten erläutert eine Sage in Forduni Scoti chronicon (vom Jahre 1058). Walt. Scott Minstrelsy 2, S. 136—137. Vgl. Isidor Etymol. 18, 69. Ball werfen mit einer Obstfrucht zum Vergnügen Bogda Gesser S. 245. * 102. Dieselbe Zeile D 118. 131. Man öffnete den Kreis. 132. irbeizin (für irbeizint) Präsens, wie vorher Z. 2 geschehen ist und hernach Z. 162 irzouwin: ebenso D 4 beitit. Vgl. Passional 204, 3. 4. Grammatik 4, 142, * z. Flore 1731. * 133. Das Adverb. besundirn statt des gewöhnlichen besundir auch im Passional 390, 87 wie 293, 77 albesunderen im Reim auf wunderen, doch häufiger, und ebenfalls im Reim albesunder, z. B. 94, 63. 96, 40. 134, 38. 225, 33. * Trojan. Krieg 3091 * Bei Hermann von Fritzlar 12, 22 die Präposition sundern.

* D 4 beitit ist wol gekürztes Wort, vgl. zu Walther 36, 33. * 5. F 53 und A* 59 nûwit, die niederdeutsche Form, hier wie Kaiserchronik 3^d. Rother 3552. 3568. Graf Rudolf 11, 19. Pilatus 71. 214. 251. 414. Lambrechts Alexander 26^d (6209) und 412
Ernst 4246; vgl. Lachmann zu Iwein 2148. 7246. 14. Liv- 68
ländische Reimchronik 5137 waz sol iu mêr dâ von gesaget? Herbort 1213 waz sal umberede gesagit? 7971. 10721 waz sal umberede mê? Vgl. F 33 und Grammatik 4, S. 128, wo noch andere Beispiele dieser Construction angeführt werden; sie fallen aber sämmtlich in den Kreis der niederdeutschen oder mitteldeutschen Sprache; nur auch im Lanzelet 330 waz solz gespart? 16. volc ist der Kreis der Zuhörer, ein Haufe, wie Graf Rudolf 29, 14 vogele ein michel volc. 26. 27. Jungfräuliche Verschämtheit barg sich hinter der Scheu vor dem Manne. 28. Eben-

so * Gerhard 3834. * Herbort 14326. 14359. 14622 mannes name. Ferner Herbort 1576. 14080. 14361. 14853. Passional 73, 90. 76, 19. Marienleg. 140, 58. 143, 142. * Gute Frau 2036. 2983. * Elisabeth S. 388 wîbes name. Rother 1331 ritters name, 1897 recken name. Hermann von Fritzlar 68, 26 vrowen name. * Wilhelm von Orlens 13884 magetlîcher name. Vgl. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, S. 299. * 29. Über die participiale Form des Gerundiums vgl. Grammatik 4, S. 113 und Graf Rudolf S. 8*); ich bemerke noch, dass sie auch bei Herbort vorkommt, 11057 ze heilende, 11355 ze habende, 12058 ze tuonde: Beispiele aus dem Niederdeutschen des sechzehnten Jahrhunderts sind in Haupts Zeitschrift 3, S. 82 angeführt. Doch steht auch im Ulrich des Albertus 1525 ze gênde, in Grieshabers Predigten S. 76 mit betende, vastende, wachende, S. 93 bîhtendes, S. 134 ze lobende, und häufig erscheint diese Form im Flore. * Wigalois 2193 ze tuonde. * 33. F 105 lieb habin s. Haupt zu Engelh. 1217, Zeitschrift 4, S. 557; ich füge hinzu Strickers Karl 37^b. 48^a. Pass. 242, 20. 25. Marienleg. 92, 68. 128, 5. 138, 7. 261, 7. 39. gienc dar vure verliess das Gemach. 47. Kaiserchronik 69^a algatir insgesammt; vgl. Richthofens altfriesisches Wörterbuch 771—772. 48. Salustine legte sich zu ihrem Gemahl, dem Vater der Gaite. bî, neben, mit dem Acc. ist nicht häufig: Zeile 80 habe ich es hergestellt. Dietleib 8942 und Passional 83, 54 bî in, auch 391, 71 bî dich. Heinrichs Tristan bî die linden. Reinh. Fuchs 641 bî daz hûs nach dem Haus zu, aber im alten Text Glichesers wider daz selbe hûs. * S. Benecke Wörterbuch S. 112. 113. Graf Rudolf 21, 12 bî sie sitzen. holländ. bijeen te komen. * 49. Ich nehme, wie F 109, bidérve an. Nicht erst später, wie Benecke zu Iwein 3752 be-
413 merkt, ist bidérbe aufgekommen. Dass im Heljand unbithárbi
69 sich findet, hat Lachmann (althochdeutsche Betonung S. 10) schon gesagt: aber auch in Albers Tundalus (53, 16), Hartmanns Credo (228) und im Passional (150, 76. 152, 30) reimt bedérbe (: erbe) wie in letzterem das Verbum bedérben (2521. 3198. 3215),

*) [Nb. Gr. 4, S. 907. Jacob Grimm.]

im Lanzelet (4712) unbedérbe. Dagegen bei Eilhart (4930), Heinrich von dem gemeinen Leben (428) finden wir widere: bíderbe und im Grafen Rudolf (7, 3. 13, 26. 19, 2. 28, 12) bíderbe: sidele: nidere: widere. 56—61. Sobald die Ehe vollzogen war, brachte man den Neuvermählten den Weintrunk ans Bett (Rechtsalterthümer 441): dann erst entfernten sich die Verwandten, die bis dahin aussen gewartet und lärmend sich belustigt hatten. * 61 s. Flore 5588. * 69. Oder ers. 97. muozilîch (aber C^* 26 muoziclîch) wie C 45 geturstilîchin. C 111 snellîchin. D 35 blôdilîchin. Auch in anderen Denkmälern der mitteldeutschen Sprache ist die Ableitung ec minder beliebt. Rother 692. 771. 3416. 3723. 4988. Äneide 12289 und Livländische Reimchronik 11754 vrumelîche. Rother 963 minnilîche, 3711 bermelîche, 3174 gunstelîche, 4463 êwelîche. Rother 1292. 2035. Eilhart 5920. 6728. Lambrechts Alexander 5192. Graf Rudolf 22, 6 vlîzelîche. Eilhart 1188 snellîche. Ernst 3761 snellîchen, 4703 strîtlîch. Wernher von Elmendorf 289 ermelîche, 464 suozelîchen und Lambrechts Alexander 5465 suozlîch. Äneide 12152. Passional 73, 18. 99, 17. Livländische Reimchronik 2105. 11727. 11820. Ludwig von Thüringen 4346. Engelhart 5375 grimmelîch grimmelîchen. Elisabeth S. 403. 410. 431 unlîdelîch, riuwelîch, S. 420 günstelîche. Passional 131, 25. 146, 86. 149, 66. 169, 47 lustelîche und 188, 80. 208, 12. 211, 1. 234, 95. 248, 12. 41. 249, 28 êwelîche. In dem Niedersächsischen Crane I, 84 steht auch mildelîch. 98. Hier manigin für manigim. Ebenso 113 gebrantin, 125 scônin. B 27 bernischin, 57 spiegilbrûnin. F 81 edilin. E 163 genendigin. F 127 ûwirn und D 144 im Reim ietwedirin; vgl. zu A 104. 107. Das zugesetzte in wird bei der folgenden Zeile gerechtfertigt werden: durch das Versmass wird es nicht herbeigeführt, auch nicht wol, das ich zugefügt habe, weil es in ähnlichen Stellen fast immer sich zeigt, Kaiserchronik Bl. 3^b mit vanen wol geworhten. Servatius 3345 eine schwester wol bekêrte. Lanzelet 7729 mit rossen wol bedahten. ermel wird hier schwach decliniert, wie in Ulrichs vom Türlein Wilhelm 37^b. 125^a. 137^b und in der hl. Elisabeth S. 374 (im Sprachschatz 1, S. 426 steht $\frac{414}{70}$

armilo, und Freidank 132, 4 ist ermeln zu lesen *?*), stark dagegen Äneide 1701. Herbort 619. Parz. 390, 20. Neidh. Ms. 1, 85. Gottfrieds Tristan 2846. Die Ermel wurden des grösseren Putzes wegen zugeschnürt, und vernên ist hier und C* 65 so viel als anderwärts brîsen rîhen, wie folgende Stellen zeigen, Erek 8238—8239 dehein ermel noch ir sîte was in niht gebrîset. Herbort 619—620 ermel gestrichen mit der sîden ane genât. Eraclius 1819 dô wart benât manic arm. Walther XIV, 8 diu mir næhest mînen arn vernæte. * Wilhelm von Orlens 10869 sie (juncfrouwen) brîseten ihm die ermel sîn. * Wigalois 699 ein juncfrow in dô nâte in einen roc pfellin. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 37ᵇ ermeln enge, wol gerigen. Engelhart 2533 si (die Ritter) wâren beide wol vernât. Freibergs Tristan 734—736 ein hemde sîdin, dâ hat sie sich gebrîset în unde vernât sô minneclîch. Elisabeth S. 374 ermeln âne brîse trägt die Demüthige, alle Pracht Verschmähende. Renner 4639 spricht von einer ermelbrîserin. Verschieden von dem anschliessenden ist der weite, darüber hängende Ermel, s. oben S. 49 [S. 269]. 108. Vgl. Wigalois 803 sich het diu maget rîche in einen mantel gevangen. 112.* Wie sein Geschmeide, Zieraten von Metall, mit Gold überzogen, belegt war. gesmîde in dieser Bedeutung Kaiserchronik 72ᶜ. Rother 789. Äneide 12637. 12775. Erek 1443. 2024. Engelhart 2722. betragen mit golde Hartmanns Credo 2438. Kaiserchronik 63ᵇ er hiez sie in einen wert varn, und hiez den schiere betragen mit rômesker molten; vgl. Hahn zu Konrads Otto 369. * 117. dér gotinne.* 124. daz gestuole die voraus geordneten Sitze. Äneide 12933 das gestuole daz was wît — der kuninc dâ ze tische gienc und die fürsten edele: ieclich an sîn gesedele; vgl. Sprachschatz 6, S. 665. 128. ouch, das weder der Zusammenhang noch das Versmass verlangen, ist wohl zu streichen. 132. Vgl. Erek 5103. Lachmann zu Iwein 5541. 134. vîolin abgeschwächt für vîolîn; vgl. zu E 102. Aber in Freibergs Tristan 3 ist vîolîn gevar zu lesen. Gold. Schmiede 67 mit vîolînen worten. [Diese Note wird unten S. 328 zurückgenommen.] 136. Goldene Weinreben als Zierat in Lambrechts Alexander 5452 und Konrads trojan. Krieg 19983. 139. Vgl. E 111. 143. mit

hermînin vedirin wie Äneide 1717 (wo harmîn zu lesen ist) 415
Nibelungen 356, 2. Eraclius 3595. Parzival 360, 14. pellez 71
hermîn im Wigalois 701; vgl. Gottfrieds Tristan 2549. 10929. 144. 147. Der Überzug des Mantels gieng bis unten hin, oben ragte ein Zobelpelz vor, der also den Hals wie ein Kragen umgab. 147. 148. Es ist wohl mit Wegfall des auslautenden h (s. oben S. 15) zu schreiben rû: drû wie Walther 76, 19 und Marner Ms. 2, 174^{b}, * Ms. Hag. 344^{b} * drû steht. Auch das althochdeutsche drûh (Sprachschatz 5, S. 254) ist Fem. Reinhart Fuchs 326. 363. 365 diu drûhe. Anderwärts der drûch wie Freidank 36, 14. Heinrichs Krone Wien. Handschr. 1^{c}. Martina 176^{d}; vgl. zu Reinhart Fuchs S. 105. 152. gelidit gefügt gegliedert: althochdeutsch kommt lidôn (Sprachschatz 2, S. 190) in der Bedeutung von zerschneiden zertheilen vor, dagegen wie hier, nur auf die menschliche Gestalt angewendet, bei Herbort 2985 ûzer mâze wol gelidet und in Konrads trojanischem Krieg (Strassburger Handschrift Bl. 187^{d}) als ein hiune gelidet. Sonst finde ich in dieser Zeit nur zerliden (Walther 85, 14; vgl. Rechtsalterthümer 692): aber in Urkunden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts (bei Haltaus) erscheint wieder liden und entliden. 158. Lambrechts Alexander 26^{b} (6095) daz gewerke. Vgl. Flore 552. 159. Wohl was ir ein roc.

E 11. Bei tôtval ist nicht an die juristische Bedeutung des Worts zu denken, die in den Rechtsalterthümern S. 364 erläutert ist: hierher gehört Tundalus 44, 29 si wânden uber al in hete der gemeine val des tôdes begriffen. Passional 42, 33—35 sagen gar die wârheit wie des mannes herzeleit virgienge âne tôdes val; vgl. 45, 61. 75. 46, 21. 126, 36, auch 109, 80 tôtgevelle. 20. der, vielleicht auch daz terrâz war ein freier Erker, zu dem man auf einer Treppe hinaufstieg. Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Jesu 98, 55—58 sus kômens mit ein ander hin, dâ bî ûf ein terrâz. sîn selbes einez (von den Kindern) dâ vergaz und vil ze tôde her abe. Passional 50, 66 viel den terrâz hin zu tal und 50, 72. 73 her abe gestôzen — von dem terrâze. Liedersaal 2, S. 232. 233 mit der frowen ich dâ gie eine stiege ûf ein terrâz. wie gevelt der terrâz dir? * si quâmen ûf ein

tarraz (: saz) Passional 50, 60. 66. 73. * 23. Vielleicht unde muotir, aber nöthig ist die Änderung nicht; vgl. Benecke zu Iwein 1824. Beide Wörter stehen im Accusativ. 38. wie vers dû wie geht dirs? wie befindest du dich? So wird im Ecke Kaspars von der Röhn 289, 1 var schône dem in den
416 Kampf Ziehenden zugerufen. 47. wend daz s. oben S. 19
72 [= S. 232]. 66. diu ors verrîten heisst bei Stricker (Karl 86^{a}) »die Pferde überreiten, übermässig anstrengen«, und in gleichem Sinne sagt Hartmann (Büchlein 1, 1673) ze vaste ich mich verreit; dagegen heisst sich verrîten auch »auf Abwege gerathen, in der Irre reiten«: so Dietleib 4287. Gottfrieds Tristan 2702. Erek 5043. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 25^{a}. einen verrîten aber, wie hier steht, an einem eilig vorbei, vorüber reiten, findet sich in Heinrichs Krone Bl. 80^{b} dô enkunder uns nimmer verrîten. 73. unwiz ohne Besinnung; ich habe sonst keine Belege aus dieser Zeit, doch vgl. das althochdeutsche unwizzo Sprachschatz 1, S. 1098. Sollte an der leeren Stelle, die sich hinter unwiz im Pergament findet, etwas gestanden haben, so müsste man unwizze ergänzen: unwizzind bei Lacomblet scheint nichts als eine Vermuthung. † Helbling 72 der herre ist wankelwitz. Mehrere Stellen im Renner, 9881 wîn und grôziu hitze machent manige liute wanwitze. 14894 ûf werltlich bôsheit hânt sie witze, gên tugenden sint sie wanwitze. 11743 von sô getâner hitze wirt maneger unwitze. Ahd. wanawitz vecors. † 76. Ich habe die auffallende Form nôtstadlin umsomehr beibehalten, als auch im Rother 3544 die nôtstadele (Nom. Pl.) sich zeigt, und die zweite Form nôtgestalden, die nicht bloss in Konrads Schwanritter 685, sondern auch in Dieterichs Flucht 4657 auf balden reimt, ferner im Helmbrecht 64 und in der Rabenschlacht 149, 3. 537, 6 (die Stahremberger Handschrift liest ebenso), auch einmal in Ulrichs vom Türlein Wilhelm Bl. 23^{a} vorkommt, gesichert ist, wiewohl sie in der Grammatik 2, S. 527 als fehlerhaft bezeichnet wird. Die dritte, althochdeutsch nôtgistallo (Sprachschatz 6, S. 674), findet sich im Rolandslied 167, 7 nôtgestallen: vallen, * 113, 29: mannen * und ausser dem Reim daselbst 141, 14. 163, 9. 171, 15 wie Klage 526: ferner im Reim Tundalus 51, 3. Parzival

463, 5. Wolframs Wilhelm 308, 9. * Konrad von Heimisfurt 363. * Freidank 36, 8. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 6^{a}. Kindheit Jesu 90, 27. * Gl. Berolin. Tross nalda. * nâlde (Herbort 6771 im Reim auf sâlde und 14776. Tundalus bei Lachmann 18. Pilatus 136. Livländ. Reimchronik 1281. Passional 76, 2. Elisabeth 449. Morolt 3809) wäre nur dann hier anzuführen, wenn jenes nôtstadele im Rother sich als uralt bewährte und mit dem dunkeln cumistadul cumistadulo zusammenhienge, wozu auch eine in der Grammatik 2, S. 753 geäusserte Vermuthung führt. 80. daz dâ nicht zuo getraf dass nichts dem gleich kam, wie schon Frommann zu Herbort 4762, wo dieselbe Redensart vorkommt, erklärt hat. Eilhart 5428 swaz ez zuo Tinâse getraf, daz geschuof er, als ez solde sîn. * Vgl. Gute Frau 1469. * 83. dicke Kampfgewühl, mit schwacher Declination auch im Wigamur 2058, gewöhnlich mit starker wie im Althochdeutschen (Sprachschatz 5, S. 112), Roland 151, 5. 180, 20. 281, 23. Rother 417
2708. 2735. 4140. Erek 2626. Wolfr. Wilh. 40, 14. Ulrichs 73
vom Türlein Wilhelm 9^{b}. Ortnit Ettm. 49, 18. Häufig im Lohengrin. 86. Lambrechts Alexander 15^{c} der bittiriste strît. 88. Ulrichs vom Türlein Wilhelm 60^{b} umbe eine wicken vürhten. 90. Anderwärts sich decken mitme schilde; vgl. zu Graf Rudolf 6, 9. 97. Herbort 5648 der kunic dâ von Pîse. 100. 101. sîn ors was swarz als ein kol mit gerechtin marchmâlin. War das Ross gestreift wie ein Zebra oder ein Tieger? oder gefleckt wie ein Leopard? Lambrechts Alexander 14^{b} hat ein Ross an den sîten liebarten mâl. Heinrichs Krone 8^{a} ein blankiu varwe übervie daz ros mit swarzen meilen, etwa der Gegensatz zu dem hier beschriebenen. gerecht müsste entweder »passend, gut geordnet« oder »geradlinig« heissen, wie gereht unde krump (Litanei 71. Anegenge 10, 20. Servatius 2277), gereht unde lam (Heinrichs Krone 47^{b}) entgegenstehen. Endlich könnte auch ein schwarzer Strich gemeint sein, der über den Rücken des Pferdes bis zum Schweif geht und an Flores Zelter (2750—2755) beschrieben wird. 102. sîn helm brûnlûtir glänzend hell, Äneide 5670 ebenfalls von dem Helm brûnlûter als ein glas oder 8749 lûtirbrûn: Lanzelet 8884 von dem Harnisch brûnlûtir als ein zin (787 wîz

als ein zin). * Ulrichs Wilhelm 120^{a} ein helm der was lieht brûne gevar (brûnvar, Lesart).* Gottfrieds Tristan 3334 ist statt brûn lûter (was im sîn hâr), wie bei Hagen und Massmann steht, nach den besseren Handschriften lûtervar zu lesen. brûn auch allein bezeichnet den Metallglanz, Herbort 8157 der brûne stahel. Lambr. Alex. 1734. 4465 und Herbort 13034 mit brûnen ecken. Lambr. Alex. 4300. 4561 daz brûn îsen, auch Erek 9260 brûniu varwe des Schwerts. Vgl. 57 spiegelbrûn. — stâlin geschwächt für stâlîn, wie bei Herbort 8411. 10598 steinin (: weinin), in Lambr. Alex. 14^{a} weiten (: bescheiden), bei Hermann von Fritzlar 119, 5 weizen und 233, 11 gulden, Flore 2878 sîden; vgl. zu D 134 und Grammatik 2, S. 179. 105. 106. antliz: spiz. Ich habe antliz, obgleich es Grammatik 2, S. 716 getadelt wird, gelassen, weil es der heutigen Form und dem nordischen andlit entspricht; Flore 3431 t es Sommer durch antlüt ersetzt, in Gottfrieds Lobgesang 88, 9 ist antlütz (mit der Lesart andlüt) nöthig, und so steht in einer alten Beschreibung von Christi Gestalt (Haupts Zeitschrift 4, S. 574), aber daneben antlutze. * Morolt 1, 723. 1674 antlit. Brant Narrensch. 110^{b}, 63 antlitt und schon vorher. Diefenbach Wörterb. v. J. 1470, S. 117 antlitz. Wolfr. Wilhelm 191, 15 antlüz mit den Lesarten antluz antliz antlitze. * Hier reimt bald hernach E 137 antlutte: phutte
418 oder antlutze: pfutze; also sind in unserem Gedicht immer zwei
74 Formen anzunehmen. Schwierigkeit macht nur der Umstand, dass andliz sonst nicht aufzufinden ist. *Jüng. Tit. 359, 3 antlütze. 1342 antlütze: urdrütze. Renner 4113 antlütze: sprütze. Gottfrieds Lobgesang antlütze 88, 9. Türlein Wilh. 33^{a} antliz 140^{a}. Tundalus 62, 26. Heinrich vom gemeinen Leben 951 antlutze: verdrutze, 895. Albertus Ulrich 352 anlutze: unnutze. Freiberg Trist. 5107 Müll. antliz. 3293 antlitze. Wilh. v. Östr. Bl. 7^{a} antlütz. Roth Pred. S. 19, 76 antlutze. Diemer 380, 20. 23, 7 antluzze: nuzze. Litanei 37 Massm. Genesis 13, 36. Vgl. 22, 14. Exod. 91, 14. Vgl. Kaiserchronik 3826 M. (8970 M.) 3991 M. 8643 M. Vocabularius rerum von 1489 Bl. 7^{b} antlitz vultus. Eulenspiegel Strassb. 1519 p. m. 116 antlit. Jahrb. 8, S. 263, 40 antlit: mit. Marienlieder Hannov. Handschr. 41^{b} antlitze: sitze. 47^{b}: witze, 82^{b}: blitze, 92^{a}: hitze. Kaiserchronik Cod. pol. 51^{d}.

Kaiserchr. Überarb. Wiener Handschr. 3797. 8233. Berth. 171. 198. 210. 271. 283 antlütze und auch 198. 211. 283 antlitze. Welscher Gast 218[b]. Jüngere Bearbeitung der Weltchronik 71, 58 antlit. Rudolfs Weltchr. Vilm. 63, 222. 71, 58 (ausser dem Reim) Berth. 146. Troj. Krieg 692. Lieders. 1, 139, 284. 181, 243. antlutz Vocab. optimus 21. Gerhard 3718 antlütz (ausser dem Reim). 3748. 4491. 4496 antlütze (ausser dem Reim). T. Sion 536 antlitz. Lichtenstein 158, 17 antlütz (ausser dem Reim). Frauenl. S. 35 (7, 14) antlüz (ausser dem Reim), S. 228 (409, 20) antliz (ausser dem Reim). Apollon. 15165 antlütz (ausser dem Reim). Kolocz. 279, 81 antlütz (ausser dem Reim). Grieshabers Predigten 1, 46. 48. 55. 58. 2, 11 (viermal). 12. 14. 49 (zweimal). 63. 75. 86. 118 (1[c]). 143. 146 antlüte. antlütes 2, 53. 106 (bis) antlüt 116. Haupts Zeitschr. 7, S. 148 antlit. Jahrb. 8, S. 239, 13 antlút. 244. 201. 9, S. 188, 56 antlit. Hadlaub Ms. 2, 187[b]. 192[a] antlút. 188[a] antliute. Martina 55[a] antliute: getriute. 248[a] antliute: hiute. * Den verschiedenen Formen, die im Sprachschatz 2, S. 201 und in der Grammatik 2, S. 716. 3, S. 401. 402 aufgestellt sind, füge ich noch aus Richthofen die altfriesische andlete ondlete. * Vgl. Ettmüller zu Theophilus 294. * Die oberdeutschen Dichter gebrauchen sonst antlütze, Wernhers Maria 165, 21 antlutze (: nutze) und ausser dem Reim 154, 25. Albertus im heiligen Ulrich 352. Heinrich vom gemeinen Leben 895 antlutze (: butze). * Alber Tundalus 62, 26 urdrutze: antlutze. * Nibel. 240, 1, * Klage 1082 * antlütze, ferner im Reim auf nütze * Roland 139, 3. * Servatius 2571. Eraclius 1203. * Lanzelet 7197. Welscher Gast 12[a]. * Heinrichs Krone Bl. 95[a]. * 12076. Helbling 1, 1100. Alexius Massm. 64, 1011. Helbling 15, 515. Jüng. Titurel 47, 3. Mosis Vorau. Handschr. 23, 7. Wilh. v. Östr. Bl. 49[b]. 87[a]. Jüng. Tit. 47, 856. * Ulrich von Winterstetten bei Benecke S. 165 und ausser dem Reim in Hartmanns Iwein und Rudolfs Barlaam 148, 9. 193, 30. Wirnt, Walther und Freidank scheinen das Wort gar nicht zu verwenden. Die niederrheinischen und mitteldeutschen Dichter ziehen antlitze vor und zwar im Reim auf witze sitze, so * Marienlieder Hannöv. Handschr. 41[b]. 47[b]. 92[a]. * Wernher vom Niederrhein 5, 13. 23, 22. 24, 24. 26, 17. 31 und Herbort 687. * 2960. 3179. * 10613. 13677. * Siebenschläfer 791.

831. Wilh. v. Orlens 4797 »antliche« Dat. 5081 »antlig«. * Heinrich von Krolewitz 1385. Passional 25, 60. 58, 17. 62, 76. 146, 15. 171, 28. * Alexius Massm. 74, 430 * und heil. Elisabeth S. 385. 397. 433. 440; nur im Rolandslied 139, 3. 30 zeigt sich antlutze (: nutze) * und ausser dem Reim 22, 18. 27. 79, 20 antlitze. Konrad von Heimesfurt 531 antlitze*. Dass man auch beide Formen neben einander gelten liess, beweist eben unser Gedicht. Wolfram gebraucht * antlütze * im Parzival 314, 1 * und * antlitze 119, 21 im Reim auf witze: aber * sonst auch * im Titurel 130, 2 hat Lachmann antlütze beibehalten. * Troj. Kr. 1304. 5314 antliz (ausser dem Reim). Otto Bart 179 antlütze (ausser dem Reim). Lichtenstein 158, 17. 258, 4 antlütz. 164, 7 antlütze. Raumland Mgb. 12^b antliz. Meisner Mgb. 40^a antlitze (ausser dem Reim). Immer antlütze Parzival 1, 22. 46, 28. 55, 29. 139, 27. 235, 16. 314, 1. 464, 28. 497, 27. 517, 20. 622, 6. 633, 26. 746, 22. 747, 23. 778, 29. 780, 18. 809, 7. 813, 2. 817, 24. W. Titurel 89, 2. 94, 4. 110, 2. 130, 2. W. Wilh. 67, 14. 156, 21. 251, 9. 253, 30. 271, 8. 272, 26. * Und da bei Konrad viel mehr Ursache zum Schwanken war, so habe ich wohl nicht mit Unrecht in der Goldenen Schmiede 725. 734 antlütze stehen gelassen, obgleich sich bei ihm * Troj. 19902 * antlitze: hitze findet, weshalb Haupt im Engelhart 244 * und Pantaleon 1383 * ausser dem Reim diese Form angenommen hat. In Gottfrieds Tristan 1266 zwar antlützes, aber die Lesarten bei Groote gewähren antlitzes: * 3813 Hag. antlitze. 97, 15 Massm. antlütze, aber in zwei Handschriften antlitze. * — Von dem ohnehin selten gebrauchten Adjectiv spiz finde ich keinen Nom. Sing. (Goldene Schmiede 1418 spitzez, GottfriedsTristan 2973 * und * Neidhart Ms. Hag. 3, 221^b spitzen, * Gottfrieds Tristan 6509 spitze Acc. Sing. Fem., Wilh. v. Östr. 20^a von spitzen swerten l. spiezen, * Renner 2034 spitze Pl.), nur Fragm. $XXVI^b$ ze spiz im Reim auf gliz, * Meister Altschwert 25, 29, * wonach die Form in der Grammatik 1^3, S. 144 angenommen ist; das althochdeutsche spizi (im Sprachschatz 6, S. 366 nur ein einziger Beleg) wurde spitze fordern. * Hugs Martina (Diut 2, 135) der slangen drittiu witze diu ist vil spitze. 161^c hacken — spitze gemachet ûzer îsen. * spitzic Marner Ms. 2, 177^a. * Friedr. v.

Sunberg Ms. Hag. 2, 356^{b}. Boppe Ms. Hag. 2, 380^{a}. Birkenstock S. 139. Konrad Ms. 2, 199^{b}. * Konrads trojan. Krieg 2809. * 4246 * und mehrmals im Renner 4035. 4558. 7635. 13259. 14885. * durchspitzic Renner 683. * spitze helme waren, nach unserem Gedicht, früherhin gebräuchlich: in der That sind auf den Tapeten von Bayeux, welche die Schlacht von Hastings im Jahr 1066 darstellen und wahrscheinlich bald nachher, gewiss vor 1087, verfertigt sind, die Ritterhelme sämmtlich spitz: dagegen in den etwa ein Jahrhundert jüngeren Bildern zu dem Rolandslied sind sie rund. * spitze helme Herrad Tab. VI. * Man 419
findet wieder spitze in den Bildern der Pfälzischen Handschrift 75
des Welschen Gastes Bl. 42^{a}. 55^{a}. 116^{a}, welche ziemlich gleichzeitig mit dem Gedichte ist: daneben auch runde und flache; ebenso verschiedenartig erscheinen sie in den Bildern der Casseler Handschrift von Türleins Wilhelm vom Jahr 1334, denen wahrscheinlich ältere zu Grund liegen. 117. Ich habe in sprûzvale den Vocal lang gelassen, wie ihn die Handschrift bezeichnet: indessen ist er nicht sicher, da man auch hochdeutsch spriuz und spruz schreiben könnte. Die Bedeutung scheint nicht zweifelhaft, fahl und gefleckt, etwa apfelgrau; vgl. Reinhart Fuchs CCXXXVII—CCXXXVIII. Schmeller 3, 593—594. Sprachschatz 6, S. 393—401. 126. Das Gewöhnliche wäre was ime zu gâch (Grammatik 4, S. 929), allein das unpersönliche haben ist hier nicht abzuweisen und den in der Grammatik 4, S. 246—247 zusammengestellten Redensarten anzureihen. 130. 168. Der Römer ist Prophilias. 134. dir verstehe ich wie in der Stelle aus dem Annolied, die Grammatik 4, S. 363 erörtert ist. 136. horegewat * l. horge wat Jac. * Pfuhl, Lache, Sprachschatz 1, S. 766 wat Furt vadum: auch noch im heutigen Niederdeutsch wadt, nach dem Brem. Wörterbuch 5, S. 161. 162; gleichbedeutend ist horlache Litanei 474. horc, wie Lacomblet liest, müsste als eine Verkürzung von horwic (Eraclius 3662. Freidank 70, 6) betrachtet werden, wie in der Wiener Handschrift von Lanzelet 2916 ein horigez muor steht, wo aber das Versmass horwigez verlangt; auch scheint für die Mundart unseres Gedichtes die Kürzung zu stark. † horege wat ist zu trennen, und horege steht für horwege. † 137. 138. Ich

habe geschwankt, doch endlich der ungewöhnlicheren Lesart als der wahrscheinlicheren den Vorzug gegeben. antlutti ist eine althochdeutsche Form wie antluzzi (Sprachschatz 2, S. 201. 322) und phutti entspricht dem angelsächsischen pytt. Vgl. zu 105. 106. * Wernh. v. Niederrh. 41, 5. Oberlin 1250 pute. Wizlav Mgb. 26[c] in der putten ich belac. Roland 150, 5 putze: unnutze. Heinrich vom gemeinen Leben 895 antlutze: butze. * 143. urbor s. zu A 167. Herbort 4674 der hête geurbort sînen schilt mit grôzen êren. Wolframs Titurel 8, 1—2 sun, du hâst bî dînen zîten schiltes amt geurbort hurteclîchen. 144. nâch im vuor hinter ihm, Dietleib 7243. 146. Lambrechts Alexander 15[a] eine vil lange wîle flugen die phîle alse der snê unde der regen, 20[a] von beidenthalben flouc daz schoz alsô dicke sô der snê. Dietleib 10190—10194 phîle, die sach man an der wîle sô dicke von der senewe gân sam oft der snê hât getân dâ den trîbet
420 der wint. Gudrun 2013—2014 dô sach man ûf den recken,
76 sam snêwes flocken winde, schiezen dâ mit phîlen. Ernst 3113—3115 und tâten en mit geschozze wê, daz ûf sie sam ein dicke snê die scharpfen pfîle vielen; vgl. Reinbot 1239—1240. 148. Ich gebe unbedenklich die ohnehin befremdliche Lesart geîtaltin bei Lacomblet auf, mithin fällt weg, was oben S. 22 [= S. 236] darüber gesagt ist. 150. sêre muss der Genitiv sein: mit sêre wäre das Gewöhnliche, so Marienlied in Haupts Zeitschrift I, S. 34, 2. Wernher von Elmendorf 499. Parzival 26, 7. 42, 20. 92, 6. Passional 53, 89. Livländische Reimchronik 322. 6976; allein auch im Althochdeutschen (Sprachschatz 4, S. 1113) kommen bei gahladan beide Constructionen vor. 158. huvisc, Lambrechts Alexander 21[c] hubisch. Äneide 12058 hobisch. Hermann von Fritzlar 182, 39 hubischeit.

F 1. Theseus spricht zu Peritheus, seinem todwunden Sohn. 2. Herbort 17565 daz koste mich harte. 5. virkargin hören auf Freigebigkeit auszuüben: ein actives verkargen mit der Bedeutung von überlisten in der Genesis 21, 13. 22, 42. 23, 14. 6. Ein althochdeutsches irargen verderben im Sprachschatz 1, S. 414. 8. Dass sie anfangen in Unthätigkeit zu leben, sich zu verliegen. 13. Ich vermuthe die nicht ze vroudin.

17. 18. gelârt: gekârt zeigt zwar die Handschrift, aber ich glaube mit Unrecht: warum sollte hier â stehen, da der Vocal anderwärts kurz ist? Die Grammatik 1^3, S. 253. 254 folgt aus allgemeinen Gründen in diesem Fall der Handschrift. Der zweite Schreiber fehlt auch einmal F 152, wo ærsâmir steht. 20. vonit fern ist. Eine entsprechende Stelle in Heinrichs Krone Bl. 56[d] wan vrowe Sælde wont im bî. man seit ouch daz ez sî ir site, daz sie dem argen vone unde dem guoten mite wone. Es ist also eine sprichwörtliche Redensart. Türheims Wilhelm * Pfälz. Handschr. 195[d] * Cass. Handschr. Bl. 239[b] daz ich gar sî sünden abe, und diu sêle in vröuden wone und verre sie der helle vone; vgl. Hartmanns Gregor 392. vonen wird in der Krone auch activ gebraucht, Bl. 52[b] daz man den stric vone. Vielleicht ist in unserer Stelle wie sêre Sêlde uns vonit zu lesen. * Vgl. ûffen. bîen Wilh. v. Östr. 15[b]. 29[b]. 37[a]. 57[b]. 74[b]. * † vonen ist wie ûfen ûffen gebildet, das häufiger vorkommt, Litanei 55. König Tirol Ms. 2, 249[b]. Barl. 115, 38. Passional 359, 48. Turnier von Nantes 148, 3. Wilhelm von Östreich Liegnitzer Handschr. Bl. 65[a]. 67[a]. 92[a]. sich ûfen das. 71[a]. Aber in diesem Gedicht, das Johann von Würzburg im Jahre 1314 verfasste, habe ich auch ein noch unbekanntes bîen gefunden in dem Sinn von bî wesen, bî wonen,

Bl. 15[b]. ze hant sach man bîen
den falkener Schôiere.

Bl. 29[b]. dir gît gelinge noch die stiur,
daz dir wirt freude bîen.

Bl. 37[a]. lâzen vor Agelîen
ein zierlich rotte bîen.

Bl. 57[b]. zwâr man sach in bîen
vil minneclich gebâren.

Bl. 74[b]. bringt man dir Agelîen,
der wirstu lieplich bîen. †

22. Leid vervielfältigt sich wie ein in die Erde gelegtes Samenkorn. In Hugs Martina ein actives sâmen, Bl. 161[d] si hete mîner êre gar ze nâhe gerâmet: des ist mir gesâmet beidiu stille und überlût maneges leides unkrût und Bl. 224[a] ir witze

sô verbrâmet, mit falscher fruht gesâmet. *Vgl. Lohengr. p. 189.*
421 Benecke zu Iwein 8065 weist sæmen nach. In Luthers Bibel
77 »Kraut besamt sich«, »ein Weib besamen«. 28. aldin und
jungin substantivisch mit schwacher Form wie Rother 3246. 4797. Morolt 57, 1147; ebenso unten 103 lebindin. Gregor 398. Freidank 58, 8. 156, 10 jungen. Gregor 3604. Gute Frau 2631 siechen und 1489 blinden; vgl. Grammatik 4, S. 256. 573. Benecke zu Iwein 6406. *Strickers Daniel 1134 blinden.* 56. eins tôdis swangir, dieser Gebrauch des Wortes ist nicht häufig, im Sprachschatz 6, S. 887 kein Beispiel aus dem Althochdeutschen: ich kenne nur folgende, Ulrich von Gutenberg (Ms. Hag. 1, 114[a]) rîcher vröuden swanger. Freibergs Tristan 5970 der anger der was swanger der brûnen blüemelîn. Wenn Neidhart (Ms. Hag. 3, 185[a]) sagt diu liehten blüemel swanger, so meint er die hervorbrechende Blüthe damit. 64—67. In dem Auszug des französischen Gedichts wird (Cap. 15) erzählt, dass Prophilias den verwundeten Peritheus mit seinem Schilde gedeckt, nicht dass sein Geselle, Athis nämlich, ihn weggetragen habe. Das deutsche Gedicht könnte jenen Umstand übergangen haben: doch hier setzt der todwunde Peritheus hinzu, Cardiones habe den Gefallenen für Prophilias, ihren Gemahl, gehalten, als wenn sie im Schmerz über diesen gestorben sei, während das französische deutlich sagt, der Sturz ihres erwählten Ritters, also des Peritheus, sei die Ursache ihres Todes gewesen, was dem Geist des Gedichtes angemessener ist; auch fügt es sich dann besser, wenn Peritheus Zeile 70 sagt: sie starb von leidin umme mich. Vgl. zu A 70. 71. Der Tod hatte sie niedergetreten, besiegt, überwältigt. Hermann von Fritzlar 126, 18—20 dar umme sprichit Jâcob also vile alse ein ringer oder ein ubertreter, wan her ubertreten hât dise werlt und ist komen in daz êwige leben. Parzival 586, 20 die habt ir bêde übertreten, daz ir se gâbet an den rê; vgl. Grammatik 2, S. 877. Hernach Zeile 137 heisst ubirtretin darüber hinaustreten, wie Winsbecke 44, 10 sich übertreten das richtige Mass überschreiten, und 67, 5 den rât übertreten. Passional 116, 83 maneger sunden ubertrit und 146, 58 gewaltes ubertrit, sodann 103, 48. 373, 34 ubertreten übertreffen. Wolfr. Wilhelm 341, 30 unz si der tôt hât über-

riten; vgl. Freidank 131, 12. 80. kluft Felsenhöhle, wie das Wort noch heute gebraucht wird, auch bei Hermann von Fritzlar 123, 13. Konrad von Würzburg (Wackernagel Lesebuch 1, 422
700, 15. Trojan. Krieg 1146) sagt maneger lôsen blüete kluft; 78
vgl. Sprachschatz 4, S. 547. 82. mit golde gemuosit reine. Albers Tundalus 59, 75 gemuoset was das phlaster (des Hauses) mit golde und mit gesteine. * Wackernagel Glasmalerei S. 156. 157. * Äneide 8240. 9352 daz himelze (des Gewölbes) was obene gemachet wol ze lobene, gemuoset wol mit golde. Lambr. Alex. 15c dô wurden di scônen swibogen in daz wazzer gezogen und die gemuoseten steine. Servatius 531 von einem Bischofsgewand, mit guldînen schriften spæhe gewieret, ûzen gezieret, gemuoset unde gesmelzet. Lanzelet 4110—4111 diu mûre was gemuosieret harte wol von golde, Lachmann bessert, wohl des Versmasses wegen, was gezieret; um das seltene Wort, das ganz hierher passt, zu erhalten, lese ich und wol gemuosieret, in der vorangehenden Zeile bleibt gezieret, und statt des Punkts ist ein Komma zu setzen. Ich glaube die richtige Erklärung gefunden zu haben, wenn ich annehme, dass musivische Arbeit von verschiedenfarbigem, auch vergoldetem Glasfluss gemeint ist, und das Wort durch Vermittelung des Romanischen von μουσειόω ableite, das bei den späteren Schriftstellern vorkommt; nachzusehen ist Schmeller 2, S. 635. Theophilus presbyter (diversarum artium schedula ed. Carol. d'Escalopier Paris 1843) sagt Cap. 12 »inveniuntur in antiquis ædificiis paganorum in musivo opere diversa genera vitri«, und weiter darüber Cap. 15 de vitro græco quod musivum opus decorat. Hierher gehören auch wohl einige Stellen in dem jüngeren Titurel 6113, 4. 6119, 2—4 mit golt daz pflaster unden ist gemenget; * auch 4818 ist zu vergleichen. Troj. Krieg 17426—17428. Vgl. 17455. und der wende mûre mit golde und mit lâsûre geverwet und gezieret. Himelreich (Haupts Zeitschr. 8, S. 148) 103 die mûre sint alumbe mit golde gezieret, sint mit aller slaht vare gimmen wol gezieret. des sales estrich ist mit vêhen steinen gestrowet. 204. wie zierliche diu gadem elliu den ze minnen mit deme reinen golde sint gemuoset unde gesmelzet. * † Ich habe muosen, und ich glaube mit Recht, von μουσειόω abgeleitet. Aus Lambrechts

Alexander gehört ausser der schon angeführten Stelle noch eine andere hierher, 793 si tâten die turne mâlen daz daz rôte golt dar abe schein, gemuoset oben an den stein. Sodann Heinrich vom gemeinen Leben 586 dem dû ê die sîden in daz hemde muose (l. muosetes) in manegen enden wîten; hier ist also bunte Seidenstickerei gemeint. * Diemer Beiträge 3, S. 99. * Mauritius (Berlin. Jahrbücher 9, S. 123, 1105) oben (in der kemenate) sô gemieste (l. gemuoset) was daz ez lûhte sam ein spiegelglas. Auch zu der anderen Form muosieren hat mir Hr Dr Zacher eine Stelle aus Rudolfs Alexander mitgetheilt,

Bl. 7[b]. ein wol gemachet tefelîn
ze guoter mâze kleine:
von wîzem helfenbeine
gar schône gezieret,
daz wol gemuosieret
von silber und von golde was.

Die lateinische Quelle, Historia de preliis, Bl. 2[c] sagt »protulit de sinu suo mirificam tabulam aeneam et eburneam mixtam auro et argento tres in se circulos continentem«. Aus späterer Zeit in einer Beschreibung der Rheinfische (Simrocks Rheinland S. 280), »item ein vorhel (Forelle) ein herzog darum, er hat einen gemussirten roc an«, womit die rothen Flecken auf der Haut der Forelle gemeint sind. * Purpureisque Salar stellatus tergora guttis Ausonius Mosella 88. Sprachschatz 2, S. 872. Frisch 1, 676[c]. Minneberg (Lassb. Handschr.) ein buntfarbiges Panier mit sechs Farben,

2848 folg. der erste strich der ist fîn
grüene von jazinten schîn
gemuosiert von künsten küene:
von spanisch lichtem grüene
liuhtet er sam ein smarac
und sam ein meiengrüener hac
liutet in des meien schîn.

2874. der sehste strich der glenzet
geworht mit künsten hel:
von Britanjen ein âgstein gel
liget in dem striche schôn:
von sapphir gold topasîôn
ist er schôn durchmuosieret.

Mitgetheilt von Pfeiffer.* † 83. Parzival 758, 21. 769, 26.
Iwein 6533 beidiu samt. Flore 3469 steht der Dativ beiden
samt, sament, demnach müsste hier und 122 beide samit gelesen
werden, wie in Strickers Carl 9^{b} bêde samt vorkommt: allein
es ist hier beidinsamit anzunehmen, bei Heinrich von Krolewitz
3303 beidentsamen. Pass. 131, 61 allentsamt. 87. Dass wir
von edlem Geschlechte sind; in Lambrechts Alexander 21^{c} sagt
Darius von seiner Tochter si is von adele geborn. 88. rôt-
guldîn Wernhers Maria 156, 41. Hartmanns Credo 2854.
Äneide 9159. 101. Herbort sagt 5205 für sterben under die
erden gân, Stricker im Carl 27^{a} under die erden legen für tödten,
Hartmann im Credo 2525 für begraben. * Der Unverzagte
MSH. 2, 49^{a} ir müezet wider zer erden. * 103. die ist das
Relativum und die Hebung ruht darauf, lebindin aber hat die
schwache Form; s. zu F 28. 108. Er ist ihr vollkommen 423
ebenbürtig, Herbort 11396 er enist nicht mîn genôz noch mir 79
glîche geborn. 111. deginheit nicht selten im Althochdeutschen
(Sprachschatz 5, S. 121), hernach vereinzelt, Kaiserchronik Bl. 71^{a}.
Rother 762. 1307. Graf Rudolf 19, 26. Lambrechts Alexander
2536. Eilharts Tristant 1371. Äneide 7307. Nibel. 107, 1:
doch einige Male im Dietleib 1967. 2065. 12256. 12494. Bei
den höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts habe ich
das Wort nicht mehr gefunden, späterhin erscheint es wieder
in der Fortsetzung von Konrads trojanischem Krieg Strassb.
Handschrift Bl. 237^{a}, im Sigenot Kaspars von der Röhn 9, 4.
15, 7. 62, 9. 184, 11 und des alten Drucks *bei Schade 8. 13.
61. 178* (nicht bei Lassberg), dann im Renner 17046; auch
Oberlin S. 229 führt eine Stelle an. Mit gleicher Bedeutung
steht im Lanzelet 2588 degenschaft, das ich sonsther nicht kenne,
auch nicht aus dem Althochdeutschen: nur theganscepi aus
Heljand 139, 23. 142, 20 ist anzuführen, heisst aber discipulatus.
In dem der Spielmannspoesie zufallenden Gedicht vom heiligen
Christoph kommt degentuom vor, aber in anderer Bedeutung:
der Teufel in Gestalt eines reizenden Weibes sucht den Jüng-
ling zu verführen, 1497—1798 (Handschrift von St. Florian)
als hete der tiufel sînen list daz er im næm sîn degentuom;
also wie magetuom. † Weitere Nachweisungen von degenheit,

Jerusalem in der Vorau. Handschr. 372, 12. Goldemar 1, 4. 3, 4. 12. Konrads trojan. Krieg 9830. Turnier von Nantes 144, 1. Lieders. 2. 214, 118. * 113. Äneide 12867 nie wart nichein man der tugende sîn gelîche. 116. irkorn soviel als ûz irkorn. 120. Ich vermuthe lûtir als. *Flore 6849.* 122. Die beiden Eltern sollen einwilligen. 128. erbelôs Rother 2949. Äneide 8102. Hartmanns Credo 821. Eraclius 70. Bruchstück aus der Dieterichssage s. Altdeutsche Blätter 1, S. 341. Freibergs Tristan 9. Ortnit S. 29. Vgl. Heldensage S. 54. 132. gunstic Ernst 4569. Haupt zu Engelhart 2039. 133. Sie sprach leise, wie eine verschämte Jungfrau. Wolframs Titurel 132, 3 der bracke kom hôchlûtes. Eraclius 3530 dazu sprach si niht ze lûte. Jüngerer Titurel 5038 sie sprach ein Theil niht lûte. 140. vollinbrengin wie 142 vollinkumin. Dieselbe Form zeigt Hartmanns Credo 549. 3165. Litanei 91. Pilatus 50. Eilhart 2017. Wernher von Elmendorf 2017. Ernst 2046. Crane IV, 168. Livländische Reimchronik 901. 4100. 5604. 6994. Morolt 60, 1467. 62, 1618. So auch vollenvüeren Roths Denkmäler 57, 32. Livl. Reimchr. 1305. vollengên Passional 87, 34. 168,
424 24. 198, 96. Morolt 55, 937. 145. Ulrichs vom Türlein
80 Wilhelm 42^{a} sô wart nie ritter baz begurt; vgl. Frommann zu Herbort 14105. 156. So lasst ihn handeln wie es ihm gefällt; vgl. Frommann zu Herbort 16633. Lachmann zu Nibel. 1957, 1. 167. Ich habe geändert, denn gerade der Schaft sollte herausgezogen werden, wie dies bei Herbort 11955 geschieht. Wahrscheinlich war der Sper durch die Brust gegangen, und der Arzt zog die Wunde an dem Rücken auseinander, um sie mit kleinen Leinwandstreifen oder Charpie (weizel bei Eraclius 4553. Haupt zu Engelhart 1925) zu verstopfen. * schübel von Leinwand, um sie in die Wunden zu stecken. Sigenot alter Dr. 111, Kaspar 113. Dietr. Drachenk. Kaspar 113. Vgl. meisel Ziem. p. 244^{a}. Rechtsalterth. 629. * 168. Herbort 5899—5903 vom kleide er ein tuoch brach: in drivalten er ez vielt: in die wunden er ez schielt.

XII.

Der Druck der Einleitung war zum zehnten Abschnitt vorgerückt, als mir die Nachricht zukam, dass Hr Dr Weigand zu Giessen eine eigenhändige Abschrift von zwei noch unbekannten, zu unserer Handschrift von Athis gehörigen Bruchstücken besitze. Meiner sofort an ihn gerichteten Bitte um Mittheilung fügte ich den Wunsch hinzu, womöglich die Urschrift selbst zu erhalten. Hr Dr Weigand war so gefällig, sich deshalb an den Besitzer, Hrn Geheimenrath und Professor Dr Nebel, zu wenden, und dieser überraschte mich mit dem schönen Geschenk der zwei Pergamentblätter*), die in diesem Augenblick für mich doppelten Werth hatten. Beiden gelehrten Freunden des deutschen Alterthums drücke ich hier meinen Dank für ihre zuvorkommende Güte aus. Auch diese Blätter, auf welchen man die Jahreszahl 1575. 1578 findet, hatten als einfache unverklebte Deckel von Haushaltungsbüchern gedient: ich habe sie A* und C* bezeichnet, und aus dem ihnen angewiesenen Platz sieht man schon, dass sie dem ersten Schreiber der Handschrift zufallen. Zwischen A* und B fehlt vielleicht nur ein Blatt, und C* schliesst sich unmittelbar an D, so dass hier 336 Zeilen in ununterbrochener Folge erhalten sind. Der bisherige Eigenthümer hatte diese Bruchstücke vor fünfunddreissig Jahren in Westfalen erworben: damals nahm er auch Abschrift von drei anderen dort noch befindlichen, nämlich von D E und F. Eine weitere eigenhändige Abschrift von E hat mir Hr Dr Weigand mit gleicher Bereitwilligkeit überlassen; ich habe sie mit Lacomblets Abdruck nicht ohne Nutzen verglichen.

Ich trage nach, was sich aus der neu eröffneten Quelle für 425
die bereits gedruckten Abschnitte der Einleitung ergibt. III. i für 81
ë in swilch C* 90. Ausnahmsweise e statt i, rittere A* 104, * C* 136. * gespunnenime A* 160. videlêre C* 158. Wie dort niemin bemerkt ist, so steht A* 60 iemin. o für u in kond A* 22. sch, nicht wie gewöhnlich sc, in scheide scheidin A* 10. 13.

*) [Sie sind im Handexemplar angebunden.]

durchschîne A* 19. schilde A* 124. C* 2 geschên. Auch hier zweimal dit C* 94. 121. Ich füge hinzu, dass auch das Passional 212, 46 kurt und 106, 4 verkurten im Reim zeigt. Einmal, wie in E und F, das anlautende th für t in thûsint A* 113, aber 141 dûsint. * dûsint die organische Form. * h fällt inlautend aus in gâs C* 164, * gâhs Parz. 415, 28 *; dass dies auch C 30, E 64. 156 vorkommt, hätte dort bemerkt sein sollen: ebenso fehlt dort sân für sâhen C 82. 87. 90. Ferner in geschên C* 2 (wie gescên: sên C 143—144 angenommen ist), trân trâne trêne A* 15. 23 und lênrecht A* 150. p statt b in halspergin A* 13. t fällt in der dritten Person des Plur. im Präs. ab, irbeizin uobin irzouwin C* 132. 156. 162. wollint nicht wellint A* 55. IV. Einzuschalten ist scheide A* 10. inzemin A* 40. beretten A* 90. virschin C* 35. kuolde C* 4. dâr C* 78. gerandir C* 90. besundirn C* 133. V. Anzuführen sind die Reime vrûndis: mundis A* 26. wortin, portin: gehôrtin C* 107. * ruom: brûteguom C* 47. * 133. êrsamir: jâmir, wo also der kurze Vocal vorangeht, endlich reimt wazzir: virgazzir C* 143, was nach Lachmann zu Iwein S. 434 nicht zu missbilligen ist.

426

A

82 *er* sach wie sich der helit balt *a*
*sîn*in vîjandin virgalt
mit verchsêrin wundin:
*ou*ch sach er ûz der scrundin
*wi*e die juncvrouwe intran
*u*nd wie sie den edilin man
*sî*nir cleidir intnactin
*u*nd mit loubirn bedactin,
*u*nd wurfin erde ûffin:
*u*nd sach wie sie sluffin
*d*urch die mûrin an daz velt
*d*az sie nichein widirgelt
*i*r mordis dâ intphiengin:
und sach wie sie giengin
anz gebirge in den walt.
dô dit der mêre helit balt
alliz wol bescouwite,
hart er sich unvrouwite
des junkherrin tôdis.
»daz der mennisch sus brôdis!«
sprach der ungemuote
virholine an sînim muote
»waz sule wir arme lûte?
dirre knappe lebite hûte
allir sorgin ênic
und virsach sich harte wênic
sus getânir zuovirsicht:
unde ich unreiniz wicht
sturbe gerne, ob ich mochte.
427 disim edilin kinde tochte
83 in der werlde wol zu lebine,
wend al sîn dinc stuont ebine;
al lît er nû zuhouwin.
er minnite sîne vrouwin
in sîme herzin binnin
mit getrûwelîchin minnin:
dâ widir minnite sie in:
unde stuont iewedirs sin
wie iz dem andirn daz getête,
des er ganze vrouwide hête.
dit was ein lebin von willekure:
hie nêmich al die werlt nicht vure,
ob ich solde kiesin: *b*
sus nêmich eine biesin
vur mîn lebin« sprach Athîs.
»daz ich ie wart alsus wîs
an der liebe und an der leide!
und daz ich armir man sie beide
alsô rechte wol irkenne!
und daz ich ettiswenne
liebis sô gewaldic was,
dâ mich mîn vrûnt Prophiljâs
alsus verre abe sciet,
der mich hûte irkante niet,
dô er mich sô durstic sach
daz mir allis des gebrach,
des ich zum êrin solde tragin!
daz wil ich iemir gote clagin,
daz ich ie lieb zu liebe irkôs
und ichz sô sciere virlôs.
westich nicht waz lieb wêre,
sô wêre mir ummêre 428
daz ich mîn lieb virlorn habe, 84
daz ich hie mouz virendin«.
mit windindin hendin,
mit herze swerindin nôtin
gienc er zuo dem tôtin
und huob in von der erdin.

2 *uyandin* bei Graff ist fehlerhaft. 6 Am Anfang der Zeile ist nur ī sichtbar: wahrscheinlich der zweite Strich von *n*; es stand *Vn̄* da. 8 . *n* wie in den zwei folgenden Zeilen. *louberin*. 14 *Vn̄*. 20 *mennische*. 21 *wol gemuote*. 28 *Vn̄*. 31 *werlt*. *zů* und so immer, auch in Zusammensetzungen wie 33 *zů houwin*. 33 *liger* (nicht *lig er* wie bei Graff) *nů*. 38 *Vn̄*. 42 nicht *nem ich* wie bei Graff getrennt. 50 *Vn̄*. 54 *irkente*. 57 *zů den*. 60 *ich iz*. 61 Nicht *west ich* wie bei Graff. 68 Nicht *Gieng* wie bei Graff.

dô er truoc den werdin
hin zu sînir scrundin,
dô bluotin ime die wundin
und machitin *al* den wec rôt.
»wie mac ich iemir mînin tôt.
an ichte baz irwerbin,
sît ich doch wil sterbin,
denne an disime kinde?«
gedâchte der swinde
und reditiz selbe widir sich.
»disin mort den zie ich ûffe mich.
morgine, sô man sîn inbirt
unde bî mir vundin wirt,
sô sprechich ich hab in irslagin
und zuo mir in daz hol getragin:
sô wirt daz volc mich vânde *c*
und sân zu tôde irslânde.
der tôt ist samftir harte vil
(sît ich ot nicht genesin wil
mit jêmirlîcher pîne)
den mir die hande mîne
den tôt selbin têtin.«
in disin ungerêtin
lac der helit unde qual
429 wen biz der morgin ubir al
85 lûchte, und die sunne scein.
dô die Rômer ubir ein
giengin widir unde vort,
dô vundin sie daz bluot dort,
dâ der knappe irmordit wart,
und volgitin der irslândin vart
wen biz zuo der scrundin.
den tôtin sie da vundin
unde den lebindin dâ bî ligin
mit den bluote gar besigin.
Grôz jâmir sie begiengin.
den lebindin sie viengin:
den tôtin lîchamin
in einin scilt sie nâmin
und vrâgtin den lebindin,
dô sie sich virebindin,
wer den knappin sluoge
und in die scrundin truoge.
»daz hân ich« sprach der helit sân
»wer hêtiz andirs getân,
wendich bin hir eine?«
sie sprâchin al gemeine
daz wurdime al zu leide.
dô vuorte man sie beide
zu Rôme vur den dincstuol.
bîme hâre durch den phuol
wart er dicke gezogin
und zuo der erdin gebogin
als man in sterbin wolde,
wen daz is nicht wesin solde.

Umme Rôme was iz sô gestalt
daz der rîchin gewalt 430
ubir die armin nine gienc. *d* 86
swenne sô man dâ gevienc
einin sculdigin an ichte,
sô muoster vurz gerichte:
in torste niemin sterbin
noch nicheine wîs virterbin
an guote noch an lîbe,
an kinde noch an wîbe,
êr dan er vurz gerichte quam
unde der clegêre alsam.
ist daz er sich intsagite
deme der ûf in clagite,

70 *truoc er.* 73 *machite.* 77 *Den. diseme* fehlerhaft bei Graff. 79 *reditiz* nicht getrennt wie bei Graff. 82 *Vnd.* 82 *sprech ich daz ich in hab.* 85 *uahinde.* 86 *irslahinde.* 87 *samfter* bei Graff ist unrichtig. 96 *romere.* 100 *uolgetin* bei Graff ist unrichtig. *irslahinde.* 103 *Vn̄.* 109 *uragitin.* 114 Nicht getrennt *het iz*, wie bei Graff, 115 nicht *Wend ich*, ebenso 117 nicht *wūrd ime*, 130 nicht *muost er.* 125 Kein grösserer rother Anfangsbuchstabe. 127 *armen* unrichtig bei Graff. 130 *uv̄r daz.* 136 *Vnder* nicht *Vn der* wie bei Graff.

sô wart er ledic gelâzin sân:
hêter abir sô missetân
daz vur in stuont nichein bete,
sô beslôz man in zu stete
in eine ketinin die dâ lac;
dâ muoste unz an den drittin tac
er inne ligin gespannin
vur wîbin und *vur* mannin,
daz al daz volc *an* ime gesê
von wilchir scult sîn veme gescê.
sô den der dritte tac irscein,
sô quam daz volc ubir ein
zu Rôme in den vrônin sal
und die consule ubir al,
unde irteiltin *ime* den haft.
swie den sin veme was gescaft,
die wart dâ bereitit
431 daz des nicht wart gebeitit;
87 sus starb dâ manic manige wîs.
in dise ketinin wart Athîs
gespannin durch gerichte
zuo der werlde gesichte:
in der lac er mit sorgin
unz an den drittin morgin.
Dô der dritte morgin quam
und die nacht abe nam,
daz volc al zu hove gienc.
ein ieclich consul der bevienc
einen stuol den er urburte.
Athîsin man dô vuorte.

A*

irn lîb solde slîzin,
den sie mit werdin vlîzin
irzogin hêt unz an den tac.
sie rou daz sie sîn ie gephlac
mit sô getânin vlîzin,
sît sie zu langin wîzin
mit Bîlâse solde wesin,
mit deme sie wânde nicht genesin;
des wart ir harte leide.
»owê mir dirre scheide,
die ich mich von Athîse
mîme liebin âmîse
durch Bîlâsin scheidin sol!«
ir lûtir ougin wurdin vol
vil jâmirgir trêne:
die wârin an zu sêne,
swâ man sie vant behangin
an den wol getânin wangin, 432
von der rôsin durchschîne 88
gevar alsô rubbîne:
von der wîze glîch berillin.
sie kond'in nicht gestillin,
wen trân vlôz nâch trâne.
sie was vroudin âne,
vol jâmirs unde rûwin
von den ganzin trûwin
irs vil liebin vrûndis.
daz nidir teil irs mundis,
daz gar von minnin vûre wiel,
ir alsô zertlîche intphiel
alse ob sie zurnin solde;
swie gerne sie abir wolde
zurnin, sie nekonde.
daz obir teil begonde
ein wênic ûf zu diezine,
irn rôtin munt zunsliezine,
daz man der zene ein wênic sach.

140 Nicht *het er.* 144 *muster.* 145 *er* habe ich aus der vorhergehenden Zeile genommen: man müsste dort sonst *unz* streichen, was doch Z. 162 auch steht. 146 *Uv̄r wibin* deutlich, aber an dem zweiten *uv̄r* fehlt der erste Buchstabe, weil das Pergament an dieser Stelle durchlöchert und deshalb auch *an* in der nächsten Zeile weggerissen ist. 153 *Vn̄ uirteiltin den haft.* 158 *disin.* 161 *lag* bei Graff fehlerhaft. 167 *ūrbūrte.* 11 *Der* statt *die.* 15 *trehne.* 16 *sehne.* 19 *rosin rotin.* 20 *also rubine.* 22 *kondin.* 24 *Wen sie.* 31 *also.* 35 *die zene.* 36 *zūn slezine.*

sie leit ot michil ungemach
und was dâ bî sô minnesam
daz sie dem bestin wol inzam,
der dô des ertrîchis wielt.
den lîb sie kûme behielt
von den senindin sorgin
die sie truoc verborgin
umme den helit reinin.
Êvâs irsach ir weinin,
unde begonde in irbarmin.
er beswief sie mit den armin
unde irsûftite vil tiefin
(sîn ougin ime ubir liefin)
433 89 und bat sie swîgin stille.
er sach wol daz ir wille
an den kuninc nine stuont.
er tet ot sô sie alle tuont
die dâ leistin wollint trûwe,
er liez sie habin ir rûwe
und sciet sich von der megide
und gienc scaffin ir getregide,
daz ir nûwit des gebrach
des im iemin vor gesprach.

Prophiljâs und Cardjones
unde ir muotir undir des
mit Gâŷtin belibin.
ir jâmir sie virtribin
mit vroude gebindim trôste,
daz sie doch sêre lôste
ûz irn senindin rûwin.
ir bruodir sprach intrûwin
daz er sie wolde lôsin
odir sich alsô virbôsin
daz ers nimmir mêre
widir an sîne êre
quême, noch an sîne macht.
in disin dingin wart iz nacht,
und giengin die lûte slâfin
dô griffin sie zun wâfin
Athîs unde Prophiljâs:
und alliz daz zu Rôme was,
daz ot zu wâfin tochte
und sich bereitin mochte,
daz bereite sich gare
b und quam gemeinlîchin dare
vur die stat an ein gras,
dâ ir saminunge was 434
ûf einir wisin vor eime holz; c 90
dar quam manic rittir stolz
und manic helit virmezzin.
als daz volc was gesezzin
in burgin dorphin und stetin
(Êvâsis tochtir beretin,
Gâŷtin, alsô quam iz dare),
dô scuofin sie ir scare.

Dô sie zusamine quâmin,
die rede gar virnâmin
nach der wisin râte
(und tâtin daz vil drâte),
sie liezin Athîsin
ûffe die strâze wîsin
und gâbin ime Tarquînin
mit allin den sînin,
Margwêtin, Julîn, Julîum,
Androinem und Grâcîum,
dar zu sechs hundirt
rittere ûz gesundirt
ûz allin den bestin
die sie in den landin westin:
ob sie mit Gâŷtin
woldin ab intrîtin,
und die sie ane quêmin,
daz sie die magit in nêmin,
ob sie die vur gevaztin.
Dîonîsin sie saztin
mit dûsint halspergin
an die huote vor den bergin
rechtinhalb des kuningis hers,

47 *Vn̄ begondin.* 48 *besweif.* 49 *Vn̄.* 51 *V.n̄* 58 *um ir.* 63 *Vn̄.* 65 *gebinde.* 66 *ser.* 72 *sin.* 75 * di = de. * 77 *un̄.* 81 *bereitte.* 85 *ein* statt *eime.* 90 *bereitin.* 93 Kein Abschnitt und kein grösserer rother Anfangsbuchstabe. 109 *Vn̄ dise s.* 113 *thusint.*

daz er die stîge des mers
435 werte mit den sînin.
91 sie saztin Pâlatînin,
der ôheim was Gâŷtin,
zuo der lerzin sîtin
mit achte hundirt mannin:
ob sie die magit dannin
vur sie zu sciffe vuortin,
daz sie schilde urburtin
unde wîgis sie gesattin.
dise drî scare sie bestattin
in telrin und in holzin.
sie hetin manigin stolzin
rittir unde mannigin helit
zu vechtine vil ûz gewelit
dâ iz zu vechtine geriet.
die gesamnitin diet,
die niht orse hâtin,
ir stat doch wohl virtrâtin
und ir werc wol torstin nutzin.
sarjande unde ouch scutzin
die saztin die wîsin
daz sie durch Athîsin
beidinthalb des vanin stritin.
vor den sarjantin ritin
dûsint rittir in einir scare
mit virdactin orsin îsinvare,
die leitin zwêne vurftin
die wol werbin geturstin
umme den werltlichin prîs;
daz was Marques und Engrîs,
zwêne helide ûz irkorn,
und wârin von Rôme geborn
von kuningis geslechte,
436 und soldin von lênrechte
92 vor den vanin rîtin
und zuo dem êrstin strîtin.
Nâch der scare gienc der vane
dâ sie houbitin ane,
sô sie ritin in den strît;
daz was ein rôtir samît,
gezierit nicht zu swache.
ein ûf gerichtit trache,
als er iezu vliegin solde,
von gespunninme golde
meistirlîch dar în gewebin,
der hangite dâ benebin,
gehaft in eine stangin
(dar er mochte gelangin,
und die in mochte virtragin)
d mit îsirne beslagin:
und stuont ûf eime karrin,
den zugin zwêne varrin.

B

unde wold in habin durchstochin, a
sînin liebin mac gerochin.
des dâchter ime vil angin
und bôt sich gevangin
daz er in nicht instêche
êr dan der kuninc gesprêche;
Prophiljâs hiez in sichirn.
er hête eine kichirn
genumin vur Sâlerne:
er sprach »daz tuon ich gerne«,
und sichirt ime an sîne hant.
den helm man ime abe bant: 437
der kuninc was dar undir 93
(daz dunkit mich nicht wundir)
wibelval als ein asche.
zu sînime harnasche
hiez er vuorin beide
und saz ûf andirweide.
Dô quâmin sîne knappin
und ebindin sîne wâpin
in vil kurtin stundin.
sîn houbit sie im bundin,
den schilt langitin sie *ime* dare

124 *urbūrtin.* 125 *Vn̄.* 127 *un̄:* 141 * in = en. * 156 * l. rôt, vgl. E 110. * 158 *trage.* 160 *gespunnenime.* * B 44. Graff 6, 345. Erek 1551. * 161 *Meistirliche.* 166 *wol beslagin.* 1 *Vn̄.* 3 Nicht *dacht er* wie bei Graff. 9 *vor* nicht *voz*, wie Graff gelesen hat. Ein solches dem *z* ähnliches *r* auch Z. 17 in *vuorin.* 13 *kuninc.* 15 *Wie val.* 19 *knapin.*

der was von lasûre gare,
sô daz nicht bezzirs mochte sîn.
dâ was vil meistirlîchin în
von bernischin gold ein arn,
als er in luft wolde varn
gemâlit unde intworfin.
der hête sich zuworfin
mit den vetichin beidin,
mit zwisgolde undirsceidin
an lidin und an vedirin:
ouch hêter ietwedirin
vuoz bî dem lîbe hine,
daz der zagil dâ durch scîne,
ûf den scilt gestreckit,
die clâwin wol zureckit.
einin wâpinroc er vuorte,
der an die wadin ruorte,
von brûnime samîte
gesnitin, von guotir wîte,
als er in tragin wolde:
438 von gespunninme golde
94 arne genuoc dar în gewebin
vorne hinden benebin
an gêrin und an sîtin.
man sach in zuo den zîtin
einin halsberc ane vuorin
mit riemin und mit snuorin
gestrickit zuo den mailin
an sînir fantailin,
daz sie *sich* mochtin nicht intlôsin:
und zwô silbirwîzin hosin
gestrickit umme sîne bein:
und einen helm (der verre schein)
von spiegilbrûnin stâle
mit manigim goltmâle
(die sich da verre wîstin)
gezierit an den lîstin
unde an dem barbiere.
eine rîche baniere
vuorter an sînir hant
(die was verre bekant),
nâch sînin scildin gesnitin.
ein guot march hête er bescritin,
virdacht mit zwein deckin.
ein swert mit ganzir eckin,
daz sêre mochte snîdin,
vuorter an sînir sîtin
und reit ûz an daz hoste.
er warb nâch einir joste
mit manlîchir pîne.
im volgtin die sîne
mit manlîchin geberdin;
daz vroute den werdin. 439
Von Messîne Margôz 95
mit einer storjen (die was grôz)
quam in den buhurt gevarn.
er sach andirnthalb den arn
von eime scafte wedilin:
daz irwegite den edilin
an einin manlîchin nît.
er reit eine scône râvît
verre swarzir dan ein kole,
unde was gewâpinit wole.
dâ mite sî die rede virant.
ein sper vuorter an der hant
(ein zeichin von rîchir habe
verre wandilte drabe)
unde irsprancte durch Bîlâsin
ûf Prophiljâsin

24 *lazure.* 27 *bernisschin.* 29 *in die luft.* 29 *vn̄.* 32 *zwis golde. seidin* Lesefehler bei Graff. 33 *un̄.* 34 Nicht *het er* getrennt wie bei Graff. 34 *deme.* 44 *gespunnime.* 46 *hindene.* 47 *unde*, nicht *und* wie Graff hat. 52 *An der sinir.* 56 *ein.* 58 *gvltmale* bei Graff ist Lesefehler. 61 *Vn̄.* 63 70 *Uvorter* nicht getrennt wie bei Graff. 66 *heter*, nicht *het er* wie bei Graff. 72 *iôste*, denn *roste* bei Graff ist Lesefehler. 74 *Ime volgitin.* 76 *vrouwite.* [81 A* 163. J. Gr.] 85 *swarziv* Lesefehler bei Graff. 86 *Vn̄.* 88 Nicht *vuort er* wie bei Graff. 89 *ziechin.* 90 *dar abe.*

mit ûf gerichtir baniere.
»messîne scievaliere!«
rief er do er irsprancte.
Prophiljâs ouch virhancte
sîm orse vil drâte.
ein stark sper er hâte
geslagin undir sînin arm
(die mailin wârin wordin warm
dem kuonin jungelinge)
und stach in durch die ringe
vorme scilde in den bûch
und warf in tôt in einin strûch;
daz sper dennoch ganz beleib.
daz ors er vort mit sporn treib
und vuor in allin bevorn.
440 er hêt in andir sît erkorn
96 den helit Dîonîsin
wâ ime daz sperîsin
steckite in der sîtin:
und sach sie starke strîtin,
des hers in beidin endin
daz volc vaste swendin;
sie beidinthalb sich wertin
mit spern und mit swertin
die vil dicke besuffin
den orsin in den guffin
und in den kuonin lûtin
Athîs mit sînin trûtin
Rôme scedelîche warb,
wendir vil dar um irstarb.
Prophiljâs der gehêrte
ubir Dîonîsin kêrte
(des vil manigir intgalt)
unde bescutte mit gewalt
den kuonin Dîonîsin;
des lobetin in die wîsin.
sie hêtin in ûz den vrûndin
wunt unde ungesundin
undir den Rômern zu trôste:
den vienc er unde lôste
Dîonîsin sînin mac.
er was an tugindin nicht trâc,
do er den herzogin vienc.
sulche tât er dâ begienc
(wen der strît der was hart)
daz er dô sô muode wart
von den manicvaldin slegin
daz er sich mochte nicht geregin: 441
und reit ûz rouwin von disin 97
undir boume an eine wisin
an ein wunniclîchiz gras,
daz gnuoc nâ deme strîte was,
wen biz ir ors virbliesin.
er sprach »wir suln hie kiesin
uns rouwe eine wîle,
ob der kuninc von Bîle
mit allir macht puniere,
daz wir mîne baniere
kêrin ime zugegine.
besêt ûch allir wegine
ob ir noch Athîsis
mînis liebin âmîsis
iergin werdit geware«.
dô ubirsâhin sie die scare
durch ein wetirdunniz loub
unde irsâhin grôzin stoub
von Athîse *ûffe* stiebin,
unde begondin ime liebin.
sie sprâchin »jeniz ist Athîs
und hât irworbin den prîs:
er ist die vînde ane kumin
und hât Gâŷtin genumin;

93 *ufgirihtir* Lesefehler bei Graff. banier. 94 *scieualier.* 97 *Sime.* 101 *Deme.* 115 *Die* statt *sie.* 118 *ors.* 120 *ot* (deutlich und kann nicht, wie Graff sagt, auch *oc* gelesen werden) *sine* statt *mit sînin.* 121 *Rome uil scedeliche irwarb.* 122 Nicht *Wend ir* wie bei Graff. 126 *Vn̄.* 130 *Vn̄.* 131 *romerin zv̂.* 138 *da von* statt *dô.* 146 *hie sin* statt *kiesin.* 147 *rouwin.* 149 *maht* Fehler bei Graff. 152 *beseht.* 156 *ubir sahn.* 158 *Vn̄.* 160 *Vn̄.* *begonden* bei Graff ungenau. 163 *uijnde ane kůmin.* 164 *genůmin.*

daz ist uns wol an muote«.
des vrouwite sich der guote.
Dô santer Androchêum,
den consul Anthichêum.

C

Bîlâs dâ von Bîle *a*
was ouch al die wîle
442 von der erdin ûf gesprungin.
98 zusamine sie drungin,
her Athîs und Bîlâs.
Alexandir unde Kôlibâs,
Dîens und Dôrîlâus,
Wolfaram, Kôrillâus
unde der kuone Pandarôn,
der herzoge von Kôrillôn,
zuo der erdin von ir veiztin
orsin vil drâte irbeiztin
mit allin ir gevertin
daz sie den kuninc wertin.
Athîs unde Grâcîus,
Androines und Julîus,
Lucegwie und Florentînus,
Anthonîus und Latînus,
mit allin irn gesellin
durch ir baldiz ellin
den kuninc zu vuoz bestuondin.
dô giengin die wol tuondin
und truogin ir baniere
dâ vogile unde tiere
wârin beide în gesnitin.
als manlîch truoc nach sînin sitin
vaste an ein andir,
Kôlîbâs und Alexandir
mit allin die sie hâtin
Bîlâsin gâs virtrâtin
und stattin des nicheine wîs
daz der kuninc unde Athîs
intsamint vuchtin einin wîc.
sie irkantin wol ir beidir cric,
daz sie gevêch wârin 443
und nôte sich virbârin: 99
des torstin siez nicht wâgin,
die Bîlâsis phlâgin,
vor sînis lîbis vorchte;
wend Athîs wundir worchte
des tagis an sînir rittirscaft.
er hête manheit unde craft
an lîbe unde an sinnin:
ouch half im craft der minnin *b*
daz er geturstilîchin streit.
mit sorcsamir arebeit
die nôtvestin giengin
und gâbin unde intphiengin
manigin smerzindin stich:
dâ von inbeidinthalbin sich
der kuonin scade gemêrte.
ir nichein da virherte
den andirn zu slâne:
ir nichein zu vâne
des andirn dâ gerte.
dâ gienc swert gegin swerte,
slag gienc *dâ* gegin slage,
wen biz sich zuo dem mittin tage
die sunne begonde neigin,
und sie die waleveigin
beidinthalbin ûz gelâsin.
sie vuchtin an Bîlâsin
mit hezlîchime zorne.
Bîlâs der ûz irkorne
stuont in manlîchin vore:
den scilt *den* truoc er inbore
verre vor den handin.
er stuont in den gewândin, 444 100

[167] Nicht *sant er* wie bei Graff. [168] *anticheum* Lesefehler bei Graff. [5] *Hiner. un̄.* [6] *Alexander* bei Lacomblet ist wohl Druckfehler; vgl. Z. 28. *ūn.* [7 9 15 18] *ūn.* [15] *Graciens.* [16] *Juliens.* [23] *Un̄.* [26] *truoch.* [29] *allin den die.* [32] *ūn.* [36] *Vn̄.* [46] *arbeit.* [49] *strich.* [53] *Dem* statt *den.* [58] *zūm.* [59] *begvnde* vermuthlich Lesefehler. [60] *Vn̄ sich.* [66] *inppore.*

do er nicht mochte gesigin,
daz er wolde dâ beligin
und er nicht genesin wolde.
des vacht der Êrin holde
in helidis geberdin
und tungite *dâ* die erdin
mit *der* rêveigin bluote,
sînis lîbis âne huote.
Dannoch stuont des kuningis vane
dâ sie houbitin ane;
des phlac der helit Absterne,
der kuninc von Pâlerne,
unde Dimothêne der degin.
sie sâhin harte ungewegin
den strît irs herrin halbin wesin
und daz er mochte nicht genesin
(swaz er in gêbe sinir habe,
sie ne hulfin ime dar abe)
und sân den kuninc in nôtin stân
unde manigin nîtslag slân
und degintlîchen strîtin:
und sân in andir sîtin
haldin eine grôze scare
mit virdactin orsin îsinvare,
die der karroschin phlâgin,
und ir lîb wol torstin wâgin
durch den werltlîchin prîs;
der phlac Marques und Engrîs.
die irsach Absterne:
dô hêt er vil gerne
Bîlâsin vonme strîte brâcht.
mit manlîchir andâcht
445 in den buhurt er ruorte;
101 ein starc sper er vuorte.
Brînus den kuninc irsach
dâ er durch die scare brach,
und rantin manlîchin ane;
er reit ein ors wîz als ein swane,
daz was snel unde starc.
mitme scilde er sich barc,
do er den kuninc hête irkorn.
daz ors nam er mit den sporn,
daz in vil snellîchin truoc.
daz sper er und irz ôchise sluoc;
daz selbe tet Absterne;
wend er was ein kerne
zu tuone werde rittirscaf.
an den hals er in traf
da er in velligin wiste.
Brînus der virmiste.
Absterne was von grôzir craft:
er sach den eschînen scaft
daz er sich von creftin bouc,
und Brînus von dem orse vluoc
unde er wunt viel ûffin sant.
daz ors nam er an die hant:
Bîlâse er iz brâchte,
des nôt er vor bedâchte,
wend er vil trûwin hâte.
»wol ûf«, sprach er vil drâte,
»unde wartit war ir wellit:
sich hât sêre missestellit
daz volc in deme strîte.«
»neinâ, helit, nu bîte
noch eine cleine wîle«,
sprach der kuninc von Bîle, 446
»daz volc von eime scricke 102
virzagit harte dicke
unde irscamit sich vor leide
unde irmannit andirweide
und strîtet danne baz dan er.
swenne der helit wirdit sêr,
so irmannit er von den wundin,
und gesigit undir stundin:
daz selbe mac uns hie gescên,

71 *Vn̄.* 71 *Vn.* 84 *Vn̄ dimothenes;* vgl. E, 151. 82 *sahn.* 86 *nie.* 87 *Vn̄ sahn.* 88 *Vn̄.* 90 *sahn.* 96 *un̄.* 100 *in* statt *mit.* 101 *rorte.* 109 *het.* 112 *Vndirz ochise er daz sper.* 115 116 *rittirscaft: traft.* 117 *vellichin.* 122 123 129 *Vn̄.* 137 138 *Vn̄.* 141 *ir* statt *er.* 143 *gescehn.*

daz solt dû, helit, ane sên«.
»nein«, sprach der andir degin,
»der strît ist als ungewegin
daz ir nicht gesigin mugit:
liebe herre, des gehugit,
und lâzit ûch nicht tôtin.
sich sol in sînin nôtin
der helit wol virsinnin:
in glucke und in gewinnin
dunkint alle lûte wîs.
daz ist ein lobilîchir prîs,
swenniz dem manne missegât
daz er sich dan wol gehât
und sich stellit dar ingegin,
als im sîn dinc ist gelegin«
sprach der helit mêre.
»û sint die Rômêre
alsô wol gesezzin,
wold irs nicht virgezzin
und wold iz dar nach handiln
daz sie û muozin wandiln
swaz sie û lastirs habint irbotin.
ouch gelobe ich û bî unsin gotin,
447 wold ir mîn dienist dar zuo,
103 daz ichz deste gernir tuo.«

C*

und scuofin dar daz dienist. *a*
nû dit al geschên ist.
und der mittir tac zugienc
und die kuolde ane gevienc,
dô wart der magit Gâÿte
gegin der hôchgezîte
gecleidit sô nie magit baz
an irn brûtestuol gesaz;
daz hêt ir vatir vor bedâcht.
ir allir phert wârin brâcht
in den hof durch rîtin.
dô huob man ûf Gâÿtin
(Êvâs nam sie an die hant)
unde Cardjonem zuhant;
Athîs ir reitgeselle was.
dar nâch reit Prophiljâs
und sîn muotir Sâlustîne:
dar nâch al die sîne:
dar nâch die vrouwin von der stat;
der ieclich hête sich gegat
zu deme der ir ebine quam
und ir zu dieniste gezam.
vil vidilêre quâmin
die dâ wole gezâmin,
und vidiltin vil suoze.
in muoziclîchir muoze
sô ritin sie gnuoc trâge
gegin der wurmlâge,
wende der wec was kurt.
vor ime irhuob sich der buhurt 448
von allin jungin rittirn, 104
die machtin manige splittirn
ûz den wîznûwin sceftin;
swâ sie den scaft beheftin
ûffe die virschin scilde,
daz ist uns noch ein bilde
und ein gezûc der êlicheit.
vil manic rittir gemeit
quam zu deme buhurde;
ich wêne den wol wurde
gewartit von den vrouwin.
got lâz in wol gezouwin,
daz siez muozin sô begên *b*
daz sie zu lobe dar abe stên.
Nu wart zu Rôme ein spil gedâcht,
daz wart des tagis vollinbrâcht
durch den werltlîchin ruom.
swenne ein wert brûtegoum
mit sînir brût zu hove reit,
sô was des dâ gewonheit
daz alle junge lûte,

144 *sehn.* 166 *geloub.* 6 *hochgecite.* 14 *Vn̄.* 31 *allin den.* 35 *uirsschin.* 43 *begehn.* 44 *stehn.* 48 *Swen. bruteguom.*

witewin megide brûte,
den sulche spil gezâmin,
dan zusamine quâmin
und sich bihandin viengin
und vur die brût giengin.
ir ieclich nâch ir echte,
sô sie geleistin mechte,
hête ir dinc dâ gesazt
und sich mit cleidirn ûz gevâzt,
mit rîchin rockin wol gesnitin,
nâch den franzischin sitin
449 vil ebin an sich gescurzt
105 und zuo der erdin gekurzt
(ir arme sûbre virnât,
sô die werlt noch site hât)
mit guotin gurtlin langin,
beslagin mit goltspangin,
mit tûrin vurspannin.
dô sie giengin dannin
in hôe gerindin muote,
truogins ûf ir huote
daz sie nine virblichin:
ir hantsgin an gestrichen
und ebine sich gestellit.
sus giengin sie gesellit,
wen biz sie dar quâmin
dâr sie die brût virnâmin;
dâ sâzin sie und beitin,
wen biz sie sich bereitin
mit zuchtlîchin gelâzin.
sô sie dan ûf gesâzin,
so irhuobin die werdin
vor der brûte pherdin
ein spil, daz was ein linde hût, *c*
ubir ein weich hâr gesût,
als ein kûle alsô grôz;
disin handeweichin klôz
den wurfin sie ein andir.
swilch ir dâ was gerandir
und snellir dan die andirn,
sô sie begondin wandirn,
die behielt dâ den scal.
dit spil was geheizin bal
in rômischir zungin.
sus giengin die jungin
hupphinde unde springinde, 450
von den brûtin singinde, 106
ein andir werfinde den bal,
der an spile nicht rouwin sal.
vurz tempil der gotinne,
die vrouw ist ubir die minne,
die was dô Vênus genant,
sô quam ir êwart zuhant,
ein man aldir unde grîs,
der seginte sie sîne wîs
und gab sie mit wortin,
die dar zuo gehôrtin,
zusamine zu rechtir ê;
sô tâtin abir dise als ê
biz zuo den herbergin widir.
sô sie dan irbeiztin nidir,
sô gab man in ir beidir
ors, ir phert, ir cleidir
und swaz sie zierdin vuortin ane.
dâ mite huobin sie sich dane
ûffe den hof vrônin:
dâ tanztin die scônin
jungin vrouwin inne
zêrin der gotinne;
dit wârin heidinische site.
hie wart gekondwierit mite
Athîs und Gâyte
sô nie vor der gezîte
juncvrouwe, wên ich, wurde
mit spile und mit buhurde,
mit zuchtigin gelâzin *d*

56 *brute.* 61 *Von* statt *mit.* 62 *franzzischin.* 65 *subire.* 74 *hantzgin.* 79 *beittin.* 80 *bereittin.* 94 *t* in *dit* ist halb erloschen. 97 *vn̄.* 101 102 *gottinne.* 103 *gnant.* 114 *ir ors.* 121 *heidinssche.* 122 *gekondierit.* 123 *vn̄.* 124 *gecite.* 127 *zuchtigirn.*

zu hove und zu strâzin
gevuorit wart êrsamir;
451 dâ was vroude âne jâmir.
107 waz tuoc ein ummecreizin?
die vrouwin al irbeizin
besundirn vor der portin.
die dâ zuo gehôrtin
die vuortin in die phert hin
und die rittere zuozin;
daz manigin wart zu pîne.
ir ieclich nam die sîne
und vuorte sie vil scône
dâ der tisch vrône
Gâẙtin bereitit was.
dô hiez ir vatir Êvâs
den vrouwin gebin wazzir.
Athîs dâ niht virgazzir
und trat zu Gâẙtin
ebine an ir sîtin
mit zuchtigin gelâzin.
sie sâzin nidir und âzin;
man gab in allis des genuoc
des daz ertrîche trouc.
Dâ mite sî die rede virant.
vil kerzin wart dâ ûf gebrant,
dô man des abindis intsuob.
einin tanz man ane huob
durch daz die muottruobin,
die gerne jâmir uobin,
vroude dâ intphiengin.
vil videlêre giengin
und vidiltin vil suoze notin.
dâ wart vil dienstis irbotin
den wol getânin vrouwin.
die ammichtlût irzouwin
452 die ir dâ ware nâmin:
108 sie âzin gâs und quâmin.
dô der tanz sich virliez,
trinkin man brengin hiez
den wirtin und den gestin.
dô vuortin sie die bestin,

D

vil vrouwin mit vil mannin,
mit grôzin vroudin dannin
dâ ir bette was bereitit.
daz volc nicht langir beitit,
und liez sich nûwit strâfin;
swaz dâ nicht solde slâfin,
daz nam urlôb unde gienc.
die brût ir dinc ane vienc
vil gezogenlîche.
her Êvâs der rîche
bevalch die magit Athîse.
dô sciet sich der grîse
von der wol getânin magit.
waz sol dâ von mê gesagit?
Ist daz ich vurdir sagite,
dem volkiz missehagite,
unde begondis irlangin.
Gâẙte die wart begangin
sô nie kint von kuningis art
êrsamir ie begangin wart;
dar ane lât û gnuogin.
Athîs mit scônin vuogin
legite sich zum êrstin nidir:
Gâẙte ein wênic streit dâ widir;
daz indunkit mich nicht wundir, 453
dâ was virborgin undir 109
des mannis vorchte kindis scame.
iz ist ein grôz dienc mannis name:
ein sulch dinc zu gescênde,
daz ein magit, zu sênde
den lûtin, tritit an die stat,

[130] *uroud.* *ân.* [135] *in* habe ich aus der vorhergehenden Zeile, wo es vor *dâ* steht, genommen. [136] *rittere* steht wie A*, 104 in der Handschrift. [137] *pinin.* [138] *sinin.* [160] *u . l* abgeschabt. [163] *ware da.* [166] *Trinke.* [2] *urouwidin.* [5] *ſtraphin.* [14] *da me von.* [16] Nicht *uolc iz* getrennt wie bei Graff. [17] *Vn̄.* Nicht *begond is* getrennt wie bei Graff. [24] *hie* statt *ie.* [24] *Gaytein w.* [27] * Wilh. von Orlens 18883. * [29] *gescehinde*, denn *gesœhinde* bei Graff ist Lesefehler. [30] *sehinde.*

dar nie ir vuoz an getrat:
swie lieb sie den man habe,
die scame wîsit sie dar abe,
daz siez blôdilîchin tuo.
Sâluftîne sprach ir zuo
unde hiez sie incleidin.
Prophiljâs gab in beidin
guote nacht und gienc dar vure.
ein vrouwe beslôz die ture
unde incleidites undir des.
Sâlustîne und Cardjones
nâmin Gâ̂ytin mit gewalt
und legitins an den helit balt;
vil vrôlîchin ers intphienc.
sie nam urlôb unde gienc
und die vrowin al zugatir,
und legite sich bî irn vatir,
den bidirvin Êvâsin.
nebin Prophiljâsin
legite sich Cardjones.
vurdir tar ich nicht sprechin wes
sie begondin odir têtin.
grôzin scal sie hêtin
îr vrûnt unde ir mâge
in der wurme lâge,
wen biz sie sich gevrouwitin gnuoc
454 und man trinkin dar getruoc;
110 dô sciedin sie sich alle
und vuorin dan mit scalle,
dar sie zu tuone hâtin.
vil wachtêre ûf trâtin
unde bewartin sie vor diebin.
sêt, dise zwei geliebin
bî ein andir lâgin
und vil vroudin phlâgin,
als manlich wol wizzin mac.
dô lieb bî liebe gelac,
und erz an sînin arm genam,
waz dâ vroudin abe quam
vroude gerindin sinnin!
ist daz im von der Minnin
ie sichein ungemach
an sîme lîbe gescach,
dô er Cardjonem virkôs
und sîn erbe virlôs:
des in die Minne intsazte;
wie wol sies in irgazte
mit der scônin Gâ̂ytin,
die sie bî sîne sîtin
mit grôzin nôtin hête brâcht.
er hêtis andirs gedâcht
kuninc Bîlâs, dô er sie nam;
die Sêlde was ime gram
und gondir baz Athîse,
den sie an rittirs prîse
gehôit hête sêre.
waz solde der rede mêre?
Athîs bî Gâ̂ytin lac
wen biz werre ûffin tac, . 455
unde daz die sunne scein. 111
dô die Rômir ubir ein
zuo den betehûsin ritin
ir gote umme ir hulde bitin,
dô wârin ouch dise irwachit
und hêtin sich ûf gemachit
in muozilîchir muoze.
mit manigin semftin gruoze
schiet sich Athîs dannin
und gienc zuo den mannin
dâ der allir meiste was.
dô vuorte in Prophiljâs

[37] *Vn̄ hiez sie sich cleidin.* [41] *Vn̄ incleiditin sie.* [43] *namen* bei Graff ungenau. [44] *legitin san* unrichtig bei Graff. [45] *er sie.* [50] *neben* ungenau bei Graff. [63] *Vn. vor den d.* [64] *seht.* [67] *Also.* [72] [Statt *ime.*] [78] *ir* vor *gazte* ist nicht völlig sichtbar, doch *r* ausser Zweifel. [80] *bisinir.* [84] Von *ime* ist nur der erste Buchstabe deutlich. [85] Nicht *gond ir* getrennt wie bei Graff. [91] *Vn̄.* [92] *Die wile* statt *dô;* vergl. A 96. [94] *um.* [96] Diese Zeile hat Graff übersehen. [102] *uůrtin.*

dâ er sich solde cleidin;
man hêtin glîche beidin
gewunnin cleidir harte guot.
dô sie hêtin sich gescuot
und in ermiln *wol* virnêtin
sich gevangin hêtin,
ûf ir phert sie sâzin
mit scônin gelâzin.
hie mochtich vil abe sagin,
wie sîn gesmîde was betragin
mit rôtgebrantin golde,
ob ichz nicht kurtin solde.
sie ritin mit ir vrûndin
dâ sie daz tempil vundin
Vêneris der gotinne,
die vrouw ist ubir die minne.
dô man ir recht in dâ getete,
und sie zwêne an ir gebete
456 gewârin mit ir mâgin,
112 wen biz siez gnuoc gephlâgin:
dô ritin sie ungebeitit
da iz gestuole was bereitit
mit scônin buhurde widir.
dâ lege wir die rede nidir.
Sâlustîne und Cardjones *d*
wârin ouch kumin undir des
und heimlîche lûte,
und hulfin ûf der brûte.
ir cleidir tâtin sie ir ane
unde vuortin sie dane
in ein andir pavilûn.
ein phellil vîolînbrûn,
von golde tier dar în gewebin,
loubir zwîge wînrebin
und wê gevlochtin stricke,
undirworcht vil dicke
mit golde deme rôtin:
dar abe was irscrôtin
ein mantil wol mit sinnin,
bezogin wol inbinnin
mit hermînin vedirin:
an dem orte ietwedirin
nidine zuo gedeckit
und obine vur gestreckit
ein brûn zobil zu mâzen rûch,
als er wart in einir drûch
gevangin dar zu Rûzen.
zwei tassel inbûzin
von golde wârin gesmidit
und wê zusamine gelidit:
mit guotin steinin undirsazt, 457
alse sie vil tûre gescazt 113
dô wurdin von den wîsin
die guot wol kondin prîsin
und achte wistin werkis.
des selbin gewerkis
was ein roc ir gesnitin
nâch den franzoyschin sitin
wedir zu lanc noch zu kurt;
dâ hête sie sich în gegurt
mit eime beslaginin bortin
inmittin und zun ortin
mit cleinin goltspangin
gevuogin, nicht zu langin.
von golde ein vurspan harte wol
gesmidit und edilir steine vol

[104] Nicht *het in* wie bei Graff. [105] *Gwunin.* [107] *Vn̄ ir ermln uirnetin;* der dritte Strich am *m* ist halb durchlöchert. [108] *Vn̄ sich.* [114] *kuntin* Lesefehler von Graff. [118] *vrouwist* nicht wie bei Graff getrennt. [127] Der rothe Anfangsbuchstabe fehlt, aber es ist Raum dafür gelassen. [129 130 132] *Vn̄.* [133] *paulium.* [134] Die Anmerkung oben S. 70 nehme ich zurück. [146] *Vnde. Vnd obene* ist ungenau bei Graff. [152] *Vn̄ wie.* [153] *undir satzt.* [157] *Vn̄.* [158] *Vn̄ desselbin gemerkis.* [160] *franzzoischin.* [163] *einin.* [164] Nicht *In mittin* getrennt wie bei Graff. *un̄ zū den.* [165] *goldspangin* ungenau bei Graff. [167] *gold.*

E

daz im argis nicht geschach. *a*
Gâÿte dit wol gesach
daz der Pêrithêus was
sô gevallin ûffiz gras
daz er von unmechtin
lac in swachin echtin,
als ob er wêre tôt geslagin:
und begond'in leitlîchin clagin
widir *vrouwin* Cardjonesin.
»zwâre sol dit wâr wesin
umme sînin tôtval«,
sprach die stat ubir al,
»sô wirt intworcht Athêne.
sie wurbinz wol sie zwêne,
458 kunic Karsidôrus unde er:
114 und sol des nû nicht wesin mêr
(daz Pêrithêus ist irslagin!),
wer sol die last uns helfin tragin?«

Die vrouwin die dâ sâzin
an venstirn, an terrâzin,
die wurdins vallis gewar
und virswigin in doch gar
beide swestir und die muotir.
Karsidôrus was ein guotir,
daz teter dicke wol schîn,
er liez alle rede sîn
und irbeizte ûffin sant.
den helm er im abe bant,
sam teter die fantailin:
dô vant ern von den mailin
zequetzit am antlitze:
sam vant ern âne witze
dâ ligind amme sande
daz er vuoze noch hande
regite noch daz houbit;
alsô was er betoubit.
Karsidôrus sprach im zuo
»Pêrithêus, wie vers dû?
sprich mir zuo, liebir vrûnt«.
dô regite er den munt
und warf ûf d'ougin trâge
gein des kunigis vrâge.
»waz ist an mir irgangin?
bin ich«, sprach er, »gevangin?
hân ich gesichirt?« »nein, dû niet«
sprach er. »son ist mir nicht geschiet,
wend daz ich orsis nicht inhân«: 459
und spranc ûf von der erdin sân. 115
»hie stêt«, sprach er, »dîn selbis ors,
daz dir der kunic Laumacors
liez, dô dû den stêche nidir.«
dô gienc er zuo dem orse widir
mit vrôlîchin geberdin
und gesach die werdin
vrouwin obir ime sitzin.
sînis linkin vuozis spitzin
sazter in den stegereif:
mit den handin er begreif
beidinthalb die satilbogin
und quam ûf sîn ors gevlogin
recht als ein vogil wilde.
dô greif er nâchme schilde:
den helm den hiez er bindin
und bat im gâs irvindin
waz dort sîn vatir tête,
der in virritin hête
mit vrûndin und mit mannin,
daz sien nicht vuortin dannin.

Ouch pungierte Phêdrîâs,
Athîs unde Prophiljâs
durch werdir êrin bejac
al die wîle daz er lac

1 *niht.* 15 *Kassidorus vnd.* 19 Grösserer Anfangsbuchstabe nach Nebels Abschrift: bei Lacomblet sind sie nicht hervorgehoben. 20 *therrazin.* 24 *Kassidorus* N. 27 *irbeizt.* 29 *thet er.* 38 *dû.* 40 *regit.* 50 *ma* in *Laumacors* ist nicht wol lesbar N. 54 *do gesach er.* 55 *obrime.* 56 *Sins.* 70 *und.* 71 *erin* N, *er in* L.

unwiz anme sande;
manigim schildes rande
wart ir punier zu leide.
die nôtgestadlin beide,
Prophiljâs unde Athîs,
wurdin werbind ummin prîs
460 und wurdin sulche rittirscaf
116 tuonde, daz dâ nicht zuo getraf.
Sâlustîn der vuorte
den vanin unde ruorte
manlîchin in die dickin
daz ime moht irstickin
sin ors von gedrange. c
mit bittirin antphange
wart er intphangin dicke:
daz was im als ein wicke,
wend er was wîs unde starc
mitme schild er sich barc
und hielt ot vaste den vanin.
die Rômer drungin anin,
vil manic nôtveste man:
der ich nicht genennin kan,
diez alsô wol dâ tâtin
als die dâ namin hâtin.
Der herzoge von Pîse
was în gevarn nâch prîse
gewâpint grôzlîchin wol.
sîn·ors was swarz als ein kol
mit gerechtin marchmâlin.
sîn helm brûnlûtir stâlin
mit lîstin wol gezierit
und vaste gebarbierit
vur d'ougin unde vurz antliz:
nâch den aldin sitin spiz,
als sie phlâgin bî den tagin.
waz soldich mê drabe sagin?
sîn decke was und sîn kursît
ein undirwebin brûn samît
mit golde deme rôtin.
sîn banier was gescrôtin 461
nâch dem als er wâpin truoc. 117
der herre wîs was unde cluoc:
in den rinc quam er gerant,
Prophiljâsin er vant
ûf einim orse sprûzvale
den rinc in eine sît zu tale
mit sîme sper wol rîtin,
und abir in andir sîtin
wol houwin mitme swerte.
den selbin prîs er gerte,
den der helit stête
vor irworbin hête,
mit sîme sper irwerbin nâch.
iedoch hêt in ein teil zu gâch
ûffe den helit reinin, d
und nam iz ors mit beinin,
als iz mochte meist gevarn.
der Rômer ouch sînin arn
gegin den vurstin wante:
daz ors mit sporn er mante:
daz sper er vorne sancte,
daz nie dir ûz inwancte.
den herzogin von der stat
stach er in ein horegewat
daz im daz antlutte
belac in der phutte.
dem vurstin dâ von Pîse
Prophiljâs der wîse
zuct ûz daz sper; doz ganz beleib,
ûf sînin gevertin er treib

[73] *Unwiz* und eine leere Stelle danach N, *unwizzind* L. [74] *Manigin* N. [75] *punier* N, *punieiz* L. [77] *und.* [78] *umin* N. [89] *vn.* [97] Kein grösserer Anfangsbuchstabe. [98] *ingeuarn.* [101] *march mâlin.* [102] *brûn lutir.* * [105] *antlitz.* [106] *spitz.* * [110] *undirwebin* L. * [111] dem? * [117] Eine leere Stelle nach *orse* N. [118] *ein* statt *eine.* [120] *abrin. ander* L, *an der* N. [128] *nâmiz.* [132] *ermante* L. [134] *niedir.* [136] *horegewath* N, *horc gewath* L. [137] *antluthe* N, *antlutze* L. [138] *phuthe* N, *phutze* L. [141] *uf.* [142] * = gvertin. *

durch sînis schildis urbur,
462 der nâch im durch houte vuor,
118 und stach in hindirs orsis zagil.
phîle vil dickir dan ein hagil
schuzzin schutzin im ingegin
daz sie gevaltin den degin;
doch quam er widir âne scadin,
al wêr er sêre gnuoc virladin.
Von Trîpe Dimothêne
gedâchte dise zwêne
mit einir joste rechin,
daz man von ime ouch sprechin
wol muoste vor den vrouwin,
und îlte des gâs zouwin.
er hête guote wâpin an
und quam wol als ein huvisc man
gevarn an des ringis ort.
Prophiljâs vuor ouch vort
mit einir banier in der hant.
sie tâtin beide d'ors gemant
mit genendigin zorne.
die sper sie sanctin vorne,
die vûst sie vaste twungin,
dô d'ors zusamne sprungin,
und trâfin beid ein andir sich.
der Rômer truoc hôr sînin stich.

F

»die wâpin uns virrostin, *a*
soz niemin lêt sich kostin.
die rittir virterbin,
die nicht in wâpin werbin:
die mildin virkargin:
die guotin virargin:
463 die minnindin virminnin,
119 daz sie nicht tuon beginnin
und nicht der vrouwin achtin:
die sorger sich virtrachtin,
sô sie nicht werkis uobin:
die vrôgemuotin truobin,
die niemin vroudin reizit;
sus wirt daz volc virbeizit
glîch den virbeiztin trappin.
uns virdorpirn die knappin,
die wârin tugint êr gelart.
zucht wirt in unzucht gekart:
der hovischeite wirt intwonit.
wie sêre Sêlde von uns vonit
und unheil unsir râmit!
leit als ein sâme sâmit
mit *iemir* werndi*n* smerzin
in unsir allir herzin.
dun stirbis nicht aleine,
sie sterbin al gemeine
mit dir, die zAthêne sint,
aldin jungin und die kint,
der allir houbit wêre dû:
daz stirbit allinsamit nû;
des werdich niemir wol gemuot.«
er sprach »du wêre ouch alzu guot,
waz soldistû sô guot geborn,
sît got sô sêre sînin zorn
an dir gedacht irzeigin?
wêr al die werlt mîn eigin,
die gêbich, liebe sun, vur dich:
wêr abir daz ich selbe mich
mocht alsô vur dich gegebin
daz dû gesunt soldis lebin 464
und ich vur dich irsturbe, 120
wie gern ich daz irwurbe;
daz selbe tête *ouch* dîn muotir.« *b*
»ay, liebe vatir, waz tuotir,
daz ir mich tôtit êr der zît?
ich weiz wol daz ir rûwic sît

143 *urbuor.* In der Anmerkung zu A 167 [S. 279] lies »es ist« statt »vielleicht ist«. 148 *geitaltin* L. 151 *Von tripe di mothene* mit leeren Zwischenräumen N. 160 *fort.* 164 *s. sanctin sie v.* 167 *beidein* L.
3 *rittire.* 12 *urôn gemuotin.* 22 *Reit* Lesefehler bei Graff. 23 Einige Löcher im Pergament. 29 30 *dů: nů.* 31 Nicht *werd ich* wie bei Graff. 37 *uvr* und so ferner. 45 *ir* ist übergeschrieben.

mîns leidis: daz ist mir leit
und zwivaldit mîn arbeit«
sprach der ungemuotir.
»stûrit mînir muotir
und Alemandînin
daz sie nûwit pînin
den lîb nâch mir alzu vil,
und tuot des ich bitin wil.
mîn lebin ist nicht langir,
ich bin eins tôdis swangir
wordin, des muoz ouch ich bekorn:
wendich durch sterbin wart geborn,
dô mîn muotir mîn genas.
der Rômêre Prophiljâs
der hât mîn intgoldin gnuoc.
dô man mich in die stat truoc
mit sulchim ummuote,
dô wânde die guote
Cardjones daz ich wêre
Prophiljâs der Rômêre:
wende mich sîn geselle truoc.
don was sie leidir nicht sô kluoc
daz sie des kond inthaldin sich,
und starb von leidin umme mich
von des tôdis ubirtrite.
nu tuot des ich ûch gebite,
465 sô mîn ougin sich besliezin,
121 sô lâzit mich des geniezin
daz ich des nie nicht hie zubrach,
des ûwir munt zu mir gesprach.
begêt *ouch* unse bîgraft
mit vrouwin *und* mit rittirscaft
nâch rechtir kuniclîchin guft.
lâzit uns welbin eine kluft
von edilin marmirsteine,
mit golde gemuosit reine:
dâ legit uns beidinsamt în
(wende wir tôtgesellin sîn)
in alsô rîche serke c
daz man dâ bî wol merke
daz wir wol adil mochtin habin.
mit rôtguldînin buochstabin
lât unsin namin scrîbin,
daz wir alsô belîbin
daz niemin uns zuscheide.
swen ir dan andirweide
zu vroudin sît gesezzin
und unsir hât virgezzin,
als die lebindin alle tuon
(sô die lûte sich genuoc gemuon
mit herzelîchin leidin,
sô muoz der lîb doch sceidin
daz leit mit liebis trôste:
wen daz ist recht iz hôste
daz die tôtin zuo der erdin varn,
wend ir daz niemin kan bewarn,
die lebindin drûffe sîn),
sô lât alrêrst werdin schîn
daz ir lieb hêtit mînin lîb,
und geldit im sîn liebe wîb, 466
der sie durch mich hât virlorn. 122
zwâr er ist ir gnuoc geborn
und ist ir bidirve genuoc:
wende die werlt noch nie getruoc
nôtvestirn man zu deginheit,
und wêne niemir mêr getreit;
wedir sîn glîch ist noch wirt.
abir der nichtis nicht inpirt
nâch sînis lîbis mugindin
von al irkorn tugindin,
der wirdit noch seltsêne
der werlt, als ich wol wêne.
daz ist mîn her Prophiljâs,
der ist lûtirre dan ein glas

[49] *wol gemuotir* wie A 21. [57] *ouch* ist übergeschrieben. [58] Nicht *Wend ich* wie bei Graff. [60] *romer.* [69] *inthaltin* bei Graff ungenau. [77] *Und begeht unse.* [81] *mit* statt *von.* [99] *libis.* [101] *zvr.* [102] *in* statt *ir.* [112] *were* bei Graff ist Lesefehler. [113] *Die werlt. sin glich ist und noch wirt.* [114] *Aber* ungenau bei Graff. *recht* statt *nicht.*

von dem, daz scande ist genamit.
nû gebit im beidinsamit
mîne swestir zu wîbe
daz von ir zweijer lîbe
geborn noch helde werdin
zuoz erbe disir erdin,
daz sie nâch ûwirn lîbe
nicht erbelôs belîbe,
sît daz man mîn inpern muoz.«
er sprach »liebe swestir, tuoz
durch mînir sêle genist,
ob dû mir der gunstic bist.«
Sie sprach nicht vil hôs lûtis
»ich tuo swaz dû gebûtis,
ob vatir unde muotir wil,
die mir gesazt hân ein zil
daz ich nicht sol ubirtretin.«
467 er sprach »des ich hân gebetin,
123 des mugin sie dir virhengin,
und dû macht iz vollinbrengin
vil gerne durch dîns selbis vrumin:
wend ich nie man baz vollinkumin
an allir slachte tuginde
gesach von kindis juginde,
der ie sîn swert begurte«.
sie gâbin im antwurte,
sîn vatir und sîn muotir,
»zwâr er ist gar ein guotir
beide guotis unde lîbis:
gert er sicheinis wîbis
zu nemine durch sîn jâmir,
son konde wir nicht êrsamir
Alemandînin bestatin«.
»mag sichz abir nicht gegatin,
sô daz er nicht wil wîbis nemin«,
sprach er, »sô lâzit in bezemin,
und gebit sie dem ir wellit.«
»die rede mir wol gevellit«
sprach daz sêre claginde wîb.
er sprach »nu lôsit mînin lîb
(ich lige in grôzir ummacht)
und lât mir zien ûz dem scacht;
man gnisit grôzir wundin,
daz hân ich dicke irvundin.«
Ein arzit was die wîle kumin,
der hête salbin vil genumin,
hinden den spalt geclobin
und dar în wimplîn gescobin.

Aus den im Handexemplar liegenden Briefen Weigands und Haupts hebe ich hier folgende Stellen, die sich auf Athis beziehen, heraus.

Dr Weigand schreibt Giessen den 7. Febr. 1846:

Mit grofsem Vergnügen, verehrtester Herr Professor, beeile ich mich, Ihnen die zwei Pergamentblätter nebst Abschrift der Abschrift des dritten Blattes anliegend zu übersenden, und wünsche, dass diefs alles noch zu rechter Zeit bei Ihnen eintreffen möchte, damit Sie es Ihrer Ausgabe der übrigen Bruchstücke noch beifügen können. Die

121 *scand.* 124 *zweyer* bei Graff ist Lesefehler. 134 *thû.* 142 Nicht *nieman* zusammengezogen wie bei Graff. 154 *siz.* 156 *Er sprach.* * 157 deme.* 159 *lig.* 164 *dickir uvndin.* 167 *hindene. scaft* statt *spalt.* 168 *winplin.*

von mir beabsichtigte Bekanntmachung würde sich noch lange verzögert haben, da ich erst Untersuchungen über das Gedicht anstellen wollte; um so mehr freut es mich, dafs ich in den Brief an Ihren Hrn Bruder die Nachricht über die Blätter, die mir erst vor etwa einem Monat zu Gesichte kamen, einfliefsen liefs und ihre Herausgabe nun in die besten Hände gelangt. — Bei Empfang Ihres freundlichen Briefes hatte ich die Blätter bereits an ihren Besitzer, den hiesigen Geheimenrath Prof. Dr Nebel zurückgegeben. Meine Abschrift nebst einem mittelst Durchzeichnung gemachten Facsimile stand natürlich Ihnen ganz zur Verfügung. Sie wünschten aber zur Vergleichung mit den im Berliner Archiv befindlichen Blättern die hiesigen selbst. Ich wandte mich an den Hrn Geheimerath und stellte ihm die Bitte, ob er mir die Blätter nochmals anvertrauen wolle, dafs ich sie Ihnen zu Ihren Zwecken nach Berlin schicken dürfe. Er gewährte meine Bitte freundlichst und fügte (was bei Nebel, der manches Alte aus grofser Liebhaberei daran gesammelt hat und davon schwerlich etwas verschenkt haben mag, viel sagen will) hinzu, es mache ihm Vergnügen, | wenn Sie die beiden Pergamentblätter von ihm zum Andenken annehmen wollten. Er, ein heiterer freundlicher Greis, erinnert sich, Sie einst hier im Buschischen Garten und später einmal in Cassel, als er mit Landau über die Strafse gieng, gesehen zu haben und achtet Sie sehr hoch.

Die beiden Blätter kamen vor etwa 35 Jahren in Nebels Besitz und stammen aus Westphalen. Dort schrieb damals Nebel auch von mehreren Blättern, die ihm zu Gesichte kamen, die drei flüchtig ab, die er nur in Abschrift besitzt; es sind Graffs zweites und viertes Blatt, sowie ein drittes, das Graff nicht hat, ob Lacomblet, weifs ich nicht, da ich diesen bis jetzt nicht zur Hand habe. Meine hier angelegte Abschrift ist der Nebel'schen entnommen. Sie werden für den Abdruck darin zu bessern haben; Nebel selbst ist durch die Eile zu entschuldigen, mit der er Abschrift nehmen konnte. Wo aber das Original, das damals bei den andern Blättern war, die Graff bekannt gemacht hat, hingekommen, ist Nebel unbekannt; er hat die damals von ihm abgeschriebenen Blätter nie wieder gesehen noch ihr Schicksal erfahren. Es ist mir leid, in Betreff des Originals dieses dritten Blattes demnach Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, so gern ich ihn auch erfüllen wollte. Wie viel Blätter noch vorhanden waren, die Nebel im Drange der Zeit nicht mehr abschreiben konnte, erinnert er sich nach der langen Zeit nicht mehr.

Dafs die bei Graff ungenau gedruckten Bruchstücke (ich habe mir in ihnen mehreres nach der Schrift der beiden Blätter gebessert) von zwei Abschreibern herrühren, vermuthete ich und theilte es Nebel | mit, als ich ihm die Blätter zurückgab. Es hat mich sehr gefreut, meine Vermuthung aus Ihrem Briefe bestätigt zu finden. Ich schied Graffs

viertes Blatt von den drei ersten, und theilte jenem zweiten Abschreiber das ungedruckte Blatt zu, welches Nebel nur abschriftlich besitzt. Dieser zweite Abschreiber hat z. B. th wie t in thuon, thů, thugint u. a. m. Doch hätte ich noch genauere Vergleichung anstellen müssen, zu welcher mir bisher die Mufse mangelte. Ich bin sehr begierig auf die von Ihnen gewonnenen Aufschlüsse, noch begieriger auf die Einleitung.

In einem zweiten Brief vom 22. Sept. 1846 heisst es:

Hochgeehrter herr professor! Auch herr geheimerrath prof. dr Nebel läfst Ihnen freundlichst danken; das übersandte exemplar hat ihn sehr gefreut. Ihre treffliche arbeit habe ich mit gröfstem vergnügen gelesen oder vielmehr studirt, und es freut mich doppelt, dass Sie noch die bisher unbekannten hiesigen blätter mit einfügen konnten. Mein irrthum, es seien drei ungedruckte blätter, rührte daher, dass ich des Lacomblet nicht habhaft werden konnte, um zu vergleichen.

kûle s. 66. 105, 87 im Athis neben klôz 105, 88 bedeutet kugel; es ist das wetterauische die kaul = kugel z. b. beim kegelspiel, und wetterauisch au kann mhd. nur û sein. Frisch I, 504^c hat die Kaule und Alberus im wörterbuch: »Plumbata i. plumbata pila bleikaul«, dann: globus »ein kugel, kaul«; ferner »Hemisphærium halbe kaul«. In den fabeln (fab. XVI, S. 58) hat er:

»— — Er war nicht faul
Vnd bracht mit sich ein bleien kaul.«

Auch wird dahin gehören »kule« hor. belg. VII, 29^b.

Über sîfe, unser seife = »von natur nafses land, das darum zu fruchtbau nicht taugt«, habe ich einen kleinen aufsatz im Friedberger intelligenzblatt. Ich wollte Ihnen das exemplar zu Frankfurt geben, werde Ihnen es aber nun durch beischlufs an Besser nach Berlin schicken. Was Sie in Haupts zeitschrift I, 426 zu Wernher v. N. 35, 25 über das wort sagen, führte mich zu demselben. Nähern begriff gibt Schmidts westerwäld. idiot. 217; wurzel ist offenbar ags. sîpan, altfries. sîpa = triefen (Gramm. I^3, 414 f.), holländ. zijpen = tropfen, und holländ. zijp (fem.) ist auswäfserung und name einer gewissen gegend Nordhollands.

M. Haupt schreibt Leipzig 28. Juni 1846.

Haben Sie den herzlichsten dank, mein treuverehrter gönner und freund, für Ihr schönes geschenk, an dem ich grofse freude habe. Gewiss ist der »apfel nicht weit vom stamme gefallen«; jeder erkennt die reife frucht eines edlen und ergiebigen baumes. neben solcher fülle und umsichtigen genauigkeit kommt mir gar ärmlich vor was ich zu leisten versuche. Zum danke, nicht für alle belehrung, die mir Ihr Athis gewährt, sondern nur für das eine »bî ein« das ich,

blind genug, im Engelhart verkannt habe, theile ich Ihnen einen kleinen beitrag zu Ihrer anmerkung über wurmlâge mit. Mon. B. 29, 2, 21 steht in einer Paſsauer urkunde von 1125 Chunrat de Wirmlaga, und s. 62 Chounradus de Wirmilaha. daſs sich der fund neuer blätter wie beim grafen Rudolf wiederholt hat ist ein beweis dass der zufall recht vielen verstand hat.

Ganz neu war mir es daſs in Riedegg eine Rabenschlacht liegt. aber liegt sie auch noch dort? vor zwei jahren witterte ich heraus dass dort Konrads Meliur vorhanden sei und erwürkte mir von dem grafen Stahremberg die erlaubnis der benutzung; ich hätte damals, frisch vom Engelhart und mit Konrads künsten in lebendiger erinnerung, dies gedicht mit mäſsiger mühe herausgeben können. allein es fand sich daſs die handschrift gestohlen ist und mit ihr auch die des Neidhart. — vom Neidhart habe ich Beneckes abschrift benutzt und gefunden daſs er manches in seiner ausgabe übersehen hat. ich habe im Neidhart hübsche entdeckungen gemacht, conjecturen und exegetisches, z. b. über beziehungen und reihenfolge der gedichte. heuer wird aber meine ausgabe nicht fertig werden; es ist ein schweres stück arbeit und ich möchte gern das beste das ich vermag zu stande bringen.

Ein vierter Brief von K. Roth, München am 16. des Maies 1847, bestreitet Reinbots Herkunft aus Baiern (zu S. 6 = oben S. 216) und weist Herbort Würzburg und dem Bruder Philipp Steiermark (S. 9. 10 = oben S. 220. 221) als Heimath an; darauf folgen einige Notizen.

ATHIS UND PROPHILIAS. 1

WEITERE BRUCHSTÜCKE.

(Gelesen in [der Gesammtsitzung] der Akademie der Wissenschaften am 11. März 1852.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4. 1852. S. 1—16. Einzeln Göttingen bei Dieterich 1852.

A^b

Vordere Seite erste Spalte.

mít edeler varwe waren.
Vnde din geschípnisse gare.
swe ouele du noch sís gevare.
Daz dus gelougen níne macht.
. hirzo bracht.

Vordere Seite zweite Spalte.

de dín hertze gelesen.
Mit getruwelicher stete.
vz allen vrowen hete.
Vnde hulfes mír daz ich genas.
nv weyz ich sprach profilias.
. lonen dir.

Rückseite erste Spalte.

nv were der svnde altzo vil.
Sint daz ich ir wandel hete.
daz ich zwene morde tete
Vnde eyne trvwe breke.
vnde mort vffe den spreke.
De íz schul

2 Rückseite zweite Spalte.

vn̄ gerůchet írs níchtzo vnberne.
Ich wil íw vor ene wandelen.
we willet ír uch dan handelen.
So sprachen de romere.
sin wandel ist uch zo swere.

A^c

Vordere Seite erste Spalte.

Ledich vnd vnschuldich bist.
di were de haue als eyn míst.
De du mít morde worves.
von hvngere dv er ir storves.
Er dan dv de dínc tedes.
der du laster hetes.
also reyne weyz ich dich.
dín schult gevellet uffe mích.
Sprach der helt wolgeborn.
du hast dorch leyde vn̄ zorn.
Dich in den kommer bracht.
vnde bist uíl ouele bedacht.

Vordere Seite zweite Spalte.

Der hertelíker leyde.
vnd der arebeyde.
de du lídes hute.
do dranc he dorch de lu . . .
Dar
vor
Ir et
vor
Ich
an
der i
de

Rückseite erste Spalte.

. dessen armen. 3
. o rechte ír barmen.
. . . . ant her nícht reden ist.
. . . ín vnde ane list.
. en.
.
.

. t.
. íz echt.
. ht.
. legen.
. egen.

Rückseite erste Spalte.

Dat solt ir alle wol gesen.
ich han beyde eygen vn̄ len.
Seluer gold gesteyne.
sprach der helt reyne.
Des geuích vor ene also vil.
ist dat men gut nemen wil.
daz íw genoget dar ane.
vch romere ich genade mane.
went ich sprach profilías.
ín uwer eren vlízích was.
vnd ymber vlízich wesen sol.
daz ír hír zo reden wol.

A^d

4 Vordere Seite erste Spalte.

Vn̄ lange durch mích geledē hat.
her tede ív durch mich de meystē tat.
De ív eýn vrvnt ane bede.
durch den anderen tede.
Al weret mich eýn míste prís.

Vordere Seite zweite Spalte.

Sínes leydes sprach der st.
des her durch mich hete.
Do loueden se porfiliam
der kvninge bok man . . .
Vn̄ scref desse mere daran.

Rückseite erste Spalte.

. . . ch gesprochen wolde han.
. . . mage de hír stan.
. . . emet bescheydenliche.
. . . vnde riche.
. . . e cleyne vnde grot.
. . ist

Rückseite zweite Spalte.

an mínen sone hat began.
der sol e.ı.lon weder vntfan.
des mochte he vroliche leven.
her wart weder gelt gegeven.
wif weder wife.

A^e

Vordere Seite erste Spalte.

dat ich wolde sterven.
von leyde dorch sín lieve wíf.
do behielt he mir de líf.
Datz ich nymmer were genesen.
vnde gaf mír kardíonesen.
de gar vtz ír korn.
vnde gaf mír vor lorn.
Mín vor loren leven weder.
dorch desse schult ist her dar neder.
Vor drvcket vnde vor stoten.
von sínen husgenoten.
De wurden eme gram.

Vordere Seite zweite Spalte. 5

manich edele roman.
Vrowede sich sere.
dorch ír twier ere.
Sit ím so wol ir gangen was.
do sprach der helt porfilias.
Here trvt vader mín.
dat ír salich moten sín.
Ich han eyne rede ír dacht.
de hedde ich gerne vollenbracht
Willet ír mí helpen dar zo
ia ich zwaren gerne do.
Sone wes ír an mí geret.

Rückseite erste Spalte.

atys sag et hat ír gere.
Míner tochter eyner maget.
de ift íw twaren vnuorsaget.
Atis sprach zo stvnden.
mit lachenden munde.
Sínt ich wart vor stoten.

vnde vor dreven von mínē genotē.
So ne konde ich nv komen.
dar mír ere oder vromen.
Iv so vil wůrde ír boden.
ich dankes gerne den goden.
Datz se mín nícht uorgezen hat.

Rückseite zweite Spalte.

manich romere rike.
In eynen hof dar her euas
hadde eyn schone palas
He bowet erlike.
porfilias der rike
Nam sínen geverden an de hant.
vnd vorde ene dar her vant.
6 de schonen kardionesen.
de sín wif solde wesen.
de he durch kompanye le.
dar von her groter kommer íe.
de vntfent ene heflike.

A**

Vordere Seite erste Spalte.

Der hobische kvnig bilas
Von den herbergin sinen
Hiez blasin die businen
Phiphin vnd dy taburin slan
Vn̄ dy ge celt uf hebin san
Der reise be ginnen
Ir herberge brinnen
Den uanin h^s uf hebin bat
Vn̄ zogite uon der wal stat
Mit zwelf banierin einin vanin
Dy romere zogetin anin
An dem gebirge obene
Manich wol zu lobene
Rittir in liechtin ringin
Kvnic bilas in den dingin
Sime nevin aimone
Bevalch das h^s vil schone
Gaitin abe vurte.
Daz sie nicht stritis rurte
Wedirnthalbin des hers
Vn̄ vor die stige des mers

Vordere Seite zweite Spalte.

Ge caft gein romere wert
Gaitin sere ge gert
Das man uf in sie vurte
Das h^s den schilt ge urburte
Vor sinir liebin vrouwin 7
Daz siz mit erin ſchouwin
Mochte uon ir amise
Der helt dachte nach prise
Wen her was vil erin gir
Der hertzoge von montir
Hette gute wapin an
Vn̄ quam als ein hobisch man
Verre zwischin den scharn
Vor den sinen ge uarn
Athis het in den stundin
Sin houbit ouch vor bundin
Den schilt an den hals ge nvm̄
Im was ein ueste sper kvm̄
Do was an ein banier.
Athene schiualier.
Riefin romere insamin

Rückseite erste Spalte.

Daz die spitze sinis helmis
Deme kvnin wigande
Besteckte imme sande
Der edile man tarquines
Julion un̄ androines
Mit andirn iren ge sellin
Durch ir vil baldis ellin
Nach im ge uarin quamin
Veste sper sie namin
Un̄ slugin sporn zu sitin
Aimon in ander sitin
Gevarin quam mit den sinen
Vn̄ treib uf tarquinin
Tarquines gein aimone
Da ging lon gegin lone

8 Tarquines sper was cranc
Aimonis starg vn̄ lang
Vn̄ instach tarquine dē stich
Vn̄ warf in alles undir sich
Aimonis orsis guf
Daz im div bein stundin uf
Tarquines widir uf sprang

Rückseite zweite Spalte.

Vůr her uf iulionin.
Als tet her uf aimonin
Julion'sin sper zu brach
Aimon iulionin stach
Aldurch den lip aschildis
Vn̄ vůrtin des gevildis
Also lang als sin sper was
Das h[s] tot quam uf das gras
Daz sper her gantz us zucte
Gracius uf in druete
Mit einir starkin sturien
Do were sente Jurien
Helfe not da gewesin
Daz her were ge nesin
Aimon doch ge nante
Gracium her an rante
Sin sper was harte ge stelit
Gracius sin vor velit
Aimon in durch den schilt stach
Das her noch in bouc nach *(so)* in brach
Hern liezin ouch nicht glitin
Do muste uorne snitin

9 Voranstehende Bruchstücke aus dem Gedicht von Athis und Prophilias, das die Einfachheit des zwölften Jahrhunderts mit der kunstreichen Ausbildung des dreizehnten vereinigt, erhielt ich vor einigen Jahren als willkommenes Geschenk aus der Bibliothek des Freiherrn von Meusebach, wo Hr Dr Zacher, mit einem Verzeichnis dieser unschätzbaren, jetzt in die Königliche Bibliothek übergegangenen Sammlung beschäftigt, sie aufgefunden hatte. A^b—A^e bestanden aus einer ebenso sorgfältigen als zierlichen Abschrift, die Meusebach den beigeschriebenen Bemerkungen zufolge von zwei kürzeren und zwei längeren, auf beiden Seiten beschriebenen Streifen (ohne Zweifel von Pergament) selbst genommen hatte. Die kürzeren A^b und A^d waren »oben abgeschnitten«, womit soll gesagt werden dass nur der untere Theil des Blattes sich erhalten hatte. A^c, wird bemerkt, sei aus der Mitte eines Blattes genommen, und das wird denn auch von A^e gelten müssen. Über die Herkunft dieser Pergamentblätter findet sich keine Andeutung, indessen vermuthe ich dass sie sich einmal zu Halberstadt befunden haben. Vor etwa zwanzig Jahren erhielt mein Bruder von dort her Abschrift von ein Paar aus einem Buch genommenen Falzen, die unter andere Papiere gerathen war und sich jetzt erst wieder gefunden hat. Auf den ersten Blick ergibt sich dass es keine

anderen als die Meusebachischen Bruchstücke sind: sie enthalten genau dasselbe, nicht mehr, nur einiges weniger. Wo sie gegenwärtig sich befinden, weiss ich nicht: in Halberstadt habe ich mich vergeblich danach erkundigt. Hätte ich sie erlangen können, so wäre das Unlesbare durch Anwendung eines Reagens wahrscheinlich herausgekommen. Meusebachs Abschrift ist im Ganzen sorgfältiger und genauer als die Halberstädter, doch scheint diese neben offenbaren Lesefehlern einige Male den Vorzug zu verdienen. Ausser dieser Abschrift von vier Bruchstücken erhielt ich ebenfalls aus der Meusebachischen Bibliothek die Hälfte eines Pergamentblattes, das hier unter A^{**} abgedruckt ist. Es mag als Vorsetzblatt an der inneren Seite eines Bücherdeckels gedient haben: man sieht noch die Spuren des Leders auf der losgerissenen ersten Spalte der Rückseite, auch ist die Schrift dadurch beschädigt worden, und ohne Anwendung des Reagens würde manches unlesbar geblieben sein; das nicht ganz Sichere ist in dem Druck mit kleinerer Schrift bezeichnet. Wie es scheint, war das Buch in Octavformat, und deshalb ward das breite Pergamentblatt umgelegt und die Hälfte davon als freies Blatt vorgesetzt. Auf der zweiten Spalte der Rückseite, quer an dem äusseren Rand neben Z. 77—85, steht mit der 10
Schrift des 15. oder 16. Jahrhunderts »Westfall ... to (wahrscheinlich justo, und vor der zweiten Zeile ist jure abgeschnitten) possidet hunc libellū«. Ohne Zweifel war es eine Handschrift in Folio. Etwa die Hälfte des Blattes ist weggeschnitten und zwar die untere, denn der obere Rand ist vollständig erhalten, und die Anfangsbuchstaben jeder Spalte, die aber keinen Abschnitt bezeichnen sollen, sind mit schwarzen geschmacklosen Zieraten bis an den Rand hinaufgeführt, während die Abschnitte durch rothe, aber kleinere Buchstaben unterschieden sind; die Anfangsbuchstaben der Eigennamen sind roth durchstrichen. Dass dieses Blatt zu einer anderen Handschrift gehörte als die Halberstädter Bruchstücke, zeigt schon hinlänglich die Verschiedenheit der Schreibung, aber auch äusserlich unterscheiden sie sich, da in jenen die zweite Zeile regelmässig eingerückt ist. Beide Handschriften erreichen weder das Alter noch die Vorzüge der Berliner: das Pergamentblatt mag den Schriftzügen

nach in das Ende des 13. oder in den Anfang des 14. Jahrhunderts fallen, die Halberstädter Stücke scheinen älter; beide haben jedoch einen ziemlich guten Text.

Ihrem Inhalt nach gehören diese Bruchstücke in den vorderen Theil des Gedichts, und zwar A^b und A^c in den fünften Abschnitt, wo Prophilias für Athis öffentlich auftritt und seine Schuld übernehmen will, weshalb ein Wettstreit zwischen beiden Freunden entsteht (Einl. S. 39 [S. 256]). Die zwei anderen Blätter folgen bald darauf, in A^d spricht Prophilias (hier immer Porfilias geschrieben) bei seinem Vater Evas zu Gunsten seines Freundes, und in A^e erblicken wir diesen bereits in dem Hause des Römers. Prophilias erzählt die früheren Ereignisse und was Athis für ihn gethan hat: dann bringt er ihn zur Cardiones, die ihn freundlich empfängt. A^{**} hat in dem neunten Abschnitt seine Stelle (Einl. S. 41 [S. 259]), Bilas trifft vor dem Beginn der Schlacht Anordnungen und ertheilt seinem Verwandten Aimon, dessen Namen wir noch nicht kannten, den Auftrag, die Gayete in Sicherheit zu bringen und auf die Strasse, die nach dem Meer führt, zu leiten. Der herzoge von Montir, der hier zuerst genannt wird, gehört wahrscheinlich zu dem Heer des Bilas. Athis, der natürlich auf der Seite der Römer kämpft, bindet seinen Helm auf und hängt den Schild um den Hals. Dann befinden wir uns schon mitten in der Schlacht. Aimon ist wieder zurückgekehrt, hat also die Gayete allein gelassen, die sich, wie wir aus dem französischen Gedicht wissen, in einen Wald verbirgt.

11 Ich lasse einige Bemerkungen zu den einzelnen Stellen des Textes folgen.

A^b 1—10 spricht Prophilias. 1. mit odeler varwe. waren Halberst. 2. geschipnisse, bei Lambr. Alex. 274 gescafnisse, im Morolt 2, 73 gescheffnis. Herbort gebraucht diese Ableitung häufig, im Rein-Hochdeutschen ist sie selten. Die äussere Gestalt, das Aussehen ist gemeint. 3. swê für swie, ebenso wê 20, dê A^c 2. 3. 6. 15. 16, A^d 2. 3, A^e 6. 12. 27. 42. 44. 45. 46. lê A^e 46. vê wie A^e 47 zu lesen ist. Ferner scrêf A^d 10. untfênc A^e 48. ovele gevar von blasser Farbe, wie Äneide 10336. ovele auch A^c 12. Ebenso dorch A^c 10, A^e 3. 15.

kommer A^c 11, A^e 47. worves: istorves A^c 4. 5. fehlt H.
hir wie A^c 48, A^d 12. 20. 9. Nach Vnde ein Punkt. H.
12. were. ter svnde. H. 13. dar statt daz. H. Ich glaube
es ist zu lesen: ir nicht wandel, denn Athis spricht »es wäre
der Sünde zu viel, wenn ich nicht dafür büsste; es würden
zwei Mordthaten auf mir lasten«. Er will sagen: »ich hätte
nicht bloss den Jüngling umgebracht, ich würde auch schuld
an dem Tode meines Freundes sein: einmal aber würde ich
meine Treue brechen, wenn ich den des Mords beschuldigte,
der daran unschuldig ist«. 15. Nach dem Facsimile, das
Meusebach hier beigefügt hat, steht ein w da, dem vorn noch
ein Strich angehängt ist. Doch Z. 7 ist getruwelicher deutlich.
17. ir statt iz H., gewiss unrichtig, ebenso unrichtig Z. 8 ur
statt uz. 18. Hier spricht Prophilias wieder zu den Römern,
und geruocht irs nicht zunberne, wollt ihr die Strafe nicht er-
lassen, besteht ihr auf seinem Tod. wie unberne so auch unt-
fênc A^e 48. 19. vor ene wie A^c 41, mhd. für in. ene ent-
spricht dem goth. ina, alts. ine, alth. inan und kommt noch A^e
43. 48 vor. eme für ime A^e 12. einem wandelen ist zu C 164
erklärt. 20. Hier beginnt die Antwort der Römer auf das 12
Anerbieten des Prophilias. 21. willet für wellet auch A^e 22.
Ebenso wilchir A 148 und swilch C* 90. Man muss dan streichen
oder wilt kürzen, wie Nibelungen 1207, 3. 2168, 3 welt (: helt) steht.

A^c 1. Ledig Meusebach, aber 46. 47 auch vlizich. 2. dîn
drô ist uns als ein mist Kaiserchronik Überarbeitung der Wiener
Handschrift 10509. ir beste wunne ist als ein mist der Wins-
beke 58, 4. der heiden drô ist uns als ein mist Türleins Wilh. 96^b.
4. êr ist zu streichen. stvrves M. 5. dan ist zu streichen.
11. kvmmer M. 12. ovele bedacht schlecht bekleidet. 15. lites H.
17—36 nicht in H. 39. selver statt silver. Ferner geleden
(geliten) A^d 1. weder A^d 20. 21. weder: neder A^e 8. S. den
Abschnitt III in der vorigen Einleitung. 42. men für man
als Abschwächung in der Senkung, ebenso in dem Bruchstück
von Frau Treibe (Haupts Zeitschrift 1, S. 27): häufig in niemen,
iemen. 46. l. ûwern. 47. imber s. Graf Rudolf S. 5. 6.

A^d 2. iv ist zu streichen. 3. iv für ie wie A^e 34. 5. wêret
ist wêre et. misseprîs finde ich nur noch bei Veldeke Ms. 1, 20^a.

missepriîsen Lichtenst. 403, 18, Altdeutsche Wälder 3, S. 202, 175. Passional 82. 87. 6. l. Sîns. M hat am Ende der Zeile zwei Striche, einen längeren und einen kürzeren, ohne dass etwas Fehlendes angedeutet wäre. H. hat deutlich ſt, was ich für richtig halte, da ohne Zweifel stête zu ergänzen ist. 9. bôk wie zô, A^b 22, A^c 47, A^e 28. genôget A^c 43. môten A^e 19. Zu ergänzen ist nam. der kuninge bôk passt nicht wohl zu den hier dargestellten Verhältnissen: es wird ein liber memorialis der gehügede buoch gemeint sein: aus dem Codex Justin. ist der Memorialis, der kaiserliche Geschichtschreiber, bekannt. Der Dichter, sieht man, hatte die byzantinischen Ein-
13 richtungen im Sinn. 10. l. dran. 13. emer H. 15. ynde H. 18. e. i. M., wo die beiden Punkte wahrscheinlich nur andeuten sollen, dass etwas unlesbar ist, in H. ist ein Strich gemacht. Ohne Zweifel stand ein da. untfân wie untfênc A^e 48. 20. Es stand, wie M. bemerkt, her (und so hat H) da, welches gebessert ist. 21. wîf weder wîfe Gaite für Cardiones.

A^e 3. to H. 4. dat H. genesen fehlt H. 6. l. irkornen. 7. l. vorlornen. Ebenso vor in vordrucket, vorstoten 10. 30. unvorsaget 27, vordreven 31, vorgezzen 36, A^{**} vorbundin 37, vorvêlit 82. 10. vordrycket vnde vorspoten H. 13. Hier Rômân, sonst immer Rômêre. 16. Dat im id wol H. 18. l. hêrre. 19. ir môten, wie in Konrads Silv. 2156 ir müezen. dagegen 22, A^b 21 willet ir und hernach 25 saget. 22. Der niederdeutsche Dativ mî neben mir 3. 5. 7. 33. dar to H. dar ist zu streichen. 23. Evas antwortet hier. zwâren wie Rother 2141. twâren 27. 24. mî der niederdeutsche Accusativ mich. 25. Evas hat von Profilias den Wunsch vernommen dass Athis die Gaite erhalte und gibt seine Einwilligung. l. saget. 28. l. ze stunde. 31. vnde ist zu streichen. 32. kvnde M. 36. wohl hânt. 40. He ist zu streichen und irbôwet zu lesen. 44. dâr wo, vgl. C^* 58 und Anmerkung. 47. l. grôten kommer vê. 48. l. vntfênc.

14 A^{**} 4. dy ist zu streichen. 21. Nur die äussersten Spitzen der Buchstaben sind noch vorhanden, doch halte ich meine Herstellung für unzweifelhaft; vgl. A^* 116. 40. l. dâ. 42. Von dieser Zeile ist noch weniger sichtbar als von der ent-

sprechenden 21., die vier ersten Buchstaben sind noch ziemlich sicher, das Übrige ist ungewiss. 59—62. Diese Zeilen sind grossentheils erst durch das Reagens sichtbar geworden: Z. 61 war am meisten verschwunden, und unsicher sind die Worte in alles, weil beim Abreissen des Blattes von dem Deckel, der wahrscheinlich noch mit einer anderen Handschrift überzogen war, sich fremde Buchstaben darübergelegt hatten. 60. instechen den stich erkläre ich durch abwenden, parieren; eine zweite Stelle dafür habe ich aber nicht. Ähnlich wird entslahen gebraucht, besonders in der Redensart den ban entslahen. 61. 62. Der heftige Andrang von Aimons feurigem Ross warf den Tarquines zur Erde. Die gewöhnliche Form guft, die auch F 79 vorkommt, wird in Beneckes Wörterbuch allein angeführt, doch findet sich diu guf für gir Nibelungen 1495, 2 B und im jüngeren Titurel 4939 ir güffen und ir grœzen, wofür der alte Druck schüften und die Hannöversche Handschrift schupfen hat. Noch muss ich bemerken, dass g in der Handschrift nicht ganz sicher, aber doch sehr wahrscheinlich ist. 69. Der Abschreiber hat aschildis für einen Eigennamen gehalten, da ein rother Strich durch a geht, wie bei anderen Eigennamen, auch wenn sie mitten in der Zeile stehen. Man muss dann annehmen, dass hinter stach in der vorhergehenden Zeile der Sinn schliesse und und al durch den lîp als Apposition folge, Aschildis aber der Genitiv von Aschild, und dieses der missverstandene, mit der französischen Aussprache geschriebene Achill sei, der jedoch in dem Gedicht sonst nicht genannt wird. Viel natürlicher gehört stach al durch den lîp zusammen, und ich sehe in âschildis ein seltenes, sonst nicht zu belegendes, genitivisches Adverbium: er stach ihm durch den Leib neben dem Schild, indem der Sper von dem Schild abglitt. 71. l. als. 73. vgl. E 141.
75. 76. storjen ist B 78 geschrieben, und dem würde sente Jorjen 15
Georg entsprechen. 81. gestêlit finde ich nur noch bei Frauenlob aber ohne Umlaut, mit wîsheit diu complexie dîn ist an dem orte gestâlet 130, 12. 84. l. daz her inbouc noch inbrach. 86. von vorne ist die untere Hälfte der Buchstaben abgeschnitten, von snîtin sind nur die Spitzen sichtbar.

[Der Rest S. 15—16 ist vorn S. 276 ff. aufgenommen.]

DIE SAGE VON ATHIS UND PROPHILIAS.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Zwölfter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 8°. 1865. S. 185—203.

185 In der Einleitung zu den Bruchstücken des altdeutschen, einem französischen nachgebildeten Gedichts von Athis und Prophilias habe ich (S. 52. 53 [= S. 274]) die Gründe angegeben, weshalb ich glaube, dass dem ersten Theil desselben eine etwa im elften Jahrhundert abgefasste neugriechische Darstellung einer weitverbreiteten Sage zu Grund liege, von dessen Dasein ich jedoch keine Spur habe entdecken können. Es ist noch übrig andere verwandte Überlieferungen zusammenzustellen und zu vergleichen.

1. Von dem altfranzösischen Gedicht muss ich zuvor den Inhalt kurz angeben.

Prophilias, ein junger Römer, wird von seinem Vater Evas nach Athen geschickt, um den Unterricht seines Freundes Savis zu geniessen, und ebenso wollte dieser seinen Sohn Athis zu dem Evas nach Rom senden, um dort den Kriegsdienst zu erlernen. Bei der Ankunft des Römers bleibt Prophilias in Athen, und beide schliessen sich als Freunde aneinander.

Athis bringt den Prophilias zu seiner Braut Cardiones. Bei ihrem Anblick wird er von heftiger Liebe entzündet, die ihm eine schwere Krankheit zuzieht. Am Hochzeitstag entlockt*) ihm Athis das Geheimnis, und um ihn vom Tod zu erretten, entschliesst er sich, dem Freund seine Geliebte zu überlassen. Prophilias wird in der Dunkelheit von Athis zu dem Brautbett geführt und nimmt dessen Stelle ein. Als er die Rechte eines Ehemannes geltend gemacht hat, zieht er der getäuschten Cardiones den Ring vom Finger und kehrt zum Athis zurück. So bringt er jede Nacht bei ihr zu, die immer an der Seite des Athis zu liegen glaubt.

*) [Im Text steht fälschlich: erst lockt.]

Prophilias wird von dem erkrankten Evas nach Rom zurückgerufen und ist trostlos, dass er die Geliebte verlassen soll. Athis löst jetzt seine Verbindung mit Cardiones, und sie wird feierlich mit Prophilias vermählt. Beide begeben sich nach Rom, wo sie den Evas genesen finden.

Das Schicksal des Griechen nimmt eine traurige Wendung: 186
enterbt und vertrieben von seinen Eltern (man erfährt nicht weshalb), gelangt er in dem erbärmlichsten Zustand nach Rom. Als er zu dem Haus des Prophilias kommt, reitet dieser mit Cardiones an ihm vorbei, aber wegen seiner ärmlichen Kleidung und seiner Magerkeit kennen sie ihn nicht. Athis erblickt darin Absicht, und in seiner Verzweiflung begibt er sich in eine Felsenhöhle vor der Stadt mit dem Vorsatz, da zu sterben.

Die Nacht bricht ein, das Wetter ist schön, und drei Jünglinge kommen zu der Höhle, dort ihre Geliebten zu erwarten. Sie gerathen in Streit, und einer von ihnen fällt unter den Schwertstreichen der beiden anderen, die alsbald entfliehen. Athis entschliesst sich, dieses Ereignis zu benutzen, um seinem verhassten Leben ein Ende zu machen. Er wälzt sich auf dem Leichnam und befleckt sein Gewand mit Blut. Als man ihn am anderen Morgen neben dem Ermordeten in diesem Zustand findet, wird er vor den Richter geführt. Er gibt sich selbst als schuldig an und wird zum Tod verurtheilt.

Der Verbrecher wird, römischer Sitte gemäss, drei Tage lang öffentlich ausgestellt, zufällig geht Prophilias vorüber, erkennt seinen Freund und, eingedenk der Opfer, die er ihm gebracht hat, zaudert er nicht, um ihn zu retten, sich selbst als den Schuldigen anzugeben. Wettstreit zwischen beiden, jeder will für den anderen sterben. Am zweiten Tag kommen die zwei Mörder, und als sie den an die Kette geschlossenen Prophilias erblicken, so raunen sie einander zu: »wir müssen entfliehen: bemerkt man uns und kommt es an den Tag, dass wir die Thäter sind, so ist unser Verderben gewiss«. Aber ein Anwesender vernimmt diese Worte: sie werden festgehalten und an die Kette geschlossen, die bisher Prophilias getragen hat. Als sie ihr Verbrechen bekannt haben, erleiden sie Strafe. Die beiden Freunde umarmen sich, und Athis erhält von Evas grosse

Reichthümer zum Geschenk, und Gayete, die Schwester des Prophilias, wird ihm zugesagt.

2. Weil sie dem französischen Gedicht am nächsten steht, lasse ich eine Erzählung aus dem Decameron (10, 8) des Boccaccio folgen, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts schrieb[1]).

187 Zu der Zeit, wo Octavianus noch nicht Augustus genannt ward, sendete ein edler Bürger in Rom, Publius Quintius Fulvus, seinen Sohn Titus nach Athen zu seinem Freund Cremes, dort unter Anleitung des Aristippus Philosophie zu studieren. Titus und der Sohn des Cremes, Gisippus, verbinden sich durch innige Freundschaft. Cremes stirbt, und bald nachher verlobt sich Gisippus mit einer edlen Athenienserin, Namens Sofronia. Er führt seinen Freund zu der Braut, und dieser wird bei ihrem Anblick von leidenschaftlicher Liebe ergriffen. Er erkrankt deshalb und entdeckt endlich dem Gisippus den wahren Grund seiner Leiden. Um ihn zu retten, entschliesst sich dieser, ihm seine Braut abzutreten. Er will ihn in der Hochzeitsnacht unbemerkt zu dem Bett der Sofronia bringen, und es wird alles der Verabredung gemäss ausgeführt. Als Titus die Stelle des Gisippus eingenommen hat, fragt er die Jungfrau mit gedämpfter Stimme, ob sie seine Gemahlin sein wolle. Sie, die ihn für Gisippus hält, antwortet ja, worauf er ihr einen Ring an den Finger steckt und spricht: »So will ich dein Gemahl sein«. Als seine Wünsche erfüllt sind, entfernt er sich, und diese Täuschung wird längere Zeit hindurch fortgesetzt.

Indessen kommt Nachricht, dass Publius, der Vater des Titus, gestorben ist. Titus, um seine Angelegenheiten zu ordnen, soll nach Rom zurückkehren. Er will Sofronia mitnehmen, ihr muss daher die wahre Lage der Dinge eröffnet werden. Sie klagt über den gespielten Betrug und entdeckt ihn ihren Eltern. Es entsteht eine grosse Aufregung und ein heftiger Streit. Gisippus wird von allen gehasst und schwerer Strafe würdig geachtet. Doch Titus in einer kunstreichen sophistischen Rede

[1]) Diese Erzählung ward in Italien so hochgeschätzt, dass zwei lateinische Übersetzungen erschienen, die eine von Filippo Beroaldo, die andere von dem Cardinal von Montepulciano, Roberto Nobili, der sie unter dem Titel Boccaccii Gisippus sive de amicitia dem Papst Julius III widmete.

beschwichtigt endlich seine Gegner und begibt sich mit der zu seinen Gunsten umgestimmten Sofronia in seine Heimath.

Gisippus, von jedermann verachtet, wird in Folge bürgerlicher Unruhen aus Athen verbannt. Als Bettler schleppt er sich nach Rom, stellt sich vor das Haus des Titus und harrt, bis er herauskommt. Er wagt es aber nicht ihn anzureden, sondern erwartet, dass er ihn erkenne und zu sich rufe. Aber Titus geht vorüber, und Gisippus, der glaubt, er habe ihn gesehen und schäme sich seiner, eilt in Verzweiflung hinweg in eine wüste Gegend der Stadt, wo er in eine Höhle eintritt, um darin die Nacht zuzubringen. Er legt sich auf die Erde nieder und entschläft.

Am frühen Morgen kommen zwei Diebe in die Höhle, um
ihren nächtlichen Raub zu theilen. Sie gerathen darüber in 188
Streit, der Stärkere erschlägt den andern und entflieht darauf. Gisippus, der den Tod sucht, bleibt in der Höhle, bis Schergen kommen und ihn wegführen. Vor dem Gericht erklärt er sich des Mordes schuldig und wird von dem Prätor zum Tod am Kreuz verurtheilt.

Zufällig kommt Titus auf das Gericht und erkennt sogleich seinen Freund. Ihn zu retten, weiss er kein anderes Mittel, als sich für den Verbrecher auszugeben: »Nicht Gisippus«, ruft er aus, »sondern ich habe den Mord begangen«. Es entsteht Wettstreit zwischen beiden Freunden, jeder will beweisen, dass er der Schuldige sei. Indem erscheint der wirkliche Thäter, Publius Ambustus, der von der Unschuld beider Freunde zum Mitleid bewegt, sein Verbrechen gesteht und die Strafe zu erdulden bereit ist. Octavian, der das Ereignis vernimmt, spricht nicht bloss den Titus und Gisippus frei, er begnadigt auch den Schuldigen.

Titus führt den Gisippus in sein Haus, wo ihn Sofronia als Bruder empfängt. Titus theilt seine Reichthümer mit dem Freund und vermählt ihn mit seiner Schwester Fulvia. Er stellt ihm frei, bei ihm zu bleiben oder mit den von ihm erhaltenen Schätzen nach Athen zurückzukehren. Gisippus entschliesst sich, Römer zu werden.

Hans Sachs hat im Jahr 1531 von dieser Erzählung einen

gereimten Auszug gegeben (1, 2, 81[c]), sie auch späterhin im Jahr 1546 ohne wesentliche Änderung des Inhalts dramatisch bearbeitet (3, 2, 4[a]). Er nennt selbst den Johannes Bocatius und Philippus Berebaldus (Beroaldus) als seine Quelle; wahrscheinlich benutzte er Steinhöwels Übersetzung des Decamerone vom Jahr 1519. Etwa in die Mitte dieses Jahrhunderts fällt eine dramatische Bearbeitung von Martin Montanus, von zweien Römern Tito Quinto Fuluio und Gisippo ein newes lustigs und sehr schönes spiel aus der Römer Cronica gezogen (Strassburg o. J.). Boccaccio liegt zu Grund, wenn auch nicht unmittelbar.

3. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts veranstaltete Dschemaleddin Mohammed Al-auni für den Wesir Nisamulmulk Schemsseddin in persischer Sprache eine aus mehr als vierzehnhundert Stücken bestehende Sammlung von Geschichten, die drei Mal ins Türkische übersetzt ward. Aus einer dieser Übersetzungen theilt Hammer im Rosenöl 2, S. 262 unter anderen auch folgende Erzählung mit.

189 Ein Fürst aus Balch reist nach Bagdad und wallfahrtet von da nach Mekka. Der Wind hebt den Schleier einer Frauensänfte aus der Karawane auf, und der Anblick der Schönheit raubt dem Fürsten Besinnung und Ruhe, deren Namen und Stand er nicht entdecken kann.

In Bagdad miethet er sich bei einem Spezereihändler ein, der ihn nach der Ursache seiner Anwesenheit und seiner Schwermuth fragt. Er macht eine umständliche Beschreibung der Sänfte und der Schönheit, worin der Spezereihändler seine eigene Frau erkennt. Wiewohl er sie zärtlich liebt, beschliesst er doch mit heiterer Grossmuth der Gastfreundschaft ein Opfer zu bringen. Er lässt sich, ohne dass der Fürst etwas davon vermuthet, von ihr scheiden und überlässt sie dem Freund. Durch einen Zufall wird der Grund der Scheidung entdeckt, und der Fürst, nicht weniger grossmüthig, gibt dem Wirth die Frau mit reichen Geschenken zurück.

4. Petrus Alfonsi, ein spanischer Jude, schrieb, nachdem er im Jahr 1106 getauft war, im vierundvierzigsten Jahr seines Alters die Disciplina clericalis, die etwa hundert Jahre älter sein mag als das altfranzösische Gedicht. Die Lehren, die er

darin ertheilt, werden durch Beispiele erläutert, die, wie er selbst sagt, aus arabischen Quellen geschöpft sind, und unter diesen findet sich (C. 3) auch eine hierhergehörige Erzählung.

Zwei Kaufleute, wovon der eine in Ägypten, der andere in Baldach (Bagdad) lebt, haben sich zwar nie gesehen, aber durch Unterhändler kennen gelernt. Der von Baldach reist in Handelsgeschäften nach Ägypten und wird dort von seinem Freund aufs Beste empfangen. Er nimmt ihn in sein Haus auf und zeigt ihm sogar seine Frauen. Nach einer Woche erkrankt der Syrier: die Ärzte erklären, er sei von einer leidenschaftlichen Liebe ergriffen. Der Ägypter lässt seine Sängerinnen und Sklavinnen kommen, aber keine darunter gefällt dem Gast. Als aber eine edle Jungfrau, die der Kaufmann auferzogen und zu seiner Frau bestimmt hatte, vor den Kranken geführt wird, ruft er aus: »Von dieser kommt mein Tod und kommt mein Leben.« Alsbald gibt sie ihm sein Freund, und der Glückliche nimmt sie mit sich nach Baldach.

In der Folge verliert der Ägypter sein ganzes Vermögen und geräth in die grösste Armuth. Er entschliesst sich, bei seinem Freunde in Baldach Hilfe zu suchen. Als er dort in der Nacht anlangt, scheut er sich das Haus des Freundes zu betreten, weil man ihn als einen Unbekannten wegjagen werde.
Er begibt sich in einen Tempel und will da übernachten. Wäh- 190
rend ihn sorgenvolle Gedanken erfüllen, dringen zwei Männer herein, wovon einer den anderen tödtet und dann entflieht. Der Lärm lockt viele Menschen herbei, die bei ihm nach dem Mörder forschen. Der Unglückliche, der seiner Armuth durch einen freiwilligen Tod ein Ende machen will, gibt sich für den Thäter aus, wird in das Gefängnis gebracht und am nächsten Morgen vor den Richter geführt, der ihn zum Kreuzestod verurtheilt. Auf dem Weg dahin erblickt ihn sein Freund und erkennt ihn. Indem er erwägt, was dieser in Ägypten für ihn gethan hat und dass er ihm, wenn er todt sei, nichts mehr vergelten könne, entschliesst er sich, für ihn zu sterben. Er ruft also mit lauter Stimme: »Warum habt ihr einen Unschuldigen verurtheilt? Ich habe den Mann umgebracht!« Er wird ergriffen und gebunden ans Kreuz geführt, sein Freund aber losgelassen. Der wirkliche

Thäter befindet sich unter der Menge, er bedenkt, dass Gott ein gerechter sei, der kein Verbrechen ungeahndet lasse: damit er dereinst nicht härter bestraft werde, fasst er den Entschluss, sich selbst anzugeben und den Unschuldigen zu erlösen; dadurch hofft er sein Verbrechen zu büssen. Er wird also gebunden und der andere freigegeben. Die Sache kommt vor den König, der alle drei von dem Verbrechen, dessen sie sich schuldig erklärt haben, freispricht. Hierauf wird der Ägypter von seinem Freunde nach Haus geführt, der ihm volle Gemeinschaft der Güter anbietet, wenn er bei ihm bleiben, oder die Hälfte seines Vermögens, wenn er nach Ägypten zurückkehren will. Er wählt das Letztere.

Die Erzählung des Alfonsus ist dann in andere Werke übergegangen, die Friedr. Wilh. Val. Schmidt in den Beiträgen zur Geschichte der romantischen Poesie (Berlin 1818) und in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe der Disciplina clericalis (Berlin 1827) S. 97 nachgewiesen hat. Ein altfranzösisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, le castoiement (Unterweisung) d'un père à son fils, hat ausser anderen Stücken auch sein zweites Capitel mit der Überschrift les deux bons amis loiaux (Méon fabliaux et contes 2, p. 52—63) dorther genommen, und ohne an dem Inhalt etwas zu ändern, die Geschichte in Reime gebracht. Herolt gibt in der 120. seiner im Jahr 1418 geschriebenen Predigten (sermones de sanctis et de tempore per circulum anni) einen treuen Auszug aus dem Alfonsus, den er als seine Quelle nennt. Auch die Gesta Romanorum, deren
191 Alter noch nicht ermittelt ist, enthalten Cap. 171 unsere Sage; wobei zu bemerken ist, dass die letzten Capitel dieser Sammlung von Cap. 152 an nicht von dem ersten Sammler herzurühren, sondern Zusätze eines späteren zu enthalten scheinen. Auch hier wird Alfonsus als Quelle genannt, und die Erzählung weicht nur darin ab, dass die beiden Freunde nicht Kaufleute sind, sondern milites genannt werden, und daher keine Handelsverbindung zwischen beiden stattfindet und sie sich nur, man weiss nicht, aus welchem Grunde, Boten zuschicken. Eine nicht ganz klare Stelle ist ausführlicher und besser erzählt: bei Alfonsus heisst es von dem Ägypter, als er in Baldach anlangt, pudor autem obstabat ne amici domum adiret, ne forte incognitus

tali tempore de domo pelleretur. Templum ergo quoddam intravit ut ibi pernoctaret, sed cum ibi anxius multa secum diu volveret, occurrerunt ei duo viri prope templum de civitate, quorum unus alium interfecit clamque confugit. Dagegen steht hier: »Nox est; si modo ad domum socii mei pergam, notitiam mei non habebit, quia male sum vestitus et nullum mecum habeo, uti solebam magnam familiam ducere et omnibus abundare.« Ait intra se »nocte ista quiescam et die crastina ad eam pergam«. Ille respexit versus cimiterium, vidit ostia ecclesiae aperta, intravit ut tota nocte quiesceret. Cum autem ibi fuisset et dormire volebat, duo in platea ad invicem pugnabant et unus alium occidit, interfector vero ad cimiterium fugit et ex alia parte exivit. Die Disciplina clericalis ist übersetzt in dem Äsop von Steinhöwel unter der Überschrift »Gesamlet fabeln Adelfonsi«, und unsere Erzählung befindet sich in der Freiburger Ausgabe vom Jahre 1555 S. 92—94. Die Übersetzung ist nicht ganz wörtlich, sondern etwas umschreibend, ändert aber nichts an dem Inhalt. Dem ganz kurzen Auszug in sieben Zeilen in dem Dialogus creaturarum optime moralizatus (o. J. u. O. zuerst 1480. Hain 6124) liegt vielleicht Steinhöwel zu Grund. In dem Sammelwerk, der Seelen Trost genannt, aus dem Franz Pfeiffer in Frommanns Mundarten Bd 1 und 2 Auszüge mitgetheilt hat, stimmt der Inhalt der kurzen Erzählung (No. 80) mit der Disciplina clericalis, nur dass der eine Freund in Indien wohnt.

Wir brauchen diese den Alfonsus nur wiederholenden Erzählungen nicht weiter zu berücksichtigen, ebensowenig weitere Bearbeitungen derselben, die Fr. Wilh. Val. Schmidt in den Anmerkungen zur Disciplina clericalis S. 100. 101 nachweist.

5. Thomas von Cantimpré lebte als Geistlicher in Brabant und schilderte die Grundzüge der katholischen Kirchenverfassung
unter der Allegorie eines Bienenstocks. Das Buch hat den 192
Titel Liber qui dicitur bonum universale de proprietatibus apum, muss nach 1251 verfasst sein und ist o. J. und O. (Hain 3644), wahrscheinlich 1496 gedruckt. Den Lehren sind Erzählungen, wie das im 13. Jahrhundert üblich war, eingemischt, und L. 2 Cap. 19 mit der Überschrift De mutua et vera amicitia enthält unsere Sage. Dieses Capitel ist auch eingerückt in das Specu-

lum exemplorum omnibus christicolis salubriter inspiciendum (Argent. 1487) Dist. 5 Ex. 46.

Thomas beginnt »de duobus amicis vir philosophiae deditus ista narravit. Erat, ut memini, parum ante nostra tempora juvenis« usw., als wenn die Geschichte vor kurzem sich zugetragen habe und ihm mündlich sei mitgetheilt worden. Die Namen der beiden Freunde werden nicht genannt. Der eine Kaufmann ist ein Christ und sendet seine Boten in das Morgenland, diese bringen Nachricht von einem reichen und freigebigen Kaufmann, der dort lebt. Er hat die Geschenke des Christen empfangen und Gegengeschenke gesendet. Der Christ, von Liebe und Bewunderung erfüllt, reist zu ihm hin, wird aufs Beste empfangen und prächtig bewirthet. Als er heimkehren will, führt der Heide ihn zu seinen Schätzen, von denen er nichts annehmen will, dann zu sieben Jungfrauen, von welchen eine sich auszuwählen der Wirth ihn auffordert. Dies Geschenk weist der Christ nicht zurück, eine gefällt ihm vor allen, und der Morgenländer übergibt ihm diese mit reichen Geschenken, sagt dabei, es sei diejenige, die er am meisten geliebt habe. Der Christ führt sie in seine Heimath, und sie wird ihm, nachdem sie getauft ist, angetraut. Er ist glücklich, Reichthum und Ehre mehren sich.

Indessen lebt der Morgenländer kummervoll, versinkt in Trauer über den Verlust seiner Geliebten: Reichthümer und Gesundheit schwinden dahin, und er geräth in das grösste Elend. Als ein Unsinniger wird er von den Seinen vertrieben. Es kommt ihm der Gedanken, bei seinem Freunde, dem Christen, Hilfe zu suchen, für den er so viel gethan hat. Als er angelangt ist, klopft er an die Thür des Hauses und sagt wer er sei, aber der Diener vergisst, ihn seinem Herrn zu melden. Der Unglückliche, darüber im höchsten Grad betrübt, begibt sich, als es dunkel wird, in den Vorhof eines Tempels. Darin mordet in der Nacht ein Strassenräuber einen Mann, und am Morgen findet man den Todten neben dem Fremdling. Vor dem Gericht gibt er sich in der Verzweiflung über seine Lage für den Thäter aus und wird zum Tod geführt. Sein Freund erkennt
193 ihn, springt hervor und ruft, nicht dieser, er habe den Mord

begangen. Er soll enthauptet werden, aber der wahre Thäter tritt auf und erklärt, jene beiden seien unschuldig, er sei der Verbrecher. Als die Wahrheit davon dargethan ist, sprechen die Richter nicht bloss die beiden Freunde, sondern auch den Schuldigen frei. Der Christ nimmt seinen Freund liebevoll auf, bewegt ihn sich taufen zu lassen und gibt ihm eine Verwandte zur Frau mit der Hälfte seiner Reichthümer.

6. Wesentliche Verschiedenheit von Alfonsus zeigt eine Erzählung der 1001 Nacht. Die Hauptperson ist hier Attaf der Grossmüthige. Giafar, der Barmekide, Grosswesir des Kalifen Haroun Alraschid, verlässt Bagdad auf Befehl seines Herrn, in dessen Ungnade er gefallen zu sein scheint, und begibt sich nach Damas. Dort ersucht ihn der in Glanz und Reichthum lebende Attaf, bei ihm einzukehren, bewirthet ihn auf das Prächtigste und mit solcher Aufmerksamkeit, dass er keinen Augenblick von seiner Seite weicht. Als Giafar ohne seine Begleitung in der Stadt umherzugehen wünscht, überreicht er ihm zuvor seinen Geldbeutel. Giafar, nachdem er die Stadt durchwandert hat, setzt sich ermüdet auf eine Bank in einer Nebenstrasse, wo ihm gegenüber ein Fenster sich öffnet und eine Frau von entzückender Schönheit sich zeigt. Während sie die Blumen vor dem Fenster begiesst, hat er Zeit sie zu betrachten: als sie ihn bemerkt, tritt sie zurück. Giafar, von der heftigsten Leidenschaft ergriffen, harrt in der Hoffnung, sie werde wieder erscheinen, bis es dunkel wird. Schlaflos bringt er die Nacht zu und erkrankt. Der herbeigerufene Arzt entdeckt dem Attaf, dass Liebe die Krankheit seines Gastes veranlasst habe, die, wenn sie nicht bald Befriedigung erlange, in wenigen Tagen ihn tödten werde. Giafar erzählt dem Attaf umständlich, was ihm begegnet ist, und dieser bemerkt alsbald, dass es Zuleika, seine Frau, gewesen ist, die Giafar gesehen hat. »Ich kenne,« spricht er zu ihm, »den Gegenstand eurer Liebe, es ist eine von ihrem Gemahl geschiedene Frau. Ich werde sogleich zu ihrem Vater gehen und ihn bestimmen, ihre Hand keinem anderen zu versprechen«. Attaf begibt sich hierauf zu der Zuleika und ersucht sie, einen Besuch bei ihrer Mutter zu machen, die erkrankt sei. Zuleika eilt zu ihr hin, findet sie aber gesund.

Während ihrer Unterredung kommt ihr Vater Abdallah. Gleich darauf werden die Kleider und Sachen der Frau gebracht, und Attaf erscheint und erklärt, dass er durch einen Eid genöthigt sei, von seiner Frau sich zu trennen. Die Scheidung wird
194 vollzogen, Attaf meldet seinem Gast, dass alles geordnet sei und sicher*), sobald die nöthige Zeit vorüber sei, die Vermählung mit jener Frau stattfinden könne. Als dieser Zeitpunkt gekommen ist, gibt ihm Attaf den Rath, bei dieser Gelegenheit sich im vollen Glanz seiner Würde zu zeigen, für alles Nöthige habe er schon gesorgt: er möge in der Stille sein Haus verlassen und nach Hems oder Hamah gehen, von da möge er als Grosswesir wieder einziehen, Abdalmalek, der Statthalter, werde ihn ehrenvoll empfangen und Abdallah ihm gerne seine Tochter geben. Es wird alles ausgeführt, wie es Attaf bestimmt hat. Als die Ehe geschlossen ist, kehrt Giafar mit der Neuvermählten nach Bagdad zurück. Attaf folgt ihm mit einigen seiner Leute, Giafar ersucht ihn aber zurückzukehren, damit er nicht eine Nacht abwesend sei.

Indessen wird Attaf von seinen Feinden bei dem Abdalmalek verdächtigt, als sei er bloss deswegen dem Grosswesir nachgeeilt, um an seiner Stelle zum Statthalter von Damas ernannt zu werden. Abdalmalek beschliesst das Verderben Attafs. In der Nacht lässt er die Leiche eines eben ermordeten Mannes in Attafs Garten verbergen und den nachfolgenden Tag Nachsuchungen anstellen. Die Leiche wird bald gefunden und Attaf vor Abdalmalek geführt. Da er gegen seine Nachbarn grossmüthig sein und die gewöhnliche Geldstrafe für sie erlegen will, bekennt er sich des Mordes schuldig, wird aber nach strengem Recht zum Tod verurtheilt; der Kerkermeister soll ihn in der Nacht erdrosseln. Dieser, der Wohlthaten von ihm empfangen hat, beschliesst ihn zu befreien: er zerbricht die Ketten des Gefangenen, zerreisst seine eigenen Kleider, verwundet sich im Gesicht und lässt sich von ihm einen Pfropfen in den Mund stecken. Attaf, die Grossmuth des Kerkermeisters beweinend, entflieht und wird unterwegs von Räubern überfallen, die ihm alles wegnehmen, was er hat.

*) [Im Text steht unverständlich: er sich. Ich habe »sicher« geschrieben.]

In dem traurigsten Zustand langt er in Bagdad an, und als er in den Palast des Grosswesirs eintreten will, wird er zurückgewiesen: auch ein Brief an ihn gelangt nicht an. Man führt ihn ins Gefängnis, er wird aber wieder freigelassen, weil eben dem Kalifen ein Kind geboren ist. Er nimmt an den Festlichkeiten, die deshalb stattfinden, Theil und begibt sich am Abend des siebenten Tags in eine Moschee, um die Nacht darin zuzubringen. Man will ihn dort nicht dulden, und er wird auf der Strasse von einem Haufen bellender Hunde verfolgt. Man ruft ihm zu sich zu entfernen, und er gelangt zu einem wüsten, mit Trümmern bedeckten Platz. Er will sich da verbergen, stösst aber mit den Füssen an etwas und stürzt nieder. Es war eine Leiche, und als er wieder sich aufrichtet, ist er 195
ganz mit Blut bedeckt. In dem Augenblick gehen die Häscher vorüber, nehmen ihn fest und führen ihn ins Gefängnis.

Die Erzählung bricht hier ab, um erst die Geschicke Giafars zu berichten. Auf dem Weg nach Bagdad lässt er bei einbrechender Nacht für sich und Zuleika Zelte aufschlagen. Als er sich zu ihr begibt, bedeckt sie das Gesicht mit beiden Händen und eröffnet ihm, dass sie Attafs Gemahlin gewesen sei, der nur, um ihn am Leben zu erhalten, von ihr sich getrennt und sie ihm gegeben habe, und fügt hinzu, dass sie ihn noch immer als ihren Gemahl betrachte. Giafar zeigt sich nicht minder grossmüthig, er erklärt, dass er sie nicht anders als die Gemahlin seines Freundes betrachten wolle: sie könne bei ihm als eine Schwester verweilen und sich entschliessen, was sie thun wolle. Er entfernt sich hierauf, und als sie in Bagdad angelangt sind, gibt er ihr einen eigenen Palast. Er kehrt in die volle Gunst des Kalifen zurück, dessen Ungnade nur scheinbar gewesen war.

Attaf wird den folgenden Morgen vor den Kadi geführt, er erklärt sich des Mordes schuldig und wird zum Tod am Galgen verurtheilt. Zufällig reitet Giafar vorüber, als Attaf fortgeführt wird. Sein Name wird dem Grosswesir genannt, er verlangt ihn zu sehen, und der Strick, der schon um seinen Hals geschlungen ist, wird gelöst. Als sich beide erblicken, umarmen sie sich. Attaf erzählt seine Schicksale, und Giafar führt ihn zur Zuleika, die er ihm zurückgibt.

Attaf wird vor den Kalifen gebracht, der ihm erklärt, dass er einen Wunsch von ihm gerne erfüllen wolle. Der Grossmüthige bittet um die Straflosigkeit seines Feindes Abdalmalek. Er schenkt dann dem Kerkermeister sein ganzes Vermögen, wird aber von Giafar reichlich entschädigt.

Diese Erzählung findet sich nicht bei Galland, sondern erst in der Fortsetzung der 1001 Nacht von Caussin de Perceval (Bd 9), sie kommt auch in der von Chavis bekannt gemachten, von Cazotte überarbeiteten Fortsetzung vor (Cabinet des fées Bd 38, S. 112—270, wo sie »Die Macht des Schicksals« überschrieben ist). Sie weicht nicht bloss im Einzelnen ab, man kann sie als eine ganz neue Auffassung betrachten, wenn auch die Verwandtschaft ausser Zweifel bleibt. Es treten unbekannte Personen auf und geisterhafte Wesen, welche die Ereignisse
196 lenken und den eigentlichen Inhalt der Überlieferung verdunkeln. Es wird am besten sein, hier ganz darüber hinauszugehen, da es wahrscheinlich lauter Änderungen und Zusätze von Cazotte sind, dessen Verhältnis zu seiner Quelle nicht näher bekannt ist.

7. Eine andere orientalische Überlieferung hat Caylus Oeuvres badines 7, p. 208—222 mitgetheilt.

Der König von Korassan erlaubt seinem Sohn sich einer Karavane nach Mekka anzuschliessen und empfiehlt ihn seinem Freunde Naz Rayyar, Befehlshaber von Babylon. In der Nähe dieser Stadt wird der Prinz von Räubern überfallen und verwundet. Man bringt ihn zu Naz Rayyar, dessen guter Ruf noch grösser ist als der Reichthum, den er besitzt, und der Prinz empfängt von ihm jede Art von Gastfreundschaft. Eines Tags, aus dem Bad zurückkehrend, erblickt er in der Nähe des Palastes seines Freundes an dem Fenster eine Frau, deren Schönheit die heftigste Liebe in ihm erregt. Er bleibt unbeweglich stehen, und so findet ihn Naz Rayyar, der zufällig vorübergeht. Der Prinz sagt ihm, dass er sterben werde, wenn er nicht in den Besitz der Schönheit gelange. Mit inniger Bewegung erwidert ihm der Grossmüthige, er möge sich beruhigen, in vier Monaten werde sein Wunsch erfüllt sein. Hierauf geht Naz Rayyar zu seiner Frau, denn diese war die Schönheit, und kündigt ihr an, dass er ihre Ehe auflösen müsse. Sie begibt sich

zu ihrem Vater Bezzas, und nachdem vier Monate verlaufen sind (früher erlaubt das Gesetz einer Geschiedenen nicht, sich wieder zu verheirathen), trifft Naz Rayyar die nöthigen Anstalten zur Vermählung des Prinzen mit ihr, entfernt sich aber an dem Tag, wo die Hochzeit soll gefeiert werden. Als die Ehe geschlossen ist, hört der Prinz, wie die Frau spricht: »Ich danke dir, o mein Gott, Naz Rayyar ist gestraft«. Sie muss sich darüber erklären, und der Prinz erfährt jetzt die Grossmuth seines Freundes. Er will darin nicht zurückstehen und entschliesst sich, seine Frau nicht zu berühren. Er kann den Aufenthaltsort des Naz Rayyar nicht erfahren und kehrt mit seiner Gemahlin nach Korassan zurück, wo ihm sein Vater das Reich übergibt.

Als Naz Rayyar wieder nach Babylon gekommen ist, überlässt er sich ganz seinem Gram, vernachlässigt seine Angelegenheiten und geräth in grosse Armuth. Er entschliesst sich, nach Korassan zu gehen und Hilfe bei seinem Freund, dem König, zu suchen. Unter grossen Beschwerden langt er dort an. Von allen Reichthümern ist ihm nichts geblieben als ein kostbarer Demantring, den ihm der Prinz in Babylon geschenkt hatte. 197
Diesen übergibt er an dem Thor des Palastes einem Diener, damit er ihn dem Könige bringe und ihm melde, dass er seine Befehle erwarte. Der König erblickt von dem Fenster herab seinen Freund in dem traurigsten Zustand und befiehlt, dass ihm seine Schafherde anvertraut werde, die er auf die Weide führen und von der er nach einem Jahr Rechenschaft geben solle. »Ist das der Dank,« ruft Naz Rayyar aus, »für alles, was ich gethan habe! Doch mein Geschick ist so hart, dass ich gehorchen muss. Ich will lieber auf den Bergen wohnen bei den Thieren, als unter den Menschen.«

Er treibt die Herde aus, aber Krankheiten und die wilden Thiere rauben sie hinweg: als er nach einem Jahr zu dem Palast zurückkommt, bringt er kein einziges Schaf mit. Der König lässt ihm eine zweite Herde übergeben, aber den unglücklichen Naz Rayyar trifft gleiches Missgeschick. Er erhält eine dritte Herde, und diesmal geht alles nach Wunsch: die Herde vermehrt sich um das Dreifache. Als er damit vor dem Palast

erscheint, befiehlt der König, dass man ihn bade und ihm königliche Kleider anlege. Dann geht er ihm entgegen, führt ihn in seinen Palast und überhäuft ihn mit Reichthümern. Er sagt ihm: »Als ich dich in dem erbärmlichen Zustand sah, erkannte ich, dass das Schicksal dich verfolge, erst wann das Ende dieses Unglücks gekommen war, konnte ich meinen Vorsatz ausführen. Jetzt, wo ich mein Volk nicht in Gefahr bringe, das Unglück mit dir zu theilen, bitte ich dich, die Herrschaft mit mir zu theilen und mein Wesir zu werden.« Seine Grossmuth geht noch weiter, er will seine Schwester mit ihm vermählen. Sie wird verschleiert herangeführt, aber als der Schleier hinweggenommen ist, zeigt sich die Tochter Bezzas, die zu ihrem ersten Gemahl zurückkehrt.

8. Hieran schliesst sich eine Erzählung in dem 1001 Tag (übersetzt von F. H. v. d. Hagen 4, S. 157—191).

Abderrahman, ein Kaufmann in Bagdad, im Besitz unermesslicher Reichthümer, ist jung, schön und grossmüthig: niemand, der bei ihm Hilfe sucht, wird zurückgewiesen. Eines Tags findet er in einer Schenke einen Fremdling aus Mussel, und beide gefallen sich so sehr, dass sie ein Freundschaftsbündnis mit einander schliessen. Nach einigen Tagen reist der Fremdling wieder zurück, nennt sich nicht, sagt aber dem Kaufmann, wenn er nach Mussel komme, werde er ihn im Palast des Königs finden. Als Abderrahman in Geschäften dahin kommt, zeigt sich, dass der Fremde der König Nassiraddolé
198 selbst war, der ihn jetzt auf das Liebreichste empfängt und in seinen Palast aufnimmt. Nach einem Jahr kehrt Abderrahman nach Bagdad zurück, lebt in grosser Pracht und gibt neue Beweise seiner unerschöpflichen Grossmuth. Er kauft eine schöne Circassierin, und ihn beglückt die zärtlichste Liebe.

Nassiraddolé kommt zum zweiten Mal unerkannt zu seinem Freund nach Bagdad und weilt bei ihm. Eines Abends ist die Rede von der Schönheit der Frauen, und Abderrahman rühmt die Geliebte Seïneb. Er führt den König zu ihr, aber Nassiraddolé schweigt bei ihrem Anklick, weil er sich von der heftigsten Leidenschaft ergriffen fühlt. Er verfällt in Schwermuth, entdeckt seinem Freund den Grund derselben und kehrt nach

Mussel zurück. Der grossmüthige Abderrahman entschliesst sich, dem König seine Geliebte abzutreten, und mit schwerem Herzen sendet er die widerstrebende Seïneb nach Mussel. Nassiraddolé empfängt sie mit Überraschung und erstaunt über die Grossmuth seines Freundes. Seïneb aber gesteht ihm, dass sie ihre Liebe zu Abderrahman nicht auf ihn übertragen könne.

Abderrahman versinkt in tiefe Trauer. Nach Verlauf einiger Monate wird er verhaftet, weil geheime Feinde am Hof des Kalifen ihn verläumdet haben und ihn beschuldigen, unehrerbietige Reden gegen diesen ausgestossen zu haben. Seine Güter sollen eingezogen, sein Haus geschleift und ihm das Haupt abgeschlagen werden. Der Kerkermeister, der Wohlthaten von ihm empfangen hat und den er von seiner Unschuld überzeugt, öffnet die Thüren des Gefängnisses und lässt ihn entfliehen.

Abderrahman entkommt nach Mussel. Der König lässt ihm durch seinen Schatzmeister zweihundert Goldzechinen auszahlen, damit Handel zu treiben, aber den Palast des Königs soll er gleich verlassen und in sechs Monaten erst wiederkommen. Es wird ihm gesagt, der König liebe ihn noch, habe aber besondere Gründe, so zu verfahren. Der Kaufmann bemüht sich, mit diesem Geld etwas zu gewinnen, aber das Glück ist ihm abgeneigt, und nach Verlauf der bestimmten Zeit sind nur noch 150 Zechinen übrig, als er sich bei dem Schatzmeister damit meldet, ersetzt ihm dieser den Verlust und sagt ihm, er solle sein Glück weiter versuchen und in sechs Monaten darüber berichten. Diesmal gewinnt er hundert Zechinen.

Als er dem Schatzmeister Anzeige davon macht, führt ihn dieser zum König, der ihn umarmt und mit den Zeichen der grössten Freundschaft empfängt. »Ich hatte von deinem Unglück gehört«, sagt er zu ihm, »und da das Unglück ansteckend 199
ist, so wollte ich dir nicht eher Zuflucht in meinem Palast gewähren, als bis das Glück wieder zu dir zurückgekehrt ist. Da dieser Augenblick scheint gekommen zu sein, so kann ich dem Gefühl meiner Freundschaft folgen.«

Abderrahman erhält eine Wohnung in dem königlichen Palast, und am Abend sagt Nassiraddolé zu ihm, er wolle seine

Schuld abtragen und ihm seine liebste Frau geben. In der Nacht werde er sie senden, damit er eine Unterredung mit ihr habe, und er solle sie nur heirathen, wenn sie ihm gefalle. Es ist Seïneb, die erscheint und die ihm die Versicherung ertheilt, dass der König, sobald er ihre Liebe zu ihm erkannt, seine Bewerbung aufgegeben habe. Nassiraddolé überhäuft ihn mit Reichthümern, und in Bagdad wird seine Unschuld anerkannt.

9. Ich muss noch eines Negermärchens gedenken, das S. W. Kölle (African native litterature or proverbs, tales, fables and historical fragments in the Kanuri or Bornu language. London 1854, S. 122) aus mündlicher Überlieferung auffasste.

Der Sohn eines Reichen und der Sohn eines Armen leben von Kindheit an in innigster Freundschaft. Der Reiche hat vier Frauen, der Arme kann seiner Dürftigkeit wegen keine nehmen. Der Reiche gibt ihm fünf Pfund Kupfergeld und sagt ihm, er solle zu seinen Frauen gehen und bei jeder anfragen, ob sie ihn insgeheim lieben wolle. Die erste, die Hauptfrau, weist ihn zurück, ebenso die zweite und dritte, aber die vierte willigt ein und erklärt, dass sie Liebe zu ihm empfinde, worauf er ihr die fünf Pfund gibt. Der Arme stattet seinem Freund Bericht ab: dieser spricht: »Komm morgen Abend zu mir, und wenn ich Zank mit meiner Frau anfange, so mische dich nicht hinein«. Als nun beide Jünglinge zusammensitzen und essen, lässt der Reiche die vierte Frau rufen und heisst sie, ihm gleich Wasser zum Waschen bringen. Sie antwortet: »Bin ich deine Sklavin, dass du so sprichst?« Es erhebt sich ein Zank zwischen beiden, und die Frau verflucht den Mann. Da spricht er: »Geh und verlass mein Haus, ich habe weiter nichts mit dir zu schaffen«. Die Frau nimmt ihre Sachen und geht in das Haus ihres Vaters, der nichts von der Verabredung der beiden Freunde weiss. Sie soll dann die Frau des Armen werden. Der Reiche giebt ihm zwanzig Pfund Kupfergeld, um sich dafür bei dem Priester trauen zu lassen, auch die nöthigen Kleider. Am folgenden Tag
200 geht der Arme zu seinem Freund und kündigt ihm seine Verheirathung an. Dieser ist erfreut darüber und versichert, dass nichts in der Welt ihre Freundschaft auflösen könne. Darauf

geht die Überlieferung in die Sage von den Blutsbrüdern über, indem der Arme sein Kind opfert, um den Reichen von einer Krankheit zu heilen.

Diese neun, sichtbar verwandten Überlieferungen gestatten eine Vergleichung der weit verbreiteten Sage, die uns zu einem näheren Verständnis ihrer Entstehung und Fortbildung führt.

Zwischen dem altfranzösischen Gedicht und dem Decameron findet eine engere Verwandtschaft statt. In beiden ist der Schauplatz zu Athen und Rom, und die Ereignisse entwickeln sich auf gleiche Weise. Dennoch kann jenes nicht die Quelle des Boccaccio gewesen sein. Zwar die völlig verschiedenen Eigennamen machen nichts aus, und dass eine bestimmte Zeit angegeben ist, die Zeit, wo Octavian in Rom herschte, könnte eine absichtliche Änderung sein: aber einige an sich unbedeutende Verschiedenheiten, zu denen kein Grund vorhanden war, weisen auf eine andere Abstammung. So ist bei ihm nicht die Rede davon, dass der Athenienser soll nach Rom gesendet werden: die beiden Väter sterben nicht, und Evas Krankheit ist nur Veranlassung, den Prophilias nach Rom zurückzurufen. Prophilias zieht der Cardiones, nachdem er ihre Gunst genossen hat, einen Ring vom Finger, der hernach als Zeugnis dient: anders bei Boccaccio, wo eine Formel gebraucht wird, um dem Betrug in der Nacht einen Schein des Rechts zu geben: Gisippus nämlich fragt zuvor die Braut, ob sie seine Frau sein wolle, und nachdem sie, die glaubt, Titus liege an ihrer Seite, ja geantwortet hat, steckt er ihr einen Ring an den Finger, als habe er sie damit gesetzlich erworben. Nur bei Boccaccio ist von der Einmischung der Verwandten der Sofronia, von dem Streit mit Titus und dessen endlicher Beilegung die Rede. Auch die Lage des aus Athen vertriebenen Gisippus wird etwas verschieden erzählt: es ist natürlicher, dass bei dem frühen Morgen Diebe in die Höhle kommen, worin Gisippus liegt, um ihren Raub zu theilen, und darüber in Zank gerathen, als dass bei einbrechender Nacht drei Jünglinge erscheinen, um an der öden Stätte ihre Freundinnen zu erwarten, und dass auf eine an sich unwahrscheinliche Weise der Mord des einen herbeigeführt wird. Angemessener ist das reumüthige und sühnende Be-

kenntnis des Verbrechers, der sich freiwillig angibt und deshalb begnadigt wird, als die Rückkehr der Schuldigen, ihre
201 Erscheinung auf dem öffentlichen Platz und ihr unvorsichtiges Geschwätz. Diese Abweichung von dem altfranzösischen Gedicht ist entscheidend, weil sie mit der arabischen Erzählung des Alfonsus zusammenstimmt. Ich vermuthe, dass Boccaccio aus einer noch unbekannten Quelle schöpfte, vielleicht aus einem anderen romanischen Gedicht.

Die sechs folgenden Erzählungen, zum Theil älter als das französische Gedicht, sind sämmtlich auf orientalischem Boden entsprungen, zeigen Verschiedenheit lebendiger Überlieferung und sind unabhängig von einander, so nah sie sich wieder in einzelnen Zügen stehen. Bei Thomas Cantimpratensis könnte man zweifeln und geneigt sein, den Alfonsus als Quelle zu betrachten: er konnte philosophiae deditus genannt werden, und der Inhalt stimmt auch am meisten mit der Disciplina clericalis überein: dass der eine Freund als Christ auftritt und der Heide am Ende getauft wird, erklärt sich bei einem Geistlichen als eine sehr natürliche Änderung. Indessen bei genauerer Betrachtung muss man diese Vermuthung aufgeben. Thomas hatte keinen Grund, den Alfonsus zu verläugnen, spricht dabei von mündlicher Überlieferung und setzt die Geschichte in nicht ferne Zeit, während der Spanier vor länger als einem Jahrhundert gelebt hatte. Entschieden aber wird dieser als Quelle durch einzelne Züge zurückgewiesen, die nicht mit ihm, sondern mit anderen stimmen. Es wird bei Thomas nichts davon gesagt, dass der Christ, nachdem er die Jungfrau erblickt hat, aus Liebe erkrankt und der Heide, um ihn am Leben zu erhalten, seine Geliebte hingibt, vielmehr zeigt er ihm die Jungfrau, wie er ihm seine Schätze gezeigt hat und fordert ihn auf, sich eine daraus zu wählen. Dagegen weiss Alfonsus nichts davon, dass der Grossmüthige wegen des Verlustes seiner Geliebten in Trauer versinkt, wie Naz Rayyar, und dass ihn die Seinigen vertreiben, wird nur im altfranzösischen Gedicht von Athis erzählt. Der Heide kommt bei Tag an die Thüre des Freundes, die ihm nicht geöffnet wird, wie es auch dem Attaf, Naz Rayyar und dem Abderrahman begegnet: ganz anders ist

der Empfang bei den übrigen. Bei Alfonsus kehrt der ägyptische Kaufmann nach Bagdad zurück, bei Thomas wird dem Heiden, nachdem er die Taufe empfangen hat, eine Verwandte des Freundes gegeben, wie dem Athis die Schwester des Prophilias oder dem Gisippus die Schwester des Titus, und er kehrt wie diese nicht wieder in seine Heimath zurück.

Der Schauplatz ist in diesen orientalischen Erzählungen Ägypten, Bagdad und Babylon, wie bei den anderen Athen und
Rom. Der Hauptunterschied besteht aber darin, dass nicht die 202
Freundschaft, sondern eine alle Grenzen überschreitende Grossmuth soll verherrlicht werden. Wenn nebenbei auch der aus der Begegnung natürlich sich entwickelnden Freundschaft gedacht wird, so ist sie doch nicht der eigentliche Grund der Aufopferung. Auf diese Weise ist der Mittelpunkt der Sage verrückt und ein anderer Gang der Ereignisse herbeigeführt worden. In der persischen Erzählung des Dschemaleddin und der arabischen des Alfonsus, den ältesten und reinsten, ist gar kein Freundschaftsbund vorangegangen. Die beiden Träger der Geschichte haben sich, wie bei Dschemaleddin, vorher gar nicht gesehen, oder sie kennen sich bloss durch Unterhändler: es sind lediglich die Gesetze der Gastfreundschaft, welche die Grossmuth veranlassen. Noch heute ist es im Orient herkömmlich, dass, sobald jemand die Sache eines anderen rühmt oder den Wunsch äussert sie zu besitzen, der Eigenthümer sagt: »sie gehört dir«, wenn es auch nur Höflichkeitsformel ist. Um den Gegenstand der Liebe seines kranken Gastes zu entdecken, lässt der ägyptische Kaufmann ihm seine Sklavinnen vorführen, wobei die bekannte Sage von Antiochus und Stratonika mag Einfluss gehabt haben. Auf diese Weise fällt die Vertauschung der beiden Freunde in der Brautnacht weg, wie der längere Zeit durchgeführte Betrug. Endlich hat der ägyptische Kaufmann, als ihn das Unglück nach Baldach führt, keine Ursache, an der Treue des Freundes zu zweifeln: er sucht nur den Tod, um seinem Missgeschick ein Ende zu machen.

Die Grossmuth wird in einigen Darstellungen noch gesteigert, und die beiden Freunde überbieten sich darin, wenn der, welcher die Frau des anderen empfangen hat, sie zuletzt

unberührt wieder zurückgibt. Attaf verhehlt nicht bloss seinem Gast, dass es seine Frau ist, die er liebt, er räumt auch die Hindernisse hinweg, die einer Verbindung mit ihr im Wege stehen. Unnatürlich erscheint die Grossmuth Attafs, wenn er sich für den Mörder einer in seinen Garten gelegten Leiche erklärt, bloss um seinen Nachbarn eine Geldstrafe zu ersparen, die er ihnen erstatten konnte. Dagegen durfte er seiner Gesinnung nach die Aufopferung des Kerkermeisters, der ihn entfliehen lässt, nicht annehmen. Ein Beispiel wie der innere Zusammenhang einer Sage kann verdunkelt und ganz zerstört werden.

Die Erzählung des 1001 Tags, wiewohl im Ganzen mit der
1001 Nacht übereinstimmend, hat mit der Auffassung bei Caylus
einen eigenthümlichen, doch auch wieder verschieden ausge-
203 drückten Zug gemein. Als der verarmte Freund vor dem Pa-
last des anderen Hilfe suchend erscheint, weist ihn dieser zwar
zurück, aber mit Milde. Er soll zuvor den Versuch machen,
ob sich das Glück ihm zuwende; sobald die Zeichen davon er-
scheinen, überhäuft er ihn mit seiner Gunst und mit seinen
Schätzen. Das ist eine Anknüpfung an eine andere schöne, ge-
wiss echte Volkssage, zumal wenn der Unglückliche die Herde
des Königs eine Zeit lang hüten muss, die in den ersten beiden
Jahren sich verringert, in dem dritten aber sich dreifach vermehrt.

In den orientalischen Überlieferungen wird der an der Braut verübte Betrug ausgeschieden, der allerdings in der Darstellung des altfranzösischen Gedichts und bei Boccaccio anstössig und widerwärtig ist: wenn ich darin Recht habe, dass die uralte Sage von den Blutsbrüdern hier noch fortdauert, wo der Freund, durch ein Schwert getrennt, neben der Frau des anderen schuldlos ruht, so ist abermals ein bedeutungsvoller Zug entweder entstellt oder ganz unterdrückt worden. Dagegen bildet in dem Negermärchen die Freundschaft wieder die Grundlage, und die Aufopferung des Kindes ist damit verknüpft, um mit dessen Blut die Krankheit des Freundes zu heilen; vgl. Athis S. 46 [= S. 246 f.].

Wilhelm Grimm.

EXHORTATIO AD PLEBEM CHRISTIANAM GLOSSAE CASSELLANAE ÜBER DIE BEDEUTUNG DER DEUTSCHEN FINGERNAMEN. 425

Gelesen in [den Gesammtsitzungen] der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 24. April 1845 und 12. Nov. 1846 und [der Klassensitzung am] 6. Dec. 1847.

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse) 1848. 4. S. 425—511. Einzeln S. 1—87.*)
Mit 9 Facsimilia in Steindruck.

Das unter dem Namen Exhortatio ad plebem christianam bekannte althochdeutsche Denkmal enthält eine Ermahnung an die Laien, welche die Taufe empfangen haben, das apostolische Glaubensbekenntnis und das Vaterunser sorgfältig auswendig zu lernen: dabei wird ihnen zur Pflicht gemacht, ihre Taufpathen wiederum im Glauben zu unterrichten. Die Bedeutung dieser kirchlichen Anordnung, die schon zur Zeit des heiligen Bonifacius in Geltung war, hat Rudolf von Raumer (Einwirwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache S. 265—267) gezeigt; die Fortdauer derselben im dreizehnten Jahrhundert ergibt sich aus einer Stelle in Bertholds Predigten (*S. 230*), die Massmann (Abschwörungsformeln S. 10. 11) mitgetheilt hat. Unser Denkmal ist in zwei Handschriften erhalten, die eine, in der Bibliothek zu Cassel (Cod. theol. in Quarto 24), stammt aus Fulda, und Raumer (S. 66) vermuthet, wahrscheinlich aus den Gründen, die Eccard Francia orientalis 1, S. 441 anführt, die aber wenig beweisen, sie sei aus Baiern dahin gekommen: die andere ist aus Freisingen nach München, wo sie sich gegenwärtig befindet, gebracht worden. In der Casseler gehen die (im Corpus juris canonici von Böhmer 1, 1231 abgedruckten) Canones sanctorum apostolorum voran, und es folgen noch einige andere Stücke theologischen Inhalts: in der Münchner schliesst sich die Exhortatio an das Concilium africanum. Die Züge und Kürzungen der Casseler stimmen auffallend mit der

*) [Der Separatabzug ist »Wilhelm Wackernagel freundschaftlich zugeeignet.«]

Wiener Handschrift der Übersetzung des Evangeliums Matthäi aus dem achten Jahrhundert, von Endlicher und Hoffmann 1834 in Folio mit einer Schriftprobe herausgegeben, die aber in der zweiten von Massmann (1841 in 4°) besorgten Ausgabe fehlt. Beide Denkmäler können wohl als ziemlich gleichzeitig be-
426 trachtet werden, wie sie auch Wilhelm Wackernagel in seinem
2 Lesebuch neben einander stellt. Die Münchner Handschrift, behauptet Docen (Miscellanen 1, S. 4), sei im Anfang des neunten Jahrhunderts geschrieben: sie ist demnach die jüngere; ich weiss nicht, warum Raumer (S. 65. 66) auch der Casseler kein höheres Alter beilegt, das doch in der Grammatik 1^3, S. 122, Anm. 2 aus inneren Gründen anerkannt war.

Abbreviaturen der Casseler Handschrift sind in dem lateinischen Text folgende: *regulā* A 1. *quā* A 2. *etiā* B 13. *dominicā* D 4; *eandē*, C 10. *fidē* C 10. D 3. *quē* C 12. *rationē* C 16. *orationē* D 3. aber *nom̄* (nomen) A 5; *etenī* A 15. *enī* B 18; *iudiciū* A 7; *credendū* B 4. *ꝓfitendū* B 5. *filiolū* C 10. *ſuū* C 10. *intelligendū* C 11. *mandatū* D 12. Xp̄ianū A 5. — *qđ* (quod) A 7. B 3. D 6. — *qͥ* (qui) C 15. D 2. *utiqȝ* A 11. — *ſempꝓqȝ* B 5. *neqȝ* B 17. *quisqȝ* C 2. — *omnibȝ* B 3. — *memorit*^{s} B 7. *alit*^{s} D 13. *igit*^{s} D 1. *cogat*^{s} D 8. — *ꝓ* (pro) C 2. *ꝓfitendū* B 5. — *omīs* D 1. — *dī* (dei) D 10. — *poſſum'* D 13. χp̄ian' D 2. Stärkere Kürzungen, *dn̄o* (domino) A 8. *dn̄ſ* (dominus) B 15. *ſc̄s* (sanctus) A 15. *ſc̄iſ* A 17. *ſp̄s* (spiritus) A 15. *vr̄e* (vestrae) A 7. *nr̄a* (nostra) D 11. *nr̄ae* D 12. *ecclae* A 16. *ſ̃* (sunt) A 12. *ē* (est) B 4. C 13. *ēē* (esse) D 2. Allzeit χ*pi* (christi) D 8. χp̄*ian̄* D 2. χp̄*ianu'* A 5. B 9. χ*pianis* (ohne Strich darüber) B 4. χp̄*anitatis* A 8. Im deutschen Text sind Abbreviaturen fast ganz gemieden, ohne Zweifel, weil die deutsche Sprache seltener geschrieben ward; sogar *chriſt* ist niemals abgekürzt; nur *jungirō* A 10 und *atū* A 15 machen Ausnahme. Die Münchner Handschrift gebraucht die lateinischen Abbreviaturen sparsamer und nicht immer bei denselben Wörtern, wo sie die Casseler gebraucht: merkenswerth ist C 9 *ur̄m* für vestrum. Im Deutschen erscheint das einzige A 16 *meiſtrū*.

Die Casseler Handschrift ward zuerst von Hottiger in der Historia eccles. N. T. 8, S. 1219—1222 (1667) bekannt gemacht,

und dieser äusserst fehlerhafte, ganz unbrauchbare Text von Stade spec. lection. antiq. franc. 26 (vermuthlich, denn die Schrift ist mir nicht zugänglich) wieder abgedruckt. Eccard in der Catechesis theotisca S. 74 (1713) hat einiges besser gelesen, anderes schlechter; bei ihm finde ich zuerst den Titel Exhortatio ad plebem christianam, der in beiden Handschriften nicht vorkommt. Willenbüchers praktische Unterweisung zur Kenntnis der teutsche[n] Sprache (1789) wiederholt S. 89 — 92 Eccards Text. Eine genauere, aber nicht fehlerfreie Abschrift von G. K. Frommann, der wohl nur kurze Zeit darauf verwenden konnte, hat Massmann in den deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln (1839) abdrucken lassen[1]). Die Münchner 427
Handschrift machte Docen, der sie in Freisingen aufgefunden 3
hatte, in den Miscellaneen 1, S. 6—8 (1807) bekannt und fügte die Lesarten der Casseler nach dem schlechten Text Eccards hinzu. Einige Berichtigungen lieferte Graff in der Diutisca 3, S. 210. Wilhelm Wackernagel gründete in der ersten Ausgabe des Lesebuchs I. 1, S. 6 (1835) seinen kritisch behandelten Text (wiederholt in K. E. Ph. Wackernagels Handbuch deutscher Prosa 1837) auf Docens Abdruck: in der zweiten (1839) auf eine ihm von Massmann mitgetheilte Abschrift, die dieser in seiner vorhin genannten Sammlung bald hernach wieder abdrucken liess. Hierauf erschien in den Denkmälern der deutschen Sprache (1839) von Karl Roth nochmals ein Abdruck nach eigener Ansicht der Handschrift: man findet ein Paar kleine Abweichungen von Massmann, Auflösung der Abbrevia-

[1]) Die Sammlung ist dankenswerth, und der dabei bewiesene Fleiss verdient Anerkennung: da aber der Herausgeber seine Texte nicht kritisch behandelt hat, so, glaube ich, wäre es nicht bloss genug, sondern auch besser gewesen, wenn er es bei dem Abdruck seiner Abschrift der Münchner Handschrift belassen hätte; er wusste, als er nach einer Abschrift der Casseler Handschrift strebte, von mir selbst, dass ich ein Facsimile davon herauszugeben beabsichtigte. Falsch gelesen ist von Frommann im Lateinischen A 11 itaque. D 5 didicisse: im Deutschen B 9 faun. B 15 gabeta. C 10 fillo. C 15 der der. C 16 recha. C 17 deme. D 5 olle. D 6 kalerēn. D 13 magen. D 15 suntenio. Durch ein solches Einschwärzen zum Theil ganz unstatthafter und beispielloser Eormen werden nur Verwirrungen und Schwierigkeiten ohne Noth hervorgebracht; und das ist das Ergebnis dieses übereilten Abdrucks.

turen und einige ganz unbedeutende Verbesserungen der Orthographie. In G. H. Friedr. und Ferd. Scholls Geschichte der altdeutschen Litteratur (1844) wird wahrscheinlich Wackernagels Text abgedruckt sein. Graff hat das wichtige Denkmal flüchtig, weder vollständig noch ohne eigene Fehler, in den Sprachschatz eingetragen.

Von der Exhortatio wie von den unmittelbar sich anschliessenden Glossen liefere ich hier eine Abbildung der Casseler, von Hrn Bibliothekar Dr Bernhardi mir gütig anvertrauten Handschrift, und zwar nach dem noch nicht bekannten Verfahren des Hrn Hüser, das, wie es scheint, dem bei Lichtbildern üblichen ähnlich ist. Diese Nachbildung drückt das Eigenthümliche der Schrift und die Stellung der Buchstaben gut aus, da aber mit der freien Hand noch auf der Steinplatte muss nachgeholfen werden, so haben die Buchstaben nicht ganz die Schärfe und Reinlichkeit des Vorbildes: für die Richtigkeit der Züge im Einzelnen habe ich durch mühsame Besserung der Blätter vor dem Abdruck gesorgt*). In der Münchner Handschrift ist, wie
428 ich aus Massmanns Bezifferung schliesse, der lateinische und
4 deutsche Text nicht auf einer Seite neben einander gesetzt, sondern Blatt 144^b, ebenfalls eine Rückseite, enthält bloss den lateinischen und 145^a den deutschen Text, und ebenso wird sich 145^b und 146^a gegenüberstehen.

II.

Der lateinische Text gewährt die Urschrift, der deutsche eine Übersetzung. Die Sprache der Kirche war ihrem Ursprung nach lateinisch und konnte nicht aufgegeben werden: aber eine Übersetzung, wo sie zufällig schien, war nicht bloss erwünscht, sie war in einigen Fällen geboten, wie eben bei dem Credo und dem Vaterunser. Beweisende Stellen hat Wilh. Wackernagel (das Wessobrunner Gebet 1827, S. 26, 27, Anm.) angeführt, und im geschichtlichen Zusammenhange hat Raumer (S. 165, 247 — 250) die Sache gründlich erörtert. Daher erscheint die Übersetzung der Exhortatio nicht als ein Zufall, sondern als etwas ganz Natürliches: ward doch auch die an das Volk gerichtete

*) [Die Abbildungen fehlen hier; der Text wird genügen.]

Predigt in deutscher Sprache (Raumer S. 251—253), wie bei den Wälschen (Diez, Grammatik 1, S. 75) in romanischer. Die deutsche Übersetzung ist hier richtig, aber nicht genau wörtlich, vielmehr gestattet sie sich einige Freiheiten: gleich in der Anrede chindo liupôstûn (A 1) für filii: selbst die Worte jâ derâ er canesan scal (B 12), die in dem Lateinischen fehlen, halte ich nur für eine weitere Umschreibung des lateinischen qua salvandus est. Dei wort (B 13) ist der Verständlichkeit wegen wiederholt: gleicherweise sind die Zeilen weo mag er christâni sîn der dei (B 17. 18) wieder (von B 78) hergeholt, weil die lateinische Fügung für das Deutsche nicht klar genug war. Auch ado furi andran caheizan (C 3) scheint mir nur eine weitere Erläuterung von derâ calaupâ purgeo sîn, und es fehlt im Lateinischen nichts.

III.

Beide Handschriften haben in dem lateinischen Text gemeinschaftliche Fehler, qui (B 11), exciperit (C 12) neben exceperit (D 6), didicere (D 5). In anderen Fällen hat eine das Richtige: in Css. fehlt docere (C 15) und steht fälschlich ita (B 1), quia (B 10), quando nec (C 8), quod (D 6), dagegen in Mch. festine (D 4). Beide zeigen eine schwerlich zufällige Übereinstimmung in einer alterthümlichen Sprachform, sie schreiben nämlich das anlautende hw nur an einer Stelle 429
(B 8) und w in den anderen (B 17. C 1). Beide gebrauchen übereinstimmend an denselben Stellen verschiedene Formen eines Wortes (s. Anmerkung zu sônatagin C 16). Wie sich sonst das Deutsche in beiden Handschriften zu einander verhält, wird hernach aus der Betrachtung des Einzelnen hervorgehen: hier will ich nur den Schluss ziehen, dass Mch. mit Css. verwandt, aber auch wieder von ihr unabhängig ist; es müssen andere Handschriften vorhanden gewesen sein, welche Übereinstimmung und Abweichung vermittelten. Sorgfältig dargestellt ist weder der lateinische noch der deutsche Text, doch am wenigsten jener.

IV.

Ich lasse folgen, was ich zu einzelnen Stellen der Exhortatio zu bemerken habe und gebe zugleich die Lesarten der Münchner Handschrift an.

A 2. rihtida Mch. ist das Wahrscheinlichere*): auch in den wohl gleichzeitigen Glossen zu Isidor (Karl Roths Denkmäler XVII, 18) wird symbolum durch rihtida derâ galaupa übersetzt. Diese regula fidei ist das apostolische Glaubensbekenntnis, wovon man Abfassungen in Massmanns Sammlung findet. 3. Statt der*a* hat Mch. nach Massmann (Druckfehler S. 192) thie, nach K. Roth thê. 4. kahuctlicho Mch. 5. Statt quia hat Mch. qui, was richtiger ist, weil sonst in beiden Handschriften wanta fehlen würde. ir in der Bedeutung von diê ir ist Grammatik 3, S. 17 und Hymni p. 12. 13 erörtert. christanun namun Mch. 9. Bei inspiratu Css. fehlt der Strich über u: Mch. schreibt inspiratum aus. in man haben beide: die Besserung innân, dem Lateinischen gemäss, liegt nahe und ist von Wackernagel aufgenommen. Sollten die Abschreiber in man caplâsan verstanden haben »dem Menschen eingehaucht«?*) 12. fohiu Mch. 13. michilu Mch. 15. uuiho entspricht dem Dat. Plur. uuihom 17, den Graff 1, S. 723 nicht anführt. 16. magistris Mch. scheint angemessener. Der Strich über o in maistrōn ist durch das Reagens noch deutlicher hervorgekommen; er ist fehlerhaft und wahrscheinlich vom Schreiber anfangs als Kürzung gesetzt, der dann n noch hinzufügte. meistrū Mch. christanheiti fehlt Mch.

B 1. Ista Mch. richtig. tihtota Mch. 2. vielleicht suslicheru. 3. zadiu Mch. Schon Docen hat bemerkt, dass keine von beiden Handschriften das Richtige gewährt; es muss za
430 diû daz gelesen werden; vergl. Graff 5, 35. 4. galaup'an Mch.
6 5. pigehan Mch. 6. Nach Docen und Massmann hat Mch. intelligere, nach Roth intellegere übereinstimmend mit Css. Ich glaube, dass Roth richtiger gelesen hat, denn auch C 11 schreiben beide Handschriften intellegendum. Diese Form war damals üblich, das zeigen die Glossae cassellanae I, 1. 2. 3 und W. Wackernagels Lesebuch I, S. 112, 1; auch im Walachischen kommt sie vor. mathin alle farstantan Mch. 7. in

*) [Rihtê oder rihtida ist gleichgut, aber dera ir in h. hapên sculut kann nicht gelten, sondern ist dia oder die nöthig. in man caplâsan scheint nothwendig, innan giebt keinen guten Sinn, soll es sein: nach innen? oder von innen? Zettelnotiz von Jacob Grimm.]

gahuhti Mch. 8. in huueo steht in beiden Handschriften und ist nicht zu verwerfen: noch Grieshabers Predigten zeigen S. 1, 30 in wiu; aber da enim dann nicht übersetzt ist, so könnte man vermuthen, es sei inu hweo zu lesen. Gerade so erscheint es bei Isidor (85, 7 Holzm.), inu hweo ist — zi firstandanne? vergl. Grammatik 3, S. 248. chuidit Mch. 9. fohun Mch. 10. qui Mch. richtig. 11. Dass qua statt qui zu lesen ist, hat schon Docen bemerkt. 13. frono Mch. 14. quę Css. Der unter dem e schwach angedeutete Haken ist in der Abbildung nicht ausgedrückt. quod hat Mch nach Massmann, quæ nach K. Roth, der ausdrücklich (doch wohl gegen Massmann) anmerkt, quod stehe nicht in der Handschrift. Beide behaupten, quam könne man nicht lesen, was gegen Docen gerichtet ist, der quæ quam hat: unbegreiflich, wenn es nicht durch einen Druckfehler für quæ (l. quam) steht. Auch Wackernagel setzt bloss quam, ohne Zweifel, da er Massmanns Abschrift benutzte, als Berichtigung. 15. pete Mch. 19. Wenn Graff zweimal (4, S. 728. 793) anführt cahapen in hucti, so ist das blosse Flüchtigkeit.

C 1. uueo makther Mch. 2. purgio Mch. 3. existat Mch. odo Mch. 4. the galauba Mch. * qui ipse Mch. * 6. uuizzan Mch. 7. Graff führt (4, S. 458) aus der Exhortatio neben chindilî auch die Form chindilîn an, die aber darin nicht vorkommt. filiolus heisst der aus der Taufe gehobene (Stellen genug bei Ducange): die Übersetzung chindilî ist nicht genau, deshalb ist wohl nachher zu Z. 10 und 14 fillol gewählt, das dem romanischen fillol, filhol (filleul) entspricht. (Raynouard 2, p. 327. Diez roman. Grammatik 1, S. 58 Anm.). Auch erscheint in zwei alten Beichtformeln (Massmann S. 129, 137) funtivillolâ Acc. Pl., wo ich funti aus dem romanischen font, fonte Taufquelle erkläre, und mîna fillulos Acc. Pl.; Raumer (S. 315) leitet es unmittelbar aus dem lateinischen filiolus und fontis filioli ab. 8. quia donec Mch. richtig. unzi daz thaz Mch. scheint mir aus der alten Form untaz thaz entstanden; vgl. Graff Präpositionen S. 269. Sprachschatz 1, S. 363 431
— 365. Holzmann zu Isidor S. 161. 162. 10. theselpan 7
Mch. bei Massmann mag Lesefehler sein, denn Docen und Roth

haben selpun wie Css. Den vor sinan fehlt Mch. 12. l. exceperit. tauffi Mch. 14. uuidar got thes Mch. richtig. Das flockige Pergament trägt wohl bei caheizes Schuld, dass zwischen i und z ein leerer Raum ist: es scheint nichts zu fehlen; auch das Reagens hat nichts zum Vorschein gebracht. 15. Statt den hat Mch. d'e nach Massmann, dê nach Roth, de nach Docen. filleol Css. ist doch wohl zu lesen, denn filled wäre gar zu arger Schreibfehler; durch das Lateinische könnte eo veranlasst sein. Bei Massmann ist gleich fillol ohne Anmerkung eingetragen, wenn es nicht Lesefehler ist. docere fehlt Css. 16. das t in rationem ist durch das Reagens noch deutlicher hervorgetreten. za suonutagin Mch. Dass auch in Mch. nicht der Pluralis, der dem Lateinischen nicht entsprechen würde, sondern der schwache Dat. Sing. gemeint ist, zeigt in Css. das zugesetzte demo nicht deme, wie das nach der fertigen Abbildung erst angewendete Reagens noch deutlicher gemacht hat: hernach D 8 steht die starke Form za sonatage Css. za suonutage Mch.; also stimmen beide in dieser Verschiedenheit überein. Nur in diesen zwei Stellen kommt das Wort hier vor, aber Graff (Sprachschatz 5, S. 361) lässt es viermal darin erscheinen, suonotagen und suonatagen (das so geschrieben in beiden Handschriften nicht zu finden ist), und nimmt es einmal als Dat. Sing. das andere Mal als Dat. Pl.

D 3. ia auh Mch. 4. 5. statt omni festinatione hat Mch. fehlerhaft bloss festine. didicere hat schon Docen in discere gebessert. zilungu bei Massmann (Druckfehler S. 192), z'ilungu bei Roth, gewährt guten Sinn und ist wegen des folgenden ille (wo nichts ausgekratzt sondern nur das Pergament flockig ist: olle bei Massmann gibt ohnehin keinen Sinn) wahrscheinlicher. 6. quos. Mch. richtig. 8. suonutage Mch. 9. ganotit Mch. redia Mch. 11. heili Mch. 12. unseres Mch. capot ist sicher wie in der folgenden Zeile uuis ni magun. 13. ander Mch. † 14. suntiono Mch. † [Aus den Verbesserungen S. 87.]

V.

Wir betrachten die Eigenthümlichkeit der Sprachformen in unserem Denkmal, zunächst der Vocale.

1. radja (D 9) hat in Css. noch das wurzelhafte a erhalten, aber nur in dieser Stelle, wie sie überhaupt die einzige ist 432
(vergl. Graff 2, S. 445): in einer anderen steht das gewöhnliche 8
redja (C 16), und so hat Mch. in beiden Stellen. Die häufig vorkommende Partikel ka- gewähren beide Handschriften in der strengalthochdeutschen Form, ohne ein einziges Mal in die schwächere abzuweichen. Ein Gleiches gilt von far-, farstantan (B 6) farnemanne (C 11) farsûmit (C 15), und von der Präposition za (B 4. 5. 15. C 11. 16. D 8). Beide haben widar (C 13) und den Acc. Sing. Masc. andran (C 3) sînan (C 15). Nur statt andar (D 13) Css. zeigt Mch. ander: ferner Css. einmal unsares (D 12), Mch. unseres: beide unser (D 11), wo Wackernagel unsar setzt: beide iwer (C 9). Der Infinitivus des starken Verbums endigt regelmässig auf an. Bei dem schwachen Verbum begegnen wir in Css. (C 15. D 6) dem späteren lêren kalêren, während Mch. lêran galêran zeigt. Sodann finden wir in Mch. (B 4), wo Css. za galaupenne schreibt, die ältere Form za galaupjan, die Graff 2, S. 67 hätte eintragen sollen, zumal sonst kein Beleg dafür bei ihm vorkommt. Zweimal das Präteritum mit der vollen Form, casazta (B 16) thictôta (B 1). Auch das a der Flexion bei dem Substantivum bleibt ungeschwächt, nur nicht bei dem Dat. Sing., wo e eintritt, z. B. za sônatage (D 8). Bei den Flexionen des Pronom. und Adject. steht â natürlich fest, also der Genit. Sing. Fem. derâ (A 2. 11. B 10. 11. 12) iuuerêrâ (A 7); zu dem Dat. sînêrâ (B 19) hat Graff 5, S. 7 noch andere Beispiele.

2. Bei der Schreibung von dem Pronomen und dem Artikel der ist einiges anzumerken. Der Acc. Pl. Masc. kommt in derselben Zeile (D 6) zweimal vor und lautet dê statt diê, dem gothischen thái entsprechend (Grammatik 1^2, S. 791); Graff führt (5, S. 6) diese Form noch aus drei anderen Denkmälern an, aber nicht aus der Exhortatio: weitere Beispiele hat er bei dem Nom. Plur. Dagegen deo, der Acc. Sing. Fem. (C 4), steht insoweit in Css. allein, als Graff (5, S. 8) aus zwei anderen Quellen nur noch dio kennt: daneben zeigt sich (C 10. D 3) de, wovon bei Graff Belege genug. Der Acc. Pl. Neutr. dei (B 13. 18), der auch anderwärts (vergl. Graff 5, S. 10. 11) vor-

kommt, wird Grammatik 1^{2}, S. 791 mit zuei zusammengestellt. Diû erscheint als instrumentalis, pî diû (C 6) und, wenn die Besserung richtig ist, za diû (B 3): aber nicht diu im Nom. Sing. Fem., denn der Artikel fehlt bei rihti und chundida (A 1. 7). deisu (B 1. 9) Acc. Pl. N. entspricht jenem dei (vergl. Grammatik 1^{2}, S. 795. Graff 5, S. 77).

3. Das organische ai einmal in Css., maistron (A 16), in
433 Mch. das gewöhnliche meistron; vergl. Grammatik 1^{3}, S. 103. Auf-
9 fallender ist in Css. hêli (D 11), da sich die Umwandlung des ei in ê vor l sonst nicht findet: doch führt Graff 4, S. 865 aus den S. Galler Glossen ein gleiches hêli an und aus einer Glosse des 10—11 Jahrhunderts hêl; auch hier zeigt Mch. das gewöhnliche heili. Ferner haben beide eigut (A 6) christanheiti (A 17) caheilit (B 11) caheizit (C 14). Also in Css. dreifache Schreibung desselben Lauts, ai ei ê.

4. au ist fest gehalten und geht niemals in das gemeinalthochdeutsche ou über, mithin calaupa (A 2. 11. B 10. C 2. 4. D 10) galaupenne (B 4 Css.) galaupjan (B 4 Mch.) auh (B 5. 13. D 6) taufi (C 12. D 7).

5. hwëo wëo (B 8. 17) in Css. und Mch., aber Css. hat auch einmal (C 1) wê, das Graff (4, S. 1192—1193) aus unserem Denkmal nicht anführt, wohl aber aus zwei anderen. ëo (C 8) und ëogalîhêr (C 9) in Css. und Mch.

6. Css. schreibt purgëo (C 3) und suntëônô (D 14), Mch. purgjo suntjônô.

7. i in Partikeln und Flexionen ist nicht ein einziges Mal zu ë verdünnt. lirnên (B 18) calirnên (D 5) in Css. und Mch.

8. Das gewöhnliche aus edo entstandene odo haben beide an einer Stelle (C 1), an einer anderen (C 3) zeigt Css. ado. Graff führt (1, S. 147) diese Form nicht an, aber aus den Glossen des Hrabanus aodo: man kann darin eine Annäherung zu alde erblicken; vergl. Grammatik 3, S. 60. 274—275. Graff 1, S. 246. 247. demo (A 8. C 16 Css.) nicht abgeschwächt in deme, wie C 16 bei Massmann steht, denn da ist es Lesefehler.

9. Css. gebraucht einige Mal ein diphthongisches wurzelhaftes ao statt ô, wovon Grammatik 1^{3}, S. 104 die Rede ist,

faoi (A 13) fraonô (B 13) canaotit (D 9): daneben fôûn (B 9) und frônô (D 3), wie Mch. in allen diesen Fällen ô setzt. Allein, wie anderwärts das vorhin angeführte aodo, kommt in Css. auch einmal gaotes (C 14), also ao für o vor *); nur muss gaot des, wie Mch. hat, gelesen werden, denn zu Graffs (4, S. 133. 148) kühner Änderung widargâhôtes ist durchaus kein Grund vorhanden, und ebenso steht in einer Beichte (Massmanns Abschwörungsformeln S. 130) thes ich widar got sculdîc sî. In sônatagin (C 16) sônatage (D 8) bewahrt Css. das alte ô: Mch. schreibt uo.

10. Bei u ist zuerst die alte Form der Präposition und Partikel ur zu beachten, die hier (C 12. 17. D 6. 9) ohne Abweichung und überhaupt nur in den ältesten Denkmälern erscheint (Graff 1, S. 400. 4, S. 115. 116). Mch. zeigt u im Dat. Pl. meistrum (A, 16), Css. maistron: beide schreiben simplun (B 5, vergl. Graff 6, S. 26), Mch. auch den Acc. Sing. namun 434
(A 5), der in Css. fehlt. Beide haben u im Dat. Sing. Fem., deru (C 12) îlungu, zilungu (D 6). Den Acc. Sing. Masc. christâniun (namun) (A 5) hat Css. allein, auch bei Graff (4, S. 618) sonst kein Beispiel: Mch. christânun. Css. schreibt den Nom. Pl. Neutr. mihiliu (A 13), Mch. michilu: beide den Voc. Pl. Neutr. mîniu (C 7) und den Acc. Pl. Neutr. deisu (B 1. 9): Mch. (A 12) fôhiu. Der Instrumentalis diû ist vorhin angemerkt. Über iu in liupôstûn (A 1) ist Grammatik 1, S. 111. 112 zu vergleichen.

Bei den Consonanten ist Folgendes anzumerken.

1. Das alterthümliche m zeigt sich im Dat. Pl. dêm (A 15), dêm wîhôm potôm sînên (A 17), allêm christânêm (B 3): meistron (A 16) Css. und jungirôn (A 10) Mch. machen Ausnahme: meistrū Mch. wie jungirō (A 10) Css. ist nicht ganz gewiss, da auch die Kürzung nom̄ (A 5) vorkommt. Beide haben simplun (B 5), und fälschlich führt Graff (6, S. 25) die Exhortatio unter simblum an.

2. Die Gemination ll ist in dem romanischen fillol (C 10. 14) aus li entsprungen, und so wird es sich auch mit îllê (D 5)

*) [gaot in beiden Handschriften für got ist unbegreiflich. Jacob Grimm.]

verhalten; vergl. Graff 1, S. 226. Dagegen ist sie in îlungu (D 5) aufgegeben, auch hat der Sprachschatz (1, S. 232, vergl. S. 1158) nur aus den St. Galler Glossen ein Beispiel von îllunga; muss man daraus schliessen dass zilunga Mch. das Richtigere sei? Zugleich wäre die Wiederholung desselben Ausdrucks vermieden.

3. p erscheint, den ältesten Denkmälern gemäss (Grammatik 1^2, S. 129. 130), im An-, In- und Auslaut: in beiden Handschriften kein b. Ebenso nur f: einmal macht Mch. davon Ausnahme und schreibt pivangan (A 14), sonst intfangan (A 4) intfâhint (C 13) wie Css. Die unstatthafte Gemination in galauppenne (B 4) hat Css. allein; andere Beispiele sind Grammatik (1^2, S. 148 Anm.) nachgewiesen. Die Gemination tauffi, die an einer Stelle (D 7) in beiden Handschriften vorkommt, an einer anderen (C 13) nur in Mch., ist Grammatik 1^2, S. 133. 149 erörtert; Graff hat sie 5, S. 387 nicht eingetragen. ph erscheint nicht.

4. Css. gebraucht das ältere Zeichen (Grammatik 1^2, S. 183 Anm.) c im Anlaut mit der Ausnahme kalêren (D 6), Mch. allzeit k, selbst (D 10) bei kotes (vergl. Grammatik 1^2, S. 180 Anm.). Mch. hat auch im Inlaut gahukti (B 19): sonst bei beiden cahuctlîho (A 2) wie immer in der schützenden Verbindung sc, also sculut (A 4. C 6) sculdîg (C 13) scal (B 11. 12. C 17). Dass beide nur christ, niemals die Tenuis, wie andere
435 Denkmäler, schreiben, stimmt mit dem gothischen Gebrauch
11 überein, der bei dem heiligen Namen das griechische χ nicht zu ändern wagte (Grammatik 1^2, S. 68); auch bei Isidor immer Xρ̃ς. Sonst gebrauchen Css. und Mch. im Anlaut statt der früheren (bei Otfried und anderen wieder auftauchenden) Tenuis, wie Isidor und die ältesten Quellen, ch ohne Ausnahme, chindô (A 1) chindilî (C 7) chundida (A 7) churtnassi (B 2). Beide Handschriften behalten im Anlaut die gothische media an einer Stelle und schreiben got (C 14): an der anderen wird sie, auf alterthümliche Weise, durch die Tenuis ersetzt, cotes (D 10). Dagegen hat bei der häufig erscheinenden Vorpartikel in Css. ca-, in Mch. ga- das Übergewicht: dort nur vier Ausnahmen, galauppenne (B 4) galaupa (D 3) gapete (B 15) gapet (D 4), hier fünfe, kahuctlîcho (A 3) kasezzit (A 10) kalêrit (C 11)

kapot (D 10) kawinnan (D 14). Im Inlaut bleibt, wie in anderen Denkmälern, die alte Media ungestört, intfangan (A 6) eigut (A 6) jungirôn (A 10) pifangan (A 14) tagin tage (C 16. D 8) urgepan (C 17. D 9) îlunga zilunga (D 5) magun (D 13), daher auch in Css. eogalîhêr (C 9) neben calîh (D 1). Das auslautende g in sculdîg (C 13) ist anzumerken, und mager (B 17) neben mac der (C 1). In tictôta (B 1) behält Css. das lateinische c bei, während es Mch. in h wandelt, wie das Gothische schon in nahts und raíhts gethan hat (Grammatik 1^2, S. 191). Graff führt (5, S. 379) nur die Form von Css. an und sondert den Begriff von dihtôn, wogegen Mch. streitet. Beide haben cahucti (B 19) cahuctlîho (A 4), aber in einer anderen Stelle (B 7) hat Css. hucti und Mch. gahuhti.

Das anlautende h erscheint verbunden mit l noch in hlosêt (A 1) und mit w in hweo (B 8): dagegen ist es in weo (B 18. C 1) und wanta (C 8. D 10) abgefallen. Im Inlaut zeigt keine von beide Handschriften hh und Css. auch für ch immer ein einfaches h, also cahuctlîho (A 4) mihiliu (A 13) suslîhêrâ (B 2) eogalîhêr (C 9): dagegen schwankt Mch. einige Mal in ch über und schreibt kahuctlîcho michilu. Im Auslaut gebrauchen beide allzeit h, wovon überhaupt (Grammatik 1^2, S. 186) Ausnahmen selten vorkommen, also sih (B 8) noh (B 18. C 5. D 15) auh (B 13. D 1. 3) calîh (D 1). Die inlautende Verbindung ht schreibt Mch. zwar in rihtida (A 2) tihtôta (B 1) gahuhti (B 7), wie es gewöhnlich geschrieben wird, doch zweimal th, truthîne (A 9) maihin (B 6).

Die Wandelung des j in g, die Grammatik 1^2, S. 187. 188 erläutert ist, zeigt pigehanne (B 5).

Css. schreibt quidit (B 8), Mch. chuidit; vergl. Gram- 436
matik 1^2, S. 196. 12

5. Die Linguales behandelt Css. regelmässiger als Mch. Css. setzt die Tenuis im Anlaut statt der gothischen Media: Beispiele sind nur truhtîn (A 9. B 14) und tagin tage (C 16. D 8). Ebenso die Tenuis im Inlaut statt der gothischen Media oder Aspirata, in capetes capete (B 14. 15) gaotes (C 14) canaotit (D 9): so ist zu beurtheilen wanta (C 8. D 10) und sunteônô (D 14). Ferner in den Endungen -ta wie thictôta (B 1) ca-

sazta (B 16), endlich in der Partikel int-, die nur einmal erscheint, intfàhit (C 12). In der Verbindung ht bleibt bekanntlich die gothische Tenuis, und in churtnassi (B 2) hat sich noch t für z erhalten (Grammatik 1^2, S. 154. * Gesch. der d. Sprache S. 485 *). Auch auslautend steht die Tenuis für die alte Media ohne Abweichung: also wort (B 13) gapet (D 4) capot (D 10. 12). In den Endungen -êt -it -ut für die gothische Aspirata, hlosêt (A 1) quidit (B 8) calêrit (C 11) intfàhit (C 13) farsûmit (C 15) canaotit (D 9) sculut (C 6). Die Media entspricht anlautend der gothischen Aspirata in dâr (A 14) und häufig bei dem Pronomen der und desêr. Sie steht auch im Inlaut, chindô (A 1) chundida (A 7) quidit (B 8) odo (C 1) andar (D 13) andran (C 2. 3) chindilî (C 7) sculdîg (C 13) widar (C 13) redja radja (C 16. D 9) werde (D 8). Die Aspirata kommt nur einmal, und zwar anlautend vor, in dem fremden thictôta (B 1), wo sie nicht organisch ist.

Mch. weicht hiervon insoweit ab, als sie im Anlaut zwar auch die Media, wie bei dâr setzt, aber bei dem Pronomen Demonstr. die gothische Aspirata entschieden vorherrschen lässt. Wir finden also neben demo (A 8. C 16) dêm (A 17) diù (B 3) derâ (B 12) dei (B 18) deru (C 12) der (B 14. C 15) de (C 15) daz (D 11) auch therâ (A 2. 11. 16. C 2. B 10) thaz (A 6. B 6. C 13. D 3. 7) theisu (B 19) ther (B 8. 9. 18. C 1. 4. 13. D 2) thei (B 13. 14) the (A 3. C 4. 10. D 3). tihtôta ist hier regelmässig. Einmal steht thrutîn (B 14), was nur Schreibfehler zu sein scheint, andermal truthîne (A 9).

VI.

Hohes Alter der Sprache in Css. zeigen die Formen radja andar, das a der Flexionen bei dem Substantiv, ferner dê für diê, dëo für dia, ai und ê für ei, das niemals in ë verdünnte i, au für ou, ëo in purgëo und suntëônô für ô, ao für ô, ô für uo.
437 Ebenso m in der Endung des Dat. Pl., p statt b, ca- statt ga-,
13 das anlautende ch statt c, hl hw statt l w, das inlautende h
statt ch und hh, endlich t für z in churtnassi und der regelmässige Gebrauch der Lingualen. Diese ältere Formen sind

aber nur in einigen Fällen streng durchgeführt, meist drängen sich spätere dazwischen.

In Mch. ist die Sprache sichtbar weiter geschritten: hier redja und einmal ander, kein ai und ê für ei, kein ao für ô, kein ô für uo, vorherrschend ga-, einige Mal inlautend ch für h, die anlautende Aspirata th statt d hat das Übergewicht. Demnach wird man Css. noch in das achte, Mch. in den Anfang des neunten Jahrhunderts setzen müssen; vergl. Grammatik 1^3, S. 122 Anm. Dabei kann bestehen dass auch in Mch. einige alterthümlichere Formen vorkommen wie lêran galêran galaupjan.

Die GLOSSAE CASSELLANAE schliessen sich in der einzigen Handschrift, in welcher sie erhalten sind, der Exhortatio unmittelbar an, ohne damit in irgend einem Zusammenhang zu stehen: man weiss überhaupt nicht was sie hier sollen. Auf die Glossen folgt, mit einem neuen, doch zu derselben Lage gehörigen Blatt, etwas anderes, was mit ihnen ebensowenig in Verbindung zu bringen ist, »Incipit conſtitutio et fideſ. Niceni concilii ſubditiſ· capitulis ſuis«. Eccard hat im Jahr 1729 in der Francia orientalis 1, p. 853—863 die Glossen mit weitläuftigen Anmerkungen bekannt gemacht. Da jener Zeit eine gründliche Kenntnis des Althochdeutschen abgieng, so hat er häufig falsch gelesen und noch öfter in den Erklärungen geirrt: aber er hat sich redlich dabei bemüht und manchmal etwas glücklich getroffen. Lange Zeit geschah für dieses Denkmal nichts, bis Graff bei seinem Aufenthalt in Cassel Eccards Abdruck mit der Handschrift verglich und den Ertrag seiner Bemühung in der Diutisca 3, p. 211—212 mittheilte. Die Wichtigkeit der Glossen konnte ihm nicht entgehen, man durfte also etwas Besseres von ihm erwarten: allein er hat nur einiges berichtigt, anderes hat er falsch gelesen, ja es kommt vor dass Eccard genauer gesehen hatte. Aber nicht bloss fehlerhaft, auch unvollständig sind die Casseler Glossen in den Sprachschatz eingetragen; ich werde Belege davon genug liefern

müssen. Ähnliche Klage hat schon W. Wackernagel [1] (Haupts Zeitschrift 3, S. 123. 127) in Rücksicht auf die Engelberger und Rheinauer Glossen geführt, und es hat das Ansehen, als ob der ganze Sprachschatz nach den Quellen neu müsse ausge-
438 arbeitet werden, wenn man sich darauf verlassen soll. Ein
14 sicherer und vollständiger Text der Casseler Glossen ist also ein Bedürfnis: ein Facsimile aber ist unerlässlich, da die Schriftzüge nicht selten zweifelhaft und einzelne Buchstaben hier und da halb erloschen sind *).

II.

Die Glossen und die Exhortatio sind nicht von einer und derselben Hand geschrieben: dort war die Feder breiter und sicherer, hier sind die Buchstaben kleiner, minder fett, auch ungleicher, wiewohl die Züge an sich ziemlich ähnlich erscheinen: gleichzeitig werden sie ohnehin sein. Aber auch bei den Glossen unterscheide ich wieder zwei Schreiber: die beiden letzten Seiten H und I sind von einer anderen Hand; auf I^b, wo die Buchstaben etwas grösser ausgefallen sind, ist die Schrift am besten. Die erste Hand sondert auf D die Wörter beider Sprachen durch drei gekrümmte, von oben herab laufende Striche, wie sie in der Exhortatio den lateinischen und deutschen Text trennen. Auf F sind die zusammengehörigen Wörter nur durch Einen solchen Strich aus einander gehalten, auf G durch zwei, wo aber in der dritten Spalte, weil nicht Raum genug war, die Glossen nicht neben einander stehen, sondern das deutsche Wort unten hin gesetzt ist. Auf H und I sind diese Striche aufgegeben und die Glossen hinter einander ununterbrochen fortgeschrieben: aber jedes Wort oder wenigstens jede Glosse ist durch einen Punkt getrennt. Auf den vorher gehenden Blättern stehen nur Punkte, wo sie einen Irrthum abwehren sollen, so hinter hals D 19. ashla D 21. fôdarmâziu G 11. gerala. tina G^b 14. sedella G^b 16.

Beide Schreiber unterscheiden sich durch den Gebrauch der Abbreviaturen. Bei dem ersten sind sie selten und leicht,

[1] * Vergl. Mone Anzeiger 1836, S. 229. Sumerlaten Einl. *

*) [Es muss ebenfalls wegbleiben, um den Band nicht allzu sehr zu vertheuern.]

nur verticē D 17. timporibȝ D 19. in̄t E 9. dorsū E 10. lumbulū F 1. ium̄ta F 15. ē G^{c} 1. thalam' G^{a} 6. cāpa H 9: in dem Deutschen nur cadā G^{a} 4 und paūscapa G^{c} 21. Bei dem zweiten dagegen sind sie im Lateinischen auffallend häufig, auch stärker, iterū H 3. multū H 24. quā I 15. ipsū I 19. uenim' H 20. quesiuim' H 22. qđ nob̄ H 22. hō I 10. semp̱ I 18. transier^{s} H 19. uoluer^{s} I 16. n̄ I 7. ē H 25. I 20. ʃ̃ I 11. 12. Es sind ziemlich dieselben, die wir in der Exhortatio bemerkt haben: zu transier^{s} uoluer^{s} war dort keine Gelegenheit, wie hier keine war, em und im am Ende eines Wortes durch ē ī zu kürzen. Im Deutschen zeigt sich nur p̄hanprauuer H 12.

Ich bemerke ausdrücklich dass die übrigen Stücke, die in dem Codex vor der Exhortatio stehen oder auf die Glossen 439 folgen, wiederum von einer anderen, also von einer vierten, deutlich sich unterscheidenden Hand geschrieben sind.

III.

Bei Betrachtung der Sprachformen tritt noch bestimmter die Verschiedenheit beider Schreiber hervor. Ich handle zuerst von den Vocalen.

1. Der erste gebraucht noch einige Male das unumgelautete a, hanin F 19. cansî F 14. farhir F 13. marhe F 15. 16; vergl. Grammatik 1^{3}, S. 75. Überhaupt zeigen diese Wörter jenes a, bis auf farahir, das der Sprachschatz noch anderwärts nachweist, nur in unserem Denkmal. Der zweite schreibt lantskeffî H 18. Doch erscheint auch bei dem ersten das umgelautete e in zendî D 18. lempir F 8. selidun G^{a} 5: in cænsincli F 15 drückt er es durch æ aus, das uns auch in der Abrenuntatio und in dem zweiten Baseler Recept begegnet*); vergl. Grammatik 1^{3}, S. 74. Er gebraucht ferner statt des flexivischen a ein abgeschwächtes e, lungunne F 3. marhe F 15. 16. tunne G^{b} 10; man vergleiche was zu mutte H 5 gesagt ist. Die Bildungen al ar haben beide festgehalten, z. B. nagal E 4. cimbar G^{a} 17. hamar H 1.

*) * Wackernagel, Gesch. d. Lit. S. 89. *

2. Das lange a schreibt der erste, wie dies nur in den ältesten Denkmälern vorkommt, mit aa, laahhî E 14. skaaf F 4; der zweite immer a, also cawâti H 6. stâhhi H 8. quâmut, quâmun H 20. wârun H 23. spâhêr I 10. spâhê I 12.

3. au nicht ou, also augun D 19. paumscapa († zu lesen baumscapo † S. 87) G^c 21: aber daneben, wie wir sehen werden, ei nicht ai; vergleiche Grammatik 1^3, S. 104. 105.

4. Der erste drückt ê durch ae aus (vergl. Grammatik 1^3, S. 103), also zaehun E 3. maera E 14. paerfarh F 10. napugaera G^c 17: der zweite durch einfaches e in mêra I 14. sagê H 14.

5. ëo in deoh E 13. 14. G^b 3 und weo H 15.

6. ei, keinmal ai, auch nicht in Peigirâ I 13, wo Paioari daneben stand.

7. i in Flexionen und Ableitungen behalten beide, z. B. skeitila D 17. sihhila G^c 13. skirit E 2. chalpir F 6. lempir F 8. curtî F 9. pîcherir H 2. Peigira I 13. Die Partikel fir erscheint bei dem zweiten in firneman I 2. 3. 4: wahrscheinlich ein späterer hat bei firnimis I 2 ein v über i und einen Punkt darunter gesetzt, also bessern d. h. seiner Aussprache gemäss ändern wollen.

8. Für das lange i nur einmal ein doppeltes und zwar bei dem zweiten Schreiber in iili H 4.

440 9. ê für ie (Grammatik 1^3, S. 95) in skeero H 4, auch
16 wohl in phêsal G^a 8: doch ist der lange Wurzelvocal in diesem Wort noch nicht ausgemacht.

10. Wurzelhaftes ao für ô, wie einige Male in der Exhortatio, wird hier von beiden ohne Ausnahme gesetzt, aorun D 16. anchlao E 18. * ao ist nicht wurzelhaft, vgl. die Anmerkung * [und Nachtrag S. 2] scraotîsarn G^c 19. anapaoz H 2. haolohtêr H 10. capaot I 5.

11. oi für das seltene ou in noila H 14 (vgl. Grammatik 1^3, S. 113. 114), * l. nôila, nuoila * *).

12. Wurzelhaftes u in chupf G^b 20 statt des gewöhnlichen chopf, aber hogazî, hogazta I 17. 18 kommt ebenso bei Notker

*) [oi für ou schwerlich in noila, sondern das i gehört zur Ableitung -ila, ô steht für uo, die volle Form wäre nuoila. Jacob Grimm. Vgl. Anmerkung zu H 14 und Nachtrag S. 2.]

vor. Otfried hat hugita neben hogeti hogtun. Ein flexivisches u in chinnapahhun D 19. fanun G^b 4. ohsun F 1: ebenso Walhum I 14. (ih) capiutu I 6. welîhêru H 17.

13. Wurzelhaftes uu für langes u schreibt der erste einmal im Auslaut, suu F 11. 12, anderwärts dûmo E 11. scûfla G^c 4, auch einmal bei der Flexion, râfuun G^a 20, wo das eine u übergeschrieben ist: sonst wangûn D 16. hiuffilûn D 20. wurzûn E 6.

14. uo wird nicht geschrieben, beide gebrauchen dafür das alte ô, chôi F 2. hônir F 16. hônchli F 17. prôh G^b 2. hantscôh G^b 6. chôffa G^b 10. 11. fôdarmâziu G^b 11. (ih) tôm I 7. (dû) tôis I 8. tô H 3. fôrun H 19. sôhtut H 21. sôhtum H 22. côt I 20. Einige Male bei beiden oo, foozi E 2. moos H 3. foor H 19.

Bei den Consonanten ergibt sich Folgendes.

1. Der zweite Schreiber (der erste hatte keine Gelegenheit es anzuwenden) gebraucht das alte m statt n bei Walhum I 14 und in der ersten Person des Pluralis, quâmum H 20 und sôhtum H 22, wo aber ês am Ende abgefallen ist. Dagegen n in simplun I 19.

2. b erscheint so wenig als in der Exhortatio, nur p, auch geminiert in rippi F 17. f bei dem ersten ohne Abweichung, auch bei dem zweiten herrscht es vor: doch erscheint hier v in avar H 3. I 5 und hovarohtêr H 11. Aber ff nach langem Vocal, das auch in der Exhortatio sich findet, setzt nur der erste in hiuffilûn D 20. côffa G^b 10. 11. ph im Anlaut, pheit G^b 1. phâo, phâin G^a 1. 2. phêsal G^a 8: aber auslautend hnapf G^b 19. cupf G^b 20.

3. c nicht k wird von beiden geschrieben: nur in der Verbindung mit s vorherrschend k, skeitilâ D 17. skir, skirit E 2. 3. 4. 5. skaaf F 4. skintalâ G 21. skeero H 4. lantskeffî H 18; daneben der erste scûflâ G 3. 4. scraot G 19, wie man in der Exhortatio immer findet. ch für die alte Tenuis im Anlaut, übereinstimmend mit der Exhortatio, also chalpir F 6 usw. Bei dem zweiten war keine Veranlassung den 441
Buchstaben zu gebrauchen. Dass die Verschiedenheit des Lautes 17
gefühlt ward (vergl. Grammatik 1^2, S. 184), zeigt die Glosse

keminada cheminâtâ G^a 9, wo k absichtlich scheint und anders als ch lauten musste. Im Inlaut hônchli F 17, aber censincli F 15, ferner achus G^c 8 (vergl. Grammatik 1^2, S. 197), stechal G^b 18. Die anlautende gothische Media wird, wie in der Exhortatio, und zwar ohne Ausnahme, durch c ersetzt, auch bei der Vorpartikel ca, wo die Exhortatio schwankt. Inlautend bleibt g in beiden Denkmälern unverändert. Das anlautende h gewährt der erste noch in der Verbindung mit r und n, hrucki E 10. 11. hrindir F 3. hros F 13. hnapf G^b 19: bei dem zweiten ist h abgefallen, weo H 15. wanna H 16. 17. welîhêru H 18. wâr H 21. waz H 21. 23. wanta I 8. hh, das in der Exhortatio nicht vorkommt, bei beiden, chinnapahhun D 19. laahhi E 14. fulihha F 18. sihhilâ G^c 13. lahhan G^a 22. tunihhâ G^a 24 (wo es dem c entgegengesetzt wird), stâhhi H 8. Im Auslaut einfaches h, prôh G^b 2. 3. hantscôh G^b 6. stih H 9.

4. Bei den Lingualen halten beide an der gewöhnlichen althochdeutschen Regel fest. Die Tenuis entspricht im Anlaut der alten Media, nur nicht in dem fremden tunihhâ G^a 24; ebenso im Inlaut und Auslaut: selbst das aufgenommene cheminâtâ G^a 9 setzt die Tenuis. Die Media ist gleich der alten Media und Aspirata. Anzumerken ist die Gemination in capretta G^a 19 und mutti H 4. 5; auch die fehlerhafte in sîtte F 6 erscheint, von welcher in der Grammatik 1^2, S. 168 die Rede ist. z ist einmal durch c bezeichnet in cimbar G^a 17.

Aus diesen Zusammenstellungen folgt dass der erste Schreiber, der das nicht umgelautete a kennt, ê durch ae ausdrückt und die langen Vocale mit zwei kurzen bezeichnet, mehr Alterthümliches gewährt als der zweite. Vielleicht hatte der erste eine ältere Quelle vor sich, die wohl noch in das siebente Jahrhundert gehörte: der zweite zeigt, gleich der Casseler Handschrift der Exhortatio, die Sprachformen des achten und schwankt dabei noch mehr; er ist übrigens nicht, wie man bei der Ähnlichkeit der Schriftzüge vermuthen könnte, der Schreiber der Exhortatio, der etwa die Feder wieder genommen hätte, denn er unterscheidet sich in der Orthographie: so setzt er z. B. hh, was, wie schon vorhin bemerkt ist, dort nicht vorkommt.

IV. 442

Der Inhalt lässt sich in sieben Capitel scheiden. Es werden 18 aufgezählt (I) D 16 — F 11 die Theile des menschlichen Leibes. Höchst auffallend erscheint dazwischen radices wurzun E 6 und cinge curti F 9. Ich habe darüber folgende Vermuthung, radices folgt auf barba, und es sind Haarwurzeln gemeint: der, welcher das deutsche Wort hinzufügte, wusste das nicht und übersetzte wörtlich; Raynouard (Lexique roman 5, p. 30) führt racina dels cabels racine des cheveux an. Auf ähnliche Weise erkläre ich cinge, der deutsche Verstand es als einen Imperativ und setzte dem gemäss curtî daneben, allein italiänisch heisst cinga, spanisch cincha der Gürtel, wofür Raynouard auch die Form cintha, Roquefort cince hat, ohne Zweifel dasselbe Wort; in dem Latein des Mittelalters ist cianga hose bruochgürtel (Sprachschatz 4, S. 1049. Haupts Zeitschrift 3, S. 470. 5, S. 345). Gürtel bezeichnet aber hier, glaube ich, den Theil des Leibes, den der Gürtel umfasst, die Lenden, wie bei Festus cingulus einer von schlanker Gestalt, schmal in den Lenden heisst; ganz passend folgt napulo oder, wenn meine Vermuthung zu F 10 richtig ist, lancha darauf. (II) F 12 — G^a 2 Hausthiere. (III) G^a 3 — 21 das Haus und seine Theile. (IV) G^a 22 — G^b 7 Kleidungsstücke. (V) G^b 8 — H 2 Hausgeräth. (VI) H 2 — 14 von deapir bis noila Verschiedenartiges. (VII) H 14 — I 20 eine Stelle mit zusammenhängenden, aber glossenartig in einzelne Stücke zertheilten Sätzen. Es wird nützlich sein, wenn ich hier was jeder Sprache zugehört heraushebe und aneinanderrücke.

Indica mih (l. mihi) quomodo nomen habet homo iste. unde estu? quis estu? unde venis? de quale patria? (b) pergite (l. pergis)? transivi, transierunt, transiunt. venistis? venimus. (c) ubi fuistis? quid quisistis (l. quesistis)? quesivimus quod nobis necesse fuit. quid fuit necessitas (l. necesse)? multum. necessitas est nobis tua gratia habere. (d) intellexisti? non ego (intellego). ego intellego. intellexistis? intellexistis (l. intellegimus). (e) mandasti? mandavi. et ego remanda (l. remando). tu manda et ego facio, quare (l. quia) non facis; sic potest fieri.

(f) Sapiens homo. stultus. stulti sunt Romani: sapienti sunt Paioari. modica est sapienti (l. sapientia) in Romana: plus habent stultitia quam sapientia.

(g) Volo, voluerunt, voluisti. cogita detemetipsum: ego cogitavi semper de me ipsum. bonum est. malas. bonas.

443 Sagê mir weo namun habêt desêr man. wanna pist dû?
19 wer pist dû? wanna quimis? fona welîhêru lantskeffî? (b) sindôs? foor, fôrun, farant. quâmut? quâmum. (c) wâr wârut? waz sôhtut? sôhtum daz uns durft was. waz wârun durftî? managô. durft ist uns dîna huldî za hapênne. (d) firnimis? ni ih firnimu. ih firnimu. firnâmut? firnemamês. (e) caputi? capaot. ih avar capiutu. dû capiut anti ih tôm, wanta ni tôis; sô mac wesan.

(f) Spâhêr man. tolêr. tolê sint Walhâ: spâhê sint Peigirâ. luzîc ist spâhe (l. spâhî) in Walhum: mêra hapênt tolaheitî denne spâhî.

(g) Wille, weltun, weltôs. hogazî pî dih selpan. ih hogazta simplun fona mir selpemo. côt ist. upilê. côtiu.

V.

Die sechs ersten Capitel enthalten keine Glossen zu einem vorhandenen Werk, sondern lauter einzelne Wörter, welche die zunächst liegenden sinnlichen Dinge aufzählen. Möglich dass wir nur einen Auszug vor uns haben und ein älterer Text reichhaltiger war. Ich bemerke ausdrücklich dass die in Isidors Etymologien aufgestellten Verzeichnisse nicht, wie wohl behauptet wird, Einfluss auf den Inhalt dieser Glossen gehabt haben. Schon die oberflächlichste Vergleichung kann das lehren und überhebt mich der Mühe eines umständlichen Beweises: selbst da, wo man noch am ersten einen Zusammenhang vermuthen könnte (vergl. zu E 15. 16) und Isidor Aufschluss gewährt, bei der Benennung der Finger, weicht er doch bestimmt ab; nichts natürlicher als dass in seinen Capiteln de homine und de bestiis einige Wörter gemeinschaftlich sind. Für die Entstehung der Casseler Glossen ist folgende Erklärung mir nicht unwahrscheinlich, drückt aber nur eine Vermuthung aus. Ein Wälscher wollte bei seinem Aufenthalt in Deutschland,

wahrscheinlich in Baiern (es fehlt jede Hinneigung zu niederdeutschen Formen, wie sie in Denkmälern aus Mitteldeutschland vorkommen) für die ersten und einfachsten Dinge den deutschen Ausdruck wissen und ein mit der wälschen Sprache nicht unbekannter Deutscher schrieb sie seinem Verzeichnis bei. Die deutschen Wörter sind daher in den Sprachformen richtig, und die Unterscheidung verwandter Laute zeigt dass nicht etwa der Wälsche selbst niederschrieb was er vernahm: aber dem Deutschen fehlte, wie begreiflich, genauere Kenntnis des Romanischen: daher das vorhin berührte Missverständnis von radices und cinge [s. Nachtrag S. 2].

Ich habe ein Zeugnis von dem Alter und zugleich von 444
der Fortdauer der Casseler Glossen gefunden. Das erste Capitel 20
von den Theilen des menschlichen Leibes, wahrscheinlich auch das siebente von Gebrechlichen ist benutzt in den Glossen, die bis jetzt für die ältesten, ja überhaupt für das älteste hochdeutsche Denkmal galten: ich meine die, welche in der St. Galler Handschrift 913, S. 181—204 erhalten sind und wovon der Sprachschatz I, LXV—LXVI, sodann W. Wackernagels Lesebuch nach Lachmanns Abschrift, * Greith im Spicilegium Vaticanum S. 35—45, * endlich Hattemers Denkmäler des Mittelalters 1, S. 11—14 einen Abdruck liefern; sie scheinen aus verschiedenen Glossensammlungen entstanden zu sein. Graff und Diez (Grammatik der romanischen Sprachen 1, S. 23) weisen sie dem siebenten Jahrhundert zu, Hattemer setzt die Handschrift in das achte, * Wackernagel, Verdienste der Schweizer 1833, setzt sie ins achte Jahrhundert? im Lesebuch ins siebente Jahrhundert, vgl. Greith S. 33 *; offenbar sind die Sprachformen darin jünger als in den Casseler Glossen. Was hier in Betracht kommt, steht in der St. Galler Handschrift S. 188—192. Der Abschnitt von dem menschlichen Leib beginnt mit lidî und endigt mit nabulo wie in den Casseler Glossen. Zwar finden sich noch Wörter die dort fehlen, sei es nun, dass sie aus anderen Quellen zugefügt oder aus einem vollständigeren Text der Casseler geschöpft sind, oder dass über beiden eine noch ältere Quelle stand: auch enthalten die Sanctgaller nicht alles, was die Casseler haben: doch gewähren beide im Ganzen die-

selbe Ordnung. Wie dort F 2—5 folgen lebara lungunne mago auf einander, und nur das dunkle indinta ist ausgelassen. Das schwierige Preta palma E 9 erscheint wieder, das sonst in keinem Denkmal sich zeigt. Beibehalten ist ferner capilli fahs, weil man darin einen Pluralis, und oculos augun, weil man darin einen Accusativ sah, was sie nach den Anmerkungen zu D 18. 19 nicht sind. Bei Hals D 19 gebraucht der Sanctgaller Text das lateinische collus statt collo, lässt polix E 11 stehen und ändert pulmone F 3 in pulmones ab. Bei lebara ist das fremdartige figido F 2 durch iegor ersetzt. umpiculo für umbilico F 11 wird Schreibfehler sein. Bei gyppus hovarohtêr H 11. 12 scheint Kenntnis des Lateinischen gefehlt zu haben, denn scelehêr ist zu gippus gestellt und zu hofarehti das bekanntere geberusus, womit gibberosus gemeint ist. pecunia, das F 12 den seltneren Begriff von pecudes hat, wird * S. 200 * nicht fihu, sondern scaz übersetzt. Damit, glaube ich, ist das Verhältnis beider zu einander deutlich dargelegt.

Die Sanctgaller Glossen scheinen noch an einer anderen Stelle (S. 198—199) mit den Casseler zusammenzuhängen, da nämlich, wo Krankhafte (H 9—13) aufgezählt werden; doch
445 will ich, weil des Gemeinschaftlichen nicht viel ist, die Sache
21 dahin gestellt sein lassen und nur einige Wahrnehmungen daran knüpfen. Es fällt auf dass, während die fünf ersten Capitel bloss Gleichartiges zusammenstellen, in dem sechsten das Verschiedenartigste unter einander geschoben wird. Erst Bienenkörbe, Flasche und Speise, dann ein Paar imperativische Redensarten, Zeuge und Kleidungsstücke, krankhafte Zustände, zuletzt wieder einige Gefässe: unter letzteren abermals zwipar und einpar, die schon im fünften Capitel (G^b 14. 15) da waren; noch auffallender macht die lateinische Form mallei den Anfang, während das fünfte Capitel gerade mit der romanischen Form martel aufhörte. Dazu kommt dass, wie die Anmerkungen nachweisen, die romanischen Wörter hier andere Formen zeigen, die entschieden lateinischen aber verhältnismässig in grösserer Anzahl erscheinen, und zwar solche, denen wir dort nicht begegnen, wie fac iterum, citius, quanta, vellus, punxisti, punge: ja in jenen Zeilen, die Krankhafte benennen (H 9—13), finden

wir lauter lateinische Wörter, kein romanisches. Wenn ich diese Erscheinungen sämmtlich zusammenfasse, so kommt mir die Vermuthung annehmlich vor, dass der, von welchem die Casseler Glossen zuletzt aufgestellt sind, dieses sechste Capitel aus anderen Quellen entlehnte, aus einer anderen romanischen Glossensammlung, und zwar aus einer abermals älteren, wo die wälsche Sprache der lateinischen noch um einige Grade näher stand, dagegen aus lateinisch-deutschen Glossen die Wörter für Krankhafte, die denn auch in den Sanctgaller Glossen zum Vorschein kommen, dort aber, da sie mehr enthalten als die Casseler, aus einer vollständigeren Quelle geschöpft sein müssen.

VI.

Völlig von den vorhergehenden Capiteln verschieden ist Inhalt wie Art und Weise der Auffassung des letzten, das auch mit einem grossen Buchstaben beginnt. Es werden darin nicht vereinzelte, nach ihrem Inhalt geordnete Wörter neben einander gestellt, sondern einigermassen zusammenhängende Sätze ausgedrückt. Ist eine Vermuthung erlaubt, so scheinen mir darin Fragen und Antworten zu liegen, wie sie bei der Ankunft eines Fremdlings stattfinden. Möglich dass derselbe Wälsche gemeint ist, der die Glossen der ersten Capitel veranlasste; und da er durch sein eigenthümliches Wesen das deutsche Gefühl mochte verletzt haben, so ward dieser Schluss hinzugefügt, in welchem die Baiern auf Kosten der Wälschen erhoben werden. Dass er nicht der Verfasser der deutschen 446
Glossen in den vorangehenden Abschnitten war, folgt schon 22
aus der vorhin besprochenen sichtlichen Abweichung der deutschen Sprachformen. Ich merke an dass noch im dreizehnten Jahrhundert Wolfram die Bewohner von Valois für thörichter als die Baiern erklärt, Parzival 121, 7—10 ein prîs den wir Beier tragen, muoz ich von Wâleisen sagen: die sint tœrscher denne beiersch her, unt doch bî manlîcher wer. Neidhart sagt (52, 7 Ben.) er ist ein tœrscher Beier, und Türheim im Wilhelm (Bl. 204^c pfälz. Handsch.) nennt sie die irren Beier. Wackernagel (Haupts Zeitschrift 7, S. 255) meint, ein Schalk aus Baiern habe, um sich und den Seinen Genugthuung zu verschaffen,

in den Glossen dem Ausländer das Sprüchlein verkehrt beigebracht.

Von dem hohen Alter dieses siebenten Capitels (bei den vorhergehenden werden es die einzelnen Anmerkungen darthun) zeugt schon die Verwendung des persönlichen Pronomens beim Verbum. In dem vorhergehenden Capitel kam nur der Imperativ îlî H 4 und stih H 9 wie die zweite Person des Prät. stahhi H 8 zum Vorschein. Hier war häufiger Veranlassung das Pronomen zu gebrauchen, und es geschieht der festen Regel gemäss nur dann, wenn ein besonderer Nachdruck darauf liegt: gerade wie es im Gothischen gehalten wird; vergl. Grammatik 4, S. 201 folg. Also steht capaot I 5. foor H 19. wille I 16. ohne ih, und sôhtum H 22. firnemamês I 4 ohne wir: dagegen ist ih hinzu gefügt, wenn ein Gegensatz soll ausgedrückt werden, ih firnimu I 2. 3. ih capiutu I 5. 6. ih tôm I 7. ih hogazta I 18: daher auch hier im Lateinischen immer ego steht. dû fehlt bei tôis I 8. weltôs I 17 und auch wenn gefragt wird (vergl. Grammatik 4, S. 214), caputi? I 5. quimis? H 17. sindôs? H 19. firnimis? I 2: aber mit Nachdruck pist dû? H 16. 17. Ebenso kein ir (die zweite Person kommt hier nur in Fragen vor), quâmut? H 20. wârut H 21. sôhtut? H 21. firnâmut? I 3. 4. Endlich kein sie bei der dritten Person des Pluralis, farant H 20. fôrun H 19. weltun I 16; vergl. Grammatik 4, S. 210. Wie das oben angemerkte îlî steht auch sagê H 14. hogazî I 17 ohne Pronomen, aber nachdrücklich dû capiut I 6.

Noch eine andere Wahrnehmung scheint ein höheres Alter des siebenten Capitels zu verrathen. Lachmann machte mir die Bemerkung, dass bei Dositheus ganz ähnlich aufgestellte einzelne Wörter und kurze Sätze vorkämen; seine cotidiana conversatio (Böcking p. 89—95) ist auf diese Weise zusammengesetzt. Unser Denkmal hat nichts geradezu von dort entlehnt,
447 aber eben weil es sich dieser eigenthümlichen, für den ersten
23 Schulunterricht gar nicht unpassenden Lehrart bedient, so darf man vermuthen dass seine Abfassung in die Zeit falle, wo Dositheus, der im Anfang des dritten Jahrhunderts schrieb, noch in den Schulen galt; nur müsste man wissen wie lange er gegolten habe, um zu einem sicheren Schluss zu gelangen.

VII.

Ohne Zweifel ist in dem letzten Capitel das Deutsche die Grundlage und die Übersetzung ist in lateinischer Sprache abgefasst, welche dem Fremdling das Deutsche verständlich machen sollte, im Gegensatz zu der Exhortatio und anderen Denkmälern jener Zeit, wo das Lateinische den Urtext bildet. Der Verfasser hat bei sehr schwacher Kenntnis der gelehrten Sprache sich nur fehlerhaft darin auszudrücken gewusst, und es zeigt bloss Unwissenheit, wenn man findet transiunt: quid fuit necessitas? multum: necessitas est tua gratia habere: sapienti für sapientes: plus habent stultitia quam sapientia: de temet ipsum: de me ipsum; nicht etwa sind es Schreibfehler. Als solche kann man etwa pergite für pergis I 18 und sapienti für sapientia H 13 betrachten.

Wie ist aber die Sprache der vorangehenden Abschnitte zu beurtheilen? Eccard überschreibt sie »Glossarium romano theotiscum«: Diez sagt (I 24), sie seien »merkwürdig wegen vieler, ganz romanischer oder wenigstens stark romanisierter Wörter.« Man findet darin erstlich Wörter, die noch ganz die lateinische Form haben, aber der lateinischen Volkssprache angehören (bei Diez 1, S. 7—20 ein schätzbares Verzeichnis), der eigentlichen Quelle des Romanischen; ich habe in den Anmerkungen nachgewiesen dass sie späterhin mit romanischer Form erscheinen. Sodann Wörter, die man insoweit romanisiert nennen kann als dem Lateinischen eine romanische Endigung beigelegt ist. Ferner einige romanische, denen lateinische Endigung scheint zugefügt zu sein; vergl. die Anmerkungen zu putelli E 18. fidelli F 6 und pulli F 16. Endlich solche, die als schon völlig umgebildete romanische müssen betrachtet werden. In den Anmerkungen wird man Beweise dieser Unterscheidungen finden. Der Schluss ist, dass wir in den Casseler Glossen die Sprache erkennen müssen, wie sie bei den Wälschen im siebenten Jahrhundert bestand, als sie eben in der Umbildung begriffen war und das Lateinische noch stärker hervortrat; sie zeigt sich in ihren Formen nach allen Seiten schwankend. Von diesem Gesichtspunkt aus halte ich mich

448 für berechtigt die Glossen der fünf ersten Capitel sämmtlich als
24 romanische, und wenn die Anmerkung zu mantun (D 17) die nähere Bestimmung erlaubt, als französische anzusprechen, die alles aus der lateinischen Volkssprache, nichts aus der Schriftsprache entlehnt haben. Am meisten würde man irre gehn, wenn man hier eine äussere Vermischung annehmen, d. h. behaupten wollte, diese Glossen stammten theils aus dem Romanischen her, theils aus dem Lateinischen und wären zufällig unter einander gerathen. In den bekannten Eidformeln vom Jahr 842, die mindestens hundert Jahre jünger sind, zeigt sich deutlich die fortgeschrittene Ausbildung des Romanischen und die weiter gerückte Ablösung von lateinischen Formen: doch auch darin erscheinen noch ganz lateinische Wörter, wie pro, nunquam, in damno sit (Diez altromanische Sprachdenkmale S. 7. 11). Noch selbständiger tritt die Sprache auf in den um mehrere Menschenleben jüngeren Gedichten von der heil. Eulalia und von Boethius, bis sie endlich in dem elften und zwölften Jahrhundert sich völlig frei machte. Die Casseler Glossen haben demnach Anspruch darauf, als das älteste romanische Denkmal, das bis jetzt bekannt ist, betrachtet zu werden; welche Bedeutung und welchen Werth man ihnen deshalb beilegen muss, brauche ich nicht auszuführen.

Ich hebe noch ausdrücklich hervor dass in dem siebenten Capitel kein romanisches Wort vorkommt: hier zeigt sich die lateinische, freilich tief gesunkene Schriftsprache, die aber einem Wälschen damals noch ziemlich verständlich sein muste. Nur der oberflächlichsten Ansicht kann es einfallen zu sagen, was nach allen Seiten falsch ist, der Schreiber des letzten Capitels habe »zu eigener Übung und Zeitvertreib einzelne Wendungen und Sätze, darunter auch romanische, hinzugefügt«.

VIII.

Ich mache mit den Anmerkungen zu den einzelnen Glossen den Schluss.

D 15. in homo noch die volle lateinische Form, die dann in hom om übergieng; vergl. Raynouard lexique roman 3, p. 531. Diez zu Boethius S. 46. D 16. statt caput bei Roquefort

und Raynouard cap: das spanische cabo, ital. capo hat nur t abgeworfen. aures, Raynouard 2, p. 148 auril. facias ist der Nom. Sing., aber im Deutschen war der Pl. wangûn nöthig, um den Begriff auszudrücken * vgl. Pott Plattlateinisch und Romanisch 319. 320 *; der Glossator hätte antlutti hinzuschreiben sollen. Die Sanctgaller Glosse 913 ändert facies 449
und setzt dann den unpassenden Sing. wangâ hinzu. Er- 25
wiesen wird der romanische Nom. Sing. auf as durch folgende Beispiele, maxillas D 18. scapulas D 20. interscapulas E 9. palas G^c 3. sappas G^c 5. mufflas G^b 6. saccuras G^c 7. manneiras G^c 9. idrias G^b 10. segradas G^a 13. falceas G^c 14. planas G^c 20. cramailas G^b 24. fomeras G^c 24. tinas H 13. situlas H 14; vgl. die Anmerkungen. Diez führt (2, S. 33) diese Form nicht an und erklärt sich (2, S. 15) über facias in unseren Glossen nicht näher: sie wird in den Denkmälern, die er gebraucht hat, nicht vorkommen, aber sie zeigt sich in der lateinischen Volkssprache der späteren Jahrhunderte: so z. B. uno orcas (Diez 2, S. 11). Der Plur. auf as ist bekannt und erscheint auch hier, ordigas E 3. membras E 5. armentas F 3. oviclas F 7. aucas F 14. pragas G^b 2. fasselas G^b 4. pridias G^a 15. cramailas (oder Sing.) G^b 24. Selbst beim Adjectiv silvarias H 2. D 17. vertex wird zwar bei Raynouard 5, p. 518 nachgewiesen, aber verticem ist dennoch der Nominativ, wie skeitilâ zeigt, das sonst skeitilûn lauten müste. In der lateinischen Volkssprache kommen solche Beispiele vor. Diez (2, S. 12) führt furcepem für forceps aus späteren lateinischen Inschriften an. Ebenso beurtheile ich F 14 equum. Übrigens könnte man auch den Strich über e für fehlerhaft halten, und dann würde vertice mit der spanischen italiänischen und portugiesischen Form übereinstimmen; vergl. zu E 10. F 1. nares bei Raynouard 4, p. 298 narretz, wo auch das spanische nares angeführt ist. Die nasale Aussprache von mantun (die der Sprachschatz 4, S. 450 hätte anführen müssen) deutet wohl darauf hin, dass unser Denkmal keine provenzalische sondern französische Wörter und Formen enthält: nur bei letzteren merkt Diez Grammatik 1, S. 108 diese Aussprache an; vergl. altromanische Sprachdenkmale S. 85. Auch hat Raynouard 4, p. 206 menton

mento, Roquefort aber 2, p. 138 manton. D 18. Bei capilli ist es zweifelhaft ob es ein latein. Plur. ist oder ein aus einem obliquen latein. Casus gebildeter romanischer Singularis: bringt doch Diez 2, S. 12 sogar aus dem späteren Latein senati für senatus bei. Die Sanctgaller Glossen 913 haben ebenso capilli fahs. Und fahs, von dem ohnehin der Plur. selten ist (im Sprachschatz 3, S. 447 nur ein Beispiel vom
450 Dat. Pl., den ich auch im Antichrist 117, S. 43 finde * Erek 7088.
26 loupvahsen *), brauchte seinem Begriff nach nicht im Pl. zu stehen. Bei Rayn. cabil cabelh. dentes ist von dens denz bei Rayn. 3, p. 25 kaum verschieden. maxillas ein romanischer Nom. Sing. (vergl. zu D 16), bei Raynouard 4, p. 125 maissella und der Pl. maichelas. Graff bemerkt in der Diutisca 3, S. 211 »chinnpeni mit einem Punkt unter dem zweiten n« und hat in den Sprachschatz 3, S. 129 chinnipeni eingetragen. Unter dem zweiten n ist ein blasses, in der Nachbildung nicht ausgedrücktes Häkchen erkennbar, wonach man ni lesen darf, aber das darüber stehende Wort kann peni sowohl als pein gelesen werden. pein ist wahrscheinlicher, da beide Formen des Worts hier vorkommen, pein E 14. 16 und in Zusammensetzungen hruckipeini E 11. widarpeini E 18, auch sonst hier nirgend ê für ei sich zeigt. D 19. oculos halte ich für den Nom. Pl. aus dem latein. Acc. entstanden, ähnlich den Pl. auf as; vergl. zu D 16. Bei Rayn. 4, p. 366 ol olh oill usw. Pl. ols. timporibus hat die Handschrift, nicht temporibus, wie im Sprachschatz 3, S. 29 steht; die romanische Form templas Pl. bei Rayn. 5, p. 322. Hierher gehört sowohl chinnapahhun als hiuffilûn. Ein Dat. Pl. ist nicht wahrscheinlich, denn es war bei diesen Glossen keine Veranlassung da, einen obliquen Casus zu setzen: sonst müsste auch chinnapahhôm und hiuffilôm (der zweite Schreiber setzt Walhum, nicht Walhun) da stehen. Es bleibt also nichts übrig als anzunehmen dass bei der Verwirrung, in welcher die Flexionsendigung der Declination gerathen war, auch der Dat. Pl. der dritten Declination als Nom. Pl. sei gebraucht worden; F 7 steht costis für costæ, und Diez führt 2, S. 12 meritis für merita, vinculis für vincula an. Ich muss noch die Richtigkeit

von chinnapahhun angreifen. Schon die Form befremdet, denn man erwartet chinnipahhun, wie D, 18 chinnipein steht und anderwärts in den Zusammensetzungen (Sprachschatz 4, S. 450. 451) immer kinni vorkommt; soll kinna hier gelten, so müsste man das zusammensetzende a darin sehen, das doch (Grammatik 2, S. 414) meist nur bei Wörtern mit kurzer Wurzelsilbe vorkommt. Aber viel auffallender scheint mir dass das Wort hier die Schläfe bedeuten soll, während es sonst (Sprachschatz 3, S. 29) immer und gewiss richtig durch maxilla Kinnlade erklärt wird; die Sanctgaller Glossen haben es übergangen. Ich glaube, es
liegt ein schon älterer Fehler vor, weswegen der Schreiber der 451
Casseler Handschrift die bessere Erklärung hiuffilûn als zweite 27
Glosse zusetzte. Das Wort ist gleichbedeutend mit dûnawangûn, tinnawangûn (Sprachschatz 1, S. 895. 5, S. 429), das den hier nöthigen Begriff gewährt. Wahrscheinlich hat zuerst thinnapahhun hier gestanden; die anlautende Aspirata mag begründet sein, da sie auch im Nordischen und Angelsächsischen sich zeigt, wie in den Erfurter Glossen (Haupts Zeitschrift 2, S. 205) thiunnebein (wohl thinnebein) timpora und in der Marburger Handschrift (Haupts Zeitschr. 3, S. 119) thenebên. collo, gebildet aus dem obliquen Casus von dem latein. collum, wie umbilico F 11. puledro F 17. domo G^a 4; vergleiche mansione G^b 5 und in dem Eid poblo, Karlo. collo macht den Übergang zu col bei Raynouard 2, p. 436. Roquefort 1, p. 274. Graff hat mit Unrecht 4, S. 927 jene Form nicht angemerkt. Eine andere romanische Form colli zeigt sich als Accus. E 4. Man sieht das Schwanken jener Zeit. D 20. scapulas ahsla Nom. Sing. (vgl. zu D 16) oder Pl. wenn man ahslâ annimmt, aber jenes ist wahrscheinlicher, auch weil E 9 inter-scapulas nur Sing. sein kann.

E 1. humerus bei Rayn. 3, p. 547 hume. calcanea scheint der lateinische Pluralis: aber man kann auch annehmen, der lateinische Plur. Neutr. sei in den romanischen Sing. Fem. übergegangen; vergl. Diez 2, S. 19. 20 und dolea G^b 9. Eine entsprechende Form bei Raynouard und Roquefort kann ich nicht finden, aber die heutige französische Sprache gebraucht das Wort. E 2. tondre steht bei Rayn. 5, p. 372, und tondit

ist eine fehlerhafte lateinische Form, kam aber vielleicht in der Volkssprache vor: s. die Anmerkung zu tundi E 3; provenzalisch müsste sie tonde lauten, altfranzösisch tond. pedes bei Roquefort 2, p. 349. 350 piedz, der Sing. pie. E 3. Der Imperativ tundi (vielleicht auch tondi zu lesen) ist nicht lateinisch, provenzalisch müsste er tonde lauten, aber wir fanden in der vorigen Zeile auch tondit. Man darf es wohl als einen mundartlichen Übergang in die dritte romanische Conjugation betrachten; vergl. E 4 radi. meo ist die romanische Form von dem Possessiv, die Diez 2, S. 82 mieu ansetzt, ebenso Rayn. 4, p. 271: sie kommt nochmals E 4 und 5 vor.
452 capilli, im Sprachschatz 6, S. 525 fälschlich capillo eingetragen,
28 kann nichts anderes sein als der Acc. Sing. und ist schon zu D 18 als romanische Form angesprochen. ordigas, fälschlich ardigas bei Eccard und Graff im Sprachschatz 5, S. 584, ist ein Nom. Pl. (siehe zu D 16), aus dem lateinischen articulus entstanden; Ducange hat ortilli, Roquef. 2, p. 172 ortaus ortoile orteuil [S. Nachtrag S. 2]. E 4. uncla bei Rayn. 4, p. 373 ongla ungla. E 5. radi meo parba fehlt im Sprachschatz 6, S. 526. Zu radi vergl. tundi E 3. barba bei Rayn. 2, p. 184. Merkenswerth dass die Sprache unseres Denkmals gerne p für b setzt, während Diez (1, S. 177—178) das Umgekehrte als Eigenthümlichkeit des Romanischen anmerkt: ausser parba finden wir putel E 17. putelli E 18. perpici F 8. pragas G^{b} 2. puticla H 2. stupa G^{a} 7. trapes G^{a} 19. capriuns G^{a} 20. cuppa G^{b} 20. campa H 9. gyppus H 11. membras, in den Sprachschatz 2, S. 189 nicht eingetragen, bei Rayn. 4, p. 187 membres; vergl. zu D 16. E 6. radices bei Rayn. 5, p. 29 raditz. pectus ist zu lesen, nicht paectus, wie bei Eccard steht und im Sprachschatz 3, S. 275 beibehalten ist: bei Roquef. 3, p. 324 pect, bei Rayn. 4, p. 478 peich peit piech pit. Man könnte glauben, es sei pettus zu lesen, allein man vergleiche die Züge bei index E 12 und unctura F 8. E 7. Graff bezweifelt im Sprachschatz 2, S. 206 das althochdeutsche lefsa, das ich im zwölften Jahrhundert in dem heil. Ulrich des Albertus 429 finde, und nimmt lefsâ als Pluralis von dem Masc. lefs. Aber labia entscheidet noch nicht, da auch das Fem. labia bei Apulejus vorkommt und bei Rayn. 3, p. 2. 3

der Pl. labias. brachia könnte der latein. Plur. sein, aber
auch eine neuere Form des Sing., und das ist, da nicht armâ,
sondern arm daneben steht, wahrscheinlich. Bei Rayn. 2,
p. 252 bratz. E 8. palpebre als romanische Form bei Rayn. 4,
p. 404. Eccard schreibt unrichtig palpebrae, wozu im Sprach-
schatz 3, S. 315 noch ein Druckfehler gekommen ist. manus
bei Rayn. 4, p. 139 man ma, wo also us noch nicht abgefallen
ist. hant ist in den Sprachschatz 4, S. 966 nicht eingetragen.
E 9. interscapulas ist Nom. Sing. wie D 20 scapulas. Der
Deutsche fand kein Wort und übersetzte untar hartinun: 453
denn so steht da, nicht hartinon, wie man im Sprachschatz 4, 29
S. 1026 findet, wo noch unrichtig inter scapulas getrennt ist,
auch untar I, S. 380. 382—383 nicht eingetragen. Grammatik 3,
S. 403 (vergl. 2, S. 171) wird der Plur. hartinâ angenommen,
demnach müsste hier hartinôm stehen. Der Vocabularius opti-
mus hat 1, S. 170 interscapula mittelschulter. palma auch bei
Raynouard 4, p. 402, das heutige paume. Aber preta ist schwer
zu erklären. Grammatik 3, S. 403. 404 wird gefragt, ob es von
prettan (stringere nectere) abzuleiten sei, und auf das angel-
sächsische handbrëd (palma) verwiesen. Graff im Sprach-
schatz 3, S. 295 will es als das substantivische Femin. vom
Adject. breit betrachten und prêta schreiben * prêta palma Jacob
zu dem goth. Wörterbuch S. XVII *; aber in unserem Denk-
mal kommt kein ê für ei vor. Aus einer Wiener Glosse des
zwölften Jahrhunderts wird im Sprachschatz 3, S. 294 breit hand
plana manus angeführt. E 10. Bei dorsum ist um noch
nicht abgefallen, denn die romanische Form bei Rayn. 3, p. 15
lautet dors: vielleicht ist auch der Strich über u falsch und es
sollte dorsu stehen; vergl. zu F 1 lumbulu und G^a 14 stabulu.
E 11. Ein hruckipeini steht ganz deutlich in der Handschrift,
in der Abbildung ist die vordere Krümmung des ersten e
ausgeblieben. Eccards em für ein erkennt man gleich als Lese-
fehler: schlimmer macht es Graff 3, S. 129, der in hruckipeine
setzt. Bei den voranstehenden Buchstaben kommt, wenn man
das Reagens anwendet, un o sti ziemlich deutlich hervor.
Zwischen o und s ist das Pergament flockig, auch bei dem s
die Tinte etwas ausgeflossen: wahrscheinlich liess der Schreiber

deshalb den kleinen Raum leer. Die beiden ersten Buchstaben enthalten den romanischen unbestimmten Artikel. spinale ist verständlich und kommt als Adjectiv bei Macrobius vor. Zwischen un und spinale muss ein Wort gestanden haben, das den Begriff von Knochen enthielt, das leidet keinen Zweifel; so steht auch hier os, welches Wort im Romanischen nicht fehlt (Rayn. 4, p. 389 — 390) und Zeile 14 wieder erscheint. Aber wie ist das daran hängende deutliche ti zu erklären? Ich weiss nichts Besseres als dass aus einem obliquen Casus des lateinischen os ein romanischer Nominativ gebildet ward und osti etwa für ossi verschrieben ist. In polix zeigt das einfache l und das aus dem obliquen Casus von pollex aufgenommene i die romanische Form an: bei Roquefort 2, p. 374 polx.
454 E 12. renes französisch reins. index auch bei Rayn. 3, p. 558.
30 E 13. coxa romanisch coissa cuyssa cueissa Rayn. 1, p. 526. digitus und fingar sind bei medius und mittarôsto zu verstehen. medius lautet bei Rayn. 4, p. 175 miei mieg usw. Wollte man medius, wie in der folgenden Zeile medicus, als romanische Form betrachten, so wäre dafür zu sagen dass hier beide Wörter als Eigennamen dienen, also der Änderung mehr widerstehen konnten; vergl. Diez zu Boethius S. 154. E 14. Von os war schon zu 11 die Rede. major ist die romanische Form, die neben majer erscheint: s. Rayn. 4, p. 118. lâhhî wörtlich so viel als medicus, romanisch metge mege bei Rayn. 4, p. 173: aber hier ist digitus medicus gemeint. Graff, der das nicht einsah, meinte (Sprachschatz 1, S. 217), der vierte Finger sei in unserer Stelle gar nicht genannt. E 15. Das erste Wort ist nicht ganz lesbar: im Sprachschatz 4, S. 575 wird es übergangen. Eccard hat die ansprechende Vermuthung, es sei ginuolo zu lesen, das romanische ginolho genolho bei Rayn. 3, p. 456, vergl. 6, p. 304: also das lateinische geniculum mit abgeworfenem m: aber es ist nicht zu erkennen dass ein g da gestanden habe (auch hat das Reagens nichts zum Vorschein gebracht) und uinuolu ist ziemlich deutlich. Man müsste also guinuolu bessern, denn in gui ist u stumm wie Diez Grammatik 1, S. 101. 108 lehrt: auch merkt er uo für das kurze u an; s. Eulalia S. 19 [S. Nachtrag S. 3].

E 15. 16. articulata steht da, nicht articulatæ, denn der Haken unter dem a ist zufällig und kommt sonst nicht vor. Das Wort ist nicht zu erklären, aber es ist gewiss dass der fünfte Finger soll bezeichnet werden. Was als Deutsch daneben steht, altee, wird im Sprachschatz 1, S. 247 nur mit einem Fragezeichen und der ohne Zweifel unrichtigen Vermuthung »ob an zêhâ zu denken sei« aufgeführt. *Vgl. Geschichte der d. Sprache S. 947. Malberg. Glosse S. XL.* Ich nehme an dass der Abschreiber die ganze Stelle nicht verstand und daher verwirrte. Ich lese auricularis aut minimus, und die deutsche Glosse müsste, wenn sie vollständig wäre, ôrfingar alde minnisto lauten. Man sieht wie ich altee erkläre, das leicht in alde zu ändern wäre, wenn man eine solche Form der in ihrem Ursprung ohnehin dunkelen Partikel (Grammatik 3, S. 60. 274) geradezu für unzulässig erklären wollte*). [S. Nachtrag S. 3.] Aus Isidor (Etymol. 11, 1. §. 70), obgleich sichtbar nicht unmittelbare Quelle, gewinnen wir Aufklärung, primus pollex vocatur,
eo quod inter ceteros polleat virtute et potestate: secundus 455
salutaris (andere Handschriften lesen »salutatorius« oder »se- 31
cundus index et salutaris«) seu demonstratorius, quia eo fere salutamus atque ostendimus: tertius impudicus, quod plerumque per eum probri insectatio exprimitur: quod plerumque per eum probri insectatio exprimitur: quartus annularis, eo quod in ipso annulus geritur: idem et medicinalis, quod eo trita collyria a medicis colliguntur: quintus auricularis pro eo quod eo aurem scalpimus. Ich vermuthe, der ganze Satz ist in die Casseler

*) [Ich kann der Vermuthung nicht beistimmen, denn 1) setzt sie zu grosse Verderbnis des Textes voraus. Im lat. Text müsste articulata in auricularis geändert und vel ergänzt, im deutschen ôrfingar ergänzt werden. (Steht p. 30 [W. Grimm]). 2) geht altee für alde nicht an, es müsste ein D haben. 3) ist altê ein richtiges Subst. und, wie ich früher vermuthet hatte, schwacher Form, steht also = altâ und bedeutet: articulus, membrum, wofür das roman. articulata gesetzt ist. altâ scheint zwar unerhört, wird sich aber doch bestätigen. Schm. 1, S. 52 hat altelôs für kraftlos, gleichsam aus den Fugen, Gelenken. mhd. heisst altvil hermaphrodit, mehrgliederig, mnd. aldefil (wie im Sachsensp. 1, 4 zu lesen). Höher verwandt sind das welsche aelod membrum, articulus, selbst lat. artus und gr. ἄρθρον (mit R für L). Es bedeutet also Glied oder Gelenk und ist zwischen die Fingernamen gerathen. Jacob Grimm, Zettelnotiz.] (Wäre sehr ungeschickt und ist nicht wahrscheinlich. [W. Grimm]).

Glossen aus einer anderen Quelle eingetragen, worauf mir auch der Mangel aller romanischen Formen zu deuten scheint, wie der Umstand, dass die Sanctgaller Glossen ihn nicht kennen. Man hat eine Abhandlung de partibus humani corporis, die dem Walafrid Strabus beigelegt wird und neuerdings (1842) von Ernst Dronke in einem Programm aus einer Handschrift zu Fulda abgedruckt ist. Der Herausgeber hat (gegen die gewöhnliche Meinung, die auch in Hoffmanns Glossen XXX angenommen wird) dargethan dass sie einen wörtlichen Auszug aus Hrabans Werk De universo 6, 1 enthält: weitere Nachforschung würde ihn überzeugt haben dass auch Hraban nicht der Urheber ist, sondern dass er aus Isidor geschöpft hat. In diesem Auszug Walafrids kommt auch unsere Stelle vor, wo sie, übereinstimmend mit Hraban, lautet »primus digitus pollex est: secundus index sive demonstratorius: tertius pudicus (l. impudicus) sive medius: quartus annularis sive medicus: quintus auricularis« [S. Nachtrag S. 3]. Dann ist sie übergegangen in die Trierer Glossen (Hoffmann 2, S. 36—37), dûmo pollex: zeigâre index: lancmar impudicus vel medius: goltvinger annularis: ôrvinger auricularis. Ferner in die Glossen, die in Nyerups symb. 260 ff. enthalten sind und die in das 11. Jahrhundert gehören mögen, S. 262 pollex dûme: index zeigære: impudicus mittelære: medius medicus goldvinger annularis idem: auricularis ôrvinger. Endlich in die Wiener Glossen, die aus einer Pergamenthandschrift des 12. Jahrhunderts in der Diutisca 3, p. 148 und in den Sumerlaten 30^b abgedruckt sind, pollex dûme: index zaigel: medius metenoste (l. mitterôste): annularis vingerlære: auricularis ôrvinger. Dazu kommt eine dichterische Umschreibung in der Genesis 14, 6—19, *daz* die — fingere helfen einen anderen. sô ist der grôzeste (der Dickste) unter in der nutzeste, daz ist der dûme, der hilfet in sliume: wande sie âne in ne mugen sâ niuweht gehaben. der dâ bî stât, ein iegelich
456 ding er zeiget. der dritte heizet ungezogen, wande er îlit sich
32 fur nemen: sware diu hant reichet, aller êriste er iz pegrîfet.
in deme fierden scînent fingerlîn diu zieren, dâ mite der man spulget sîn wîb mahilen; ouch hât der chunig ze site daz pischtuom mahilen dar mite, swelehen pfaffen er ze hêrren wil

machen. der minneste finger der ne hât ambeht ander ne wane, sos wirt nôt, daz er in daz ôre grubilôt, daz iz ferneme gereche swaz iemen spreche. Ich führe einige Zeugnisse aus späterer Zeit an. Vocabularius optimus (herausgegeben von W. Wackernagel, Basel 1847), im vierzehnten Jahrhundert abgefasst aber nach älteren Quellen, 1, p. 38—42 pollex duom· index zeiger. medius mittler. annularis golttrager. auricularis orgrübel. Diefenbachs Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 158 nennt den index zeiger und wiser; die übrigen Finger kommen nicht vor. Johannes Melber vocabularius predicantium (ohne Jahr und Ort, aber wahrscheinlich von 1489) pollex der stark dick finger, der dume. index zeyger. medius der mittelst allerlengst finger. anularis herzfinger etiam medicinalis vel medicus. auricularis orefinger oregrubel. Der Strassburger Dasypodius (Dictionarium latinogermanicum et germanolatinum. Argentor. 1537) * S 377[b] goldfinger * S. 283[a]. 483[a] pollex der daum. index der zeyger alias salutaris. medius der mittelfinger. annularis et medicus der vierd finger. auricularis et minimus der kleinst finger. *Nomenclator latinosaxonicus (von Nathan Chyträus) ed. secunda Rostochii 1585. 8. p. 114. Digitus ein finger. Pollex de Dume. Index de vöruinger, de wyser. Digitus medius, Mart. infamis. Pers. impudicus, Isid. de grote edder middel vinger. Digitus annularis Gell. medicus, de goldtvinger. Digitus auricularis, minimus Plin. de kleine elfte lütke vinger. * Georg Henisch Teütsche Sprach vnd Weissheit (Augsb. 1616) S. 1102 1. daum kauffleuthfinger, aliis digitus Gelforum, quod Gelfi illum in magno pretio habeant. 2. zeiger, vorderste finger, frawen finger, der finger nechst dem daumen, aliis dictus digitus Gibellinorum. 3. mittelmetzgerfinger arſsfinger subtiler finger (per antiphrasin). 4. goldfinger herzfinger jungfrawenfinger prangfinger, daran man die ring steckt. 5. klein kleinest fingerlin junckerfinger. Teutscher Sprachschatz von dem Spaten (Caspar Stieler. Nürnb. 1691) S. 485 1. daum kaufleutefinger docterfinger. 2. forderfinger zeiger. 3. mittelnarren- oder metzgerfinger arschfinger. 4. goldfinger herzfinger jungferfinger. 5. kleinfinger junkerfinger. Auch die heutige Volkssprache liefert Beiträge. Bremer Wörterbuch duum und

1, S. 393 aus der Kindersprache, wo immer mit dem kleinsten der Anfang gemacht wird, 5. lütje finger. 4. goldfinger. 3. langelei. 2. botterlikker. 1. lüskenknikker. Schütze holstein. Idiotikon 1, S. 316 5. lütje finger. 4. goldenringer. 3. langmeier, lange maak, marje. 2. pütjenlikker. 1. lüschenknikker. In
457 Pommern nach mündlicher Mittheilung dieselben Namen bis
33 auf 3. langluchs. Im Bergischen, ebenfalls nach mündlicher Überlieferung, 5. piepling. 4. goldmännchen. 3. langmännchen. 2. leckmännchen. 1. daumen. (Heinrich Smidt) Kinder- und Ammenreime in plattdeutscher Mundart. Bremen 1836. S. 33 1. dümerling. 2. fingerling. 3. langvatt. 4. goldfinger. 5. litje finger. Pott S. 293 5. lütje finger. 4. goldinger (wohl goldringer). 3. goldammer. 2. pottlicker. 1. luseknicker. Im Mecklenburgischen nach mündlicher Mittheilung 5. lüttefinger. 4. golleringer. 3. langemann. 2. botterlicker kortjohann. 1. lüschenknicker dickbuk. Aachner Mundart in dem Idiotikon von Joseph Müller und Wilhelm Weitz 1836 S. 38 1. dümeleng. 2. leckfenk. 3. langmann. 4. Johann. 5. piphans und S. 103 kenkes oder kinkes. In Niederhessen habe ich nur gehört 3. langhals. 2. lecker. 1. läuschenknicker. In Schlesien heisst der Daumen im Volk immer Däumling [S. Nachtrag S. 3]. Hieran schliessen sich die Benennungen aus stammverwandten Sprachen. Altsächsisch 5. lüttic fingar Heljand 103, 18. Altfriesisch nach Richthofens Wörterbuch 741[b] 1. thuma, haldere. 2. skotfinger. 3. thi grata finger, thi langa oder langesta finger. 4. goldfinger. 5. thi liteka finger, slutere. Angelsächsisch in den Gesetzen Adelbirhts 54 und Alfreds 40, 16—22 (herausgegeben von Reinhold Schmid 1832) 1. thuma. 2. scytefinger. 3. middle, midlesta finger. 4. goldfinger. 5. lytla finger. In Alfreds Glossar findet sich auch 4. læcefinger, und Lye führt, aber ohne Nachweisung, 5. earcläsnend an. Im Altnordischen kenne ich nur 1. thumalfingr. 4. baugfingr. 5. litilfingr. Im Isländischen 2. visifingr. Die alten Gesetze sechs schwedischer Landschaften (herausgegeben von Collin und Schlyter 1827—1841) kommen darin überein, dass sie in den Capiteln, wo von der Busse für Wunden die Rede ist, dem zweiten und vierten Finger keinen Namen geben, sondern beide durch eine Umschreibung be-

zeichnen. Nur in dem westgothländischen Gesetz kommt, aber an einer anderen Stelle, bei Gelegenheit des Bischofringes (1, S. 37) gullfinger vor. Demnach sind folgende Benennungen aufzustellen 1. thumulfinger (1, S. 18. 3, S. 153 und 155. 4, S. 139) thumolfinger (5, S. 153 Anm. und 164) thomalfinger (5, S. 21. 153) thumling (6, S. 121) thumlingir (Gutalagh 19, 19 herausgegeben von Schildner) thumi (2, S. 205). 2. Der nächste nach dem Daumen. 3. lengesta, langa finger (1, S. 18. 5, S. 153). 4. Der nächste nach dem längsten (1, S. 18. 5, S. 153). 5. litle finger (1, S. 18. 5, S. 135). Anders das heutige Schwedisch, 1. tumme. 2. pekfinger. 3. medlerste. 4. fjerde. 5. minste. 458
Dänisch 1. tommelfinger, tomme kommt nur als Längenmass 34
vor. 2. pegefinger. 4. guldfinger lægefinger (Molbech dansk dialectlexicon). Englisch 1. thumb. 2. forefinger. 3. middlefinger. 4. ringfinger. 5. little finger. Holländisch 1. duim duimje. 2. wijzer wijzvinger voorvinger. 3. middelste vinger schaamvinger. 4. ringvinger. 5. pink oorvinger klein vingertje. E 16. tibia romanisch, wenn auch in den Stellen bei Raynouard 5, p. 361 und bei Roquefort 2, p. 622 nur in der Bedeutung von Flöte. Der Vocabularius optimus I, p. 213 sagt »tibia cum cantat hominis pars tibia saltat« * Isidor etym. 3, 21 § 4 *. E 17. calcemel statt calamel, wie Eccard liest und Graff im Sprachschatz daneben aufstellt, ist sichtbar falsch. Graff lässt auch noch calcaneum folgen, als wenn das hier stände: es soll wahrscheinlich eine Erklärung sein, die aber keinen Beifall verdient, zumal schon oben E 1 calcanea fersnâ vorkommt. calamel ist ohne Zweifel eine romanische Form und findet sich bei Raynouard 2, p. 294 in der Bedeutung von Rohr chalumeau Schalmei: auch Ducange hat calamella fistulatorius calamus, das könnte aber wie tibia zugleich Bein, Knochen bezeichnen, und ein solcher Begriff ist hier nöthig: am natürlichsten denkt man an Wadenbein, und diese Bedeutung wird ausser Zweifel gesetzt durch eine bei Ducange (ed. Henschel) angeführte Stelle, die einen an den Gliedern Gelähmten beschreibt, »reptantem manibus et calamellos tibiarum contractum«. Nun ergibt sich auch was das sonst unverständliche widarpeini, denn so ist zu lesen, nicht widarpani, heissen muss; im Sprach-

schatz 1, S. 636 ist widarbani mit einem Fragezeichen angeführt und 3, S. 129 widarpani eingeklammert. E 17. 18. putel bei Rayn. 2, p. 268 budel, franz. boyau, aus dem lateinischen botulus botellus; vergl. Diez 1, S. 9. In der Aachner Mundart noch jetzt puttes Blutwurst: Bremer Wörterbuch 3, S. 369 puddewurst. putelli ist der Plur. mit der lateinischen Endigung. E 18. Graff sagt in der Diutisca 3, S. 211 teclauun kann auch talauun gelesen werden und wiederholt diese Bemerkung im Sprachschatz 1, S. 345, setzt aber daselbst, wie vorher, S. 344, teclauun an. talauun allein ist zulässig und gewährt die romanische Form von dem lateinischen talus Knöchel am Fuss, dem französischen und spanischen talon entsprechend: bei Rayn. mit abgeworfenem Consonant talo. Bei anchlao fragt Graff ob es der Genit. Pl. sei, also von dem Mascul. anchal: ich halte anchlao = anchlô für den Nom. Pl. von dem Femin. anchala.

459 F 1. lumbulum ist der romanische Nominativ, aus dem
35 lateinischen Acc. gebildet, wie ja auch der deutsche Nom. lentiprâto daneben steht. Übrigens hat auch Ducange lumbulum, oder es könnte der Strich über ū unrichtig sein; s. Anm. zu D 17. E 10. F 2. figido (in den Sprachschatz 2, S. 80 nicht eingetragen) steht dem portugiesischen figado, ital. fegado, span. higado am nächsten: die romanische Form lautet bei Rayn. 3, p. 319 fetge; das französische foie hängt damit zusammen. F 3. pulmone ist romanischer Nominativ, wie G^b 18 calice. lungunne steht für lungunna. armentas steht da, nicht armaentas, wie Eccard, oder armentos, wie Graff in der Diutisca 3, S. 211 liest, auch nicht armenta, wie er im Sprachschatz 4, S. 1171 angibt. Es ist gebildet wie E 5 membras; vergl. zu D 16. Doch findet sich auch bei Livius Andronicus und Ennius das Femin. armenta. F 4. intrange das altfranzösische entreigne viscera, bei Ducange intranea; das hat schon Eccard richtig gesehen. Das deutsche Wort muss den Schriftzügen nach indinta gelesen werden: doch Graff hat im Sprachschatz 1, S. 298 mit Recht innida vermuthet, wiewohl auch das daselbst gleich folgende intuoma zu berücksichtigen ist. pecora in dem heutigen Französisch pecore; bei Rayn. 4, p. 475 das Adject. pe-

corin. F 5. stomachus noch ganz lateinisch: am nächsten steht das
ital. stomaco: die romanische Form estomax, estomach bei
Rayn. 3, p. 221. widarî führt Graff im Sprachschatz 1, S. 779
als den Dat. Sing. an, der doch widara lauten müsste: veran-
lasst dazu wird ihn pirpici haben. Das darf man aber um so
sicherer für eine romanische Form halten als auch im Walachi-
schen berbece, im Italiänischen berbice vorkommt: bei Rayn. 2,
p. 212 berbitz *Geschichte der deutschen Sprache S. 34*; dass
dies aber in der lateinischen Volkssprache berbex lautete, weist
Diez 1, S. 9 nach. pirpici könnte die roman. Form des Nominat.
Sing. sein, aber dazu passt der Plur. widarî nicht, zumal die
meisten Thiere im Plur. angeführt werden: es muss also eine
falsch gebildete lateinische Endigung sein, wenn man sie als
romanischen Plur. nicht will gelten lassen. F 6. latera noch 460
mit der lateinischen Form: für latus lautet die romanische bei 36
Rayn. 4, p. 26 latz. fidelli für vituli, aber auch bei Plautus
vitellus, ital. vitello. Die lateinische Endigung scheint hier noch
beibehalten. Die romanische Form bei Rayn. 5, p. 475 vedel und
Pl. vedels. F 7. rippi ist der Nom. Pl. wie er auch anderwärts
(Sprachschatz 2, S. 356) vorkommt, ein obliquer Casus ist über-
haupt hier unpassend. costis als Nom. Pl. für costae ist zu D 19
bei timporibus erörtert. oviclas, der romanische Plur. (vergl.
zu D 16) steht dem lateinischen ovicula noch näher als ovella,
ovelha, Pl. ovelhas bei Rayn. 3, S. 392. Ich weiss nicht, warum
Graff im Sprachschatz 1, p. 505 awî als Sing. ansetzt, da es
hier offenbar der Plur. ist: das Richtige war schon Grammatik 3,
S. 327 angegeben *Geschichte der deutsch. Sprache S. 34.*
F 8. unctura, bei Rayn. 4, p. 373 onchura, ointura, kann
hier nicht Salbe heissen, wo von dem menschlichen Leib die
Rede ist, sondern muss Fett bedeuten, was smero richtig aus-
drückt; eigentlich ist es der Fettüberzug der Eingeweide, wie
der Gesalbte mit Fett überstrichen wird. Anderwärts (Sprach-
schatz 6, S. 833) wird smero durch arvina übersetzt, von welcher
es bei Isidor (Etymol. 11, 1) heisst »est pinguedo cuti ad-
haerens«, und das bedeutet auch nezzismero und spint (Sprach-
schatz 6, S. 352). agnelli, der latein. Plur. von agnellus: bei
Rayn. 2, p. 33 agnel, ahnel und Pl. anhels. F 9. cinge

curtî ist deutlich zu lesen. Meine Ansicht von der Entstehung
der Glosse habe ich oben S. 18 [= S. 387] geäussert. Graff,
weil er, wie Eccard, fälschlich cingo liest, weiss sich damit
nicht zu helfen und führt im Sprachschatz 4, S. 254 das
Wort abgesondert an. Nicht porci, wie im Sprachschatz 6,
S. 880 angegeben ist, steht da, sondern deutlich porciu, wie
schon Eccard gelesen hat. Ich glaube, iu ist gleich o wie in
auciun (F 15), und so findet sich auch porco im Italiänischen
und Spanischen. Aber wie ist die Form als Plur. zu erklären?
Der romanische lautet porcs bei Rayn. 4, p. 601. Das Leichteste
wäre freilich, wenn man ändern will, das lateinische porci an-
zunehmen, oder entstellt porcui. F 10. lumbus mit latei-
nischer Endigung, bei Rayn. 4, p. 93 lomp lom, ist im Sprach-
schatz 2, S. 996 nicht angemerkt. Ich glaube dass statt napulo,
461 weil es gleich in der folgenden Zeile und zwar richtiger bei
37 umbilico steht, das dem Begriff von lumbus genau entsprechende
lancha muss gesetzt werden. F 10. ferrat für verres ist das
romanische (Rayn. 5, p. 503) und noch heute im Französischen
übliche verrat. Ohne Noth setzt Graff im Sprachschatz 3,
S. 681 ein Ausrufungszeichen dabei, und zu pêrfarh, denn so
ist das Wort ohne Zweifel zu verstehen, ein Fragezeichen; es
musste auch im Sprachschatz 3, S. 202 angeführt werden. Nach-
zusehen ist Grammatik 3, p. 326. F 11. umbilico gebildet wie
collo und andere (Anmerkung zu D 19): portugiesisch umbigo,
bei Rayn. 6, p. 3 umbelic ombelic. troia romanisch für trächtige
Sau bei Isidor; vgl. Diez * Roman. Gramm. * 1, S. 35.
* Roman. Wörterb. 356. Gesch. d. deutsch. Sprache S. 37. *
F 12. pecunia steht in der Bedeutung von pecus, wofür
Ducange Belege beibringt: hier, wo von Thieren die Rede ist,
würde der Begriff von Geld auffallen. * Vgl. Wackernagel
in Haupts Zeitschr. 9, S. 549. Anm. 101. * fihu zwar erscheint
für Habe und Gut im Gothischen, Angelsächsischen und Nor-
dischen, aber im Althochdeutschen gewährt es nur die lex
Rotharis in Zusammensetzungen (Sprachschatz 3, S. 430). Die
Sanctgaller Glossen nahmen pecunia für Geld und änderten
S. 200 pecunia scaz gregies fihu. scruva für scrofa wie
in der folgenden Zeile purcelli und F 17. 18 puledro puledra.

u für o bespricht Diez 1, S. 173. F 13. cavallus nicht
caballus, wie im Sprachschatz 4, S. 1179 angegeben wird: bei
Rayn. 2, p. 366 cavalh. v zeigt das Romanische an. pur-
celli mit lateinischer Endigung, bei Rayn. 4, p. 601 porcelh
porcel. u statt o ist bei scruva F 12 angeführt. F 14.
equm (equum) zeigt den latein. Accus. als Nomin.; vergl. die
Anmerkung zu verticem D 17. hengist heisst eigentlich ein
verschnittenes Pferd. aucas der romanische Nomin. Plur., nicht
Accusativ, wie im Sprachschatz 4, S. 220 angenommen wird;
vgl. zu D 16. auca bei Rayn. 2, p. 142 und Nachweisung
bei Diez 1, S. 25, der das Wort gewiss richtig durch avica
erklärt; er bemerkt zugleich dass dadurch das lateinische
anser fast gänzlich aus dem romanischen Sprachgebiet sei
verdrängt worden. Vergl. F 15 auciun. F 15. jumenta ist
nicht der lateinische Pluralis, sondern der romanische, aus
diesem gebildete Nomin. Fem., wie Diez 2, S. 19. 20 zeigt;
er erscheint noch im Italiänischen und Portugiesischen: Rayn. 3,
p. 595 hat jument. Statt marhe erwartet man hier marha: ich
habe schon oben S. 15 [= S. 383] * vgl. Geschichte der deutschen
Sprache S. 947. 950 * bei Betrachtung der Vocale davon ge- 462
redet. Übrigens gibt marhe den Sinn nur oberflächlich wieder 38
und ist erst bei dem folgenden equa genau: vielleicht sollte
hier, da die Wiederholung auffällt, ein anderes Wort stehen.
auciun eine Diminutivform, von welcher Diez 2, S. 279—280
spricht. Rayn. 2, p. 142 hat auco oison. iu scheint mir
gleich o; vgl. zu F 9. Über die geminierte Diminution
in censincli und hernach in hônchli ist Grammatik 3, S. 681
nachzusehen. F 16. pulli mit lateinischer Endigung aber mit
romanischer Bedeutung, denn das lateinische pullus drückt be-
kanntlich allgemein ein junges Thier aus: bei Raynouard 4,
S. 589 pol pola polhe polet: bei Ducange pulla gallina. F 17.
puledro aus dem lateinischen poledrus (Diez 1, S. 34), gebildet
wie die zu F 11 angeführten Wörter: ital. poledro. u statt o
wie in scruva F 12. pulcins, nicht pulcini, wie im Sprach-
schatz 4, S. 958 steht, aus dem lateinischen pullicenus bei
Lampridius mit gleicher Bedeutung: bei Rayn. 4, p. 590 polzi
pouzi. hônchli, nicht hanchli, wie bei Eccard und im Sprach-

schatz 4, S. 958; die volle Form huaninchili in Haupts Zeitschrift 3, S. 464^b, daselbst 5, S. 359^a auch huonicliu. F 18. puledra wie vorher puledro. Für fulihha hat der Sprachschatz 3, S. 476 dies einzige Beispiel: nach Grammatik 3, S. 335 ist es schlechte Schreibung für fulja. Auffallend und gewiss unrichtig ist in callus c statt g geschrieben, es folgt auch gleich galina. Das Pergament ist hier etwas abgeschabt, und durch das Reagens kam über dem c noch ein Strich hervor, der aber zu einem h zu gehören scheint. Vielleicht hatte der Abschreiber, dem schon hano im Sinn lag, hallus gesetzt, und jemand, dem das deutsche c im Anlaut natürlich war, besserte mit einem anderen Fehler. gallus zeigt noch die volle lateinische Form: bei Rayn. 4, p. 318 steht gal. * Pott lex Salica S. 161 *. F 19. animalia bei Rayn. 2, p. 89. 90 animal animals. galina, die romanische Form mit einfachem l, bei Rayn. 3, p. 418.

G^a 1. Auch bei Rayn. 4, p. 412 pao paho pau. G^b 1. camisa, die romanische Form, bei Rayn. 1, p. 302; über die lateinische camisia und die Verwandtschaft mit dem deutschen hemidi ist Diez 1, S. 10 nachzusehen. Von pheit hat der Sprachschatz 3, S. 327 keinen weiteren Beleg; das Wort ist
463 auch im Mittelhochdeutschen nicht häufig, ich finde es nur bei
39 Neidhart Ms. Hag. 3, 220^a. Helmbrecht 677. Helbling 1, 670. 9, 119. Von dem übeln wîbe 662. Liedersaal II, 473, 11. Also bei Süddeutschen, wie es ja auch in Baiern (Schmeller 1, S. 325—326) noch im Gebrauch ist. pheitel kommt in Wiener Glossen vor, bei Enenkel (Haupt Zeitschrift 5, S. 279. 404) und in des mitteldeutschen Heinrichs von Freiberg Tristan 698. 5690. Über den Ursprung des Worts ist Grammatik 1^2, S. 397 nachzusehen. G^c 1. 2. implenus für impletus, wenn nicht plenus allein stehen sollte; ich finde die Glosse nicht in den Sprachschatz 3, S. 477 ff. eingetragen. G^b 2. pragas Nom. Sing. oder Pl. wie prôh (vgl. zu D 16), bei Rayn. 2, S. 247 der Sing. braia braga und der Pl. bragas, der natürlich, wie in dem lateinischen braccæ, das Hosenpaar bedeutet. G^a 3. In casa ist das auslautende a zweifelhaft und könnte auch für u gelten: dann aber müsste a gebessert werden. Das Wort findet sich bei Rayn. 2, p. 348. G^b 3. deoprôh Hüften-

kleid ist bekannt (Sprachschatz 3, S. 278), aber deurus verstehe ich nicht. * Vgl. Gesch. d. deutsch. Sprache S. 695 tubrucus. * [S. Nachtrag S. 3 und die Briefstellen]. G^c 3. 4. Bei Raynouard 4, p. 399 nur pala, mit dem Lateinischen gleichlautend, und der Plur. palas, der hier Singularis ist; vgl. zu D 16. Die volle Form von scûflâ im Sprachschatz 6, S. 459 scûvalâ. G^a 4. domo ist der romanische Nominativ, der auch anderwärts (zu D 19) nachgewiesen ist. Die gewöhnliche Form kadum ist Grammatik 2, S. 151 aufgestellt; der Sprachschatz 4, S. 175 hat nur noch aus den Glossen des Junius den Dat. Pl. kadamun. G^b 4. fasselas erkläre ich aus dem romanischen fassa facia, dem heutigen face (Rayn. 3, p. 285): facitergula ist gemeint, das, mit facitergium gleichbedeutend, bei Ducange vorkommt: das ital. fazzoletto hat schon Eccard angeführt. fanun ist nicht ganz deutlich geschrieben: Eccard hat faciun gelesen, und das behält der Sprachschatz 3, S. 733 bei: mir ist fanun wahrscheinlicher: der Schreiber wollte den falschen Zug gleich bessern. Dann lässt sich das Wort als Plur. von fano pannus betrachten. G^a 5. mansione der romanische Nominativ, der sich noch im Italiänischen zeigt, bei Roquefort 2, p. 137 manse; vergl. zu D 19. Wenn selidun nicht in selida zu bessern ist, so vermuthe ich, hat der Verfasser der deutschen Glosse mansione als den latein. obliquen Casus betrachtet und wollte in selidun setzen, 464
wie bei Kero reg. S. Bened. cap. 58 in cella in selidun vor- 40
kommt. G^b 5. wintingâ kann der Nom. Pl. von dem Masc. winting Gürtel Band sein, aber auch wintinga der Nom. Pl. Fem.; ein Beispiel von letzterem führt der Sprachschatz 1, S. 760 an: dazu kommen noch andere, Schlettstädt. Glossen in Haupts Zeitschrift 5, S. 363 fasciola vindinga, und die Berliner Glossen (die Handschrift besass früher Tross) gewähren vinding fascia inde vindinga fasciola. Aber wie lässt sich das romanische windicas erklären? Ich sehe darin das deutsche Wort, dem nur das n der Ableitung ng fehlt und dem die romanische Endigung zugefügt ist. Es würde zu den zahlreichen Wörtern gehören, die durch die Deutschen hinüber kamen; Diez spricht davon 1, S. 49—57. G^c 5. 6. sappas Nominativ (zu D 16), wie es hâwâ (hauwâ) ist: der Plur. müsste

hâwûn lauten. sappe bei Roquefort 2, p. 517 ist eine Axt mit langem Stiel, wovon das heutige sappeur stammt. G^a 6. thalamus kommt bei Ducange nicht in der Bedeutung von Ehebett vor. G^b 6. mufflas bei Ducange muffla muffula, französisch moufle: vgl. Sprachschatz 2, S. 710. Sumerlaten 50^a muffula fûstlinc * vergl. Nyerup symb. p. 296 *. Es kann der Sing. sein (zu D 16), aber auch der Plural: jenes ist wahrscheinlicher, denn von hantscôh müsste der Plur. hantschôhâ lauten; zwar eine spätere im Sprachschatz 6, S. 419 angeführte Glosse zeigt die neutrale Form, aber es fragt sich ob sie richtig ist * Glosse vatic. 8 anscô guanti *; vgl. zu G^b 7. G^a 7. stupâ, reichliche Beispiele von stuba bei Ducange: estuba bei Rayn. 3, p. 233. Im Altdeutschen selten, doch in den Wiesbader Glossen S. 161, bei Helbling 15, 239. Berthold in Wackernagels Lesebuch I, S. 662, 1. Heinzelein von Konstanz Minnelehre 2224 — 2225. Vgl. Sprachschatz 6, S. 615 und Schmeller 3, S. 605. *Oberdeutsch Gudrun 1008, 3. Lichtenstein 446, 19. Neidhart Ms. Hag. 3, 249^a. 264^a. 266^a. 267^b. 275^a. 282^b. 288^b. 292^a. 302^a. Benecke 45, 4. Tanhauser Ms. Hag. 2, 96^b. Hadlaub Ms. 2, 187^b. 194^a. 308^a. Ulrich v. Winterstetten Ms. Hag. 1, 141^b. Burghart v. Hohenvels Ms. Hag. 1, 201^a. 206^a. Liedersaal 1, 247. 29 (Schweiz). Berthold 260. 286. batstube Konr. v. Würzb. Ms. 2, 206^b. der von Stubenberc Lichtenst. 66, 17. stübelîn Kolocz. 150, 193. ein stubenleben Lieders. 2, 706, 416. der saz in sîner stuben sal Rüdiger der Hunthover Kolocz. 172, 575. 165, 292. 323 *. G^b 7. wanz bei Rayn. 3, p. 421 gan guan, das heutige gant. In dem Leben des heil. Columbans (Acta ord. S. Bened. 2, 15) heisst es »tegumenta manuum, quae Galli wantos vocant«: aber auch in althochdeutschen Glossen (Sprachschatz 6, S. 419) wanti hantschuohâ. Das flexivische z = s, das hier angefügt ist, kann bei dem Sing. und Plur. stehen. wans und mufflas unterscheiden sich, indem jenes den anschliessenden Überzug der Hand bedeutet, dieses
465 eine weite ermelartige Bedeckung des Armes, in welche man die
41 Hände steckte. hantscôh dient hier für beide Begriffe. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheint mouwe stûche für die Umhüllung; vgl. zu Athis S. 49. 50. [oben S. 268—271.] irhîn, was

von weichem weissgegerbtem Leder gemacht ist; vgl. Sprachsch. 1, S. 461. Grammatik 2, S. 177. Dieffenbach Wörterbuch von 1470, S. 18. Da das Adjectivum gerade unter hantscôh zu stehen kam, so hat man wohl eine Wiederholung des Substantivs nicht für nöthig gehalten. irhînê zeigt den Plur. an, aber dieser müsste irhîniu lauten, wenn man hantscôh als Plur. betrachten wollte; vgl. zu G^b 6. Ich glaube dass das hinter dem Wort stehende, wie es scheint, noch zugefügte Zeichen ein r ist, und dann wäre irhînêr regelmässig. G^c 7. 8. saccuras das lateinische securis; vgl. zu D 16. Auch achus kann nur der Sing. sein. G^a 8. pheral hat Eccard und das behält Graff im Sprachschatz 3, S. 347 bei: es ist phêsal zu lesen, das bekannte phîsal phiesal heizbares Gemach. Ebenso falsch lesen beide birle und erklären das Wort durch pyrale: was wirklich da steht, bisle, ist nichts anderes als jenes phîsal, nur in der seiner Quelle, dem lateinischen pisale (Sprachschatz 3, S. 352), näher liegenden Form; vgl. Schmeller 3, S. 324 [siehe Nachtrag S. 4]. G^b 8. Eccard liest uuaheir, Graff meint man könne auch uuahsir lesen; das Letztere ist allein richtig. Grammatik 1^2, S. 622 wird gesagt »wahsir (Glosse des dunkeln Worts uuasa?) scheint Plur. von wahs cera«, und Graff wiederholt das hernach im Sprachschatz 1, S. 690, ohne die Grammatik anzuführen. Sichtlich gehören uuasa und uuahsir zusammen, und da das Wort neben anderen Ausdrücken für Gefässe steht, so scheint es mir am natürlichsten einen aus dem lateinischen Pluralis gebildeten Sing. Fem. vasa darin zu sehen, dem französischen vase entsprechend, das ich bei Roquefort nur in der Bedeutung von Sarg finde; uu müsste hier für v stehen. Schwierigkeit macht die deutsche Erklärung wahsir: ich vermuthe, der Deutsche hat keinen Ausdruck, sah in vasa den lateinischen Pluralis und hängte dem Wort die deutsche Pluralform an (vgl. zu furnache G^a 12), oder es müsste aus vazzir verderbt sein: nur lässt sich diese Form weder im Althochdeutschen noch später im elften und zwölften Jahrhundert nachweisen, wiewohl sie heute gebräuchlich ist. G^b 9. dolea kommt als Plur. von dolium in lateinischen Inschriften vor, bildet aber hier als Femin. den romanischen Nominativ; vgl. 466/42

zu E 17. Auch in cava sehe ich ein romanisches Wort mit der Bedeutung von Fass, die zwar Rayn. 2, p. 365 nicht anführt, aber noch heute in cave Flaschenkeller, Behälter für Weinflaschen sich zeigt. Also zwei (im Sprachschatz 3, S. 87 übergangene) Wörter für denselben Begriff, dem das deutsche putîn entspricht; vgl. cavella G^b 13. G^c 9. 10. manneiras und parta gehören zusammen; vgl. barta Sprachschatz 3, S. 212. Eccard hat schon manuaria (Belege bei Ducange) angeführt. Wegen des Sing. auf as vgl. die Anmerkung zu D 19. G^a 10. Der Haken hinter furn ist ein blosser Punkt, wie er G^b 11 hinter fôdarmaziu steht; wenn er us bedeuten sollte, müsste er wie G^a 6 hinter thalam gestaltet sein. Bei Rayn. 3, p. 370 steht forn. Eccard hat furni gelesen und Graff auch, denn er setzt im Sprachschatz 1, S. 176 ofan als Plur. an, der doch ofanâ lauten müsste; man wird das auslautende i hier niemals so geschrieben finden. Vgl. zu G^a 12 furnax. G^b 10. tunne, nicht tunna, wie Graff in den Sprachschatz 5, S. 431 eingetragen hat, obgleich bei Eccard schon das Richtige zu finden war, ist gleichbedeutend mit chôffa chuofa Kufe; vgl. tina G^b 14. Graff hat 4, S. 371 chôffa verkannt und als Acc. Plur. unter chopf gesetzt: er hätte aus chôffa fôdarmâziu in der nächsten Zeile schon seinen Irrthum einsehen können, oder aus chupf G^b 20. ydrias ist der alte Sing. (zu D 16), bei Rayn. 5, p. 578 ydria Wassertonne. G^a 11. caminus ital. cammino franz. cheminée. Es ist wohl ein besonderer Nebenbegriff damit verbunden, vielleicht eine Schmiedeesse gemeint, wofür das Wort im Lateinischen gebraucht wird. G^b 11. fôdermâzi »was einer Wagenlast an Umfang gleichkommt« hat W. Wackernagel zu einer Stelle aus dem zehnten Jahrhundert (Lesebuch I, 112, 4) richtig erklärt: Graff bringt es im Sprachschatz 3, S. 379 unter fôtar Futter. Wie in jener Stelle die Füsse eines Ebers fuodermâze genannt werden (als ein Beispiel von dem rhetorischen Satz »plus dicitur et minus intelligitur«), so ist auch hier eine grosse Kufe gemeint; ich finde das Wort noch in einer Stelle aus dem zwölften Jahrhundert, Dietleib 1634 man mohte fuodermæze lesen die phîle. Das voran gehende ticinne ist deutlich geschrieben, nicht so das darüber stehende Wort:

Eccard liest carica, und Graff (Sprachschatz 2, S. 903. 4, S. 371) folgt ihm. Allein ein solches a kommt in der Handschrift nicht 467
vor: ich halte es für ein x (* das x in der Urschrift deut- 43
licher *) und caricx für das romanische carc mit dem flexivischen s in der Bedeutung von Last (vgl. los carx de la guerra bei Rayn. 2, p. 335), dem deutschen fôdar entsprechend. ticinne weiss ich nicht zu erklären, wo nicht ein Fehler darin steckt: mir scheint daher die Vermuthung Eccards Beifall zu verdienen, wonach tina zu lesen ist, was im Lateinischen wie im Romanischen Tonne heisst und G^b 14 bei zwipar vorkommt: zumal wir diesen Begriff mit dem Wort verbinden müssen, welche Form es auch habe. G^a 12. furnax bei Rayn. 3, p. 370 fornatz fornas, ein Schmelzofen, denn das Romanische unterscheidet den Begriff von furnus (G^a 10) und fornax. Der Deutsche, der ofan eben zweimal angewendet hatte, bildete furnache, was sonst nicht erscheint (Sprachschatz 3, S. 696), und was ich wie G^b 8 wahsir beurtheile; das fremde Wort ist beibehalten und ihm eine deutsche Endigung angehängt. G^b 12. stantâ cupella, so viel als das heutige Ständer; vgl. Sprachschatz 6, S. 697. 698. Das voranstehende Wort liest Eccard sisireoh, Graff richtig sisireol; durch das Reagens ist der Haken am r noch etwas deutlicher hervorgetreten. Die Bedeutung ergibt sich klar aus dem Deutschen, aber ich kann das romanische Wort nicht nachweisen; doch vgl. zu G^b 15. 16 [S. Nachtrag S. 4]. G^c 12. 13. siciles, nicht die lateinische Form sicilis, die im Sprachschatz unrichtig gesetzt ist, sondern die romanische, welche späterhin noch das e wegwarf, wie pans für panis vorkommt; dass es der Sing. ist, zeigt auch sihhilâ. G^a 13. sagarâri halte ich, wie Graff im Sprachschatz 6, S. 151, für Sacrarium, Sakristei, Ort, wo die Heiligthümer eingeschlossen werden: in dieser Bedeutung kommt sagerære im zwölften und dreizehnten Jahrhundert vor, Litanei 2. Servatius 2480. 2537. Reinbots Georg 2652; vgl. goldene Schmiede XXXVII, 11. segradas (bei Graff unrichtig sagrados) ist eine romanische Form und zwar ein Sing. (zu D 16): ich finde aber bei Rayn. 5, p. 134 in dieser Bedeutung nur sagrier und sacrari. G^b 13. Zu cavella vgl. cavelet bei Rayn. 2, p. 365 und cava G^b 9.

G^a 14. Bei stabulu (im Sprachschatz 6, S. 674 nicht angemerkt) ist m abgeworfen, wie bei ginuolu E 15. caldaru G^b 21. argudu
468 H 4; vgl. Diez 2, S. 10. 11. So s in pannu G^a 22. laniu H 6
44 und us in vestid H 6. lini H 7. G^b 14. gerala, lateinisch gerula, italiän. gerla Tragkorb mit Handhaben, an welchen zwei tragen; vgl. Diez 2, S. 262. tina kleines Fass gilt hier wohl als romanisch, wie bei Rayn. 5, p. 362. Roquef. 2, p. 625; vgl. tinas H 13. Es ist lateinisch und steht auch bei Ducange. Der Sprachschatz 5, S. 429 betrachtet es als ein deutsches Wort, hat aber nur diesen Beleg. Ich finde später im Apollonius von Tyrland 16757 tînelîn: im Bremer Wörterbuch 5, S. 71 tine tineke Fässchen mit einem Deckel * Vocab. predicantium (Eychmann) tina kubel zober Dd III* : bei Adelung tiene und tine. Vgl. G^b 11 ticinne und G^b 14 zwipar Zuber. G^c 14. 15. segansa wird im Sprachschatz 6, S. 89 als Plur. angesetzt, aber falceas ist ein nach einem obliquen Casus von dem latein. falx gebildeter Nom. Sing.; vgl. zu D 16. G^a 15. pridias erklärt Eccard durch parietes, und das ist neben wantî sehr ansprechend, nur kann ich keinen Beleg im Romanischen finden, wiewohl es sicher eine romanische Form ist; auch der Übergang aus der dritten lateinischen Declination in die erste macht sonst keine Schwierigkeit (Diez 2, S. 15. 16). Nur ein Acc. Pl. ist es nicht, wie im Sprachschatz 1, S. 761 angenommen wird, sondern ein Nominativ; vgl. zu D 16. G^b 15. Nicht siccla, wie Eccard liest (das offene a kommt häufig in dieser Gestalt vor), sondern siala, bei Rayn. 5, p. 187 seilla selha Gefäss für Flüssigkeiten [S. Nachtrag S. 4]. einpar Eimer wird Grammatik 2, S. 954 durch eine Zusammensetzung als Wassergefäss mit einem Griff erklärt und die Erklärung von amphora zurückgewiesen, die Graff im Sprachschatz 3, S. 148—149 wieder aufnimmt; vgl. zu H 14. G^a 16. esilos Nom. Pl. (zu G^c 16) einer romanischen Form, die von dem lateinischen assis axis abzuleiten ist: bei Ducange findet sich sepes assiata Bretterwand; vgl. das franz. ais. G^b 16. sedella romanische Form von dem lateinischen situla. Das darüber stehende Wort, das Eccard sicleola liest und Graff auslässt, muss, glaube ich, sideola gelesen werden (ein ähnlich gebildetes d in scandula G^a 21) und scheint

nichts als eine andere Form von sedella zu sein. ampri wird in anderen Glossen (Sprachschatz 3, S. 149) eimberi geschrieben und durch urna erklärt: also ein kleineres bauchiges Gefäss. G^c 16. 17. taradros ist wohl tarabros zu bessern und ist ein romanischer Plur. vom latein. terebrum (bei Späteren), gebildet 469
wie scalpros G^c 18. napûgêrâ Plur. von nabugêr; vgl. Sprach- 45
schatz 4, S. 225. G^a 17. mediran aus dem lateinischen materia in der Bedeutung von Bauholz, zimbar: bei Rayn. 3, p. 168 mairam, Roquef. 2, p. 164 meirain, der es wie Eccard von materiamen (bei Ducange) ableitet, doch ohne Noth, da die romanische Sprache den Nom. auch aus dem Acc. bilden kann. * Pott lex sal. S. 163 *. G^b 17. sestar dem lateinischen sextarius noch näher als sestier bei Rayn. 5, p. 215. Althochdeutsch ausser sehtari auch sextari (Sprachschatz 6, S. 151. 153) und in den Wiesbader Glossen 143 stestere. G^a 18. pis erkläre ich durch das romanische pics (Rayn. 4, p. 434. Roquefort 2, p. 348), was dem deutschen first (Sprachschatz 3, S. 698) genau entspricht. G^b 18. calice der romanische Nomin. von calix, der noch im Französischen gebraucht wird: Rayn. 2, p. 294 hat calitz. Graff, der eine lateinische Endigung darin sah, hat daher stechal im Sprachschatz 6, S. 637 unrichtig als Dativ angesetzt. G^c 18. 19. scalpros romanischer Plur. von dem latein. scalprum, gebildet wie G^c 16 tarabros. scraotîsran ist freilich in scraotîsarn zu bessern, doch hätte Graff im Sprachschatz 1, S. 490 die Lesart der Handschrift, wie sonst geschieht, eintragen sollen. *Graff hat aus Wn. 460 (12. Jahrh.) scraotisran. Gesch. d. deutsch. Sprache S. 10 *. G^a 19. trapes aus der alterthümlichen latein. Volkssprache, auch Ennius hat trabes für trabs: bei Roquefort 2, p. 641 trab. Von p für b war bei parba E 5 die Rede. capretta, nicht capraeta wie bei Eccard steht. Die ganze Glosse fehlt im Sprachschatz 3, S. 290. G^b 19. Hier das einzige Beispiel von hnapf, das der Sprachschatz 4, S. 1130. 1131 anzuführen hat; in den übrigen fällt das h weg, das aber im Angelsächsischen erscheint. Deshalb wird dort die Meinung geäussert, h bezeichne hier nur eine mundartliche Aspiration. W. Wackernagel im Glossar zum Lesebuch leitet das Wort von nipfen nippen ab. Von dem

altfranzösischen hanap gibt Roquefort mehrere Formen, aber darunter kein hnap, wie im Sprachschatz angenommen wird. Bei Raynouard kann ich das Wort nicht finden. G^a 20. capriuns bei Rayn. 2, p. 283 cabrion, das heutige chevron Dachsparre. Obgleich Eccard schon richtig gelesen hatte, so ist im Sprachschatz 2, S. 495 doch caprinus gesetzt, was freilich ein Fragezeichen nöthig machte. râfûn (denn das über-
470 geschriebene u zeigt den langen Vocal an) verlangt als Plur.
46 den Sing. râfâ Fem., wofür noch andere im Sprachschatz angeführten Glossen sprechen. G^b 20. cuppa bei Rayn. 2, p. 525 cupa. In den Glossen des Hrab. Maurus nur noch cuph (Sprachschatz 4, S. 371), sonst kopf. * kuba Sprachschatz 4, S. 355, doch ohne Beleg. Nach der Vita S. Columbani c. 27 hiess in Schwaben ein Gefäss, das zwanzig Eimer enthielt, cupa. * G^b 20. 21. planas romanischer Nom. Sing. zu (D 16). Im Sprachschatz 6, S. 406 ist doppelt unrichtig paumscapa planas als Acc. Plur. eingetragen: es steht paumscapo da. Der Querstrich ist zufällig und ohne Bedeutung. G^a 21. scandula kommt bei Plinius vor und erscheint in dem französischen échandole Diez 2, S. 262. Bei skintalâ ist der Strich über i, der in der Handschrift sich zeigt, ohne Bedeutung. G^b 21. caldaru (fehlt im Sprachschatz 4, S. 537) aus dem lateinischen caldarium mit abgeworfenem m; vgl. zu stabulu G^a 14. G^a 22. Bei pannu (im Sprachschatz 2, S. 156 nur pannus) ist s abgefallen; vgl. Diez 2, S. 10 und die Anmerkung zu G^a 14. Es bildet den Übergang zu pan bei Rayn. 4, p. 408 und steht dem deutschen fano näher, wiewohl, dem Sinn nach richtiger, hier lahhan übersetzt ist. G^b 22. Im Sprachschatz 4, S. 537 ist ungenau chezzi eingetragen und caldarora übergangen. Ich weiss die romanische Form des Worts nicht zu erklären, wenn es nicht für caldarola caldarula steht; vgl. Diez 2, S. 264. G^c 22. 23. liones für ligones (Sprachschatz 6, p. 89) nach der romanischen Aussprache, die das g oft wegfallen lässt; vgl. Diez 1, S. 215. Übrigens kann liones ebenso wie seh der Sing. sein. G^a 24. tunica hat auch Rayn. 5, p. 439. seia für Roquefort 2, p. 532 seie soie. tunihhâ war also schon in das

Deutsche eingeführt: dies Beispiel wird aber das älteste sein unter denen, die im Sprachschatz 5, S. 431—443 vorkommen. G^b 24. crimailas sollte durch das übergeschriebene ra in cramailas gebessert werden: es ist das heutige crémaillère Haken, an welchem der Kessel über dem Feuer hängt, bei Ducange cramaculus, in den altdeutschen Glossen cramacula, bei Roquefort 1, p. 316 cramal cramelie. hahla ist im Sprachschatz 4, S. 772 als Sing. Fem. angemerkt, aber Graff fragt, ob hahala nicht Plur. von einem Mascul. hahal sein könne: wirklich haben die Schlettstädter Glossen (Haupts Zeitschrift 5, p. 362) cramacula hahal; das romanische cramailas könnte beides sein (zu D 16). G^c 24. fomeras, nicht fameras (der zweite Strich am o ist gegen die Handschrift in der Abbildung ein wenig gekrümmt), von dem latein. vomer, bei Rayn. 5, p. 571 vomier. 471
Es ist ein roman. Nom. Sing. (zu D 16), wie sich aus waganso 47
(uuganso ist nur Schreibfehler) ergibt. Graff hat im Sprachschatz 1, S. 667 dieses Wort richtig als Nom. Sing. angeführt, aber ohne das Romanische. G^c 25. martel bei Rayn. 4, p. 161. Roquefort 2, p. 148; vgl. zu H 1.

H 1. mallei, die lateinische Form, gleich vorher (G^c 25) die romanische. Der Plur. steht hier, weil zwei deutsche Benennungen angeführt werden: diesen Beleg von slaga finde ich im Sprachschatz 6, S. 773 nicht eingetragen, nur 4, S. 954 hamar als Pluralis, doch mit der Vermuthung, dass es der Sing. sei. forcipa romanische Form, Rayn. 3, p. 373 hat force: sie ist im Sprachschatz 5, p. 679 bei zanga nicht angemerkt. In lateinischen Inschriften kommt furcepem für forceps vor (Diez 2, S. 12). H 1. 2. und I, 7. anti zeigt die älteste Form des achten Jahrhunderts (Sprachschatz 1, S. 361). H 2. pîcherir Bienenkörbe vom Sing. bîkar bîakar, wohin im Sprachschatz 4, S. 463 das Wort richtig gestellt ist; Rayn. 2, p. 12. 6, p. 1 und Roquefort haben apier apiarium, und das ist in deapir (so lese ich statt deapis) gewiss enthalten, aber ich weiss nicht warum de vorgesetzt und ob es richtig ist. siluvarias Nom. Plur., eine romanische Form, die ich nicht nachweisen kann, steht, glaube ich, für das lateinische silvestres und gehört zu deapir; vgl.

zu D 16 [s. Nachtrag S. 4]. folliu (in den Sprachsch. 3, S. 480 nicht eingetragen) gehört zu flascâ*). puticla latein. buticula butilla bei Roquefort boutaille. Merkenswerth dass hier cl noch nicht in lh, wie im Provenzalischen, oder in ll, wie im Französischen, übergegangen ist; vgl. Diez 1, S. 210 [s. Nachtrag S. 4]. H 3. mandacaril, vgl. Rayn. 4, p. 147 mandachura mangerie, wird wohl wie môs die Speise selbst bezeichnen. va der Imperativ von vadere; vgl. Diez 2, S. 122. 171. Rayn. 5, p. 471 und zu H 4. canc ist in den Sprachschatz 4, S. 68 nicht eingetragen. H 3. 4. fac iterum lateinische Formen wie bei dem folgenden citius. sniumo (fehlt im Sprachschatz 6, S. 848) ist nicht genau, es müsste sniumor da stehen. H 4. Graff stellt im Sprachschatz 1, S. 231 auf »iili? vivaziu« ohne Erklärung: er scheint iili als Substantiv zu betrachten. îlî ist der regelmässige Impe-
472 rativ von îlan eilen**). * Ebenso erklärt in Jacobs Abhandlung
48 über Diphthonge S. 46 Anm. Ich habe es unabhängig gefunden *. vivaz, das heutige vivace, dem latein. vivax entsprechend, kommt als Adverbium bei Rayn. 5, p. 557 vor in der Bedeutung von vite vitement. Das folgende abgetrennte iu weiss ich nicht zu erklären: ich glaube, es muss vai gebessert werden, die andere Form von dem in der vorigen Zeile bemerkten Imperativ va, so dass îlî als richtige Übersetzung erscheint. Bei Raynouard findet sich auch die Redensart viatz ve e viatz vai. argudu wird im Sprachschatz zweimal 6, S. 533 und 537 ohne Berechtigung argudū angesetzt und actutum mit einem Fragezeichen daneben einklammert. Wie sollte aber ein so seltenes Wort hier wieder auftauchen? Ducange führt (unter canis argutorius) die Glosse argutus velox an: hier sehe ich das Adverbium mit weggefallenem m, wovon scêro (sciero) die richtige Übersetzung ist. H 4. 5. moi modius bei Roquefort 2, p. 198. 216 moiee moye. quanta moi ist doch wohl der

*) [P. 47 scheint folliu nicht recht verstanden. Es ist der Plur. des Subst. folli, welches poculum bedeutet und dem alts. ful oder fulli entspricht (Gramm. 3, S. 457 unten). Dieses Wortes Verwandtschaft mit fol plenus ist noch unsicher. Jacob Grimm.]

**) [Zu îli vgl. meine Abh. über Diphth. S. 46, wo auch diese Glosse angeführt ist. Jacob Grimm.]

Nominativ und quanta könnte man als lateinisch ansehen, denn die romanische Form lautet bei Rayn. 4, p. 4 quant quans, wiewohl er auch den Plur. Fem. quantas hat, was den Sing. quanta voraussetzt: aber wie ist in manage mutte zu nehmen? mutte ist nicht der Sing., der, wie wir aus der vorhergehenden Zeile sehen, mutti lautet: es muss der Plur. sein und für muttâ Nom. Pl. Masc. der zweiten Declination stehen mit abgeschwächtem Flexionsvocal. * der mutte Eracl. 3242 Apollon. 1137. * [Siehe Nachtrag S. 4.]. Ein Neutrum, das im Sprachschatz 2, S. 700 angesetzt wird, kann mutti nicht sein, das beweist das dabei stehende Adjectiv. Sodann, glaube ich, ist weo managê zu lesen (Belege im Sprachschatz 2, S. 785). Die ganze Glosse hat bei Graff 2, S. 700 ein trauriges Schicksal gehabt: mutti, wie deutlich da steht, ist als mutte eingetragen, das romanische moi aber als das romanische persönliche Pronomen betrachtet: denn das folgende quanta moi ist als quant a moi und das deutsche als in mana gemutte abgetheilt: auf welche Weise freilich alles völlig unverständlich geworden ist. H 5. sim, aus dem lateinischen semis, bei Rayn. 5, p. 188 sem; vgl. daselbst semar berauben, simare verstümmeln bei Ducange und Diez 1, S. 34. In der ursprünglichen Bedeutung erscheint es nur hier. In den Sprachschatz 4, S. 890 ist halp ohne das romanische Wort eingetragen. H 5. 6. aia noch näher mit dem lateinischen eja übereinstimmend: Rayn. 2, p. 37 gewährt 473
nur ai hay. tutti Plur. gilt noch heute im Italiänischen, bei 49
Rayn. 5, p. 390 tut. H 6. Über die Interjection wela ist Grammatik 3, S. 292. 301 nachzusehen. vestid (nochmals in der folgenden Zeile) ist das latein. vestitus mit abgeworfenem us (Diez 2, S. 10); vgl. Rayn. 5, p. 529 vestidura. Im Sprachschatz 1, S. 741 ist die romanische Form vergessen. laniu hat von dem lateinischen laneus das s abgeworfen und e in i verwandelt (vgl. H 7 lini und G 22 pannu): es ist das Adjectiv zu dem folgenden vestid. Der Sprachschatz 1, S. 795 schreibt in jeder Hinsicht fehlerhaft lanius vestis. Bei wullînaz wird natürlich cawâti verstanden, wie bei dem folgenden lînînaz. H 7. Bei lini ist us von dem latein. lineus abgefallen und e in i verwandelt; vgl. H 6 laniu und vestid. Die Bedeutung

von sapan ist bekannt, zartes Linnenzeug. Ihr entspricht tramolol (nicht tramololi, wie Eccard und Graff im Sprachschatz 6, S. 67 lesen: was sie für ein i ansehen, ist nichts als der Punkt), abzuleiten von dem lateinischen trama, was auch Spinnegeweb heisst * Pott lex Salica S. 165 *; zu vergleichen ist tremaille bei Roquefort 2, p. 649: das italiänische tramaglio hat schon Eccard bemerkt. Die Ableitung ol behandelt Diez 2, S. 261. H 8. Das lateinische vellus lautet bei Rayn. 5, p. 480 vell: er hat aber nur einen Beleg, mehrere für ein Adj. velut; das heutige velours gehört hierher. Von willus flies hat der Sprachschatz 1, S. 795 ein zweites Beispiel; in der Grammatik 2, S. 273 — 274 finde ich das Wort nicht unter den wenigen Ableitungen auf us angeführt. campa bei Rayn. 2, p. 298 camba, das heutige jambe. Diez leitet Wort von dem deutschen hamma ab; vgl. Sprachschatz 4, S. 945 — 946. H 9. 10. ponderosus, hier gleichbedeutend mit herniosus, zeigt noch die lateinische Endigung: bei Rayn. 4, p. 498 ponderos, bei Roquefort 2, p. 374 ponderous; vgl. Sprachschatz 4, S. 848, wo durch einen Druckfehler O statt C steht, was sonst die Glossae Cassellanae bezeichnet, und Haupts Zeitschrift 5, S. 351^{b}. H 10. In albios oculus müssen wir ein dem deutschen staraplintêr entsprechendes Adjectivum suchen. Graff im Sprachschatz 6, S. 701 vermuthet aveugle, auf welches schon Eccard verwiesen hatte. aveugle leitet Menage ab von abocellus cæcus
474 (Beispiele bei Ducange, auch die Form avoculus), aber Eccard
50 lässt dieses wiederum von albioculus abstammen, weil dem Starblinden der Augenstern fehlt und das Auge weiss erscheint. Diese Erklärung scheint mir gut, auch lässt sich noch aus Ducange eine Stelle dazu anführen, amisit visum quod nihil videbat erantque oculi eius albicati. Demnach wäre hier albioculus anzunehmen. H 11. pp statt bb in gyppus ist zu E 5 angemerkt. Das lateinische Adjectiv gibbus lautet bei Rayn. 3, p. 466 gibos, bei Roquefort 1, p. 686 gibout; vgl. Sprachschatz 4, S. 838. H 12. lippus bei Rayn. 4, p. 79 lippos. Zu prehanprâwêr vgl. Sprachschatz 3, S. 282. 316 und prahanougî glaucoma 1, S. 123. lippus wird also hier der sein, dem es vor den Wimpern schimmert und der deshalb nicht sehen

kann: der Vocabularius optimus erklärt es III, S. 31 durch fluzöugic und hat auch XXXVI, S. 33 ougefluz lippitudo. Passional 373, 75. Lohengrin S. 34. 157 daz ougenbrehen der glänzende leuchtende Blick der Augen. Heinrich von Breslau MS. 1, 3^b ougebrehender klê. lippus wird anderwärts durch plehenougêr übersetzt (Sprachschatz 1, S. 123. Nyerup symb. 384), dem als Starblinden die Augen glänzen, der Glasäugige. H 13. Ein romanisches claudos darf man voraussetzen, da das Verbum claudiquar bei Rayn. 2, p. 412 und claudaine claudication bei Roquefort 1, p. 264 vorkommen. tumpêr in der Bedeutung von Brutus, dem, wie einem Thier, die Sprache versagt ist: so auch im Lied auf den heiligen Georg 19 den tumben dhet er sprekenten. tinas mit dem romanischen s (zu D 16), oben G^b 14 tina. H 14. Auch situlas, das latein. situla, beurtheile ich wie tinas (zu D 16). Schon G^b 15 und 16 kam siala und sedella vor und war von einpar die Rede; hier betrachtet der Sprachschatz 3, S. 149 einpar als Acc. Plur. gulvium, bei Ducange gulbium, ein eisernes Geräth zum Hacken und Aushöhlen. nôila ist im Sprachschatz 4, S. 1126 mit Recht zu nuoil Säge Hobel gestellt. *nuila Dronke gl. Fuld. 20*. mih könnte die romanische Form mi sein, die nur das h noch nicht abgeworfen hat; vgl. Diez 2, S. 81. 84. 85: aber ich glaube, es ist ein Schreibfehler für das latein. mihi. mir liest Eccard fälschlich mr. [S. Nachtrag S. 4.] H 16. 17. wanna für hwannân oder hwanana; vgl. Grammatik 3, S. 185. Sprachschatz 4, S. 1205. *H 18. Vgl. Gesch. d. deutsch. Sprache 968. Pfeiffers Germania 1, S. 485.* H 19. Dass sindôs in sindôt 475
müsse gebessert werden, meint Graff im Sprachschatz 6, S. 234: 51
dass vielmehr pergite in pergis zu ändern sei, macht quimis wahrscheinlicher. H 20. quâmum für quâmumês zeigt sich schon in den frühesten Denkmälern (Grammatik 1^2, S. 856). Ebenso steht H 22 sôhtum, aber beim Präsens I, 4 firnemamês. H 21. l. quæsistis. H 23. 24. 25. wârun entspricht nicht dem lateinischen fuit: es wäre demnach was zu lesen, und durftî müsste, dem lateinischen necessitas entsprechend, als Sing. betrachtet werden, wie es auch in dem Sprachschatz 5, S. 210 erscheint. Allein durftî kann auch der Plur. sein, und

der deutsche Satz waz wârun durftî ist an sich richtig, ja er kommt anderwärts mehrmals vor (Sprachschatz 5, S. 211). Zu dem Plur. passt dann auch managô und fällt weg als beispiellose Form für multum, wie es im Sprachschatz 2, S. 761 aufgeführt wird. Aber necessitas ist falsch, es muss necesse stehen, wie vorher Zeile 22, wodurch multum gerechtfertigt wird. Auch Zeile 25 ist wohl necesse zu bessern, zumal durft hier, wie gewöhnlich, adjectivische Bedeutung hat.

I 1. 2. Statt intellexisti ist intellegis (wie hier geschrieben wird) zu lesen. * Haupt Zeitschr. 4, S. 472. * firnemis ist offenbar eine Änderung, die jemand ohne Grund hinzugefügt hat, denn die Partikel lautet hier fir. Nach non ego ist intellego zu verstehen. ni ih bei Otfried nih (Sprachschatz 2, S. 970). I 4. intellegimus muss vor firnemamês gelesen werden. I 5. Vor ih avar stand erst ergo, ist aber in et ego gebessert. I 6. Statt remanda ist remando zu setzen, denn es gehört zu dem vorhergehenden et ego. I 8. wanta ni kann ich im Sprachschatz 2, S. 970 und 4, S. 1206, wo es hin gehört, nicht finden, und wahrscheinlich ist es übersehen. Graff hat nur einen Beleg von hwanta aus den Fragm. theot. 6, 16 in der Bedeutung von quare: er fügt die Bemerkung hinzu, dass sich diese Bedeutung sonst nicht zeige; vgl. Grammatik 3, S. 183. Das nach tôis folgende sicp ist ungültig als halb gelöschter Anfang der folgenden Zeile. I 12. Man kann nicht etwa sapientis lesen, es steht deutlich sapienti sunt. Wenn auch
476 Zeile 10 sapiens vorkommt, so braucht man doch hier keinen
52 Schreibfehler anzunehmen, sondern es ist schülerhafte Unwissenheit. I 13. sapientia steht nicht da, wie man aus Eccard und dem Sprachschatz 6, S. 322 schliessen sollte. Ich vermuthe, der Abschreiber, der den Zusammenhang der Zeilen nicht einsah, hatte das Adjectivum im Sinn, von welchem in der vorangehenden Zeile der Plur. sapienti angenommen war: dem sollte spâhê entsprechen; wirklich lautet auch Zeile 16 das Substantivum spâhî. I 14. walhum (Walahum) kann der Form nach nichts anderes sein als der Dat. Plur. von Walah Romanus; vgl. Sprachschatz 1, S. 841 — 842. Grammatik 3, S. 420. In Walhum bei den Wälschen ist dem Sinn nach so

viel als in Romana. I 15. stultitia und sapientia statt stultitiæ und sapientiæ ist Unwissenheit, wie oben Zeile 12 sapienti. I 16. 17. Über die Form wẹltun wëltôs, die nur noch in den Fragm. theot. erscheint, ist Gramm. 1^2, S. 885 nachzusehen. I 17. de temetipsum mit einem Sprachfehler; vgl. zu I 19. pî dih selpan finde ich in den Sprachschatz weder bei bî 3, S. 10 noch bei Selb 6, S. 200 und 211—212, wo es jedes Mal hin gehört, eingetragen. I 19. simplun nicht simplum, wie im Sprachschatz 6, S. 26 angenommen wird. de me ipsum wie I 17 de temetipsum. I 19. 20. Bei bonū ist der erste Strich des u in der Abbildung etwas mehr gekrümmt als in der Handschrift: an bonā darf man daher nicht denken. upilê kann nur der Plur. Masc. sein, mithin enthält das latein. malas einen Fehler. I 20. côtiu kann, da nach dem Sprachschatz 4, S. 155 der Sing. Femin. nur in der schwachen Form oder unflectiert erscheint, bloss als Plur. Neutr. stehen, und so ist es auch in den Sprachschatz 1, S. 157 eingetragen. Mithin ist bonas wiederum fehlerhaft wie das vorhergehende malas; ich vermuthe, es fehlt discernere untarsceidan, und der vollständige Satz, richtig abgefasst, wäre gewesen côt ist untarsceidan upiliu anti côtiu.

ÜBER DIE BEDEUTUNG DER DEUTSCHEN FINGERNAMEN.

In den Anmerkungen zu den Casseler Glossen E 15. 16 477
habe ich die deutschen Fingernamen aus den verschiedenen 53
Zeiten, soweit ich dazu gelangen konnte, zusammengestellt und will hier eine Untersuchung über die Bedeutung dieser Namen anknüpfen; leicht möchten Gedanken und Begriffe der ältesten Zeit darin ihre Spur hinterlassen haben. Ich beschränke mich auf die germanischen Stämme und berücksichtige andere, zumal fern liegende Sprachen nur so weit als sie zur Erläuterung beitragen: ich kann dies um so eher als eine eben (1847) erschienene Schrift von Pott über die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile einen Anhang über Fingernamen enthält, der auf diesem langen Weg eine gute Strecke zurücklegt; meine Arbeit war schon zu Ende geführt, als das gelehrte Buch mir zukam. Näher meinem

Zweck lag Echtermeyers Programm über Namen und symbolische Bedeutung der Finger bei den Griechen und Römern (Halle 1835), das aber bei dem Mittelfinger abbricht. Die Bedeutung der ganzen Hand fordert eine besondere Untersuchung, ich halte mich daher streng an meine Aufgabe *).

1. dûmo **) zeigt sich bei allen deutschen Sprachstämmen, und es ist wohl nur zufällig, wenn das Wort in den erhaltenen gothischen Denkmälern nicht vorkommt. dûmo hat selten einen anderen Namen neben sich und heisst niemals der erste Finger, auch nicht in der lex salica und lex Rotharis, welche doch die übrigen mit der Zahl bezeichnen: sie gebrauchen, wie alle lateinisch abgefassten Gesetze der alten Deutschen, pollex, nur dass die lex salica in dem alten Text 29, 3 (Recht der salischen Franken von Waitz 1846) nach einigen Handschriften policare oder pollicaris sagt. dûmo ist von dunkler Herkunft, Graff will es im Sprachschatz 5, S. 117 von dûhjan premere ableiten; das griechische ἀντίχειρ, d. h. der von den übrigen Fingern abstehende, liegt fern, ebenso das lateinische pollex, man mag nun die Abstammung von pollere annehmen, die wenigstens einen guten Sinn gewährt, oder die von pollicere, die mir erzwungen

*) * Über die Finger im Allgemeinen: wie sunne und mâne, gestirne stê? wie wac erden umberinge? wie diz halten gotes vinger drî, wîsheit gewalt barmunge, dort obene und hie under? Meisner Mgb. 40[a]. Ave Maria Ms. Hag. 3, 341[a]. dîne vingersterke halt uns vaste nû sêre in risen wîse. Neidhart Ms. Hag. 3, 272[a] daz sîn vinger wære gesnellet da man schimpfen sol. Ms. Hag. 3, 289[b]. susâ! wie die vinger müezen springen ûf der strâzen über al als die höuweschrecken in dem gras. Parz. 298, 26 het ab ir ein vinger dort verlorn, dâ wâgte ich gegen mîn houbet. Neidh. Ben. S. 321 die vinger müezen sîn verlorn dâ mit er gezerret hât der schedelîchen zar. S. 353 darnâch si die vinger kiuwen. S. 350 dâ hât manec hendel sîne vinger zuo gerüeret. *

**) * Ms. Hag. 3, 289. Neidh. Hiltebolt-verstal im einen slac, daz sîn ort den klingeriemen im versneit und der dûme selbe vünfter ûf der erden lac d. h. die ganze Hand. giltet daz pfenwert den rehten dûmen unde daz schillinc wert die hant. Schwabenspiegel 173, 6. Wie oft hast du mir nicht gesagt, du woltest den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, Jeremias Gotthelf, Erzählungen und Bilder aus der Schweiz 1, S. 120. Irisch ardog, ordog pollex bedeutet den pflügenden Finger, weil der Daume den Pflug fasst, und stammt aus den Ackerbauleben. Gesch. d. deutsch. Sprache S. 44. man zellet alsô, sô sîn sehzic wirt, so legt man den dûmen in die lenken hant: sô drückent in die andern vinger alle samt. Ziemann Wb. S. 679. *

scheint; vgl. Echtermeyer S. VIII. Lauter Anzeigen von dem hohen Alter des deutschen Worts. Der Daumen hat in den alten Gesetzen den höchsten Werth, die ohne Ausnahme für ihn die höchste Busse bestimmen. Bei den Angelsachsen nach Alfreds Recht 40, 17—21 betrug sie dreissig Schillinge, und für den Goldfinger, der nach ihm am meisten galt, nur siebenzehn: in den altschwedischen, wie in den Gesetzen Wilhelms 478
des Eroberers (Schmid S. 178) macht sie den Werth von der 54
Hälfte der ganzen Hand aus; vgl. Wilda Strafrecht der Germanen 1, 767—768. Der Dichter der Genesis nennt ihn den dicksten und nützlichsten, Melber den starken und dicken, die Mecklenburger Mundart den Dickbauch: dass in ihm die Hauptkraft der Hand liege, wird noch auf verschiedene Weise angedeutet. Das Passional 326, 73 erzählt von dem Evangelisten Marcus, er habe in Demuth sich den Daumen abgehauen, um unfähig zum Priesteramt zu werden. Eraclius 3723—3726 mir troumde nâch mitter naht ich læge in grôzer unmaht, wie mir der dûme swære unde der nagel abe wære. In Türheims Wilhelm Casseler Handschrift Bl. 34^{a}. 34^{b} heisst es von dem riesenhaften Rennewart: dicker ist ime ein dûme danne betalle mir mîn hant. Ohne ihn kann die Hand nichts fest packen: ein alter Dichter sagt (Ms. 2, 57^{a}) wil sich einer in dem hanfe niht sûmen, der bedarf zer rehten hant des dûmen. Bei den Dänen bezeichnet tomme ohne Zusatz immer ein Mass. Die dûmelle, nordisch thumalalin, fängt bei der Spitze des Daumens an und geht bis zum Ellenbogen, nach Schmeller 1, S. 370 beträgt sie nur die Länge eines halben Ellenbogens. Sie muss im nördlichen wie im südlichen Deutschland im Gebrauch gewesen sein: ihrer geschieht öfter Erwähnung, die Stellen im Sachsenspiegel hat Homeyer S. 304 zusammengestellt, * Schwabensp. 45, 3. 150, 5*, vgl. Enenkel in Karl Roths Dichtungen des Mittelalters 92, 43. Altdeutsche Blätter 2, S. 151. Liedersaal 1, S. 378. Apollonius 19183. * hat er nit siben daumen lang, so ist er zu einem eeman zu krank. Fastnachtspiegel 318, 17.* Wichtiger für uns ist die Wahrnehmung, dass man dem Daumen auch geheime Kräfte beilegte. Ein Gedicht von Frauenlob ertheilt den Fürsten den Rath habt iu den dûmen in der hant,

das heisst nicht, wie Ettmüller S. 349 erklärt, »macht eine Faust, seid strenge«, sondern »leistet einander Beistand, seid einander gewogen, sichert euch Glück«. * Ich bestreich mich all morgen mit eim daumen das mich kein poser wint an we. Fastnachtspiegel 274, 28. * Man pflegt, wenn man bei einem Spiel sein Glück versuchen will, wie ich in Hessen und den Maingegenden selbst gehört habe *), einem anderen, den man sich geneigt glaubt, häufig Kindern, die noch unschuldig sind und die ja auch die Lose aus dem Glücksrad holen müssen, eifrig zuzurufen: halt mir (zu meinem Vortheil) den Daumen: dann steckt der freundlich Gesinnte den eigenen Daumen unter die anderen vier Finger und drückt sie fest zusammen. * Burkart von Hohenvels Ms. 1, 88^{b}. nû sint doch gedanke frî, daz die nieman überwindet. ich hân funden mir ein spil. daz (des Ms. Hag. 1, 208^{a}) mir minen vinger bindet, sô wünsch ich doch swaz ich wil. Gottfr. Tristan 275, 22—25. ein kleinez snürelîn von wîzen berlîn ingetragen, dâ hæte die schœne in geslagen ir dûmen von der linken hant. * Stieler führt S. 283 dasselbe Sprichwort an, einem den Daumen halten und übersetzt favere alicui, adjuvare aliquem, und Schmeller (1, S. 370) gibt noch eine deutlichere Fassung * halt'n dame fest dass i e glück hab *, halt mir den Daumen dass ich ein Glück habe. * Man spricht auch nur den Wunsch aus, ohne dass der Daumen wirklich gehalten wird. * Die alte Sitte des
479 Schrenkens der Daumen, von der Haltaus S. 220 spricht, und
55 die statt fand, wenn Freunde sich zum neuen Jahr Glück wünschten, war ohne Zweifel dasselbe. * Wenn zwei sich über etwas vereinigen, eine Verabredung treffen, so berühren sich beide mit dem Daumen oder stossen ihn gegen einander. Zuweilen schlägt ein anderer durch die Daumen. So in Pommern nach Homeyers mündlicher Äusserung. Wurst wider Wurst, eine wahre Geschichte erzählt von Jeremias Gotthelf im Volkskalender von Karl Steffens 1847 S. 52: »Wir müssen sagen dass alle

*) * Auch in Pommern Homeyer mündlich. Um die Wirkung recht kräftig zu machen, hält man mit jeder Hand den Daumen fest, um dem Abwesenden, der um den Beistand gebeten hat, in dem Augenblick der Entscheidung den günstigen Ausschlag zu sichern. Frl. Dedekind aus Braunschweig 1850. *

Männer verblüfft waren. Der Daumen fiel ihnen in die Hand. Aber das ist bekannt, dass dem welchem der Daumen in die Hand, doch nicht immer das rechte Wort in den Mund fällt«. * Übrigens ist manchmal die Gebärde insoweit verschieden dass der, welcher Glück sucht, den eigenen Daumen ausstreckt und von dem Freunde fassen lässt, was auf einem anderen Verständnis des Sprichworts beruhen mag. Wenn aber Orgeluse zu Gawan im Parzival 599, 8 höhnisch sagt: lât iu den vinger ziehen * Pfälz. Hs. 341, Bl. 75 (2^b) den krumben vinger recke *, so soll das heissen »lasst euch erst den Finger gerad ziehen«, ehe ihr in den Kampf geht. Verwandt ist eine andere, zumal unter den Völkern romanischer Abkunft verbreitete Redensart, einem die feige weisen (* Ms. Hag. 3, 466^b swenn ieglich man sîns herzen liep mit sange zieret, wæn ich sam si bietent mir die vîgen *), welche neuerdings in der Übersetzung des Pentamerone von Franz Liebrecht 2, S. 266—276 ausführlich ist erläutert worden, und worüber schon Echtermeyer S. 37. 38 manches Belehrende beigebracht hat. Die Gebärde ist verschieden, denn man lässt dabei die zwischen den Zeige- und Mittelfinger vorgestreckte Spitze des Daumens sehen, während dieser hier, von den vier Fingern völlig bedeckt, im Verborgenen fest gehalten wird. Man könnte vermuthen, dass absichtliche Änderung das Rohe und Anstössige meiden wollte, aber ich halte die Verschiedenheit für ursprünglich: denn dort soll böse Zauberei zurückgeschreckt oder ihre Einwirkung gelähmt werden: bei dem Daumenhalten will man, scheint es, den Däumling gefangen nehmen, damit er das herannahende Glück nicht stören oder vertreiben kann. Auch die viel besprochene Stelle bei Plin. nat. hist. 28, 5 pollices, cum faveamus, premere etiam proverbio jubemur, wird am natürlichsten vom Festhalten des Daumens erklärt und gewährt zugleich ein Zeugnis für das hohe Alter unseres Sprichworts. Ich habe den Finger vorhin Däumling genannt, wie er schon in einem altschwedischen Gesetz und jetzt in Niederdeutschland, Achen und Schlesien heisst, und wovon der heutige Begriff eines von einem Handschuh abgeschnittenen Überzugs des Daumens nur abgeleitet ist: ich habe das Wort absichtlich gebraucht, weil ich damit

auf den Däumling (* althochd. thûmeling, Gesch. d. deutsch. Sprache S. 616 *) hinweisen wollte, der in den englischen Märchen, wo er gleicherweise Thumb heisst, wie in den deutschen nicht selten auftritt. Er ist nicht grösser als der Finger, geschickt, listig und diebisch: geheime Kräfte und übernatürliche Stärke stehen ihm zu Gebot, wie etwa dem Zwerg Alberich und Laurin; alles aber, was er unternimmt, glückt ihm und gereicht zu seinem Vortheil. Das fasst in sich was wohl schon in frühster Zeit die zweideutige Natur des Daumens ausmachte. In Zusammenhang damit steht ein noch fortdauernder Aberglaube, wer in den Besitz eines Daumens
480 gelangt, den man einem am Galgen hängenden Dieb abge-
56 schnitten hat, auf den sind die Eigenschaften des Däumlings übergegangen: er ist des Glückes sicher, und was er beginnt, muss ihm gelingen; eine besondere Wirkung führt Stieler S. 283 an, wenn der Wirt den Diebsdaumen in Wein oder Bier steckt, so werden die Käufer damit herbeigelockt. * »Er trägt einen Diebsdaumen bei sich«, sagt man von einem Menschen, der ein ungewöhnliches Glück hat. Adelung unter Diebsdaumen. du heddest ôk enes deves dumen bovene hengen an de tunnen da mede hefstu die helle wunnen. Spil van der upstandinge von 1482 bei Zarnke zu Brant 102, 15, S. 446[b]. * Ich weiss nicht warum die Trierer Glossen 4, 30 einem Fisch im Lateinischen den befremdlichen Namen suilla geben und ihn durch pfafendûmo übersetzen: in dem Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Esthland (von Hupel) steht S. 47 daumpfaff mit der vielleicht oberflächlichen Erklärung Dompfaffe. War der Fisch vielleicht kurz und dick? So beschreibt Nemnich 2, 1527 den Pfaffenfisch Meerfisch uranoscopus. Aber man müsste wissen, welche besondere Eigenschaften man diesem Fisch beilegte, wenn das Wort hier in Betracht kommen soll; Sterngucker heisst er, weil er die Augen oben auf dem Kopf hat, der dicker ist als der Leib. Hier lassen sich noch einige herkömmliche Redensarten deuten: man sagt von einem, der

* (Das und das wird geschehen) »wie mir mein Daumen erzählt« Deutsche Zeitung (aus Frankfurt) 1849, Nr. 177, S. 1418[b]. *

schmeichelt und dem anderen nach dem Mund redet, er dreht ihm den Daumen, ich verstehe, er streichelt oder liebkost den Däumling, damit er sich den Wünschen des anderen füge, dagegen hält man den Daumen auf etwas, wenn es nicht aufkommen soll, ja man setzt den Daumen aufs Auge, wenn man Gewalt brauchen und den Gegner die volle Macht des Däumlings will fühlen lassen. * Den Fürsten den Daumen auf dem Aug halten, Götz von Berlichingen erster Akt. * Man gestatte mir noch Hinweisungen auf das Ansehen, in welchem der Finger stand. Der Zwergkönig Laurin nach Kaspars von der Röhn Gedicht Strophe 31. 32 trägt den Ring, der ihm die Kraft von zwölf Männern verleiht, nicht am Goldfinger, sondern am Daumen. Nach einem bairischen Landtag vom Jahr 1514 pflegten, »löblichem Herkommen gemäss«, Kaiser und Könige einen Daumring zu tragen, welchen sie »bei grossen tapferen« Sachen zu besserer Bekräftigung auf ihre Briefe drückten (Schmeller 1, S. 370). * Neben dem regieren die Weiber gerne, jedes will den bessern Daumen haben, von wegen der Ehre. Uli der Pächter von Jeremias Gotthelf (Bizius). Berlin 1849, S. 227. Vgl. überhaupt Schmeller 1, S. 370. Haltaus 220. * Einer Urkunde Friedrichs III vom Jahr 1497 war »der kaiserlichen Majestät Daumring in gelb Wachs« und zwar auf den Rücken des Pergaments aufgedrückt, während das kaiserliche Siegel mit dem doppelten Adler in rothem Wachs an der Schnur hieng (Monum. boica 9, 487). Ja man versiegelte bloss mit aufgedrücktem Daumen. Trugen die Guelfen einen Daumring und hiess er deshalb Guelfenfinger, wie allein Heinisch anführt? Ich weiss keinen anderen Grund anzugeben, auch nicht bei kaufleutfinger, wie ihn Heinisch und Stieler nennen, oder bei doctorfinger, was Stieler allein hat; besiegelte dieser seine Verordnungen, jener seine Rechnungen mit einem Daumring oder dem 481
blossen Daumen? Ferner gelobte man mit Daumen und Mund 57
(Rechtsalterthümer 142). In Holland ruft man duimje op! wenn man ihn ausstrecken und damit etwas bekräftigen soll (Weiland nederduitsch woordenboek 1, 252). Ich gehe zu einer anderen Bemerkung über. Schon vorhin war es aus der vorwaltenden Wichtigkeit des Daumens erklärt, dass er selten einen anderen

Namen neben sich hat: ich füge hinzu dass bei ihm die sonst so geläufige Zusammensetzung mit Finger nicht üblich ist und befremdlich klingt, wie ja auch bei den Römern nur Caesar bell. Gall. [III] 13, 3 digitus pollex sagt, und umgekehrt pollex für manus und digiti vorkommt; vgl. Echtermeyer S. 1—5. Indessen macht die altnordische und dänische Sprache Ausnahme, beide brauchen, gerade umgekehrt, nur thumalfingr, tommelfinger: der Grund liegt darin, dass sie damit den Daumen von der grossen Zehe unterscheiden, die bei ihnen thumalta heisst. Weil aber im Deutschen die Zusammensetzung ungebräuchlich ist, so konnte Walther 95, 14—16 von der alten Traumdeuterin sagen, sie habe ihm in ihrer Weisheit offenbart zwên und einer daz sint drî: dannoch seit si mir dâ bî daz mîn dûme ein vinger sî. Das Sprichwörtliche der Redensart wird durch eine Stelle im Renner bestätigt, welche die Wortklauberei straft, 8458—8464 und spricht ein armer sant sî griez, und spricht hin wider griez sî sant, der hât verlorn sâ ze hant. spricht einer vinger ist dûme, des sache wirt verrihtet kûme: spricht aber einer dûme ist vinger, sô wirt sîn sache vil geringer. Noch sind die Beinamen zu betrachten. In dem altfriesischen Gesetze der Rüstringer kommt zweimal (120, 1. 537, 4) haldere vor, d. h. der das mit der Hand Erfasste fest hält, etwa wie der Dichter der Genesis sagt, der Daumen leiste den übrigen Beistand, die ohne ihn nichts halten könnten. Ich werde dazu bei dem altfriesischen Namen des kleinen Fingers, slutere, der das Gegenstück bildet, eine Bemerkung machen: hier will ich nur die Gelegenheit benutzen, um einen hübschen Ausspruch anzuführen, in welchem der Renner eine ganz andere Lehre gibt, 20735 des menschen vinger sint gespalten, daz er sol geben und niht behalten wider den, der im hât gegeben. Walther 19, 24 und Berthold im Crane (Haupts Zeitschr. 1, S. 77) sagen, Königes Hände sollten dürkel sîn. Konrad im trojan. Krieg 18540 des fürsten und des küneges hant muoz offen zaller zîte stân. Des anderen Beinamens, kaufleutfinger, gedenken nur Henisch und Stieler, ohne ihn zu erklären: wahrscheinlich bezieht er sich auf das Geschäft des Daumens Geld zu zählen, weshalb dieses sprichwörtlich Daumenkraut heisst; vgl. Henisch S. 664.

2. zeigâri entspricht dem lateinischen index und kommt 482
vor in den Casseler, in den Trierer Glossen und im Vocabu- 58
larius optimus: in den Wiener Glossen mundartlich zeigel. Die Denkmäler des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gewähren zeigære nicht, wohl aber hernach Dasypodius, Melber, Henisch und Stieler: wir sagen jetzt Zeigefinger. Da die stammverwandten Sprachen ein anderes Wort gebrauchen, so ist zeigâri vielleicht nur Übersetzung von index. Ein gewiss ursprünglich deutscher Name erscheint im Altfriesischen und Angelsächsischen, schotfinger scytefinger, mit dem man den Bogen spannt. scuzzo würde noch alterthümlicher lauten, ist aber gerade nicht wahrscheinlich, da die alten Gesetze nicht sagittarius sagen, sondern das Wort umschreiben. In der lex salica (Laspeyres S. 81) nämlich steht secundus digitus unde sagittatur, die Pariser Handschrift hat unde sagitta trahitur, zwei andere quo sagittatur, in dem alten Text (Waitz 29, 5) id est unde sagittatur (* über unde Pott lex salica S. 135 *): gleicherweise in der lex Ripuariorum 5, 7 unde sagittatur: ja ich glaube dass in der lex Rotharis cap. 89 der Zusatz, den eine Handschrift macht, secundus digitus quo signatur, danach zu bessern ist: man änderte, weil man den geläufigeren lateinischen Begriff hineinbringen wollte. Von den alten Gesetzen sagen nur die drei genannten secundus digitus und halten jenen Zusatz für nöthig, um den einheimischen Namen auszudrücken, meiden aber den lateinischen, weil dieser einen fern liegenden Begriff darbot; dagegen die lex Frisionum 22, 28, lex Thuringorum 5, 8 und die lex Saxonum 1, 18 nehmen keinen Anstand index zu gebrauchen. Die lex Wisigothorum VI. 4, 3 hat sequens digitus, als wollte sie den Namen umgehen: dagegen proximus a pollice, proximus pollici, wie die lex Baiuvariorum 3, 12, die lex Alamannorum 65, 16, die altschwedischen und die Gesetze Wilhelms des Eroberers (Schmid S. 178 dei apres polcier) sagen, und wie sich auch bei Henisch der Finger nächst dem Daumen findet, lautet besser, weil damit das Verhältnis beider Finger zu einander bezeichnet wird. Der Ausdruck kommt zwar bei Quintilian und Plinius * Macrobius saturnal. 7, 8 pollici vicinus * vor, braucht aber nicht nothwendig daher entlehnt zu sein: ich mache geltend dass im Holländischen bei Kilian

de vinger næst den duym zugleich bildlich einen Herzensfreund bezeichnet, wie man im Französischen sagt ils sont comme les deux doigts de la main: im Bremer Wörterbuch 1, S. 393 die ähnliche Redensart he is bi em finger nægst den duum er hat bei ihm viel zu sagen; * der Pfarrer sei sein bester Freund, sie seien wie zwei Finger an einer Hand. Leiden und Freuden eines Schulmeisters von Jeremias Gotthelf 1, 121 (Berlin 1848). Käserei S. 123; * auch dem Namen Frauenfinger, den nur Henisch kennt,
483 mag ein verwandter Gedanke zu Grund liegen. Bei Isidor heisst
59 er salutaris der Grüssende, wie schon bei Sueton: der Sprachschatz 3, S. 529 hat chetefinger aus Mart. Capella: es ist gleicher Bedeutung, aber blosse Übersetzung von salutaris; was Henisch vorbringt, salutaris quod ejus usus sit in pulsu explorando, scheint mir ein Nothbehelf. Da diese Bezeichnung nicht in deutscher Sitte begründet war, so gieng der Dichter der Genesis darüber hinaus. numerans führt Ducange unter digitus aus Venantius Fortunatus an, und schon Suetonius sagt numerare per digitos: aber auch wir rechnen an den Fingern, indem wir mit dem Index die übrigen nach der Reihe an der Spitze berühren: so sagt Herbort 5938 — 5949 an sîme vinger (sînen vingern?) er dô las und zalte vil rehte ir beider geslehte. demonstratorius, wie griechisch δεικτικὸς, bei Isidor und Hraban, schon früher demonstrativus bei Coelius Aurelianus, erscheint als wîser erst in dem deutschen Wörterbuch vom Jahr 1470, dann im isländischen visifingr und im holländischen wijzer wijzvinger; doch steht im Passional 95, 58 mit mînem vinger wîsete ich in, sogar 68, 64 er stach mit dem vinger gein im. Bei Walther 120, 2 und Freidank 45, 23, in Freibergs Tristan 5182, in Konrads trojanischem Krieg 22082 ist vingerdiuten oder bei Walther von Metze Ms. 1. 166 und im Ecke (alter Druck Str. 114. Lassberg 141) vingerzeigen etwas Schimpfliches und Herabwürdigendes, wie es schon * Sprüche Salom. 6, 13, * Jesaja 58, 9 vorkommt: der Renner gebraucht es in gleichem Sinne 14068. 15711, aber auch im rühmlichen, 2255 werltlich êre und vingerdiuten, 3303 ofte vingerdiuten mêr schadet den frumt den klôsterliuten, welche Bedeutung bei den Römern vorherrschte, wie Echtermeyer S. 18. 19 nachweist. * Otfried II, 3, 38. 7, 9 then

fingar thenita er ouh sar. Gottfr. Tristan 72, 3, wir helfen drin mit henden legen und umbe wenden swie sô dû vor gebiutest und mit dem vinger diutest. Cato (Liedersaal 1. 570, 409—411) swem dû ein sach wilt zeigen, gên dem soltu neigen den vinger dîn; daz stât wol. Reinm. v. Zweter 2, 155[b]. dîn nahtgeberc der tac vingerzeiget. Herbort 6253. Bernge von Horhein Ms. 1, 172[b] swer nû deheine fröude hât, der vingerzeige muoz ich sîn. Siehe Vilmar Weltchronik S. 26. Rudolfs Wilh. v. Orlens 3780 âne vingerzeige, âne valsches neige wuohs ir prîs sô gar ûfreht. Frauenlob S. 150 (Ettm.) herz, ougen, sin daz reichent l. zeigent mit dem vinger. Teichner Liedersaal I, 439, 33 wîsen mit vingerzeigen. 440, 66 der verræter vingerzeiget. Mai S. 47, 32, 11 und wirt ein vingerzeigen ûf den êren veigen. 152, 17, 204 ez wirt von allen landen ûf uns ein vingerzeigen: wir sîn vor got die veigen. Lanzelet 1473 ân vingerzeigen was ez (das Pferd) gar. Jüng. Titurel 3573, 4 swer den swachen vellet, daz machet niht der êren vingerzeigen 2378, 4. 4749, 2. Heinzelein von Konstanz Ms. Hag. 3, 411 der in ouch Agnus dei hiez und ûf in vingerzeigete. Dietleib 8245 als Auszeichnung. Wolfenb. Hs. von Freidank Bl. 86[a] swer sich gesellet ze tumben liuten, ûf der ist ein vingerdiuten. Ges.-Abent. 3, 26, 197. Urstende 124, 66. Man darf nicht mit Fingern auf den Regenbogen zeigen. D. Mythol. S. 422. Nach Sonne, Mond und Sterne weise man nicht mit den Fingern. Woeste Überlieferungen in der Grafschaft Mark. Isernlohe 1848, S. 57. Jüng. Titurel si sint ûf die vogel vingerzeigent. * Heutzutage gilt es wohl immer für unanständig, ja man darf nach dem Volksglauben nicht auf die Sterne deuten, weil man damit die Engel beleidigt. Das holländische voorfinger, englische forefinger, das plattdeutsche fingerling erklärt sich aus der Ansicht, die den Daumen als Gegensatz zu der übrigen Hand betrachtet und die demnach mit dem Zeiger anfängt: auch die Böhmen nennen ihn den vorderen, Henisch und Stieler den vordersten oder Vorderfinger. Wenn man etwas betheuern und geloben wollte, so streckte man ihn in die Höhe: Nachweisungen geben die Rechtsalterthümer S. 141. Der im Zweikampf Besiegte und zur Erde Ge-

worfene gelobte durch dieses Zeichen Unterwürfigkeit und flehte zugleich damit um sein Leben: das hiess den vinger ûf bieten, wie in Konrads trojan. Krieg 4292. 4301, oder den vinger ûf recken, wie bei Helbling 1, 1314 vorkommt*), und so ist auch
484 Rosengarten C 1174 zu lesen ûf racte ime den vinger der rise.
60 Bei feierlicher Handlung ward der folgende Finger noch mit erhoben, wie dies bei der Eidesleistung heutzutage geschieht, * vgl. Silentiarius Paulus v. Kortüm s. N. 48, es ist ein Zeichen der Anrede, der Versicherung, der Betheuerung*. In den Mosaikbildern der ältesten christlichen Kunst bis zu den Malern des sechszehnten Jahrhunderts segnet Christus, indem er diese beiden Finger aufhebt: und auf den Extersteinen, wo die Abnahme vom Kreuz etwa im Anfang des zwölften Jahrhunderts dargestellt ist, schwebt Gott über dem Kreuz und segnet ebenso mit beiden ausgestreckten Fingern der rechten Hand den Leichnam, der gerade vom Kreuz abgenommen wird. In der Kaiserchronik nach der Überarbeitung der Wiener Handschrift 14155 * 14672 Massm., vgl. 14691* heisst es rihten mit vingern zwein, und in Konrads Otto 336—338 hie mite ûf sîne vinger bôt der keiser und lobte sâ bî keiserlichen êren. Bei der gerichtlichen Eidesleistung ward im Mittelalter die ganze Hand auf ein Heiligthum gelegt, aber schon im Parzival 31, 2. 3 steht zwêne vinger ûz der hant gein dem eide bieten, und in Konrads trojanischem Krieg 9113 sus leite er ûf daz bilde dâ die vinger sîn; aus anderen Stellen * Wilh. v. Orlens 4564 sus bôt er gên dem eide die bêden finger beide und swuor es einen ganzen eit. Wartb. Krieg Ms. 2, 2^b al mîne vinger wellent swern. sô beredeter sichs mit sînen zwein vingern. Schwabensp. 156, 10. 261, 4. 283, 4. Statuten von Dinkelsbühl (Haupt Zeitschrift 7, S. 95) mit sînen zwein vingern ûf der wunden swern. Vgl. Schwabensp. 29, 13. 74, 7. Berthold spricht von drei Fingern, die aufgehoben werden bei dem Eid, vgl. S. 86. 87*, wo von aufgehobenen ausgereckten Fingern geredet wird, ist

*) *Mit zwelf vanen er daz lant enpfie und viel nider ûf diu knie und ract im sîne hende. Enenkel S. 277. Ms. Hag. 2, 354^b. dô sprach der tôre »nû sî vride« und sach hin gein der künegin und racte ûf den vinger sîn. Freibergs Tristan 5238.*

es wahrscheinlich dass man schon in früherer Zeit die beiden Finger, ohne ein Heiligthum zu berühren, emporhielt; vgl. Rechtsalterthümer S. 903. Gottes Hand bedeutet seine Allmacht, Nibel. 1513, 9 im (dem ins Wasser Geworfenen) half diu gotes hant, er heisst die höchste hand (Goldne Schmiede XXXIII), und wir bezeichnen sein höheres Walten durch den biblischen Ausdruck Gottes Finger: aber wir erheben den Zeigefinger, wenn wir gebieten und Aufmerksamkeit für das Gebot fordern wollen. Auch dafür kann ich ein Zeugnis aus älterer Zeit beibringen, Pilatus 391—394 alsô sêre er si dwanc daz sîn ougenwanc und sîn vinger gebôt an ir lîp und an ir tôt; * Gottfr. Tristan 2840 swie sô du vor gebiutest und mit dem vinger diutest, * gerade so sagt man im Französischen être servi au doigt et à l'oeil. Ist daher der Finger der Gibellinen, wie Henisch ihn nennt, abzuleiten? Oder trugen die Gibellinen den Ring, das Zeichen der Macht, an diesem Zeiger? Ferner winken wir mit dem Zeigefinger, auch wohl mit der ganzen Hand: im Mittelalter reden die Stellen, die ich kenne (Gudrun 1483, 3. Strickers Daniel 6375. Passional 346, 82. Morolt 1, 1952), nur von der Hand: der Renner 4428. 9627 sagt die vinger winkent. * Tundalus 46, 1 winken mit dem vinger als Liebeszeichen. Heinz v. Rotenstein (Lieders. 2. S. 646, 330) si winkte im hin mit der hant. Johannes baptista (Fundgr. 2) 14037 er winkte in mit dem vinger. * Bekannt war bei den Römern das Zeichen, womit man Stillschweigen gebot, man legte den Zeigefinger auf den Mund des anderen, auch auf den eigenen (Echtermeyer S. 16—18): für die gleiche Sitte bei uns zeugt eine Stelle aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts in dem heiligen Ulrich von Albertus 648—651 er legete in den vinger
uber den munt, dâ mite tete er in kunt daz sie ez nieman 485
wolten sagen noch kunden solten. * Apollon. 17046 ein swîgen 61
er mit der hant bat. * Es ist noch ein Name des Fingers in den Volkssprachen übrig, der, wie fast alle diese, nur bei Kindern gilt, botterlicker der die Butter wegleckt, pütjenlicker der aus dem Topf leckt, auch leckmännchen leckfeng oder lecker allein: althochdeutsch heisst leckâri gulosus. Er bezeichnet die heimliche Naschhaftigkeit (*wir werden unten S. 69 [= S. 449]

setzen dass er gern Pflaumen nascht*) und verräth, da er mit dem griechischen λιχανός, dem lithauischen lizus, wahrscheinlich auch mit einem mongolischen Namen (vgl. Pott S. 292. 297) stimmt, ein hohes Alter. Aber nicht Kinder allein naschen, auch Kobolde und Hausgeister, denen man eine Schüssel mit Milch oder Milchbrei an einen sicheren Ort stellen muss, damit sie ihre Speise in nächtlicher Einsamkeit verzehren.

3. mittarôsto, wie unsere und die Wiener Glossen den dritten Finger nennen, heisst übereinstimmend im Angelsächsischen midlesta: die Glossen bei Nyerup haben mittelære wie der Vocabularius optimus mittler, Melber der mittelst, Dasypodius, Henisch und Stieler und andere mittelfinger, was noch üblich ist: englisch middlefinger, schwedisch medlerste *ein cherze gemezzen nâh demo mitteristemo vingere dîner zesewen hant. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 7, S. 138. Der mittlere finger Berthold 449. Der mittere vinger Schwabensp. 6, 16. Der mittel vinger Schwabensp. 345, 44. 54*. Das lateinische medius ist bekannt wie das griechische μέσος: jenes gebraucht die lex Frisionum 22, 30 und die lex Saxonum 3, 13: medianus, das bei Vegetius vorkommt, die lex salica 32, 6 und die lex Baiuvariorum 3, 13: tertius die lex Wisigothorum VI. 4, 3 und die lex Longobardorum Cap. 89. Dagegen der Dichter der Genesis sagt der dritte heizet ungezogen, weil er (der längste) überall sich vordrängt, und wohin die Hand sich immer wendet, alles zuerst berührt. Diese Benennung kommt sonst nicht vor, und ich glaube, dem Dichter waren die lateinischen, bei Martial und anderen schon geläufige Namen, impudicus, infamis, verpus, gleichbedeutend mit κατάπυγος, bekannt, wie auch Isidor und Hraban, von den alten Gesetzen die lex Thuringorum 5, 8, im elften Jahrhundert Heinrich I von England in seinen Gesetzen (Schmid S. 173) impudicus gebrauchen: aber jener Dichter wählte, um das Anstössige zu meiden, einen milderen Ausdruck und fügte eine etwas erzwungene Erklärung hinzu, wie auch Isidor sich mit anständiger Dunkelheit über die Bedeutung des Namens äussert. Wenn die Römer den zweiten und vierten Finger krümmten und den dritten ausstreckten, so wollten sie einen Priap darstellen und zugleich die schimpfliche Unzucht

eines Kinäden bezeichnen; ausführlich darüber handelt Echter-
meyer S. 21 folg. Damit ist die eigentliche Bedeutung von
impudicus angegeben: sie wird noch in anderen Benennungen
zum Vorschein kommen. Zwar das altfriesische thi langesta 486
finger, in den Gesetzen Wilhelms des Eroberers (Schmid S. 178) 62
lunc dei, bei Melber der allerlengste, entsprechend dem latei-
nischen, schon durch Plinius bekannten und in der lex Ala-
mannorum 65, 18 gebrauchten longissimus, scheint natürlich und
unverfänglich: nicht so das aus den Trierer Glossen allein be-
kannte lancmar. Das zweite Wort der Zusammensetzung ist
schwer zu deuten; man könnte geneigt sein lancman zu lesen,
zumal in den Mundarten langmann langmännchen vorkommt:
allein mar ist doch fest zu halten, da wir in Holstein lange
Marje finden, was merkwürdiger Weise mit garre Marre lange
Marie bei den Letten (Grammatik 3, S. 404) übereinstimmt.
Das holsteinische lange maak soll wohl »langer Vetter« heissen,
und scheint ebenfalls daraus entsprungen; * Langmac ist ein
Familiennamen in Pommern. Homeyer mündlich *: noch näher
steht langmeier, das auf ähnliche Weise das unverständliche
Wort zu erklären sucht. Das hessische langhals ist an sich
deutlich: das pommersche langluchs würde der lange Betrüger
heissen, denn Luchs luchsen und beluchsen in diesem Sinne ist
bekannt und besonders in Norddeutschland, wie in Scandinavien
gebräuchlich: es könnte aber auch langfuchs verbergen wollen.
Die unsaubere Benennung, die Henisch und Stieler anführen,
ist a verrendo podice abzuleiten, worüber Echtermeyer S. 22
nachzusehen ist. Bei allen diesen Namen lässt sich eine unan-
ständige oder unzüchtige Bedeutung nicht bezweifeln, die das
holländische schaamvinger, das ist der, welcher sich schämen
muss, deutlich ausspricht; sie lag nahe, wird doch in der an-
stössigen Erzählung von der Birne 384, * öfter in den Fast-
nachtspielen des 15. Jahrhunderts (99, 14. 154. 168, 28. 242, 31.
313, 7. 708, 2. 717, 11) * der eilfte vinger ganz unzweideutig
gesagt: auch eine andere Stelle bei Neidhart (40, 8 Beneke,
Ms. Hag. 3, 218^{a}, 256^{a}) ist dahin auszulegen. Dies führt mich
zu dem dunklen lancmar zurück: wie wenn wir in dem zweiten
Wort das seltene mar (mâr?) incubus wiederfänden, das noch

in dem niederdeutschen nagtmaar nagtmoor, englischen nightmare, holländischen nachtmaer, französischen cauchemar, der die Menschen im Schlaf drückt, vorhanden ist? Dann wäre lancmar als impudicus nicht zu bezweifeln: heisst doch der Incubus bei Ducange auch fornicarius. Daneben zeigt sich ein Femin. mâre, zwar erst in einer Stelle aus dem fünfzehnten Jahrhundert (Sprachschatz 2, S. 819) und dann noch bei Stieler S. 1242: aber es war schon in dem angelsächsischen mære und dem altnordischen mara bekannt; man vgl. die deutsche Mythologie S. 433, wo noch S. 1194 maira nocturna beigebracht wird. Narrenfinger, allein bei Stieler, erklärt sich aus der Sitte einem den gecken zu stechen, womit man einen höhnte:
487 es war die bei impudicus beschriebene Gebärde, das Ausstrecken
63 des Mittelfingers oder des Daumens, wie Stieler S. 631 nachweist. Etwas Ähnliches muss metzgerfinger bei Henisch und Stieler bedeuten: ich kann es sonst nicht verstehen. Er ist auch wohl der leide vinger, womit der Zornige den anderen im Gesicht verletzte, Fragm. XXII, 199—201 nâch ir (der Tochter) liehten wangen begunde diu muoter zwangen mit ir leidem vinger.

Ich will hier, wo wir lancmar als bösartigen Alp erkannt haben, ein Paar weiter gehende Fragen aufwerfen. Waren ursprünglich auf jeden Finger Natur und Kräfte eines kleinen geisterhaften Wesens übertragen? Wir haben es schon deutlich bei dem Däumling bemerkt, Hinweisungen darauf auch bei dem Lecker: wir werden es bei den zwei letzten wieder finden. Die Griechen nahmen an (Ettmüller [Echtermeyer?] S. 7. Pott S. 290. 291), jeder Finger sei einer anderen Gottheit heilig, oder noch bestimmter, sie legten jedem der fünf idäischen Finger, die als mythische Wesen galten, einen besonderen Namen und eine besondere Heilkraft bei. Daraus folgt die zweite Frage, leiten sich die ursprünglich immer bedeutungsvollen Eigennamen der Finger von solch einem Zusammenhang ab? Nichts natürlicher als dass daneben andere bestehen, die auf äussere Eigenschaften und

* Führt in den malbergischen Glossen der Mittelfinger den Namen taphano (Zapfhahn) von einer Ähnlichkeit mit einem Zapfen? Über Schenken und Geben S. 6 Anm. 1, doch s. zu Merkels lex sal. XLI. *

Verrichtungen der Finger gegründet sind, wiewohl sie späteren Ursprungs sein mögen: lancmar z. B. würde der einen, der mittelste, der längste der anderen Art zugehören. Ich glaube dass beide Fragen zu bejahen sind. Man übersehe nicht dass dûmo, der Name des wichtigsten Fingers, bei allen deutschen Stämmen unverändert fortdauerte und, mit geringfügigen Ausnahmen, keine weitere Benennung erhielt. Darin war ihm das verbreitete pollex ähnlich, mit dem das slavische palec und das lappische pelke (*finnisch peukalo Däumling (Kalew. 13, 67) D. Mythol. S. 1217*), sogar pixel in den räthselhaften Glossen der heiligen Hildegard (Haupts Zeitschrift 6, S. 326) zusammenzukommen scheint (Pott S. 291 — 292), und das wohl alterthümlicher ist als die griechische Umschreibung ἀντίχειρ oder δάκτυλος μέγας.

4. lâhhî, das gothische lêkeis, entspricht genau dem nebenstehenden medicus, welchen lateinischen Ausdruck auch die lex Saxonum 1, 19, die lex Thuringorum 5, 8 und Hraban gebrauchen: die lex salica 32, 2 und die lex Rotharis Cap. 89 zählen wieder und sagen digitus quartus: auch der Dichter der Genesis gebraucht bei diesem Finger die Zahl allein, und ebenso macht es die heutige schwedische Sprache. digitus medicus heisst er schon bei Plinius, medicus bei Porphyrius, qui minimo vicinus est, quem etiam medicinalem vocant, bei 488
Macrobius: ferner medicinalis bei Isidor, in den Gesetzen Heinrichs I von England (Schmid S. 273) und bei Spätern. Die 64
altromanische Sprache verwendet metge mege nicht auf diese Weise, wenigstens geben Raynouard und Roquefort keine Nachweisung: späterhin findet sich dafür das gleichbedeutende, schwer zu erklärende mire, doiz mire, doiz que l'en apele mire (Ducange bei digitus und Roquefort 2, p. 160, vgl. Deutsche Mythologie S. 1103): endlich hat Ducange eine Stelle vom Jahr 1447, worin doy médicinal vorkommt: Rabelais sagt doigt médical. Ich glaube, lâhhî ist nicht erst durch das lateinische Wort hervorgerufen, sondern enthält den ursprünglich deutschen Fingernamen, der nur mit dem lateinischen in der besonderen Bedeutung zusammenkommt. Dafür spricht schon das angelsächsische læcefinger und das dänische lægefinger, das nur in

der Volkssprache sich zeigt; ja auch mezygvys in Wales hat nach Pott S. 295 dieselbe Bedeutung. Aber was ist der Grund dieser eigenthümlichen Bezeichnung? Macrobius scheint ihn nicht zu kennen, der doch, wie wir hernach sehen werden, umständlich angibt warum dieser Finger den Ring trägt: Isidor sagt quod eo trita collyria a medicis colliguntur, vielleicht in Beziehung auf eine Stelle bei Celsus 7, 7 inungere oculum collyrio, wozu man sich dieses Fingers bedienen mochte. Henisch drückt es etwas allgemeiner aus, medicus dictus quod prisci medici miscerent eo pharmaca. Eine Hinweisung auf den heilbringenden Arzt in dem Namen zu finden ist ganz natürlich, aber wir dürfen den Grund tiefer suchen als in dieser äusserlichen Verwendung des Fingers bei der Zubereitung oder dem Gebrauch der Arznei. Besonders begabte Menschen vermögen durch Auflegung der Hand oder durch Bestreichen damit Krankheiten zu heilen, das ist ein ebenso alter als weitverbreiteter Glaube *). Nichts natürlicher als die Vermuthung, dass man nicht bloss der ganzen Hand sondern auch einzelnen Fingern diese geheimnisvolle Kraft beilegte, gerade wie die Griechen sie einigen idäischen Fingern zuschrieben; wir haben schon gesehen dass man ebenso bei Betheuerungen die ganze Hand, aber auch zwei Finger aufhob oder nur einen einzigen. Hier ist es der lâhhî, der nicht vorragt wie der mittelste, sondern geschützt zwischen zwei anderen liegend seine heilende Kraft bewahrt. Heidnisch betrachtet war der lâhhî ein Zauberer, wofür noch im Mittelalter lâchenære, lâchenærinne galt; vgl. Deutsche Mythologie S. 989. 1103. 1116—1117. Als dieser Begriff sich nicht mehr halten konnte, im neunten Jahrhundert, nahm man dafür ein fremdes Wort auf, das aus archiater gebildete
489 arzât; vgl. Wackernagels Vocabularius optimus S. 7. Ich will
65 eine Stelle anführen, die auf diese Weise genaueres Verständnis
erhält: in Gottfrieds Tristan, da wo der heimliche Verkehr der

*) ∗ si machte flîzeclîche sân mit dem vinger sîn aderslân Eracl. 3034. dô tet er (Christus) mir anders niht wan daz er speicheln twar ûf der erde und mir dar daz her mit dem vinger streich. Urstende 110, 23—26. Wate ist arzât von einem wilden wîbe. Gudrun 529, 3. Eracl. 2989—2993. Sonst pflegen die Kinder bei ihrer Geburt mit dem vierten Finger ihrer beiden Hände sich die Nasenlöcher zuzuhalten. Gesser chan von I. J. Schmidt S. 16.∗

Liebenden geschildert wird, heisst es 16477—16496 si sint gerne einander bî, daz ouge bî dem herzen, der vinger bî dem smerzen. Ferner, ouch gât der vinger und diu hant vil dicke und ze maneger zît des endes dâ der smerze lît. Nochmals, des herzen friunt, daz ouge, was gewendet nâch dem herzen ie: diu hant ie nâch dem smerzen gie. † Konrads Trojan. Krieg 21559—21562 ich sach iuch dicke reichen mit dem vinger an die brust, dar ane erkant ich den gelust, den ir durch minne truoget † [Nachtrag auf S. 87]. Ich füge hinzu, dass nach Pott S. 295 dieser Finger in Wales Finger des Zaubers heisst, wo auch angeführt wird dass der Arzt Philon die Mittel, die er bereitete, Hände der Götter, θεῶν χεῖρας genannt habe. Ich gelange zur Betrachtung der anderen Namen. Ringfinger, das in unserer heutigen Sprache, wie in der holländischen, gilt, kommt im Althochdeutschen nicht vor, auch nicht im Mittelhochdeutschen, nur die Wiener Glossen gewähren in einer sonst nicht bekannten Form ringelære, der einen Ring trägt: doch ist das altnordische baugfingr gleichbedeutend. Den lateinischen Namen annularis gebrauchen Isidor, Hraban, die Wiener Glossen und die bei Nyerup, ferner die Gesetze Heinrichs I von Engeland neben medicinalis: und da noch jetzt die Spanier und Portugiesen annular, die Italiäner annulare, die Franzosen annulaire sagen, so mag das Wort, das sich bei den alten Schriftstellern nicht findet, aus der lateinischen Volkssprache aufgenommen sein. Die Umschreibung in dem Gesetz Wilhelms des Eroberers (Schmid S. 178), dei qui ported l'anel, gibt denselben, ohne Zweifel richtigen Grund des Namens an, den wir durch Macrobius und Isidor schon kennen, noch genauer durch den Dichter der Genesis, der uns belehrt dass der Mann ihn der Frau bei der Vermählung gebe, der König aber dem Geistlichen, wenn er ihm die Bischofswürde ertheilen wolle. * Genesis 61, 11. 12 daz gefingir er (der König) nam abe sîner hant wol getân: inen (Joseph) er iz ane legite: zi deme giwalt inen stabite. S. Berthold S. 366. Ulrichs Tristan 522, 32 daz golt er an den vinger stiez. Vgl. 532, 19. 523, 6 daz golt im abe dem vinger schein. (Forcellini v. medicinalis). * Macrobius weist sogar den Grund nach, weshalb der Ring gerade an dem vierten

Finger der linken Hand getragen wird, Saturnal. 7, 13 in libris anatomicorum habetur nervum quendam de corde natum priorsum pergere usque ad eum digitum et illic desinere implicatum ceteris ejusdem digiti nervis: et ideo visum veteribus ut ille digitus annulo tanquam corona circumdaretur. Auch Henisch sagt, er habe den Namen daher, quod in eo aurum et annulos gestare olim solebant, hac de causa quod ajunt a corde illic protendi venam, quae cum annulo redimitur, velut cor ipsum coronatur. In der That galt durch das ganze Mittelalter die
490 Ansicht, dass dieser Finger durch einige Adern mit dem Herzen
66 in besonderer Verbindung stehe. Diese Erklärung ist also eine gelehrte und, wie es scheint, künstliche: leicht aber mag dahinter ein Volksglaube liegen, denn ich weiss sonst nicht warum Keisersberg Postille Bl. 102, Melber, Henisch, Stieler und Schottel teutsche haubtsprache S. 429 ihn auch herzfinger, ja die Böhmen nach Nemnich 1, S. 318 den herzlichen oder zärtlichen nennen. Goldfinger gebrauchen in älterer Zeit die Trierer Glossen und die angelsächsische Sprache, hernach der Vocabularius optimus, Dasypodius (S. 327^b), Henisch, Stieler und niederdeutsche Mundarten: von den altschwedischen Gesetzen sagt allein das westgothländische (1, 37) gullfingr, doch nur in Beziehung auf den Bischofsring, und im Dänischen ist guldvinger bloss in der Volkssprache bekannt (Molbech 1, S. 402); sonst führt er noch bei den Pohlen und Letten diesen Namen. Die Erklärung, wonach er so heisst, weil er den Goldring trägt, bietet sich leicht dar, sie gilt für prangfinger bei Henisch und ist für den pommerschen, mecklenburgischen und holsteinischen goldringer offenbar richtig: dann aber würde er mit ringfinger ganz gleichbedeutend sein, abgesehen davon, dass nicht jeder Ring ein goldner ist (* Rechtsalt. 340 *). Mir scheint die Vermuthung zulässig, dass, wie wir noch heutzutage alles Herrliche golden, das Lieblingskind schmeichelnd Goldkind nennen, oder wie in Märchen ganz goldene Jünglinge vorkommen, Goldfinger ursprünglich ein goldglänzender, das heisst ein schöner, Freude erregender, gewesen sei: war er doch auch bei den Griechen dem Sonnengott heilig; vgl. was Andreas und Elene XXXVIII — XXXIX zu Goldburg gesagt ist. * Die Goldhand, die

rechte, Gesch. d. deutsch. Sprache S. 987.* Jungfrauenfinger bei Henisch und Stieler heisst er in verwandtem Sinne, man will damit seine Unschuld und Reinheit andeuten. Alle diese Namen gehen darauf aus, den Goldfinger im Gegensatz zu dem Mittelfinger, auf den man Schimpf und Schande in vollem Mass häufte, als den würdigsten und edelsten hervorzuheben: er ist ein Zauberer im wohlthätigen Sinn, er stillt Schmerzen und heilt Krankheit: er trägt den Ring, wo er das Zeichen inniger Vereinigung und hoher Würde ist: er steht durch das Blut in näherer Verbindung mit dem Herzen. Aus dieser höheren und reineren Natur erkläre ich noch eine sehr eigenthümliche Bezeichnung, er hiess nämlich der ungenannte. Der Grund davon wird in späterer Zeit niemand deutlich gewesen sein, darum kommt dieser Name selten vor; die Aachner Mundart hat daraus Johann gemacht und die Mecklenburger diese Entstellung auf den Zeigefinger übertragen. Man empfindet Scheu, das Heimliche, was vor der Welt soll
verborgen bleiben, das Beste und Liebste sowohl als das Böste 491
und Widerwärtigste geradezu mit Namen zu nennen: man 67
fürchtet es damit an das Tageslicht zu ziehen und dem Blick der Menschen auszusetzen. So durfte, um nur einiges beispielsweise anzuführen, der Name eines mächtigen Geistes nicht ausgesprochen, nicht niedergeschrieben werden; nur einen Augenblick erscheint er, wenn ein geheimnisvoller Finger ihn auf die Oberfläche eines reinen Wassers schreibt, wo er gleich wieder verschwindet (Silvester XV. XVI. XX). War es doch unschicklich den Namen der Geliebten zu nennen, wie schon Walther wusste *(Lachmann zu 74, 19)*.*) In anderer Richtung, doch

*) *Warum der Namen der Geliebten verschwiegen ward, Uhland über Walther S. 14. Wackernagel, altfranz. Ged. S. 208. Diez, Poesie des Troubadours S. 149. 150. — Böse Krankheiten nennt man bei den Serben nicht mit dem eigentlichen Namen. Von dem Umlauf (Wurm) am Finger sagt man »die Ungenannte«, die Pest nennt man die Gevatterin. Wack. Genesis 15, 10. 11. daz wir daz niene nennen, dâ wir mite kinden: daz machent sunde, daz uns daz dunket schande. Lichtenstein 119, 6. ich hân si (eure Geliebte) lange wol bekant, swie ir mirs doch nicht habt genant. Vgl. das Folgende, besonders 120, 3 ff. 15, 21. dir ist mîn frowe ungenant 15, 23. 32 und sicherlîchen ungeseit. 509, 31. ob mir von frowen liep geschiht, des liez ich ungern wizzen iht. 578, 27. ez (küssen) tet für wâr nie niht so wol wan einez, daz man

aus gleichem Grund redet Wolfram (Wilhelm 154, 23) von dem ungenanden und die Anatomie von dem ungenanten bein (os pubis).*) So umgeht die Thiersage gerne den Namen des Fuchses und Wolfes, weil sie die bösen Geister der Thiere sind, oder man bedient sich dafür eines mildernden Beiworts, wenn man sie nennen muss, gerade wie es die Menschen mit dem Teufel machen, den sie auch nicht abbilden wollen. Ich habe für diese Benennung des Fingers wie für ihre Bedeutung eine entscheidende Stelle. Im Apollonius Heinrichs von Neustadt wird von einem Brunnen erzählt, der die Keuschheit der Männer auf die Probe stellte: sie mussten die Hand ins Wasser stecken, und nun ward (11907—11909) etlîchem swarz diu hant, etlîchem der vinger ungenant, disem mêr enem ringer: grössere Schuld nimmt der ganzen Hand die Reinheit, kleinere nur dem einen Finger, der die geringste Befleckung nicht erträgt. Dass hier der vierte gemeint sei, kann man nicht bezweifeln, wenn man aus den Nachweisungen bei Pott S. 257. 284. 297 ersieht, wie alt und weit verbreitet diese Benennung ist. Schon im Sanskrit heisst er namenlos, anâman **), dann auch bei Chi-

niht ensol nennen: daz tuot verre baz. ich nennes niht: ir wizt wol was. 340, 9. die ungenanten wurme (Läuse) mich bizen so die naht. Ms. Hag. 3, 448. diu mich singen tuot, getorste ich die nennen. 3, 417[b]. wer si sî? sist von mir ungenennet, des ich ir grôzer eide swuor. Neidh. Ben 5, 7. tumber liute frâge müet mich sêre zaller zît, wer diu wol getâne sî von der ich dâ singe; ja istz in vil ungesagt. Vgl. Haupts Zeitschr. 6, S. 101. Geltar Ms. 2, 119[a]. hete ich einen kneht, der sunge lîhte von sîner frouwen, der müeste die bescheidenlîche nennen mir daz des ieman wande, ez war mîn wîp. Schenk von Limburg Ms. 1, 58[b]. — — wie kume ich verbir daz ich die vil guoten niht ennenne. ich nenne si. »wenne?« müget ir fragen sâ ze hant. jetzent sô wirt si genant? nein, ez füeget weder mir noch ir. Ulrich v. Winterstetten Ms. 1, 160[b]. wan si wirt von mir niht genant. Liedersaal 1. 352, 35. dise klage tuon ich umbe ein G (Anfangsbuchstabe von dem Namen der Geliebten). Neidh. Ben. 41, 3. der ungenande, des ich nennen nicht entar. Ms. Hag. 3, 186[a]. 186[b]. 192[a]. 198[b]. 209[b]. 248[b]. Ms. Hag. 2, 107[b]. Carmina burana p. 226. diu mich singen tuot getörste ich sie nennen.* [Zusatz am Schluss des Bandes.]

*) * Vgl. Parz. 203, 8. Jüng. Tit. 4104 (4152 alt. Dr.) daz ander was behüllet mit der væle von Tesênt der sîden, daz sich da nimt namen gerne hæle. Hartliebs Buch von der Zauberei vom Jahr 1465 (Mythol. LX) kommt die Benennung ungenannter Finger vor. *

**) * »angușṭ'a-s Daumen [Glied, Handfinger W. Grimm], pradês'inî f. Zeigefinger (Wz. dis' zeigen), mad'ymâ fem. der mittlere Finger, anâmikât der

nesen, Tibetern und Mongolen, ferner bei den Osseten und Lithauern, sogar bei den Finnen und, worüber man am meisten erstaunt, bei den Indianern in Amerika; s. Pott in der Hall. Lit. Zeitung 1847, St. 238. * Vgl. über das finnische Epos S. 38. Kalewala von Schiefner 5, 320. 78, 271. 171, 163. 254, 260. 255, 380. * Dieser Name kann nicht aus den natürlichen Verrichtungen des Fingers frei hervorgegangen sein, sondern ein ähnlicher Glaube muss ihm überall zu Grund liegen; und auch dieser bedurfte der Überlieferung, sonst hätte man ebenso gut den dritten Finger seiner schimpflichen Eigenschaften wegen so bezeichnen können, wie dies nach Pott S. 297 in der annamitischen Sprache wirklich geschehen ist. Die altschwedische Umschreibung: der nächste nach dem längsten stimmt zu dem griechischen παράμεσος, die lateinische bei Macrobius minimo vicinus, die mit minimo proximus bei Plinius und Quintilian zusammenfällt, ist nur anders gewendet: Henisch sagt proximus medio et minimo. Sollte auch hier die Absicht dahinter liegen 492
den eigentlichen Namen nicht auszusprechen, und bezeichnet 68
aus demselben Grund die lex salica und die lex Rotharis wie der Dichter der Genesis ihn nur als den vierten?

5. minnisto in unseren Glossen, wie bei dem Dichter der Genesis der minneste finger, ebenso in den Denkmälern des dreizehnten Jahrhunderts (Haupts Zeitschrift 5, S. 561, Z. 1720· Fragmente bei Müller 3, 37^b Z. 119) und im Schwedischen. Das entsprechende minimus digitus hat Columella, die lex salica 32, 3, lex Alamannorum 65, 22, Baiuvariorum 3, 12, Thuringorum 5, 8, Saxonum 1, 17, Frisionum 22, 32: nur die lex Wisigothorum VI. 4, 3, die lex Rotharis cap. 89 und Hraban sagen quintus. * Muspilli 96 luzig vinger. * Heljand 103, 18 luttic fingar, altfriesisch thi liteka finger, angelsächsisch lytlafinger, altnordisch litilfingr, die altschwedischen Gesetze litle finger, englisch little finger, in Bremen und Holstein lütje finger. * Der von Singenberg Ms. 1, 151^a (Hag. 1, 298^b) ich sage iu baz durch solhe nôt verlüre ich niht ein vinger. Heidelberger Handschrift

namenlose (a priv. nâman Name). kanisṭâ der kleinste, eigentl. die kleinste, weil anguli-s Finger weiblich. Nur der Daumen als Oberhaupt ist männlich.« [Eigenhändige Notiz] Von Bopp 8. Juli 1852. *

Pfeiffer S. 84 niht den kleinen vinger.* Wie wir jetzt sagen, der kleine Finger, würde im Altdeutschen einen anderen Sinn gehabt und soviel geheissen haben als der zierliche feine; ich bin ihm zuerst bei Henisch und Dasypodius begegnet, der klein oder kleinst finger: auch bei den Holländern ist klein vingertje in Gebrauch. Ferner entspricht bei den Griechen ὁ μικρὸς δάκτυλος und das altfranzösische petit dei in den Gesetzen Wilhelms des Eroberers (Schmid S. 178). Junkerfinger wird er bei Henisch und Stieler genannt, weil er als der Jüngstgeborene betrachtet wird, und kenkes in der Aachner Mundart erklärt sich am leichtesten aus kenk kind; endlich führt er im Sanskrit und Persischen nach Pott S. 285. 287 diesen Namen. In unseren Glossen sollte, wie schon ausgeführt ist, neben minnisto noch ôrfingar stehen, das die Trierer Glossen überliefern, ferner die Wiener und die bei Nyerup, auch noch Melber. auricularis kennen ausser den genannten Glossen noch Isidor, Richer 2, 29 (toxicum inter auricularem ac salutarem occultatum), und das Gesetzbuch Heinrichs I von England (Schmid S. 273): Spätere übergehe ich; und da der Ausdruck den lateinischen Schriftstellern fehlt, aber die Spanier und Portugiesen auricular, die Italiäner auricolare, die Franzosen auriculaire in dieser Bedeutung gebrauchen, so wird was über die Abkunft von annularis gesagt ist, auch hier anzuwenden sein. Der Dichter der Genesis hat diesen Namen, obgleich er ihn nicht vorbringt, gekannt, denn er sagt wie Isidor »das Amt des kleinen Fingers besteht darin, daz er in daz ôre grubilôt (der gewöhnliche Ausdruck, Renner 22425 diu ôren grübelen)«, ja der Vocabularius optimus I, 142 und Melber nennen ihn
493 geradezu ôregrübel; auch Henisch kennt den Grund, »sic dictus
69 quod eo purgemus sordes aurium«; von gleicher Bedeutung ist das angelsächsische earcläsnend der Ohrreiniger. Die Holländer sagen oorvinger, und dieser Name ist auch wohl bei uns gebräuchlich, doch nicht unter dem Volk, auch habe ich ihn in den deutschen Mundarten so wenig gefunden als im Schwedischen und Dänischen. Die dritte Benennung, slutere Schliesser, steht in dem altfriesischen Recht der Rüstringer allein und bezeichnet nichts Eigenthümliches, da sämmtliche Finger den gefassten

Gegenstand umschliessen. Ebenso beurtheile ich das oben bei dem Daumen angeführte haldere: beide mögen zufällig entstanden sein. Alle diese Bezeichnungen des kleinen Fingers beziehen sich auf sein Äusserliches und können nicht den eigentlichen bedeutungsvollen Namen enthalten. Vielleicht steckt er in dem anderen holländischen, schwer zu erklärenden pink. Das Wort, das auch als Femin. pinkje vorkommt, bezeichnet, wie im Englischen und Niederdeutschen (Bremer Wörterbuch 3, S. 318), ein kleines schmales Schiff, einen Kahn: aber Shakespeare gebraucht es, gewiss im Sinne der Volkssprache, für meretrix, und damit stimmt die Nebenbedeutung, die bekanntlich das lateinische navis hat. Der kleine Finger ist der Schwächliche, weshalb er bei den Griechen μύωψ, der nicht weit sehen kann, in Aachen piephans, im Bergischen piepling genannt wird: er ist der sich Einschmeichelnde, der listig Umherkriechende, Verächtliche: »hure« schimpft man einen Feigen. Diebisch mag er auch sein, war doch Mercurius sein Gott, und die Griechen konnten ihn nur solcher Eigenschaften wegen κακός nennen. In dem Kindermärchen (St. 20) schliesst er, von der Hand abgeschnitten, das Thor des Glasberges auf. Es gibt bei uns Kinderreime, in welchen die anderen Finger sich über Ausführung eines losen Streichs besprechen, der Daumen wird bloss genannt und handelt nicht mit. Darnach isst der Lecker gerne Pflaumen: der Lange will wissen wo sie zu holen sind, denn dazu ist er geschickt: der vierte, der Kundige, gibt den Weg an, »wir wollen sie stehlen«: der Piepling, der sich fürchtet, droht er wolle alles beim Vater verrathen. In einer ähnlichen Erzählung aus Süddeutschland derselbe Schluss: von dem Daumen ist nicht die Rede, der Lecker fällt (beim Obstnaschen) ins Wasser, der Lange holt ihn heraus, der Arzt legt ihn ins Bett, und der Kleine läuft, um es bei der Mutter anzubringen. Die Namen habe ich zugesetzt, denn bei dem Vortrag werden sie nicht genannt, sondern mit dem Zeiger der rechten Hand wird auf jeden Finger der linken gedeutet, wie an ihn die Reihe kommt. Dieselbe Erzählung, doch ungenauer aufgefasst, in H. Smids plattdeutschen Kinderreimen S. 34. In 494
der dritten, einer Aachner (Idiotikon S. 38), ein anderer Aus- 70

gang, der dümeleng hau e ferksche gegolden (Ferkelchen gekauft): der leckfeng hau e dudt gedoh: der langmann hau et ege schaaf gelath: der Johann hau de putese (Würste) gemaht: en de schelme piphans hau alles opgeisse (aufgegessen); sein listiges diebisches Wesen wird hier angedeutet. Eine vierte Erzählung aus dem Mecklenburgischen nach mündlicher Überlieferung steht zwischen den vorigen, der Lecker schüttelt die Pflaumen, der Langmann sammelt sie, der Goldringer trägt sie nach Haus, der kleine Schelm frisst sie alle auf. Auch in den Märchen steckt der kleine Hausgeist dem Herrn was das Gesinde heimlich Unrechtes und Böses gethan hat. Wir pflegen einen Neugierigen, der sich durch zudringliche Fragen lästig macht, mit der Antwort abzuwehren: mein kleiner Finger hat mirs gesagt: * »In Berlin wird Deutschlands Schicksal entschieden« des hat mich mein kleener Finger gesagt un uf den kann ick mir verlaassen. Aujust Buddelmeyers fliegendes Blatt, Preussen wird Kaiser! Berlin (1849 März) S. 7. Ernst Meier Deutsche Kinderreime S. 92. * Diesen Ausdruck kann ich in einem alten Gedicht nachweisen (Fragmente bei Müller 3, S. 27[b]), ich weiz vil wol waz dâ geschach, mîn minnester vinger mirs verjach. Also sind wir auch hier zu einem persönlichen alpartigen Wesen gelangt.

(A) 495 71

Audite filii regulam	hloſet ir chindo liupoſ [tun]
fidei quam in corde memoriter	rihi dera calaupa
habere debetiſ.	dera ir in herzin ca
	huctliho hapen ſculut.
Quia chriſtianum nomen accepiſtiſ.	jr den chriſtaniun
	intfangan eigut.
Quod eſt ueſtrę indicium	daz iſt chundida iuuerera
chriſtianitatiſ. adomino inſpi	chriſtanheiti fona demo
ratu ab apoſtoliſ inſti	truhtine inman capla [fan]
tutum.	fona ſin ſelpeſ iungiron caſez [zit]
Cuiuſ utique fidei	dera calaupa cauuiſſo
pauca uerba ſunt	faoi uuort ſint
ſed magna in ea conclu	uzan drato mihiliu caruni
duntur myſteria.	dar inne ſint pifangan.
Sanctuſ etenim ſpirituſ	Uuiho atum cauuiſſo dem
miniſtriſ eccleſiae	maiſtron dera chriſtan
ſanctiſ apoſtoliſ.	heiti dem uuihom potom ſinim

496
72

(B)

Ita dictauit uerba	deiſu uuort thictota ſuſ
tali breuitate.	lihera churtnaſſi
Ut quod omnibuſ cre	daz diu allem chriſtanem
dendum eſt chriſtianiſ	za galauppenne iſt
ſemperque profitendum	ia auh ſimplun za pigehanne
omneſ poſſent intellegere	daz alle farſtantan mah$^{\text{tin}}$.
et memoriter retinere	ja in hucti cahapen.
quomodo enim ſe	jn huueo quidit ſih der man
chriſtianum dicit	chriſtanan der deiſu foun
quia pauca uerba fidei	uuort dera calaupa
qui ſaluanduſ	dera er caheilit ſcal ſin
eſt	ia dera er caneſan ſcal
etiam et orationiſ do	ia auh dei uuort deſ fraono
minice quę ipſe	capeteſ dei der truhtin
dominuſ ad orationem	ſelpo za gapete
conſtituit	caſazta.
Neque diſcere neque uult	uueo mag er chriſtani ſin
in memoria retinere	der dei lirnen ni uuili noh
	in ſinera cahucti hapen.

(C)

497
73

Uel quomodo	odo uue mac der furi an
pro alio fidei	dran dera calaupa pur
ſponſor exiſtit	geo ſin ado furi andran
qui hanc fidem	der deo calaupa (caheizan
neſcit.	noh imo ni uueiz.
Ideoque noſſe	pidiu ſculut ir uuizan
debetiſ filioli mei	chindili miniu
quando nec unuſ	uuanta eo unzi daz
quiſque ueſtrum	iuueher eo galiher
	ſinan fillol
eandem fidem filiolum ſuum	deſelpun calaupa den
	ne
ad intellegendum docuerit	calerit za farneman
	fahit.
quem de baptiſmo exciperit.	den er ur deru taufi int
Reuſ eſt fidei	daz er ſculdig iſt uuidar
ſponſioniſ	gaoteſ caheizeſ. mit
	filleol leren farſu
et qui hanc filiolum ſuum neglexerit	ia der den ſinan
jn die iudicii rationem	za demo ſonatagin redia
reddituruſ erit	gepan ſcal. ur

498
74

(D)

Nunc igitur omniſ.	Nu allero manno calih.
qui chriſtianuſ eſſe uoluerit.	der chriſtani ſin uuelle.
hanc fidem et orationem	de galaupa iauh daz fro
dominicam. omni feſti	no gapet. (calirnen
natione ſtudeat didicere	alleru ilungu ille
Et eoſ quod de fonte excepe	Jauh de kaleren de er[ur]
rit edocere. ne ante	tauffi intfahe. daz er
tribunal chriſti cogatur. ra	za ſonatage ni uuer[de]
tionem exſoluere.	canaotit radia urge[pan]
Quia dei iuſſio eſt	uuanta iz iſt coteſ capot
et ſaluſ noſtra et domina	ia daz iſt unſer heli
tioniſ noſtrae mandatum	ja unſareſ herrin capot.
Nec aliter poſſumuſ ueniam	noh uuir andar uuiſ ni magu[n]
conſequi delictorum	unſero ſunteono antlaz
	cauuinnan.

homo man

caput haupit*) | aureſ aorun | faciaſ uuangun.

uerticem ſkeitila | nareſ naſa | mantun chinni

capilli fahſ | denteſ zendi | maxillaſ chinn[pein]

oculoſ augun | timporibuſ chinnapahhun. | collo halſ.

hiuffilun | ſcapulaſ

ahſla

*) * Trier. Gl. II, 6. *

(E) 499 75

humeruſ ahſla
tondit ſkirit
tundi meo capilli ſkir min fahſ
radi memeo colli ſkir minan halſ
radi meo parba ſkir minan part
radiceſ uurzun
labia leſſa
palpebre. prauua
inter ſcapulaſ untar harti [nun]
dorſum hrucki
un o ſti ſpinale ein hruckipeini.
reneſ lenti
coxa deoh
oſ maior daz mæra pein [deoheſ.]
innuolo chniu
tibia pein
calamel uuidarpeini
talauun anchlao

calcanea ferfna
pedeſ foozi
ordigaſ zaehun
uncla nagal
membraſ lidi
pectuſ pruſt
brachia arm
manuſ hant
palma preta
digiti fingera
polix dumo
index zeigari
mediuſ mittaroſto
medicuſ laahhi
articulata altee
minimuſ minniſto
putel darm
putelli darma

500
76

(F)

lumbulum	lentiprato
figido	lepara
pulmone	lungunne
intrange	indinta
ſtomachuſ	mago
latera	ſitte
coſtiſ	rippi
unctura	ſmero
cinge	curti
lumbuſ	napulo
umbilico	napulo
pecunia	fihu*)
caualluſ	hroſ
equm	hengiſt
iumenta	marhe
equa	marhe
puledro	folo
puledra	fulihha
animalia	hrindir

boueſ	ohſun
uaccaſ	choi
armentaſ	hrindir
pecora	ſkaaf
pirpici	uuidari
fidelli	chalpir
ouiclaſ	auui
agnelli	lempir
porciu	ſuuinir
ferrat	paerfarh
troia	ſuu
ſcruua	ſuu
purcelli	farhir
aucaſ	canſi
auciun	cænſincli
pulli	honir
pulcinſ	honchli
calluſ	hano
gallina	hanin

*) * Trier. Gl. II, 10. *

(G)

501
77

(a)		(b)		(c)
pao	phao	camiſa	pheit	implenuſ eſt
paua	phain	pragaſ	proh	fol iſt
caſu	huſ *)	deuruſ	deohproh	palaſ **)
domo	cadam	faſſelaſ	fanun	ſcufla
manſione.	ſelidun.	uuindicaſ.	uuintinga	ſappaſ
thalamuſ	chamara	mufflaſ.	hantſcoh	hauua
ſtupa	ſtupa	uuanz	irhiner	ſaccuraſ
biſle	pheſal	uuaſa	uuahſir	achuſ
keminada	cheminata	[dolea] caua.	putin	manneiraſ
furn.	ofán	[idriaſ] tunne	choffa	parta
caminuſ	ofan	[caricx] ticinne	choffa fodarmaziu.	
furnax	furnache	ſiſireol	ſtanta	ſicileſ
ſegradaſ	ſagarari	cauuella	potega	ſihhila
ſtabulu	ſtal	gerala tina.	zuuipar	falceaſ
pridiaſ	uuaati	ſiala	einpar	ſeganſa
eſiloſ	pretir	[ſideola] ſedella.	ampri	taradroſ
mediran	cimpar	ſeſtar	ſehtari	napugaera
piſ	firſt	calice	ſtechal	ſcalproſ
trapeſ	capretta	hanap	hnapf	ſcraotiſ [ran]
capriunſ	rafun [u]	cuppa	chupf	planaſ
ſcandula	ſkintala	caldaru	chezil	paumſcapo
pannu	lahhan	caldarora	chezi	lioneſ.
tunica. ſeia.	tunihha.***)	crimailaſ [ra]	hahla	fomeraſ [feh]
				uuganſo
		martel	hamar	

*) *Nyerup p. 317. 318.* **) *Trier. Gl. V, 10.* ***) *Trier. Gl. VIII, 2.*

502
78

(H)

mallei. ſlaga. hamar. et forcipa. anti zanga. et inchuſ
- flaſca -
anti anapaoz. deapiſ. picherir. filuariaſ (u over the first u). folliu. puticla
mandacaril. mooſ. ua. canc. fac iterum. to auar. citiuſ.
ſniumo uiuaziu. iili. argudu. ſkeero. moi. mutti.
quanta moi. in manage mutte. ſim. halp. aia tutti.
uuela alle. ueſtid. cauuati. laniu. ueſtid. uul
linaz. lini. ueſtid. lininaz. tramolol. ſap (an above)
uelluſ. uuilluſ. punxiſti. ſtahhi.
punge. ſtih. campa. hamma. ponde*)
roſuſ. haolohter. albioſ oculuſ.
ſtaraplinter. gyppuſ. houa
rohter. et lippuſ. prehanprauuer.
clauduſ. lamer. mutuſ. tumper. tinaſ. zuuipar.
ſitulaſ. einpar. guluium. noila. Indica mih. ſage mir.
quomodo. uueo nomen habet. namun habet. homo
iſte. deſer man. unde eſtu. uuanna piſtdu. quiſ eſtu.
uuer piſtu. unde ueniſ. uuanna quimiſ. de quale
patria. fona uueliheru lantſkeffi. pergite.
ſindoſ. tranſiui. foor. tranſierunt. forun. tranſiunt.
farant. ueniſtiſ. quamut. uenimuſ. quamum.
ubi fuiſtiſ. uuar uuarut. quid quiſiſtiſ. uuaz ſohtut.
queſiuimuſ. ſohtum. quod nobiſ. daz unſ. neceſſe fuit.
durft uuaſ. quid fuit. uuaz uuarun.
neceſſitaſ. durfti. multum. manago.
neceſſitaſ eſt. durft iſt. nobiſ. unſ. tua. dina.

*) * Trier. VII, 9. St. Gall. 198. 199. *

(I) 503 79

gratia. huldi. habere. za hapenne. intel
lexiſti. firminiſ. non ego. niih. firnimu.
ego intellego. ih firnimu. intellexiſtiſ. fir
namut. intellexiſiſ. firnemameſ. mandaſti.
caputi. mandaui. capaot. et$\overset{e}{g}$o. ih auar.
remanda. capiutu. tu manda. du capiut.
et ego facio. anti ih tom. quare non
uuanta ni. faciſ. toiſ. ſicp
ſic poteſt. ſo mac. fieri
uueſan. ſapienſ homo. ſpaher
man. ſtultuſ. toler. ſtulti ſunt. tole ſint. ro
mani. uualha. ſapienti ſunt. ſpahe ſint. paioari
peigira. modica eſt. luzic iſt. ſapienti. ſpahe.
in romana. in uualhum. pluſ habent. mera ha
pent. ſtultitia. tolaheiti. quam ſapientia. den
ne ſpahi. uolo. uuille. uoluerunt. uueltun. uo
luiſti. uueltoſ. cogita. hogazi. detemetipſum.
pi dih ſelpan. ego cogitaui. ih hogazta. ſemper
ſimplun. de me ipſum. fona mir ſelpemo. bonum
eſt. cot iſt. malaſ. upile. bonaſ. cotiu.

504 LATEINISCH-ROMANISCHES REGISTER
80 ZU DEN CASSELER GLOSSEN.

agnelli lempir F 8.
aia wela H 5.
albios oculus (l. *albioculus*) staraplintêr H 10.
animalia hrindir F 19.
argudu skêro H 14.
armentas hrindir F 3.
articulata E 15 s. *auricularis*.
aucas cansî F 14.
auciun censincli F 15.
aures aorûn D 16.
(*auricularis* ôrfingar E 15.)
bisle phêsal G^a 8.
bonas (l. *bona*) côtiu I 20. *bonum* côt I 19.
boves ohsun F 1.
brachia arm E 7.
calamel widarpeini E 17.
calcanea fersnâ E 1.
caldarora chezi G^b 22.
caldaru chezil G^b 21.
calice stechal G^b 18.
callus s. *gallus*.
caminus ofan G^a 11.
camisa pheit G^b 1.
campa hamma H 9.
capilli fahs D 18. E 3.
capriuns râfûn G^a 20.
caput haupit D 16.
caricx fôdar G^b 11.
casa hûs G^a 3.
cava putin G^b 9.
cavallus hros F 13.
cavella potega G^b 13.
keminada cheminâtâ G^a 9.
cinge curtî F 9.
citius sniumo (sniumor) H 3.
claudus lamêr H 13.
cogita hogazî I 17. *cogitavi* hogazta I 18.
colli hals E 4. *collo* D 19.
costis rippi F 7.
coxa deoh E 13.
cramailas hahla G^b 24.
cuppa chupf G^b 20.
de fona H 18. I 19. pî I 17.
deapis (l. *deapir*) pìcherir H 2.
dentes zendî D 18.
deurus deoprôh G^b 3.
digiti fingrâ E 10.
dolea putin G^b 9.
domo cadam G^a 4.
dorsum hrucki E 10.
ego ih I 2. 3. 5. 7. 18.
equa marhe F 16.
equum hengist F 14.
es pist H 16. 17.
esilos pretir G^a 16.
est ist G^c 1. H 25. I 13. 20.
et H 12. anti H 1. 2. I 7. *et ego* ih avar I 7.
fac tô H 3. *facio* tôm I 7. *facis* tôis I 8.
facias wangûn D 16.
falceas segansa G^c 14. 505
fasselas fanun G^b 4. 81
ferrat pêrfarh F 10.
fidelli chalpir F 6.
fieri wesan I 9.
figido lepara F 2.
fomeras waganso G^c 24.
forcipa zanga H 1.
fuistis wârut H 21. *fuit* was H 22. 23.
furn ofan G^a 10.
furnax furnache G^a 12.
gallina hanin F 19.
gallus hano F 18.
gerala zwipar G^b 14.
gyppus hovarohtêr H 11.
gratia huldî I 1.
(g)uinuolu chniu E 15.
gulvium noila H 14.
habere za hapênne I 1. *habent* hapênt I 14. *habet* habêt H 15.
hanap hnapf G^b 19.

homo man D 15. H 15. I 10.
humerus ahsla E 1.
idrias chôffa tunne G^b 10.
implenus fol G^c 1.
in in I 14. S. zu H 5.
inchus anapaoz H 1. 2.
index zeigâri E 12.
indica sagê H 14.
intellego firnimu I 3. *intellexisti (intellegis)* firnimis I 1. 2. *intellexistis* firnâmut I 3. *intellexistis (intellegimus)* firnemamês I 4.
interscapulas untar hartinun E 9.
intrange indinta F 4.
ipsum selpan I 17. selpemo I 19.
iste desêr H 16.
iterum avar H 3.
jumenta marhe F 15.
labia lefsa E 7.
laniu wullînaz H 6.
latera sîtte F 6.
lini lînînaz H 7.
liones seh G^c 22.
lippus prehanprâwêr H 12.
lumbulum lentîprâto F 1.
lumbus napulo (lancha) F 10.
major daz mêra E 14.
malas (mala) upilê (upiliu) I 20.
mallei slaga hamar H 1.
manda capiut I 6. *mandasti* caputi I 4. *mandavi* capaot I 5.
mandacaril môs H 3.
manneiras partâ G^c 9.
mansione selidun G^a 5.
mantun chinni D 17.
manus hant E 8.
martel hamar G 25.
maxillas chinnpein D 18.
me mir I 19. *meo* mîn E 3. 4. *mînan* E 5.
medicus lâhhî E 14.
mediran cimpar G^a 17.
medius mittarôsto E 13.
membras lidî E 5.
meo mîn mînan. S. *me*.
mih (mihi) mir H 14.
minimus minnisto E 16.
modica luzîc I 13.
moi mutte mutti H 4. 5. 506
mufflas hantscôh G^b 6. 82
multum managô H 24.
mutus tumpêr H 13.
nares nasa D 17.
necesse durft H 22.
necessitas durft H 25. durftî H 24.
nobis uns H 22. 25.
nomen namun H 15.
non ni I 2. 7.
oculos augun D 19.
ordigas zêhûn E 3.
os pein E 14.
osti spinale hruckipeini E 11.
oviclas awî F 7.
Paioari Peigirâ I 12.
palas scûflâ G^c 3.
palma preta E 9.
palpebre prâwa E 8.
pannu lahhan G^a 22.
pao phâo G^a 1.
parba part E 5.
patria lantskeffî H 18.
pava phâin G^a 2.
pecora skâf F 4.
pectus prust E 6.
pecunia fihu F 12.
pedes fôzî E 2.
pergite (pergis) sindôs H 18.
pirpici widarî F 15.
pis first G^a 18.
planas paumscapo G^c 20.
plus mêra I 14.
polix dûmo E 11.
ponderosus haolohtêr H 9. 10.
porciu swînir F 9.
potest mac I 9.
pragas prôh G^b 2.
pridias wantî G^a 15.
pulcins hônchli F 17.
puledra fulihha F 18.
puledro folo F 17.
pulli hônir F 16.
pulmone lungunne F 3.
punge stih H 9.
punxisti stâhhi H 8.
purcelli farhir F 13.
putel darm E 17. *putelli* darmâ E 18.

puticla flascâ H 2.
quale welîheru H 17.
quam denne I 15.
quanta in (l. *weo*) managê H 4.
quare wanta I 7.
quisistis (quæsistis) sôhtut H 21. *quæsivimus* sôhtum H 22.
quid waz H 21. 23.
quis wer H 16.
quod daz H 22.
quomodo weo H 15.
radir skir E 4. 5.
radices wurzûn E 6.
remanda (remando) capiutu I 6.
renes lentî E 12.
Romani Walhâ I 11. 12.
in Romana in Walhum I 14.
saccuras achus G^c 7.
sapiens spâhêr I 10. *sapienti (sapientes)* spâhê I 12. *sapienti (sapientias)* spâhê (spâhî) I 13.
sapientia spâhî I 15.
507 *sappas* hawâ G^c 5.
83 *scalpros* scraotîsran (scraotîsarn) G^c 18.
scandula skintalâ G^a 21.
scapulas ahsla D 20. *interscapulas* untar hartinun E 9.
scruva sû F 12.
sedella ampri G^b 16.
segradas sagarâri G^a 13.
seia tunihha G^a 24.
semper simplun I 18.
sestar sehtari G^b 17.
siala einpar G^b 15.
sic sô I 9.
siciles sihhilâ G^c 12.
sideola einpar G^b 15.
siluvarias H 2.
sim halp H 5.
sisireol stantâ G^b 12.
situlas einpar H 14.
osti spinale hruckipeini E 11.
stabulu stal G^a 14.
stomachus mago F 5.
stulti tolê I 11. *stultus* tolêr I 11.
stultitia tolaheiti I 15.
stupa stupâ G^a 7.
sunt sint I 11. 12.
talauun anchlao E 18.
taradros (tarabros) napugêrâ G^c 16.
temetipsum dih selpan I 17.
thalamus chamara G^a 6.
tibia pein E 16.
timporibus chinnapahhun hiuffilûn D 19.
ticinne côffa fôdarmâziu G^b 11.
tina zwipar G^b 14. *tinas* H 13.
tondit skirit E 2.
tramolol sapan H 7.
transierunt fôrun. *transiunt* farant. *transivi* fôr H 18.
trapes capretta G^a 19.
troia sû F 11.
tu dû H 16.
tua dîna H 25.
tundi skir E 3.
tunica tunihhâ G^a 24.
tutti allê H 5.
ubi war H 21.
umbilico napulo F 11.
un ein E 11.
uncla nagal E 4.
unctura smero F 8.
unde wanna H 16. 17.
va canc H 3.
vaccas chôî F 2.
vellus willus H 8.
venimus quamum H 20. *venis* quimis H 17. *venistis* quâmut H 20.
verticem skeitilâ D 17.
vestid cawâti H 6. 7.
vivaziu îlî H 4.
volo wille. *voluerunt* weltun I 16. *voluisti* weltôs I 17.
wanz (hantscôh) irhînêr G^b 7.
wasa wahsir G^b 8.
windicas wintinga G^b 5.

*) [W. Grimm hat das richtigere siccla und sicleola an den Rand geschrieben.]

508 ## DEUTSCHES REGISTER ZU DEN CASSELER GLOSSEN.

84

achus *saccuras* G^c 8.
ahsla *scapulas* D 20. *humerus* E 1.
allê *tutti* H 6.
altê E 15.
ampri *sedella* G^b 16.
anapaoz *inchus* H 2.
anchlao *talauun* E 18.
anti *et* H 1. 2. I 7.
aorûn *aures* D 16.
arm *brachia* E 7.
augûn *oculos* D 19.
avar *iterum* H 3.
awî *oviclas* F 7.
cadam *domo* G^a 4.
canc *va* H 3.
cansî *aucas* F 14.
capaot *mandavi* I 5. capiut *manda* I 6. capiutu *remanda (remando)* I 6. caputi *mandasti* I 5.
capretta *trapes* G^a 19.
cawâti *vestid* H 6.
censincli *auciun* F 15.
côt *bonum*. côtiu *bonas* (*bona*) I 20.
curtî *cinge* F 9.
chalpir *fidelli* F 6.
chamara *thalamus* G^a 6.
cheminâtâ *keminada* G^a 9.
chezi *caldarora* G^b 22.
chezil *caldaru* G^b 21.
chinnapahhun *timporibus* D 19.
chinni *mantun* D 17.
chinnpein *maxillas* D 18.
chniu *(g)uinuolu* E 15.
chôffa *idrias* G^b 10. *ticinne* G^b 11.
chôî *vaccas* F 2.
chupf *cuppa* G^b 20.
darm *putel* E 17. darmâ *putelli* E 18.
daz *quod* H 22. daz (mêra pein) E 14.
denne *quam* I 15. 16.
deoh *coxa* E 13. deohes E 14.
deohprôh *deurus* G^b 3.
desêr *iste* H 16.
dih selpan *temetipsum* I 17.
dîna *tua* H 25.
dû *tu* H 16. 17. I 6.
dûmo *polix* E 11.
durft *necesse* H 23. durft *necessitas* H 25.
durftî *necessitas* H 24.
ein *un* E 11.
einpar *siala. sideola* G^b 15. *situlas* H 14.
fahs *capilli* D 18. E 3.
fanun *fasselas* G^b 4.
farant *transiunt* H 20.
farhir *purcelli* F 13.
fersnâ *calcanea* E 1.
fihu *pecunia* F 12.
fingrâ *digiti* E 10.
firnemamês *intellexistis (intellegimus)* I 4. firnâmut *intellexistis* I 3. 4. firnimis 509
intellexisti (intellegis) I 2. firnimu 85
intellego I 2. 3.
first *pis* G^a 18.
flascâ *puticla* H 2.
fôdarmâziu G^a 11.
fol *implenus* G^c 2. folliu H 2.
folo *puledro* F 17.
fona *de* H 18. I 19.
fôr *transivi*. fôrun *transierunt* H 19.
fôzî *pedes* E 2.
fulihha *puledra* F 18.
furnache *furnax* G^a 12.
habêt *habet* H 15. S. za hapênne.
hahla *cramailas* G^b 24.
halp *sim* H 5.
hals *colli* E 4. *collo* D 19.
hamar slaga *mallei* H 1. *martel* G 25.
hamma *campa* H 9.
hanin *galina* F 19.
hano *gallus* F 18.
hant *manus* E 8.
hantscôh *mufflas* G^b 6.
haolohtêr *ponderosus* H 10.
za hapênne *habere* I 1. hapênt *habent* I 14. 15. S. habêt.
hartinun *scapulas* E 9.
haupit *caput* D 16.

hawâ *sappas* G^{c} 6.
hengist *equum* F 14.
hiuffilûn D 20.
hnapf *hanap* G^{b} 19.
hogazî *cogita* I 17. hogazta *cogitavi* I 18.
hônir *pulli* F 16.
hônchli *pulcins* F 17.
hovarohtêr *gyppus* H 11. 12.
hrindir *armentas* F 3. *animalia* F 19.
hros *cavallus* F 13.
hrucki *dorsum* E 10.
hruckipeini *osti spinale* E 11.
huldî *gratia* I 1.
hûs *casu (casa)* G^{a} 3.
ih *ego* I 2. 3. 5. 7. 18.
îlî *vivaziu* H 4.
in *in* I 14. (weo) H 5.
indinta *intrange* F 4.
irhînêr (irhînêr hantscôh) *wanz* G^{b} 7.
ist *est* G^{c} 2. H 25. I 13. 20.
lahhan *panu* G^{a} 22.
lâhhî *medicus* E 14.
lamêr *claudus* H 13.
(lancha s. zu *lumbus* F 10).
lantskeffi *patria* H 18.
lefsa *labia* E 7.
lempir *agnelli* F 8.
lentî *renes* E 12.
lentîprâto *lumbulum* F 1.
lepara *figido* F 2.
lidî *membras* E 5.
lînînaz *lini* H 7.
lungunne *pulmone* F 3.
luzîc *modica* I 13.
mac *potest* I 9.
mago *stomachus* F 5.
man *homo* D 15. H 16. I 11.
(weo) managê *quanta* H 5.
managô *multum* H 24.
marhe *equa* F 16. *jumenta* F 15.
510 mêra *major* E 14. *plus* I 14.
86 mîn *meo* E 3. mînan *meo* E 4. 5.
minnisto *minimus* E 16.
mir *mih (mihi)* H 14. *me* I 19.
mittarôsto *medius* E 13.
môs *mandacaril* H 3.
mutte mutti *moi* H 4. 5.
nagal *uncla* E 4.
namun *nomen* H 15.
napugêrâ *taradros (tarabros)* G^{c} 17.
napulo *lumbus* F 10. *umbilico* F 11.
nasa *nares* D 17.
ni *non* I 2. 8.
noila *gulvium* H 14.
ofan *caminus* G^{a} 11. *furn* G^{a} 10.
ohsun *boves* F 1.
(ôrvingar *auricularis* s. zu F 15).
part *parba* E 5.
partâ *manneiras* G^{c} 10.
paumscapo *planas* G^{c} 21.
Peigirâ *Paioari* I 13.
pein *os* E 14. *tibia* E 16.
pêrfarh *ferrat* F 10.
phâin *pava* G^{a} 2.
phâo *pao* G^{a} 1.
pheit *camisa* G^{b} 1.
phêsal *bisle* G^{a} 8.
pî *de* I 18.
pîcherir *deapis* (*deapir*) H 2.
pist *es* H 16. 17.
potega *cawella* G^{b} 13.
prâwa *palpebre* E 8.
prehanprâwêr *lippus* H 12.
preta *palma* E 9.
pretir *esilos* G^{a} 16.
prôh *pragas* G^{b}2.
prust *pectus* E 6.
putin *cava dolea* G^{b} 9.
quâmum *venimus*. quâmut *venistis* H 20. quimis *venis* H 17.
râfûn *capriuns* G^{a} 20.
rippi *costis* F 7.
sagarâri *segradas* G^{a} 13.
sagê *indica* H 14.
sapan *tramolol* H 7.
skâf *pecora* F 4.
skêro *argudu* H 4.
skeitilâ *verticem* D 17.
skintalâ *scandula* G^{a} 21.
skir *radi* E 4. 5. *tundi* E 3. skirit *tondit* E 2.
scraotîsran (scraotîsarn) *scalpros* G^{c} 19.
scûflâ *palas* G^{c} 4.
segansa *fatceas* G^{c} 15.
seh *liones* G^{c} 23.

sehtari *sestar* G^b 17.
(in) selidun *mansione* G^a 5.
selpan *ipsum* I 18. selpemo I 19.
sihhilâ *siciles* G^c 13.
simplun *semper* I 19.
sindôs *pergite* (*pergis*) H 19.
sint *sunt* I 11. 12.
sîtte *latera* F 6.
slaga hamar *mallei* H 1.
smero *unctura* F 8.
sniumo (sniumor) *citius* H 4.
sô *sic* I 9.
sôhtum *quæsivimus* H 22. sôhtut *quisistis* (*quæsistis*) H 21.
511 spâhê *sapienti* (*sapientes*) I 12. spâhe
87 (spâhî) *sapienti* (*sapientia*) I 13. spâhêr *sapiens* I 10.
spâhî *sapientia* I 16.
stâhhi *punxisti* H 8.
stal *stabula* G^a 14.
stantâ *sisireol* G^b 12.
staraplintêr *albios oculus* (*albioculus*) H 11.
stechal *calice* G^b 18.
stih *punge* H 9.
stupâ *stupa* G^a 7.
sû *scruva* F 12. *troia* F 11.
swînir *porciu* F 9.
tô *fac* H 3. tôis *facis* I 8. tôm *facio* I 7.
tolaheiti *stultitia* I 15.
tolê *stulti*. tolêr *stultus* I 11.
tumpêr *mutus* H 13.
tunihhâ *tunica* G^a 24.
tunne *idrias* G^b 10.
uns *nobis* H 22. 25.
untar hartinun *interscapulas* E 9.
upilê (upiliu) *malas* (*mala*) I 20.
waganso *fomeras* G^c 24.
wàhsir *wasa* G^b 8.
Walhâ *Romani* I 12.
in Walhum *in Romana* I 14.
wangûn *facias* D 16.
wanna *unde* H 16. 17.
wanta *quare* I 8.
wantî *pridias* G^a 15.
wâr *ubi* H 21.
wârun H 23. wârut *fuistis* H 21. was *fuit* H 23.
waz *quid* H 21. 23.
wela *aia* H 6.
welîhêru *quale* H 18.
weltôs weltun s. wille.
weo *quomodo* H 15. S. zu H 5.
wer *quis* H 17.
wesan *fieri* I 10.
widarî *pirpici* F 5.
widarpeini *calamel* E 17.
wille *volo* I 16. weltôs *voluisti* I 17. weltun *voluerunt* I 16.
willus *vellus* H 8.
wintinga *windicas* G^b 5.
wullînaz *laniu* H 6. 7.
wurzûn *radices* E 6.
za hapênne *habere* I 1.
zanga *forcipa* H 1.
zêhûn *ordigas* E 3.
zeigâri *index* E 12.
zendî *dentes* D 18.
cimpar *mediran* G^a 17.
zwipar *tina* G^b 14. *tinas* H 13.

159 # NACHTRAG ZU DEN CASSELER GLOSSEN.

1 (Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 6. Juni 1853.)

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse) 1853. 4. S. 159—162. Separatabdruck S. 1—4.

Im Jahre 1848 hatte Diez eine Abhandlung über die Casseler Glossen verfasst, bevor die meinige, die in den Schriften der Akademie vom Jahre 1846 zwar gedruckt aber noch nicht ausgegeben war, in seine Hände gelangte. Jene erschien 1849 in Haupts Zeitschrift 7, S. 396 mit einem Zusatz der auf meine Untersuchung Rücksicht nahm. Auch von W. Wackernagel hatte ich im Mai 1848 einige willkommene Bemerkungen erhalten. [S. den Brief selbst am Schluss.]

Nichts konnte mir erwünschter sein als dass der erste Kenner der romanischen Sprachen diesen Glossen seine Aufmerksamkeit geschenkt und eine sorgfältige Ausgabe gewünscht hatte, die ohne ein Facsimile nicht möglich war. In dem Hauptergebnis, wornach dieses in die frühste Zeit gehörige Denkmal das älteste Zeugnis von dem Dasein der romanischen Sprache gewährt und die Umwandlung des Lateinischen deutlicher als irgend ein anderes darstellt, stimmt er mit mir überein. Darin weichen wir von einander ab, dass er sich mit meiner Ansicht, die alle nicht deutschen Wörter als romanische betrachtet, nicht befreunden kann, obgleich er ihr nicht bestimmt entgegentreten will. Ich habe nachgewiesen, dass die Wörter, welche noch lateinische Form zeigen, späterhin in der romanischen erscheinen; die einzige Ausnahme macht thalamus G[a] 6, kann aber leicht durch einen Abschreiber hinein gekommen sein. Es zeigt sich auch eine Veranlassung dazu, wahrscheinlich stand dafür keminada, und da dies Wort wenige Zeilen hernach nochmals vorkam, so glaubte er es durch ein anderes ersetzen zu müssen. Die noch erhaltenen lateinischen Formen können nicht befremden, da gerade bei dem Übergang eine solche Gemeinsamkeit längere Zeit fortdauern musste, bis sich die romanische Sprache völlig ablöste. Diez nimmt ferner einen gleichmässigen, von einem Bildungsprincip ausgehenden

Fortschritt an und will facias neben casa als Nom. Sing., timporibus neben animalia nicht gelten lassen und nur ein gewisses Schwanken 160
in den Vocalauslauten zugeben. Mir dagegen scheint die Um- 2
wandlung überhaupt nicht von einem bestimmten Grundsatz auszugehen und daher gleichmässigen Schritt nicht zu halten: der Sprachgeist treibt unbewusst zu der Änderung, sobald andere Zustände einen Umschwung herbeiführen: bald geht er vor, bald bleibt er zurück, und das Gesetz entwickelt sich nur nach und nach und ist nicht gleich erkennbar. Das Gefühl von der Bedeutung der lateinischen Declinationsendungen war abgestumpft und neigte sich zum Untergang; wissen wir doch von Diez selbst, dass in späteren lateinischen Inschriften der Accusativ für den Nominativ gesetzt wird; auch vergleiche man was ich zu D 16, 17 und 19 angemerkt habe.

Wie ich mir vorstelle, hat ein Wälscher, der nach Baiern gekommen war, die romanischen Wörter aufgeschrieben, und ein Deutscher die Übersetzung zugefügt. Auch der umgekehrte Fall lässt sich denken[1]), dass ein Baier mit seinen Glossen in Welschland sich habe die romanische Übersetzung hinzuschreiben lassen: aber es ist nicht wahrscheinlich, dass er diese bei sû und napulo zwei Mal hinter einander verlangt habe, und wie will man das Missverständnis bei radices und cinge erklären? Diez setzt ein minder einfaches Verhältnis voraus, nach ihm hat ein Deutscher, der aber die wälsche Sprache verstand, lateinisch schreiben wollen, es liefen ihm dabei in grösserer Menge Romanismen unter. Wollte er lateinisch schreiben, so begreift man so grobe Fehler wie timporibus, maxillas, meo capilli usw. durchaus nicht. Der Einwurf, ein Wälscher würde niemals anlautendes v mit f, g mit c und p mit b verwechselt haben, trifft meine Ansicht nicht, da ich die deutschen Wörter von einem Deutschen zusetzen lasse; dieser schrieb jene Anlaute seiner Zeit gemäss ganz richtig.

Diez hat ausserdem zu etwa vierzig Glossen Erläuterungen gegeben, die grösstentheils mit den meinigen übereinstimmen, aber manche schätzbare Nachweisung enthalten. Ich will was

1) *Nach Lachmanns mir mündlich mitgetheilter Ansicht. Aber dann müsste der Wälsche, der dictierte, schon deutsch verstanden haben.* [Zettelnotiz.]

ich bei einigen zu erwidern habe in den folgenden weiteren Anmerkungen zufügen.

Ich hätte S. 440 (16) [= oben S. 384] anchlao nicht unter die Wörter setzen müssen, die ein wurzelhaftes ao für ô haben, da es hier nach der Anmerkung E 18 der Pl. ist. Auch war nicht oi für uo in noila anzunehmen: nach der Anmerkung zu H 14 gilt hier nôila, nuoila, und i gehört zur Ableitung ila. E 3 ist es nicht möglich ardigas statt ordigas zu lesen, welches Diez für
161 ein verderbtes ardiglas ansieht. o ist in der Handschrift noch un-
3 zweifelhafter und das an dieser Stelle etwas flockige Pergament allein Ursache, dass der Buchstabe in der Nachbildung unrein geworden ist. E 15 uinuolu gestattet allerdings die Handschrift iunuolo zu lesen, da die ersten drei Striche nicht mehr vollständig vorhanden sind, aber o ist ausser Zweifel und iunuclo, wie Diez annimmt, nicht möglich. Er hält die Conjectur guinuolo für gewagt, da sich das lateinische g nicht wohl als gu darstelle: auch Wackernagel bemerkt, gu könne nur für das lateinische v und deutsche w eintreten. Ich habe die Änderung selbst als eine unsichere Vermuthung angeführt, will aber dazu bemerken, dass in den Altdeutschen Gesprächen, wo romanischer Einfluss erkennbar ist, guesenda 105, sogar quesasti 28 und quesan ger 80 geschrieben ist [s. unten S. 485. 493. 512. 515].

In der Geschichte der deutschen Sprache S. 947 erhält das schwierige Wort altee E 15 eine Erklärung, der ich nicht beistimmen kann, schon, wie ich anderwärts (Altd. Gespr. S. 9 [unten S. 478]) bemerkt habe, weil hier keine verirrten Glossen vorkommen und dem Zusammenhange nach nothwendig vom fünften Finger die Rede sein muss. Articulata wird dort als romanischer Ausdruck für das lateinische articulus, altê aber für altâ membrum erklärt, und dieses sonst nicht vorkommende Wort in Zusammensetzungen gefunden, deren Bedeutung noch ungewiss ist.

Über die Fingernamen in der malbergischen Glosse, an der man gern vorübergeht, weil es schwer ist mit einiger Sicherheit etwas herauszuholen, sind sinnreiche Vermuthungen in der Vorrede zu Joh. Merkels lex salica von Jacob Grimm S. XL, XLI geäussert. Zu der Stelle aus Isidor will ich bemerken, dass sich bei Richerus 2, 59 übereinstimmend salutaris, impudicus und

auricularis findet. Die unter dem Volke noch heute üblichen Namen mögen durch ganz Deutschland verbreitet sein. Zu den schon mitgetheilten trage ich einige nach, 5 lütje finger. 4 goldinger. 3 goldammer. 2 topliker. 1 flohknicker, so hörte ich zu Neustadt an der Harzburg. 1 dümelinksken. 2 fingerlinksken. 3 lankmännken. 4 swankmännken. 5 kappeditsmännken J. F. Woeste Überlieferungen in der Grafschaft Mark S. 2. 5 das kleine ding. 4 der göldering. 3 der langhals. 2 der schmandlecker, der dippenlecker. 1 der lauseknecker, aus Willingshausen in Oberhessen, mitgetheilt von Dr Wilh. Arnold.

G^b 3 das mir unverständlich gebliebene deurus wird von Diez und Wackernagel glücklich durch tubrucus bei Isidor[1]) und Paulus Diaconus erklärt. Nur weichen beide darin von einander ab, dass Diez, dem ich beistimme, das romanische Wort 162
aus dem deutschen deoprôh entstehen lässt, Wackernagel dagegen 4
glaubt, das deutsche sei eine Umbildung des romanischen.

G^a 8 nach den Schriftzügen ist grössere Wahrscheinlichkeit, dass bisle und phesal muss gelesen werden, als birle und pheral. Beide Formen neben einander setzen die Insbrucker Glossen (Mones Anzeiger 1838 S. 591) 268 pisale pirale, phiesil.

G^b 12 Wackernagel stellt die Vermuthung auf, sisireol könne von sicera (sicereolum) abgeleitet werden.

G^b 15 Ich lasse die Vermuthung fallen, dass siala zu lesen sei und nehme siccla an, wie in der folgenden Zeile sicleola, da sich bei Ducange sicla mensura liquidorum findet; vergl. Merkels lex Alaman. S. 51.

H 2 siluvarias muss ich festhalten; vgl. Pott über die romanischen Elemente in der Lex salica S. 163.

H 2 folliu ist nach Grammatik 3, S. 457, 458 der Pl. des Subst. folli poculum. Die Verwandtschaft mit dem Adject. fol ist noch unsicher.

H 4. Ich habe mutti als Masc. betrachtet, dazu gehört der mutte Eracl. 3242 nach der richtigen Leseart.

H 14 Wackernagel erinnert bei mih für mihi an die Formel crede mich; vgl. Haupts Zeitschr. 2, S. 191.

[1]) * Tubrucos vocatos (dicunt) quod tibias bracasque tegant. Tubraci, quod a bracis ad tibias usque perveniant. Isidor, Etymolog. 19, 22. * [Zettelnotiz.]

Ich lasse auch hier eine Stelle Haupts und Wackernagels Brief folgen.

L[eipzig], 3 jan. 1847.

Verehrter herr und freund,

an der verspätung meines dankes für das schöne facsimile ist bloss der leidige deurus schuld, der mich durch mancherlei wildnisse umher geneckt hat und mir doch entschlüpft ist. da sinnen und suchen zu nichts geholfen hat, hoffe ich noch auf zufälliges glück, werde aber das ungethüm im gedächtnisse behalten.

Basel 21. Mai 1848.

Geliebter und verehrter Freund,

wie soll ich Ihnen für das Zeichen der Freundschaft danken, das mir diese Zueignung giebt? Ich will es mir eine Anmahnung sein lafsen mich solcher Liebe und Ehre würdig zu machen; der Eindruck der freudigen Überraschung, als ich das Titelblatt umschlug, wird mir noch lang in der ersten Frische bleiben. Neben der Freude, die Sie mir bereitet, that mir um so mehr die begleitende Nachricht weh, dass Sie dieses Jahr wieder mit Krankheit haben beginnen müfsen: ich bitte Gott, er möge Ihnen einmal gründliche Hilfe werden lafsen. Ich habe schon öfter gedacht, ob nicht ein Sommeraufenthalt auf einem unsrer Schweizerberge Ihnen dienlich wære; dann könnte ich Sie auch bei mir einmal sehen und beherbergen.

Ich habe das schœne, auch so stattlich gedruckte Buch am 15 Mai empfangen und es noch am gleichen Tage zum erstenmal und in den folgenden noch einmal und gründlicher durchgelesen und mich immer mehr daran gefreut und gelegentlich das zweite Blatt aufs neue betrachtet. Darf ich einige Bemerkungen, die mir unterm Lesen ge- | kommen sind, hier niederschreiben? Dafs der undeutsche Theil der Casseler Glossen romanisch und nicht lateinisch sei (23 fg.), ist im Ganzen gewifs unzweifelhaft: man sieht das besonders deutlich, wenn man den Vocabularius S. Galli und die Wiener Glossen in der Diut. 3, 405 dagegenhält, wo das Romanische nur stück- und stellenweise sich geltend macht und mehr in Worten als Wortformen. Durchweg romanisch möchte ich aber jene doch nicht nennen: *thalamus* z. B. (G[a] 6) ist doch blofses Gelehrtenlatein, und so vielleicht noch manches andre. Ein merkwürdiges Gegenstück zu dieser romanischen Sprachauffafsung und namentlich zu dem Schlufs der Glossen steht in Greiths Spicil. Vatic. 31—33: auch ein solches Gesprächbüchlein, aber da ist das Deutsche romanisch gemacht. E 15 möchte ich nicht in *guinuolu* ändern: denn *gu* kann, so viel ich weifs, nur für lat. *v* u. deutsches *w* eintreten; das Facsimile erlaubt *innuolu* zu lesen: das wære dann s. v. a. *inuolu*, mit derselben Aphærese des *g* von *genuculum* wie im

span. *ynojo hinojo*: vgl. Diez 1, 218. G^b 3 *deurus* Romanisierung desselben *tûbrucus*, von welchem, wenn es wirklich nur eine Bekleidung des Unterbeines bezeichnet, auch das deutsche *deohbruach* nur eine Umformung ist. G^b 12|*sisereol* könnte eine Herleitung von *sicera (sicereolum?)* sein. H 14 *mih* für *mihi*, wie in der Formel *crede mich* Hpt. 2, 191. S. 54: *Daumelle, dûmelne* scheint Schmeller 1, 370 und wohl nicht unrichtig als Entstellung von *dûmmâli* zu betrachten: vgl. *muntmâli spanmâli gritmâli scritamâli staphmâli;* und so würde auch das nordische *thûmal* in *thûmalfingr* u. *thûmaltâ* nicht eigentlich den Daumen, sondern das Daumenmafs bezeichnen. Jemand *unterm Daumen haben* oder *halten* heifst: ihn unterdrückt halten; vgl. *sub pollice* sancti Mauricii bei du Cange. Wenn Jemand das fallende Weh hat, glaubt man ihn dadurch zu erleichtern, dafs man ihm *den Daumen bricht*, d. h. denselben, falls er unter die Finger geklemmt ist, gewaltsam herausreifst. Nach einer Stelle Bertholds bezeichnet der Daumen (der rechten Hand), in die Linke gelegt u. von deren Fingern gedrückt, die Zahl 60: Schm. 4, 250. Prophetisches Jucken des Daumens in Shakespears Macbeth 4, 1. Was soll *mitti duergi* als Übersetzung von *minimus digitus* (Schm. 4, 309)? S. 66 *Goldfinger* ist doch wohl nur s. v. a. *Ringfinger*, *baugfingr*: vgl. goth. *figgragulth* Luc. 15, 22.

Dieser Excurs über die Fingernamen ist für mich von ganz besondrem Werthe, da ich bei Gelegenheit einen nah verwandten über die Gliedmafse d. h. über die Entstehung der Mafse und Zahlen von den Gliedern des Menschen aus-|zuarbeiten denke. Zugleich aber ist mir dabei wieder recht lebhaft vor Augen getreten, wie arm an Hilfsmitteln für all dergleichen Arbeiten ich hier bin. Noch einmal also (denn ich denke, ich habe Ihnen mein Leiden schon geklagt), könnte ich ohne zu grossen Nachtheil des Tausches wieder nach Deutschland, an eine Deutsche Universität, ich gienge mit Freuden. Vor einigen Wochen ist eine Anfrage der Art von Breslau aus an mich gelangt; es könnte mir in andrem Betracht vielleicht kein Ort so widerwärtig sein als dieses Breslau, dennoch habe ich Ja gesagt. Welch Glück für mich, wenn ich so nahe bei Berlin, so nahe also bei Ihnen sein könnte! Aber ich erwarte kaum, dafs bei dem jetzigen Stand der Dinge etwas daraus werde, und kann mich auch, eben weil es Breslau ist, leichter zufrieden geben, wenn nichts daraus wird.

Und nun noch einmal meinen besten treuesten Dank und meine herzlichsten Wünsche; Gott erhalte mir Sie und Ihre Freundschaft! Auch Ihrem Bruder meine besten Grüsse; ich hoffe mit næchstem zu lesen, dafs auch er an den grofsen Volkstag gewählt sei.

Ihr treu ergebener

Wilh. Wackernagel Dr.

415 ALTDEUTSCHE GESPRÄCHE.

3 (Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 29. Oktober 1849.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1851, S. 415—436. Einzeln Göttingen bei Dieterich. S. 1—24.

Greiths Spicilegium Vaticanum (Frauenfeld 1838) S. 31 gab Nachricht von einer aus verschiedenen Pergamentblättern des 9. bis 12. Jahrhunderts zusammengesetzten Handschrift der Vaticana (Cod. collect. membr. 4. Christin. 566). Danach enthält Blatt 5 »das Bruchstück eines altdeutschen Glossars aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts, interlinear und marginal mit sehr feinen Schriftzügen geschrieben, die mit den merowingischen grosse Ähnlichkeit haben. Das Bruchstück rührt wahrscheinlich von einem Mönche her, der aus dem inneren Gallien nach Deuschland reiste, wie sich aus der Glosse unde venis? de Francia und den darin vorkommenden Consonantenverhältnissen ergibt.« Greith liess diese Glossen abdrucken, aber bei manchen Wörtern musste ich zweifeln dass er richtig gelesen habe, auch war nicht zu ersehen wie der Ausdruck interlinear und marginal zu verstehen sei. Ich wendete mich an Hrn Dr Brunn in Rom, und er war so gefällig mir ein sorgfältiges, von ihm selbst verfertigtes Facsimile von jenem Blatt zu übersenden. Die Arbeit war um so mühseliger, als, wie er bemerkt, das Pergament zerknittert und die Dinte an einigen Stellen ganz erloschen ist. Für die Richtigkeit des Textes und der Schriftzüge will er bürgen, nur den Charakter der Schrift, wie ihn ein vollkommenes Facsimile gewähren soll, hat er nicht vollständig wiedergeben können.

Die Schrift des theologischen Werks ist schön und deutlich und gehört wohl in das neunte Jahrhundert; eine genauere Bestimmung ist schwierig. Die Glossen sind an den Rand und wo sich innerhalb des Textes leerer Raum zeigte hinzugeschrieben, also später und mit anderer Dinte: aber die Züge der völlig

verschiedenen unschönen Hand sind an sich alterthümlicher. Sie unterscheidet sich besonders durch das aus dem uncialen N und NT gebildeten Ɲ Ɲ̄: auch sind mehr Kürzungen ange- 416
wendet und öfter verschiedene Wörter zusammengezogen; sie 4
mag nicht viel jünger sein.

Da Greiths Abdruck sich unbrauchbar erweist, so ist es gut, dass der Sprachschatz in den beiden letzten Bänden, die nach 1838 erschienen sind, auf diese Glossen keine Rücksicht genommen hat. Ich lege hier eine wohl gerathene Nachbildung des Facsimile bei*) und lasse die Glossen folgen, so wie ich sie lese, nur mit Auflösung der sicheren Abbreviaturen, behalte aber bei das Zeichen ·|· für id est, und ÷ Zeile 31 für est. Was das einem H ähnliche Zeichen vor der Zwischenzeile 36 bedeuten soll, weiss ich nicht: eine Verweisung scheint es nicht zu sein.

Obethe. caput.
Faſſen. capilli.
Auren. aurif.
Ogen. oculi.
Munda. bucca.
Zunguen. dentef.
Bart. barba.
An. manuf.
Anſco. Guanti.
Bruſt. pectuf.
Guanbe. uenter.
Follo guanbe. plenuf uenter.
Elpe. adiuva.
fromin. dōn',
Guare uengelinaz ſelida gueſelle. uel *guenoz* ·|· par.
·|· ubi abuiſti manſionem ac nocte conpagn.
Te ge^{a}raben. uſ. ſelida ·|· ad manſionem comitiſ.
Guane cumet ger brothro ·|· unde ueniſ frater.
E ^{c}gunt ſim^{i}ono dodon' H ·|· de domo dōni mei. uel.
E cunt mer min erre uſ. ·|· de domo ſeniorif mei.
Gueliche lande cumen ger ·|· de qua patria.
E guaſ mer in gene francia ·|· in francia fui. 417
Guæz ge dar daden ·|· quid feciſti ibi. 5
Enbet^{z} mer dar ·|· diſnaui me ibi.
^{fuiſti}Guaren gerinaz ze mettina.

*) [Dasselbe muss hier fehlen.]

Terue ge u.
E ne queſa ti dar ·|· ego non te ibi uidi. uel.
E nė queſa u thar ·|· uoſ non uidi ibi.
Queſaſti min erre ze mettina ·|· uidiſti ſeniorem meum
ad matuninaſ.
Terue nain i ·|· non.
Guaz gildo ·|· quid uiſ tu.
Guer iſtin erro ·|· ubi ÷ ſenior tuuſ.
ne guez ·|· neſcio.
uel *er iſizin erro* ·|· ad ſeniorem ſuum.
E ſconœ canet. belluſ uaſalluſ.
uel *ſnel canet.* uelox uaſalluſ.
H *Ubele canet mine teruœ* ·|· maluſ uaſalluſ.
C Vereſt ·|· ubi eſt.
Sclaphen ſin alſ ·|· da illi in collo.
habeo din.
Ghanc hutz ·|· i. forſ.
ſairu . . oſt.
Vndeſ arſ intine naſo ·|· caniſ culū intuo naſo.

Als nächste Erklärung dient am besten eine Übertragung in althochdeutsche Sprachformen; die Änderungen darin werden hernach in den Anmerkungen gerechtfertigt werden.

Houbit caput.
Fahs capilli.
Ôrûn aures.
Ougûn oculi.
418 *Munt* bucca.
6 *Zungûn* (l. *zendî*) dentes.
Bart barba.
Hant manus.
Hantscuohâ guanti.
Brust pectus.
Wamba venter.
Follu wamba plenus venter.
13.14 *Hilf* adjuva. *frômîn* dōn'.
Wâr wârun gelinâ az selidô. gesellô? vel *genôz* par.
ubi habuisti mansionem hac nocte, compagn?
Ze grâvin hûs selidô ad mansionem comitis.
Wanna cumet ir, bruoder? unde venis, frater?
Ih cumu ût sinemo (l. *mînemo*) *dôme* de domo domini mei. vel
Ih cumu mir ût mînemo hêrrin hûs de domo senioris mei.

Fona welîhemo lande kumet ir? de qua patria?
Ih was mir in jenemo Frankônô lande in Francia fui.
Waz îr dâr tâtut? quid fecisti ibi?
Inbeiz mir dâr disnavi me ibi.
Wârut ir hina az ze mettinô? fuisti?
Triwô jâ iwih (l. *ih*).
Ih ne gesah dih dâr ego non te ibi vidi. vel.
Ih ne gesah iwih dâr vos non vidi ibi.
Gesâhi dû mînan hêrrun ze mettinô? vidisti seniorem meum. ad matutinas?
Triwô nein ih non.
Waz wildû? quid vis tu?
Wâr ist dîn hêrro? ubi est senior tuus?
Ne weiz nescio. vel.
Er ist ze sînemo hêrrin ad seniorem suum.
Ih scôni kneht bellus vasallus. vel.
Snel kneht velox vasallus.
Ubil kneht mîna triwa malus vasallus.
Wâr ist? ubi est?
Klapfô in sinan hals da illi in collo.
Habê dînan. 419
Ganc hûz i fors. 7
Hundes ars in dînero nasô canis culum in tuo naso.

Zu den ältesten Denkmälern der deutschen Sprache gehören deutsch-lateinische Wörterbücher, in welchen Ausdrücke für die im täglichen Leben nothwendigen Dinge gesammelt und zu bequemem Gebrauch ihrem sachlichen Inhalt nach geordnet sind. Davon unterscheiden sich sehr bestimmt lateinisch-deutsche, nicht auf besondere Gegenstände beschränkte alphabetische Vocabularien, noch mehr zwischen die Zeilen oder an den Rand lateinischer meist theologischer Werke gesetzte Glossen. Die beiden letzgenannten Arbeiten dienten gelehrten Zwecken, während jene sachlichen Handbücher zunächst für Reisende bestimmt zu sein scheinen, vorzüglich für Geistliche, der lateinischen oder der eben aus dem Lateinischen sich ablösenden romanischen Sprache mächtig. Bei jenen gelehrten Glossen ist das Lateinische die Hauptsache, das Deutsche Übersetzung: bei den sachlichen Wörterbüchern muss das Deutsche als das Ursprüngliche gelten, wenigstens in so weit als es von dem

Fremdling nicht konnte aufgeschrieben werden, der schwerlich im Stand war die Unterscheidung verwandter Laute zu bezeichnen, die wir gewahrt finden. Diese sachlichen Wörterbücher allein sind hier der Gegenstand unserer Betrachtung.

Mir sind folgende bekannt, A die Casseler Glossen, B der Vocabularius S. Galli, C die Schlettstädter Glossen (Haupts Zeitschrift 5, S. 318), D Nomenclator in einer Wiener Handschrift (Hoffmanns Althochdeutsche Glossen S. 57. 58), E Summarium Henrici, F Glossen aus einer boxhorn. Handschrift (Nyerups symbolæ S. 560—337), G Glossen aus einer Wiener Handschrift (Hoffmanns Sumerlaten S. 29—43), H aus einer Innsbrucker Handschrift (Mones Anzeiger 1838, S. 287—602), I die Wiesbader Glossen der heil. Hildegard (Haupts Zeitschrift 6, S. 321), K Vocabularius optimus (herausgegeben von Wackernagel 1847). Ich beachte dabei nicht einzelne ausgehobene Abschnitte, wie z. B. die ungedruckten Frankfurter Glossen nur die Namen von Thieren und Pflanzen enthalten, Zürcher Glossen (Diutisca 2, S. 273—277) nur Pflanzen; auch lasse ich zur Seite lateinisch-deutsche alphabetisch geordnete Wörterbücher, in welche die sachlichen aufgelöst wurden; die Admonter Glossen (Haupts Zeitschr. 3, S. 368) und die Leipziger (Mones Anzeiger 1835, S. 93—95) scheinen mir auf diesem Weg entstanden zu sein.

420 Die Handschriften von A und B sind die ältesten und
8 reichen beide in das achte Jahrhundert, leicht noch in das siebente; die übrigen von C bis I fallen in das zehnte, elfte und zwölfte, K in das vierzehnte. Da aber C manchmal ganz alte Sprachformen bewahrt hat, die ihrer Quelle ein gleiches Alter mit A und B anweisen, so irrt man schwerlich, wenn man den Ursprung auch der andern, K ausgenommen, das, mit der Handschrift ziemlich gleichzeitig, eine spätere Arbeit enthält, ebensoweit zurückführt. B setzt, wie ich anderwärts (Casseler Glossen S. 20) schon dargethan habe, A voraus, aber auch A, aus mehreren verschiedenartigen Stücken zusammengerückt, deutet auf noch ältere Quellen.

Vergleicht man den Inhalt dieser Wörterbücher, so ergibt sich, dass keins von dem andern abstammt, wenn man auch

das Gegentheil vermuthen sollte. Sie zeigen freilich Übereinstimmung, so weit sie in einer gleichen Aufgabe liegt, aber in der Folge der einzelnen Abtheilungen, die selten äusserlich getrennt sind, stimmt eins so wenig mit dem andern, dass bei einem voran steht, was bei dem andern erst am Ende kommt; am meisten zusammengehalten sind noch die Abschnitte aus dem Naturreich. Ebenso verschieden sind sie dem Umfang nach: D und I enthalten nur wenige Abschnitte. Endlich ist in der Folge der einzelnen Wörter keine Gleichförmigkeit sichtbar: erscheint auch manchmal eine kleine Anzahl in derselben Ordnung neben einander, so liegt dies gewöhnlich in der Natur der Sache, z. B. wenn die Glieder des menschlichen Leibes aufgezählt werden: anderwärts zeigt sich wieder die grösste Verschiedenheit. Ebenso ungleich sind sie in Beziehung auf die Reichhaltigkeit einzelner Abschnitte: rein gehalten sind diese auch nicht immer, manchmal drängen sich verirrte Glossen dazwischen, einzeln oder ein Paar zusammen. Es scheint bei der Aufstellung dieser Wörterbücher meist der Zufall gewaltet zu haben. C lässt diese Entstehung am deutlichsten durchblicken: hier ist (S. 260) bei den Namen der Bäume aus einer andern, auch sonsther (Altdeutsche Blätter 1, S. 349. 350) bekannten Quelle sogar ein lateinisches Gedicht aufgenommen, wo dann die einzelnen Glossen über die Zeilen geschrieben sind. Nur E, das Summarium Henrici, geht auf Plan und strengere Ordnung aus. Unter den älteren ist dieses Wörterbuch das vollständigste, dennoch fehlen darin Abschnitte, die C, H und I gewähren, so wie gemeinschaftliche anderwärts reicher ausgestattet sind. K enthält sichtbar eine spätere Bearbeitung und
umfasst unter allen am meisten. Der Vocabularius hat sich dabei 421
noch ein anderes Ziel gesteckt, er will zur Erlernung des La- 9
teinischen behilflich sein, denn es werden neben ein deutsches Wort oft mehrere, ja ganze Reihen lateinischer, denselben oder einen verwandten Begriff enthaltende Ausdrücke gestellt. Gewiss sind dabei Wörterbücher aus älterer Zeit benutzt, aber auch nicht weniges wird seiner Zeit angehören. In dem Abschnitt über das Naturreich (S. 41—55) macht sich die alphabetische Ordnung in den lateinischen Wörtern bemerklich,

wo also der Verfasser eine besondere Quelle muss benutzt haben. Endlich begegnet man hier und da Übersetzungen und Umschreibungen, weil kein deutscher Ausdruck sich vorfand, am meisten in dem Abschnitt de composicionibus librorum (S. 37), wo historia schwerfällig erklärt wird ein geschriben rede der getât, als ez geschach, und de dignitatibus secularibus (S. 38) monarcha ein einiger herre über die welt. Aus späterer Zeit mag noch manches dieser Art vorhanden sein, was für unsere Untersuchung wenig Gewicht hat: so gibt von zwei hierher gehörigen Papierhandschriften des funfzehnten Jahrhunderts Mones Anzeiger 1837 S. 339. 340 Nachricht.

Nach dem, was ich ausgeführt habe, ist nicht glaublich, dass die ursprüngliche, ich meine die erste Auffassung dieser Wörterbücher auf uns gekommen sei: nur Theile davon, freilich wohl die wichtigeren haben sich erhalten. Auch die Ordnung des Ganzen mag ursprünglich strenger gewesen sein: das Glossar der heil. Hildegard gewährt in dieser Beziehung wohl das Beste; die seltsame unerklärliche Sprache, in der es abgefasst ist, verhinderte Änderungen, Umstellungen und Zusätze. Es beginnt mit Deus, angelus, salvator usw., geht dann auf menschliche Verhältnisse über, und daran schliesst sich das Naturreich mit seinen Abtheilungen; verirrte Glossen habe ich darin nicht bemerkt. Die Casseler Glossen fangen gleich mit caput an: bis zu Seite H unterbricht auch hier keine ungehörige Glosse die Ordnung [1]; S. H 1—14 ist ein Satz eingeschoben, der Verschiedenartiges untereinander wirft. Verwirrungen genug zeigen die Schlettstädter Glossen. Unnöthig ist es, eine hinter allen Sammlungen stehende einzige Urschrift anzunehmen: das Bedürfnis kann mehrere von einander unabhängige Auf-
422 fassungen hervorgerufen haben; gibt es doch auch eine angelsächsische Sammlung dieser Art (Mones Quellen S. 314. 323), die mit den Vögeln beginnt, wiederum völlig abweichend in der Aufnahme wie in der Folge der Wörter.

Spricht man von diesen Wörterbüchern, so pflegt man

[1]) Deshalb scheint es mir unzulässig, das schwierige Wort altee (E 15), das zwischen Fingernamen steht, als eine verirrte Glosse zu betrachten und auf etwas durchaus nicht Dahingehöriges zu deuten. [S. oben S. 468.]

auch zu sagen, dass sie sämmtlich auf Isidors Etymologien zurückzuführen seien: ich kann dies nur von den hier noch nicht erwähnten, aus wenigen Blättern bestehenden Leipziger Glossen (Haupts Zeitschrift 2, S. 214. 3, S. 116) gelten lassen, wo man sogleich einen Auszug aus Isidor erkennt, dem nur ein Paar deutsche Glossen zugefügt sind. Die Unabhängigkeit der Casseler und Wiesbader Glossen habe ich schon bei Herausgabe derselben dargethan, auch bei dem Vocabularius S. Galli ist sie ausser Zweifel; vgl. W. Wackernagels Geschichte der deutschen Litteratur S. 27. Es wäre zu verwundern, wenn so früh schon alle Spuren des Zusammenhangs sich sollten verwischt haben. Ich gehe jetzt noch weiter und behaupte, dass auch die übrigen Wörterbücher, das Summarium Henrici ausgenommen, keine Verwandtschaft mit dem umfangreichen Werk des spanischen Bischofs zeigen, auch dann nicht, wenn man annehmen wollte, wie man sich auszudrücken pflegt, »die Grundlage schimmre nur durch«. Wer selbst nachgesehen und genauere Vergleichung angestellt hat, wird mir beistimmen. Das Summarium ist es auch wohl allein, das zu jener allgemeinen Behauptung die Veranlassung gegeben hat. Zunächst hält man sich dabei an die Vorrede, weil sie sich ausdrücklich auf Isidor beruft: allein man hätte auch bemerken sollen, dass die Abtheilungen mit den lateinischen Überschriften, diese bis auf Kleinigkeiten unverändert, dorther genommen sind. Die Folge der Bücher ist nicht ganz beibehalten, wohl aber ziemlich genau die Folge der Capitel, in welche die Bücher zerfallen. Ebenso sind die einzelnen Wörter im Ganzen wie dort geordnet. Indessen fehlt es auch nicht an Capiteln, die starke Veränderungen erlitten haben, zumal wo nur das Einheimische, wenigstens nur das in Deutschland Bekannte durfte angeführt werden. Dahin gehören Capitel, wie II, 16 de piscibus (Isidor 12, 6), III, 7 de herbis (Is. 17, 9), III, 9. 10 de oleribus (Is. 17, 10. 11). Fast ganz anderen Inhalts ist VII, 1 de vocabulis gentium (Is. 9, 2) und VII, 3. 4 de clericis (Is. 7, 12). Ja, es gibt Capitel, die bei Isidor durchaus fehlen, wie VII, 8 de variis officiorum vocabulis vel operariis und VII, 9 de notis et vitiis in homine, welches gerade das reichhaltigste ist.

423 Das Summarium ist, wie ich mir vorstelle, auf folgende
11 Weise entstanden. Der Verfasser wollte die meist unvollständigen, d. h. nur einzelne Abschnitte umfassenden und häufig verwirrten Wörterbücher, die ihm bekannt waren, in bessere Ordnung bringen. Er legte Isidors Werk zu Grunde, natürlich mit Auslassung der etymologischen Erläuterungen, die seinem Zweck fremd waren, nur VII, 22 sind die Worte est aratio prima, cum adhuc durus est ager, und VIII, 25 caseus, quod careat fero aus Isidor 17, 2 und 20, 2 aufgenommen. Die deutschen Wörter, so viel er vorfand (auch die drei Handschriften zu Trier, Wien und München haben nicht gleich viel), setzte er daneben, rückte Einzelnes, was bei Isidor nicht vorkam, aus anderen Quellen in das entsprechende Capitel ein und gab manchmal dem Einheimischen den Vorzug, was einige Umstellungen veranlasste. Jene vorhin bemerkten, bei Isidor fehlenden Capitel VII, 8. 9 finden sich gerade in den deutschen und zwar von einander unabhängigen Wörterbüchern, VII, 8 in den Glossen der heil. Hildegard, wenn auch abweichend, doch entsprechend: VII, 9 in den Casseler Glossen, im Vocabularius S. Galli (S. 198. 199) und in den Sumerlaten (S. 31[a]). Ob der Verfasser dem Summarium aus eigenen Mitteln etwas zugefügt hat, mag dahin gestellt sein. Dafür spricht nicht, dass er II, 9 de portentis (Isid. 11, 3) sirenes übergeht, während meriminnâ (Sprachschatz 2, S. 774. 775) zur Hand war. Seinen Standpunkt verräth das letzte Capitel X de interpretatione quorundam superius praetermissorum, wo er, was sich in Isidors System nicht einschalten liess und als verschiedenartig kein eigenes Capitel bilden konnte, zusammenstellte und zwar diesmal, wo alles untereinander lag, alphabetisch nach dem lateinischen Wort geordnet.

Noch eine Bemerkung sei mir erlaubt, welche die bisherige Ansicht von dem Verhältnis zu Isidor geradezu umkehrt. Ich halte es für möglich, ja für wahrscheinlich, dass der Bischof durch ein schon vorhandenes sachliches Wörterbuch, sei es ein deutsch-lateinisches oder deutsch-romanisches, zu seinen etymologischen Untersuchungen ist veranlasst worden. Gewagtes liegt nicht in der Vermuthung, da die Quellen der Casseler

Glossen schon in dem sechsten Jahrhundert mögen vorhanden gewesen sein und ihr Ursprung noch weiter zurückgehen kann.

Wahrscheinlich hat man in frühster Zeit noch anderes für das tägliche Leben Nothwendige oder Nützliche niedergeschrieben, auch wohl in beiden Sprachen. Ein Beispiel gewähren 424
die Bruchstücke von Heilmitteln, die Hoffmann aus Fallers- 12
leben auf einem einzelnen Blatt (Vindemia basileensis 1834) aus einer in das Ende des siebenten Jahrhunderts gehörigen Handschrift Isidors bekannt gemacht hat. Leicht ist dies nur ein kleiner Theil eines grösseren Werks, das man arzâtbuoch nannte, und dessen Hartmann (Erek 5238), Wolfram (Parzival 481, 6), Freidank (59, 21) und Konrad (Pantal. 129. Trojan. Krieg 13597. 13627) gedenken. Ein solches wird in einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts dem Hippokrates beigelegt und ist in der Diutisca (2, 269—273) abgedruckt. Auch in der dichterischen Umschreibung von Mosis (Diemer 88, 13) heisst es an den buochen die arzât (l. arzâtîe) suochen. Es konnten darin, wie in dem Buch des gallischen Marcellus Burdigalensis, alte unter dem Volk gebräuchliche Heilmittel gesammelt sein. Möglich dass man in früher Zeit auch schon Kochbücher hatte; vgl. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 5, S. 11—16.

Eigenthümlicher Art sind Gespräche, von welchen die Casseler Glossen wahrscheinlich auch nur ein Stück bewahrt haben, wie unser Denkmal. Es sind Fragen, die der wandernde Fremdling, der wohl meist ein Romane war, in Deutschland als herkömmlich erwarten konnte, mit den dazu gehörigen Antworten in deutscher und lateinischer Sprache aufgezeichnet. Man musste den ankommenden Fremdling bei seiner Erscheinung nicht bloss grüssen, sondern auch nach seiner Herkunft und dem Zweck seiner Reise sich erkundigen. Als Walther auf seiner Flucht in der Höhle des Wasichenwaldes angelangt ist, sendet Gunthari den Camelo an ihn ab, der ihm die Frage vorlegt, dic, homo, quisnam sis, aut unde venis vel quonam pergere tendis? 587; vgl. Rudlieb I, 128. Als die Boten Liudgers und Liudgasts in Günthers Land anlangen, dô frâgte man der mære die unkunden man Nibel. 140, 3. Günther grüsst

die Boten Etzels und fragt, weshalb sie ihr König zu den Burgunden gesandt habe, Nibel. 1379. Die Frage an sich ist ganz natürlich, aber das Eigenthümliche der Sitte bestand darin, dass man sie nicht unterlassen durfte, ohne den Fremdling zu verletzen, der im Schweigen eine Geringschätzung erblickte. Ein Paar Stellen aus dem dreizehnten Jahrhundert werden die Fortdauer der Sitte beweisen. Höllefeuer MSHag. 3, 34^a der gruoz der machet hôhen muot dem gast, swenn in der wirt an sihet, ob er den gruoz mit willen tuot. ein lachen (lachend?) frâgen hœrt dâ zuo: der wirt niht swîgen sol alsô ein stumbe. unsælic wirt, der alsô sprâchelôs ie wart gefunden gên sînen
425 gesten âne gruoz und âne frâge: er lât sich schande wunden,
13 sô daz im laster bî bestê und daz in êre gar verbirt. dâ denket an, sît gruozes milt: daz freut den gast und êret wol den wirt. Der Unverzagte MSHag. 3, 45^a man sol den gesten mit dem gruoze und mit der frâge nâhen. 45^b ich bin ein gast den fremden liuten unde ein virt der sinne, und suoche nâch der frâge manegen rîchen edelen man. Frauenlob S. 244 des slîche ich nâ den liuten bî mit slihte und mit der krumbe: nieman enfrâget wer ich sî. Cato (Liedersaal 1, 568) mit sweme dir beschæhe ze gân, den solt niht ungefrâget lân den namen sîn, wâ er hin gê oder wâ sîn wille stê. Der Pilger ist schon an seiner Kleidung kenntlich und erwartet gleich Einlass: ein Lied Gottfrieds von Neifen (MSHag. 1, 59^a) beginnt von Walhen fuor ein pilgerîn, er bat der hereberge in der minne.

Unser Denkmal beginnt mit dem sachlichen Wörterbuch. Zuerst caput wie in den Casseler Glossen und in einem Abschnitt der Trierer und Wiesbader: dann folgen wie dort einzelne Theile des Gesichts, ferner manus pectus venter. Wir haben eine Abschrift vor uns, das zeigt der Fehler zunguen dentes, wo wahrscheinlich zwei Zeilen in eine zusammengezogen sind: wirklich folgen in den Schlettstädter (Haupts Zeitschrift 5, S. 356) und Trierer Glossen (2, 30) zungâ lingua und zenî dentes aufeinander. Mit guanbe brach der Schreiber ab und zog es vor aus Gesprächen, die wahrscheinlich in derselben

Handschrift standen, vielleicht ursprünglich zu dem Wörterbuch gehörten, einiges abzuschreiben.

Diese Gespräche bewegen sich in Ereignissen des täglichen Lebens. Ein Fremdling tritt zur Abendzeit in ein Haus, wo er für die Nacht wünscht aufgenommen zu werden, um am nächsten Morgen seine Reise fortzusetzen. Er spricht den üblichen Gruss, und der Hausdiener (oder wer es sonst ist, nur nicht der Herr des Hauses selbst, das ergibt sich aus Zeile 28), der ihn als Seinesgleichen betrachtet, fragt wo er das letzte Nachtlager gehabt habe (nathselede Dietleib 5554. Walther und Hildegund I. 6, 1. Heinrichs von Türlein Krone Wien. Hs. 54[c]. alsô trîbet er daz jâr hin ze fremden nahtselden Warnung 920), um zu wissen, wo er herkomme. Der Fremde antwortet »in dem Haus des Grafen«, also bei einem angesehenen Mann. Damit ist der Fragende zufrieden gestellt. Jetzt (Z. 17) wird vorausgesetzt, ein Geistlicher sei angelangt, der Fragende, der ihn an seiner Kleidung erkennt, redet ihn gleich bruoder 426
an und ihrzt ihn ehrerbietig, was schon im neunten Jahrhun- 14
dert in Deutschland anfieng gebräuchlich zu werden (Grammatik 4, S. 31). Er erkundigt sich, woher er komme, und der Geistliche antwortet aus seiner Kirche oder aus dem Haus seines Herrn (senior ist wie das altfranzösische senhor zu verstehen), je nach den Umständen. Ein dritter Fremdling, kein gemeiner Mann, denn auch er erhält ihr bei der Anrede, wird befragt, aus welchem Land er komme. Er antwortet »aus Frankreich«, und auf die weitere Frage, was er da gethan habe, erwidert er, er habe zu Mittag gegessen. Man darf daraus schliessen, dass der Schauplatz in der Nähe von Frankreich gedacht ward, da man von Mittag bis zum Abend wieder herüber gelangen konnte. Durch die folgenden Fragen (Z. 24—29) soll, glaube ich, der Fremde weiter ausgeforscht werden, ob er (am Morgen vor der Reise nach Frankreich) in der Messe gewesen sei und ob er seinen, des Fragenden, Herrn darin gesehen habe. Jenes bejaht er und fügt hinzu »ich habe dich nicht gesehen«, dieses verneint er. Z. 28 ist das ohnehin schwierige guesâsti in den Plur. zu ändern, da der Diener spricht.

Mit Zeile 30 beginnt eine neue Unterredung zwischen

einem Herren und einem Knecht, der Unterkommen zu suchen scheint. Der Herr fragt ihn aus und erhält kurze und unbestimmte Antworten. Der Ankömmling rühmt sich, aber der Herr schilt ihn und heisst einen seiner Leute ihn mit Schlägen fortjagen; es wird ihm noch eine derbe Verwünschung zugerufen.

Diese Gespräche haben die Reden aufgezeichnet, die man bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich hörte und sind nicht aus der Luft gegriffen. Sie sollten den Verkehr zwischen Fremden erleichtern, waren aber nicht geeignet zur Erlernung des Lateinischen zu dienen, wie die merkwürdigen, ebenfalls in Prosa von Alfrich abgefassten angelsächsischen Colloquia (Thorpe analecta anglosaxonica Lond. 1834, S. 101—118), wo dieser Zweck ausdrücklich angegeben wird. Darin werden zuerst die, welche bestimmte Geschäfte treiben, vorgefordert, der Ackermann, Hirte, Fischer, Koch, Lederarbeiter usw., und müssen Auskunft über ihre Arbeiten geben. Zuletzt muss ein Klosterknabe, der Weisheit und Tugend lernen will, dem Lehrer Rede und Antwort stehen. Er hat in der Nacht das Bett verlassen und die herkömmlichen Gesänge gesungen, dann Psalmen und Messen: er berichtet, was er gegessen und getrunken, endlich, wo er geschlafen habe. Eine gewisse Verwandtschaft mit unseren
427 Gesprächen ist nicht zu verkennen, und Alfrich hat vielleicht in Aufzeichnungen dieser Art Veranlassung zu seiner Schrift gefunden.

Das Lateinische stimmt nicht überall mit dem Deutschen, und man kann eine Übersetzung auf keiner Seite annehmen. Zeile 15 war der Zusatz hac nocte nöthig. Zeile 24 und 39 scheint das Lateinische nur aus Nachlässigkeit des Abschreibers zu fehlen. Bei terûe 25. 29. 36 war dem Verfasser wohl kein entsprechender Ausdruck zur Hand.

Mehrere Schreiber lassen sich unterscheiden. Der erste hat von Anfang bis zu Zeile 30 geschrieben. Zeile 30 bis zu 37 muss man bei aller Ähnlichkeit der Züge doch einem anderen beilegen, hier erscheint vorherrschend æ statt e (vgl. Casseler Glossen S. 15 und W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur S. 89 Anm.), das dort nur einmal Z. 22 sich zeigt:

ferner ô statt û in guildô 30, endlich êrro 31. 33 statt êrre 19. 28. [S. unten S. 502.] Der dritte, der mit Zeile 37 beginnt, bezeichnet w nicht wie jene durch gu, sondern durch cv; man sieht, es soll ein starker Hauch angezeigt werden. Er kennt das anlautende h in habeo 39 und hûtz 40, das jene meiden, und schreibt Zeile 40 g mit hartem Kehllaut gh. Ihm gilt est 37, dem andern is 31. 33. Zeile 41 scheint, wie Dr Brunn ausdrücklich anmerkt, wieder von einer anderen, also vierten Hand. Der Umstand ist auffallend bei einem Stück von so geringem Umfang, und man geräth auf den Gedanken, dass mehreren bei einander sitzenden Schreibern eine alte Handschrift vorgelegen habe, aus der sie diese Zeilen nahmen und deren eigenthümliche Buchstaben sie nachahmten.

Die Sprache zeigt eine niederdeutsche Mundart, aber eine nicht entschiedene, nach dem Hochdeutschen überschwankende. Da das Einzelne hernach in den Anmerkungen vorkommen wird, so hebe ich hier nur den unsicheren Gebrauch der Linguallaute hervor. Der erste Schreiber zeigt in ôbethe 1 und brôthor 17 die gothische und niederdeutsche aspirata: in lande 20 die gothische media, die aber auch im Althochdeutschen neben der tenuis erscheint: anlautend die althochdeutsche media in dàr 22. 23. 26, daneben gothisch thâr 27: niederdeutsch dâden 22 statt der hochdeutschen tenuis. Auffallend ist im Anlaut die tenuis in ti 26. Das hochdeutsche z, nicht das niederdeutsche t in zunguen 6 und ze 24. 28 neben te 16: ebenso enbêt 23; auch die Präpos. ût ist anzunehmen, wie ich zu Zeile 18 ausführen werde. Zeile 22 guæz, Z. 30 guaz nicht guat und Z. 32 guêz nicht guèt. Der Schreiber von Zeile 37—40 hat dîn, dagegen 428
tîne in der letzten Zeile entspricht dem ti in Zeile 26. Diese 16
Mundart gehört in das nordwestliche Deutschland, bestimmter sie zu bezeichnen wage ich nicht. gu für w weist nach dem Niederrhein, das trübe ä für a und die volle Form garabe nach Angeln. [S. unten S. 508.]

Ich gehe zur Erörterung des Einzelnen über.

1. houbit steht in allen deutschen Sprachen fest, denn die angelsächsische Nebenform heafde, die im Sprachschatz 4, S. 755 angeführt wird, ist aus den Stellen bei Lye Manning

nicht mit Sicherheit zu erweisen, und das im Wörterbuche zum Ulfilas von Gablentz und Loebe S. 59 angeführte dänische hovede kann ich nicht bestätigen; auch Wernher vom Niederrhein schreibt ôvith 21, 22; ôbethe kommt also nur hier vor. Richthofen hat S. 798. 799 den Plural hafde, doch der würde hier unpassend sein, oder man müsste annehmen, der Abschreiber habe ihn ohne Rücksicht auf das Lateinische gesetzt, weil er in den folgenden Glossen gebraucht wird. Auch an einen Übergang in hûbe darf man nicht wohl denken; vgl. Haupts Zeitschrift 1, S. 136. Das anlautende h fehlt vor ôbethe wie vor an 8. 9. elpe 13. êrre 19. 28. êrro 31. 33. ûs 16. 18. 19. ina 24. undes 42, sogar in dem lateinischen abuisti und ac 16. Das ist niederdeutsch (vgl. z. Wernh. v. Niederrh. 4, 26. Graf Rudolf S. 6), allein es ist auch langobardisch (Geschichte der deutschen Sprache S. 692). Wegfall des auslautenden h wird zu Zeile 9 angemerkt werden; überhaupt gebraucht der erste Schreiber h nur bei der Aspirata th. 2. Der schwache Pluralis fassen fällt auf, umsomehr als fahs im Althochdeutschen nur im Singularis erscheint, der auch in den Casseler Glossen D, 18. E. 3 neben capilli steht; ich weiss nur aus einem Segenspruch des zwölften Jahrhunderts sant Marîen vahse im Reim auf wahse (Fundgr. 1, S. 343) anzuführen. ss für hs ist niederdeutsch; vgl. Grammatik 1^2, S. 465. 2. Bei auren fehlerhaft auris: die Casseler Glossen haben D, 16 richtig aures. auf ür ô entspricht dem gothischen au, althochdeutschen ao, und gehört zu ô für ou in ôbethe und ôgen. 5. munda für munt ist, wie ôbethe, anderwärts unerhört, der Plur. mundâ aber hier nicht passend, zumal neben bucca. 6. zunguen Pl. gehört nicht hierher und ist aus blosser Übereilung gesetzt: dentes zeigt, dass zendî zenî stehen sollte, wie in den Casseler Glossen D. 18. gue be-
429 zeichnet ge, so auch in gueselle 15. guenoz 15. Sogar que zeigt
17 quesâ 26. 27. 28. 8. an, ein Querstrich, der sonst t bezeichnet, ist nicht etwa vergessen, da in der folgenden Zeile anscô steht. Auch in den Schlettstädter Glossen (Haupts Zeitschrift 5, S. 363) hanskuohâ. 9. in anscô und brôthro 17 entspricht ô dem gothischen und altsächsischen ô, dem althochdeutschen uo. Der Abfall des auslautenden h wie in quesâ 26. 27, in e 18 und in

ti 26 weist nach Niederdeutschland, entsprechend dem zu Zeile 1 bemerkten Abfall des anlautenden h. guanti (Ducange hat die verschiedenen Formen gantus guantus gwantus wantus) verlangt den Plur., also würde hochdeutsch hantscuohâ stehen. 11. guanbe wie in der folgenden Zeile für wambe, also n für m, wie cunt für cumt 18. 19. w wird allzeit durch gu ausgedrückt, also guâr 15. 24. guane 17. guelîche 20. guas 21. guæz 22 und guaz 30. guêr 31. guêz 32: der andere Schreiber setzt sogar cv in cvêr 37. Man könnte bei dieser Schreibung romanischen Einfluss vermuthen, allein sie ist auch langobardisch und altniederrheinisch; vgl. Geschichte der deutschen Sprache S. 295. 296. 692. Durch dieses gu ist Greith wahrscheinlich zu der Behauptung veranlasst worden, aus den Consonantverhältnissen ergebe sich, dass der Verfasser der Glossen ein aus Gallien gekommener Mönch gewesen sei; auch W. Wackernagel irrt, wenn er in der Geschichte der deutschen Litteratur S. 37 Anmerkung 5 sagt, die vaticanischen Glossen seien entschiedener romanisch als die Casseler. 12. follo für das althochdeutsche follu nach Gramm. 1[2], S. 723. 724 die organische Form; der Sprachschatz hat 3, S. 479 nur Beispiele von folliu. 13. 14. elpe wäre, so viel ich weiss, das älteste Beispiel von der schwachen Imperativform eines starken Verbums. Im zwölften Jahrhundert zeigt sie sich nicht ganz selten, Genesis 67, 30 slahe. Exod. 95, 26 vare. Roland 42, 15 lâze. 46, 16 swîge. 50, 24 vare. 136, 4 underwinde. Christi Leben (Haupts Zeitschrift 5, S. 25) 287 besnîde. Jüngstes Gericht (Fundgr. 1) 174, 2 sihe; im dreizehnten Jahrhundert mehren sich die Beispiele. Indessen glaube ich, dass elpe als der Conjunctiv muss betrachtet werden. frômîn ist mit Recht als Ein Wort geschrieben, wie es im Ludwigslied 35 bei Wackernagel steht, und
überall, wo es sonst noch sich zeigt (bei Otfried und im Hel- 430
jand) stehen muss, zumal es, als herkömmliche Formel für 18
Gott, Christus, Engel und Könige, unverändert auch da gebraucht wird, wo mehrere die Anrede an Einen richten oder mehrere von Einem angeredet werden; vgl. Grammatik 4, S. 299. Für frouwe weist Lachmann zu Iwein 3384 einen ähnlichen Gebrauch nach. helfe got war der Gruss des Eintretenden,

wie man beim Niesen sagte, got oder Krist helfe dir Türleins Wilhelm 35^{a}. Marner MS. 2, 169. Hermann von Fritzlar 103, S. 10. Renner 15190: bei einer Betheuerung sô helf mir got Arm. Heinr. 1317. Iw. 6163. Der junge Parzival erhält von seiner Mutter die Lehre bei der Ankunft zu sagen got halde dich (147, 18, 30. 138, 27), beim Abschied got hüete dîn (132, 23). Beim Erwachen spricht als Morgengruss die Frau zum Mann friunt, got segene dich (MS. 1, 161^{a}). Es bleibt ungewiss, wie man dōn' auflösen muss, ob adjuva oder elpe als Conjunctiv gemäss, domine oder dominus, doch macht der Haken hinter dem Wort, der ebenso bei manus und pectus 8 und 10 vorkommt, dominus viel wahrscheinlicher. Dann fragt sich auch, ob domne domnus zu schreiben ist, da die Zusammenziehung zwar bei Königen und Edeln (Hildegund redet den Königssohn Walther domne an 249. 1213, Rudlieb den Liebling des Königs 1, 114), bei Päbsten und Bischöfen gebräuchlich, aber nach einigen Stellen, die Ducange (2, 920 Henschel) anführt, bei der Anrede Gottes die volle Form allein statthaft war. 15. guâre entspricht der hochdeutschen Form wâre (Sprachschatz 4, S. 1198). Das schwierige unengelinaz erkläre ich durch wârun galinâ az, wobei ich annehme, dass gelina (reclinatorium) hier die starke Declin. zeige, während der Sprachschatz 4, S. 1096 nur Beispiele der Schwachen hat. uen betrachte ich als eine Verstümmelung von guâren, veranlasst durch die fast gleichlautende vorangehende Partikel. Die angeschleifte Präposition az kommt Z. 28 nochmals als Adverb. vor und ist bekanntlich selten. selidâ für selidô, auch in der folgenden Zeile, wird im Sprachschatz 6, S. 177 nachgewiesen: ebenso steht mettinâ 24 und 28. Oder sollte az und zi hier noch den Acc. regieren und selida und mettina gelten? S. Gramm. 4, S. 769. 770. Zu vergleichen ist eine Stelle bei Williram 26, 23 der de muode ist, der leinet sih gerno an die lineberga (Gitter) und in einem Gedicht des zwölften Jahrhunderts dâ sih die muoden an die linebergen suln leinen Haupts Zeitschr. 8,
431 S. 151. 232. Das lateinische par gehört zu genôz, zu geselle
19 aber compagn, was man für das romanische companh compain (Raynouard 4, 406) halten kann, möglicher Weise ist es eine

Abkürzung von compaganus bei Ducange. 16. Man könnte zweifeln, ob nicht Ze zu lesen sei, aber Z Zeile 6 hat unten deutlich einen Querhaken, der hier wie Z. 25 und 29 in Terûe fehlt. garàbe oder nach der anderen Schreibung geràbe gewährt die längst gewünschte volle Form für das althochdeutsche gràfo, die Waitz (Recht der salischen Franken s. 136) auch in der bignonischen Formel gerafjo nachgewiesen hat, wie sie ferner in einer dem achten Jahrhundert zugehörigen Pariser Handschrift der Lex salica cap. 32 und 45 (Pardessus hat S. 91 richtig gelesen, aber S. 101, wie mir J. Merkel mittheilt, gegen die Handschrift grafionem) vorkommt; ich sehe aus einer Bemerkung von E. v. Friedenfels zu siebenbürgischen Urkunden, dass die dortigen Sachsen noch heutzutage gereb für graf sagen. Damit erhält die Ansicht Stärkung, welche in ga ge nur die Vorpartikel sieht und in ràfo die Wurzel. Auch wird man hernach zu Zeile 25 aus Denkmälern des zwölften Jahrhunderts eine Anzahl Wörter finden, wo die volle Form der Partikel erhalten und die Syncope gr noch nicht eingetreten ist; vgl. Rechtsalterth. S. 753. Müllenhoff zu Waitz (Recht der Franken S. 283 ff.). Endlich ist hier canet zu beachten nach der Anmerkung zu 34. Das inlautende b in garàbe entspricht dem altsächsischen bh, das im Angelsächsischen f lautet: auch in Niederhessen hört man grebe (Dorfschulz), während das Bremer Wörterbuch greve hat. 17. guane im Althochdeutschen hwanana aber auch schon die Kürzungen hwanàn wanna wanne; vgl. Sprachsch. 4, S. 1205. Gramm. 3, S. 202. ger hier und 20, althochd. îr, zeigt ein anlautendes g, wie das altsächsische gi und das angelsächsische ge gi, womit hier ge 22 völlig zusammenkommt. Für mansio, Ort, wo man auf einer Reise die Nacht zubringt, sind zwei deutsche Ausdrücke gesetzt. brôthro ist in brôthor zu bessern, wenn man nicht eine blosse Umstellung dieser Mundart darin sehen muss. 18. e wie 19. 21. 26. 27. 34, althochd. ih, mit gänzlichem Abfall des Consonanten, auch wenn es nicht mit ne verbunden ist, vergleicht sich dem englischen i, denn das Altsächsische, Angelsächsische und Altfriesische gebraucht ic, das Altnordische ek. cunt, das ebenso in der folgenden Zeile erscheint, kann nur als Kürzung cunût

432 für cumu ût verstanden werden, zumal sonst die nöthige Prä-
20 position fehlen würde. Als solche und vor Substantiven erscheint bekanntlich ûz sehr selten im Althochdeutschen, auch nicht in den ältesten Denkmälern, nicht im Heljand, aber öfter im Gothischen und Altfriesischen. Das Übrige in der Zeile ist vom Abschreiber entstellt. simono oder simino ist nämlich verschrieben für sînemo, aber auch das ist nicht richtig, es musste mînemo gesetzt werden oder vielleicht mîne, wie ich bei der folgenden Zeile zeigen will. dodon' ist unerklärbar, es wird dôme da gestanden haben, das als ein seltenes Wort (nur Ein Beleg im Sprachschatz 5, S. 140) von dem Abschreiber misshandelt ward; es entspricht dem lateinischen domus, domini oder dei, wovon Ducange reichliche Beispiele liefert. An das althochdeutsche toto kann man dabei nicht denken, es müsste wenigstens doden lauten, aber was soll patrinus hier und wie kann dominus dadurch erklärt werden? Auch fehlte dann ûs (hûs). Der Geistliche sagt »ich komme aus meiner Kirche.« Das unverständliche H hat vielleicht der, welcher an der Zeile besserte, als Kürzung von hûs angefügt, weil er meinte, das Wort sei vergessen. 19. mer, althochd. mir, ist Gramm. 4, S. 362. 363 erörtert und erscheint auch Z. 21 und 23; ich stelle es vor die Präposition, wenn meine Erklärung von cunt richtig ist. êrrehûs betrachte ich als eine Zusammensetzung, mîn aber wegen des folgenden Vocals als eine Kürzung von mîne, wie Z. 38 sîn für sîne steht. Dieses mîne aber für mînemo ist niederdeutsch, wie im Altfriesischen sîna, sîne, sîn vorkommt; vgl. guelîche 20, gene 21 und Gramm. 1^2, S. 736. 20. guelîche, althochdeutsch welîhemo, wie mîne 20. Die Präposition fehlt, althochdeutsch müsste fona stehen, wie in den Casseler Glossen (H, 18) bei derselben Frage, fona welîhêro lantskeffî? Sollte der Schreiber die Präposition in seiner Mundart nicht gefunden haben (sie fehlt aber nicht im Altsächs. und Altfries.), so konnte er ût setzen. Die zweite Person Pl. Präs. auf en in cumen neben cumet 17 erscheint ebenso bei Konrad von Würzburg, der ausser dem seltneren en auch et und ent gebraucht; vgl. Haupts Zeitschr. 2, S. 378. 21. gene althochd. jenemo; vgl. Anm. Z. 19. 20. Aber francia daneben

als Fem. kann nicht richtig sein und ist aus dem Lateinischen entlehnt: es wird Frankônô lande, oder wie die Form hier lautete, da gestanden haben. 22. guæz mit dem angelsächsi- 433
schen ä, dagegen guaz 30. Die zweite Person des Pl. Prät. 21
auf en in dâden und guâren 24 entspricht dem altfriesischen un. 23. bei enbêt hat ein anderer das hochdeutsche z über das niederdeutsche t geschrieben. disnare prandere findet man bei Ducange, ihm entspricht das romanische disnar dirnar bei Raynouard 3, 51, das heutige diner. Das persönliche Pronomen fehlt hier und Z. 32, das sonst bei der ersten Person, auch wo kein Nachdruck darauf liegt, gesetzt ist. Vielleicht soll es hier mit dem anstossenden en zusammenfallen. 24. Ich lese guâren ger ina az ze mettinâ. Sprachschatz 3, S. 16 az pim adsum. 25 wie 29 terue und 36 teruæ: das entsprechende lateinische Wort fehlt in den drei Stellen, als habe der Schreiber keinen Ausdruck dafür gehabt: Z. 25 ist ganz unübersetzt geblieben. In terûe erblicke ich eine herkömmliche Ausrufung für traun certe. In den beiden ersten Stellen entspricht es der althochdeutschen Betheuerung triwô, wovon der Sprachschatz 5, S. 466 einige Belege beibringt; Boner 48, 32. 83, 32 gebraucht noch triuwe in diesem Sinn, und im Liedersaal I. 300, 5 finde ich si sprach »triuwe, ich enweiz dir dâ von ze sagenne niht.« Zeile 36 ist der Acc. mîna triwa unzweifelhaft, wie bei Walther 28, 31 al die werlt! Die alte Form unseres Denkmals, die sich bei einer Interjection erhalten konnte, gewährt noch die niederdeutsche Übersetzung Freidanks in der Magdeburger Handschrift: der hochdeutsche Text 47, 12 schülte ein diep den andern diep, daz wære den nâchgebûren liep lautet dort Bl. 14[a] »scholde eyn deff den andern deff, das were derue synen negesten leff«; der Niedersachse hat also das Wort aus eigenen Mitteln zugesetzt. Auffallend ist ter für tr, welches letztere schon das Gothische, Althochdeutsche, Altsächsische, Angelsächsische und Altnordische zeigen, doch die Vorauer Handschrift setzt in dem Gedicht von dem himmlischen Jerusalem 367, 6 unterûe neben 372, 22. 25 entriuwen, getrûen. Ebenso findet sich dort 367, 17 terî neben 372, 1 trî, was kein anderer deutscher Stamm kennt, auch nicht in dem Sanskrit, dem Griechi-

schen und Lateinischen sich zeigt; nur aus letzterem liesse sich ter dem griechischen τρίς gegenüber anführen. Ferner daselbst 370, 21 terahtînes neben 369, 11 trehtîn. Ja dieses Gedicht, das in das elfte Jahrhundert gehören kann, geht noch weiter: es schreibt bel für bl 368, 3 peluot neben 371, 10 pluot. ber
434 für br 364, 7 perinne neben 368, 20. 371, 23 brinneten brin-
22 nent: 364, 27 berune l. berenne neben 370, 5 brennet: 398, 9 berustwere neben 371, 23 brust: 368, 12 berucge (brücke): 369, 6 berunne (fons). ger für gr 364, 14. 28. 366, 28. 367, 2 gerune neben 364, 20 griune und 366, 12 grune (gruone): 364, 26 geruntfeste: 366, 14 gereize l. gerieze (gries): 366, 16 geruen l. gerîven (greifen) und 367, 7 gerîfe. gel für gl 368, 19 gelas (vitrum). gen für gn 368, 20 genaneist und Z. 27 ganaisten; vgl. Servatius 2666. Gramm. 2, S. 370. 754 und Sprachschatz 4, S. 296: die Form ganeist findet sich auch in Grieshabers Predigten 2, S. 73. kel für kl 365, 20 cheleine. sel für sl 370, 28 selahte: 371, 25 umbeselozzen: 371, 18 beselûzet. sem für sm 372, 18 semal. sen für sn 368, 20 senê. zew. für zw 369, 23 zewêne. Man darf darin keine Willkür sehen, vielmehr kommen wir bei den meisten dieser Wörter, deren Abstammung dunkel ist, der Wurzel näher. Und nicht bloss im Anlaut tritt diese Erscheinung vor, ich bemerke auch 365, 17 halem neben 366, 10 halme (Plur.), dem lateinischen calamus entsprechend: 368, 10 burege (Genit. Sing.), wozu der Genit. puragi im Sprachschatz 3, S. 179 gehört: 368, 10 sorege (cura): 376, 14 trehetîn. Noch andere Gedichte der Vorauer Handschrift liefern dieselben und weitere Belege, Leben Jesu 241, 1 phelegen: 268, 11 zewei: 273, 18 forhete: Antichrist 281, 26 cheneht (Knecht). Jüngstes Gericht 288, 12 phelegen. Loblied auf Maria und den heil. Geist 342, 21 cheleine: 343, 2 charaft (Kraft). Gebet einer Frau 379, 2 zewein. Der metrische Physiologus aus dem zwölften Jahrhundert in Karajans Sprachdenkmalen schreibt einmal 96, 5 veleischlich. Vgl. die Anm. zu Zeile 16.

Ich erkläre gê in dieser Zeile durch jâ: im Heljand finde ich nach der cotton. Handschrift gê gie, wo die Münchner jâ hat, auch im Altfriesischen zeigt sich dieses gê. Der Acc. û althochd. iwih steht ebenso Z. 27 und entspricht dem altsächsi-

schen- und altfriesischen iu. Wahrscheinlich ist jedoch dafür e (ih) zu setzen oder e guesa û herzustellen.

26. ti althochd. dih, altsächsisch und altfriesisch thi. 28. vidisti gemäss müsste guesâstû gelesen werden, und merkwürdig wäre die Form gesâs, gesâst für die althochdeutsche gesâhi, denn sie entspräche dem gothischen und nordischen t, das sich im Althochdeutschen nur im Präsens der anomalen Verba erhalten hat; vgl. Geschichte der deutschen Sprache S. 485. 487. Aber ich 435
habe oben (S. 14) die Gründe angegeben, weshalb ich glaube, 23
dass hier guesâhen oder guesâhet muss gelesen werden. mîn wie sîn 38, althochd. mînan sînan. Mit apocope des n der schwachen Form hier und Z. 19 der Acc. êrre, wie Z. 33 der Dativ êrro, den auch der Sprachschatz 4, S. 992 einmal beibringt: es ist Eigenthümlichkeit des Nordanglischen, Friesischen und Nordischen (Geschichte der deutschen Sprache S. 951). 29. ai in nain, das althochdeutsche ei, entspricht dem gothischen ái. 31. 37 guêr mit dem getrübten æ für â. ist în Anlehnung für is tîn; vgl. Richthofen S. 1144[b]. 32. Das niederdeutsche ê in guêz wie Z. 23 in bêz. 33. Ich bessere er is zi sîn. sîn ist wie das Z. 19 erörterte mîn zu nehmen. Ein Hochdeutscher hat sînme geändert, auch ist der Zusatz me und das über z gesetzte ſ, wie Dr Brunn ausdrücklich anmerkt, von anderer Hand. 34. 35. 36 canet ist kneht, entsprechend der Form garâbe 16: auch in der Vorauer Hs. Antichrist 218, 26 findet sich cheneht; vgl. die Anm. zu 25. 36. ubile ist in die zweite Declination übergegangen. Was ē über m bedeuten soll, weiss ich nicht. 37. Die Bezeichnung dessen, nach dem gefragt wird, fehlt: gemeint ist, der den Befehl in der folgenden Zeile ausrichten soll. 38. Ich erkläre klaphô in oder ana sînan hals. Eilharts Tristrant 1796 ich wil in an sînen hals slân. Wegen des bei sclaphen vorgesetzten s ist die Geschichte der d. Spr. S. 990 nachzusehen. sîn für sînan ist schon zu 28 angeführt. 39. habeo kann hier unmöglich lateinisch sein, und wie wäre es zu erklären? Ich will eine Vermuthung äussern, eo steht mundartlich oder durch einen Schreibfehler für ê und habê ist der Imperativ: es folgt dîn d. i. dînan nach 28; das dazu gehörige hals versteht sich von selbst, denn

diese Zeile enthält die Erwiderung des Bedrohten, »hüte deinen eigen Hals, damit du nicht selbst einen Schlag darauf von mir bekommst«. 40. gh bei ganc zeigt die harte Aussprache an, die man noch heutzutag im Paderbörnischen hört. hûtz erklärt eine Stelle bei einem fränkischen Annalisten (Bouquet 6, p. 125): dort heisst es von dem sterbenden Ludwig dem Frommen dixit bis »hûz hûz! quod significat »foras foras!« Das Wort kann demnach als ein deutsches nicht bezweifelt werden (Grammatik 3,
436 S. 779), auch nicht der Zusammenhang mit hina ûz (Sprachsch.
24 S. 466), vgl. hina az Z. 24), Passional 177, 73 hin ûz. Lanzelet Wiener Hs. 3548 und Strickers kleine Gedichte 5, 17 hûze. fors für foras bei Ducange kommt auch im Altfranzösischen vor. 41. An dieser unverständlichen Zeile muss ich vorübergehen. 42. dîne für dînero wie mîne für mînemo, wenn nicht dînre zu bessern ist; vgl. Z. 19. Für die starke Form von nasa hat der Sprachsch. 2, S. 1101 Belege.

ALTDEUTSCHE GESPRÄCHE. NACHTRAG. 235

(Gelesen in [der Gesammtsitzung] der Akademie der Wissenschaften 3
am 3. April 1851.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1851. S. 235—255. Einzeln Göttingen bei Dieterich 1851. S. 1—23.

A

Minerro. guillo. tin
eſ prachen ·|· ſenior m̄ſ uult
loqui tecum. *Ero ſu guillo* ·|· &
ego ſic uo lo.
Gueſet[a] *lœ min ros* ·|·
mitte ſellā. *Eguille*
taruthz rite ·|·
forſ uoloire
Eminen terua. neroche.
b&az[a.] ·|· infidencuro qđ
diciſ.
Semigot[er] *elſe. neha*
beNT netrophen ·|· ſi me
dſ adiuu& n̄abeo nihil
Erro. ian sclaphen ·|· dor
mire. *citeſt* ·|· tēp'.
Gimen[r] *min ros* ·|· da
mihi. ᵐ. .equū.
Gimer min ſcelt[h] ·|· ſcu
Gimer min ſpera. ſpata
Gimer min ſuar[da]
Gimer min anſco ·|· guantoſ.
Gimer min ſtap ·|·
fuſtim. *Gimer min matzer* ·|·
cultellum candela.

B

Guareſtaz uip ·|· ubi ē tua femin *
Guandinœ guarin ger zamer in *
·|· quare n̄ fuiſti ad m̄. *enualde* ·|· ego.[nolui]

Geren ſclephen bitte ip. in oreb&te.
·|· tu iacuiſti ad feminā in tuo lecto.

Guez or erre. az pede ſemauda
geren ſclephen pendez u ip ſeſterai[rebulga *]
·|· ſi ſciuerit hoc ſenior tuaſ[v] irat' erit tibi
p meū cap̄.
Guaz qu&enger. erra ·|· qđ[i] dicitiſ uoſ.
Co oreſtu narra ·|· auſculta fol.
*Gualdeſtu aba detinen roſ*ᵉ*. ter. aht*[u]
z&ine ruge ·|· uelleſ coriū d&uo equo
habere in collo tuo.
·|· ſtultuſ uoluntarie fottit[r]
narra. er. ſarda gerra.

Got man ·|· bon' homo 236
*habeN*ᵉ*go Nego* 4
heo ſatiſ ego
luzzil ·|· parum
Erro e. guille trenchen ·|· ego[uolo bibere]
·|· abeſ annonā ad equoſ.
Habeſ corne min roſſa
Sotonic[h h] *erro* ·|· ſic habeo. *Nehaben. ne*
trophen ·|· ī abe.. *

Gmer. cherize ·|· quid. ł. *Go*
noi ·|· ſatis
ul *luzer* ·|· parom.
Erro guilliſ trenchen gualigot guin ·|·
ſi uiſ bibere bonū uinū. *Suille min&eruen*
ſic uolo infide.

Gue^d eſt taz ·|· q͞d ÷ hic
Gne. guez ·|· neſcio
Būzze minneſco ·|· er ē a meā
cabatctā

C

Queſan ger. iuda min. erra ·|· uidiſti hodie ſeniorem. *Begotta. giſtra. necaſai* ||
or. erra ·|· nec heri nec hodie uidi
En gua liche ſteta. co ler nenger ·|· in q̊ loq̊ hoc didiciſti. *Guanna ſarden*
ger ·|· q͞t uiceſ fotiſti. *Terue naſte* ·|· f . . .
naſti ·|· ſuo. co . . .

237

D

Abtotgot fraume ·|· d͞ſ uoſ *ſaldom. Gualago b^ei got* ·|· bene te don& d͞ſ.
Guanegeſtu ·|· ||
eutho ·|· . . .
untuenſ. *derre o ua. Guar^e guantu* ·|· ubi . . *
Begottet neuit ł *nenhurt* ·|· nullum
uerbu ſero dede

E

Cathenen ſcin
deſ ·|· uade uiā
ł *cad henenſ*
huguеſ.
Guariſtin quenna ·|·
ubi ÷ tua femā.
Guereſtin man ·|·
ubi ÷ tuuſ homo
Guild^tu de re.
ouetzeſ ·|· de
pomiſ. *Terua*
taz guilli ·|· ſi
uolo.

F

Adſt cher.^h euto ·|· diſ
naſti te hodie. *Hichatz*
heutō brot. Hi ihatſt
heutu ſleſ. Hi trench
huin
Inbiz . . merdige. ·|·

G

Gauathere. latz mer ſerte
inm&hithi.

H

103 *Adſien* [n] *aridrer durf* ·|· ad alterā uilla. † *trenche*[&cher]:: *guole ingoteſmıne in aller* ||
got [en] *elen* [h]

† *guatſtara* [t] *cher dare* ·|· q[i]đ fecifti ibi. *guaſtare gueſenda* ·|· *mineſcē maria* ||
miſſuſ fui

frau[v]*. Vnderi huer* [mine hu] ·|· bibite indī amorn :: :: dō*)
ſcē marię mee . . . in tend
& in ea ūra

A

Mîn hêrro wille dîna sprâchûn senior meus vult loqui tecum. 238 6
Ih ouh sô willu et ego sic volo.
Gasatalô mîn ros mitte sellam.
Ih willu dâr ûz rîtan fors volo ire.
In mînên triwôn ne ruoche bî daz ·|· in fide non curo quod dicis.
Sam mir got helfe, ne habêm ne tropfon ·|· si me deus adjuvet, non habeo nihil.
Herrô, jâ enslafet dormire (dormite).
Cît ist tempus est.
Gip mir mîn ros da mihi meum equum.
Gip mir mînan scilt ſcutum.
Gip mir mîn sper.
Gip mir mîn swert spata (spatham).
Gip mir mîne hantscuohâ quantos.
Gip mir mînan stap fustim.
Gip mir mîn mezzer cultellum.
Gip mir kerza candela (candelam).

B

Guâr ist daz wîp? ubi est [tua] femina?
Wanta ne wârut îr za mir? quare non fuisti ad me?
Ine wolta ego nolui.
Îr ensliefut bî daz wîp in iwaremo pette tu jacuisti ad feminam in tuo lecto.
Weiz (l. *wessi*) *iwer hêrro daz pî dia smâhida ir ensliefut bî daz wîp, sih triwô irbulge* si sciverit hoc senior tuus iratus erit per meum caput.
Waz quedet îr, hêrro? qui[d] dicitis vos?
Gehôrestû, narro? ausculta (auscultasne) fol?

*) [Jacob Grimm hat dominae an den Rand geschrieben.]

Woldistû aba de *dînemo rosse dir hût ze dînemo rugge?* velles corium de tuo equo habere in collo tuo?

Narro er sartdâr gerno stultus voluntarie futit (futuit).

239 *Guotman* bonus homo.

7 *Habêm ih ganuogo* habeo satis ego.

luzil parum.

Hêrro, ih willu trinkan ego volo bibere.

Habes korn furi mîniu ros? habes annonam ad equos?

Sô tuon ih, herro sic habeo.

Se habêm ne tropfon non habeo quid: vel *ganuogî* satis: vel *luzil* parum.

Hêrro, willis trinkan wolaguot wîn? si vis bibere bonum vinum?

Sô willu mîna triwa sic volo in fide.

Waz ist daz? quid est hoc?

Ine weiz nescio.

Buozê mînê scuohâ cura mea calceamenta. *)

C

Gasâhut îr hiuto mînan hêrron? vidisti hodie seniorem?

Bî gote gistra ne gefah ih iwaran hêrron nec heri nec hodie vidi seniorem tuum.

In welîchêro stetî gelirnêt (galirnêtut) îr daz? in quo loco hoc dedicisti?

Wanne sartut îr? quot vices (quando) futuisti?

Triwô naste fide

D

Gebe iu got fruma dš vos donet felicitate *sâlidôm.*

Wola gebe iu got bene te donet dš.

Wanne gêstû? *hiuto* hodie.

.

Wâre wentat îr? ubi (quo) itis?

Bi gote ih ne weiz niwiht vel *nehein wort* nullum verbum scio de domino.

E

Gât enes sindes vade viam, vel *gât enes weges.*

Wâr ist dîn quêna? ubi est tua femina?

Wâr ist dîn man? ubi est tuus homo;

240 *Wil dû ezzan?* visne edere? *obezes?* de pomis?

8 *Triwô daz willu ih* si volo.

F

Âzut ir hiuto? dinasti te hodie?

Ih az hiuto brôt.

*) [remenda meam cavatam (Ducange s. v.) Jacob Grimm, der mea calceamenta in seinem Exemplar gestrichen hat.]

Ih az hiuto fleisc.
Ih tranc wîn.
Inbîz . . merda.

G

*Gefaterâ, lâz mir sertan.**)
Unmez ih dih.

H

Az enemo anderemo dorf ad alteram villam.
Wâz tâtut ir dar? quid fecisti ibi?
Was dare gesendit missus fui.
Trinket wola in gotes minnô, in (indi) allêrô guotônô heilagônô bibite in dī amore et omnium bonorum sanctorum.
.

Am Schluss des vorigen Jahrs empfieng ich von Moriz Haupt eine Abschrift von mehreren altdeutschen Zeilen, die Hr Henschel, der Herausgeber von Ducanges Glossarium, in einer Pariser Handschrift schon vor längerer Zeit gefunden und ihm jetzt mitgetheilt hatte. Inhalt und Sprache liessen mich bald eine Fortsetzung der altdeutschen Gespräche erkennen, die ich aus einem vaticanischen Pergamentblatt in dem Jahrgang 1849 der Schriften der Akademie bekannt gemacht habe. Als ich Hrn Henschel um Auskunft über einiges Ungewisse ersuchte, war er so gefällig nicht nur seine Abschrift mit ihrer Quelle nochmals zu vergleichen und das Zweifelhafte festzustellen, sondern er fügte auch noch einige früher nicht bemerkte Zeilen aus derselben Handschrift hinzu. Meine Arbeit war schon beendigt, da überraschte mich Hr Dr H. Keil, dem während seines Aufenthalts in Paris 241
der Codex in die Hände gefallen war und der nicht wusste, dass 9
ich bereits Kenntnis davon hatte, mit einer zweiten sorgfältigen Abschrift. Die Übereinstimmung bei den lesbaren Wörtern war mir ebenso erwünscht als die Verschiedenheit bei schwierigen, halb verschwundenen. Ich bin also durch die Güte beider Gelehrten in den Stand gesetzt worden einen vollständigen und genauen Abdruck zu liefern: soweit es ohne Facsimile angeht, eine Nachbildung der Handschrift. Das Ende einer Zeile, wenn

*) [Jacob Grimm hat zu beiden Zeilen Fragezeichen gesetzt.]

sie musste abgebrochen werden, ist mit zwei Strichen bezeichnet, das Unlesbare mit Punkten, und wo etwas von der Schrift abgeschnitten ist oder könnte abgeschnitten sein, steht ein Stern. Einzelne Buchstaben wären wahrscheinlich durch Anwendung eines Reagens noch herauszubringen. Wie bei dem vaticanischen Blatt habe ich eine Übertragung ins Althochdeutsche folgen lassen, in welcher Zusätze von mir durch kleinere Schrift unterschieden sind.

Auch meinen Wunsch, mir über die Beschaffenheit und den Inhalt der Pariser Handschrift nähere Auskunft zu geben, hat Hr Henschel bereitwillig erfüllt. Der Codex (7641 lat. in 4^0) wird in der neuen Ausgabe von Ducange (7,442) in das Ende des zehnten Jahrhunderts gesetzt, scheint mir aber, zumal sich das offene a noch zeigt, älter zu sein; indessen ist nicht möglich, mit voller Sicherheit darüber zu entscheiden. Er besteht aus 85 Blättern: Bl. 1—74 enthält in zwei Spalten ein lateinisches Glossar, welches der viel verbreiteten Papias-Ansilaubusisidorischen Familie nicht zugehört, mit Abavus beginnt und mit Zelos endigt. Dann folgen Bl. 74^b—81^a »SYNONIM CICERONIS«, 81^b—84^a »SENTENTIÆ SENECE«, 84^b—85^b »GLOSSE SPIRITALIS IUXTA EUCHERIUM EP̄M«. Es finden sich elf Lagen, jede von vier Doppelblättern, ausgenommen die erste die nur drei, und die letzte die drei und ein einfaches Blatt hat. An dieser letzten Lage scheint nichts zu fehlen, aber an der ersten fehlt ein Doppelblatt, sicher nämlich das unterste oder achte, da das letzte (gegenwärtig das sechste) der ersten Lage mit Architectus schliesst und das erste Blatt der zweiten Lage (gegenwärtig das siebente) mit Aucta beginnt, mithin alle Wörter, die mit As und At anfangen, nicht vorkommen. Das erste Blatt der ersten Lage vermisst man zwar insoweit nicht, als das Glossar richtig mit Abavus beginnt, aber es ist nichts natürlicher als die Voraussetzung, es sei ein Blatt mit der Vorrede vorhanden gewesen. Der Codex rührt nicht von einer Hand her, denn Schrift und Dinte sind
242 nicht immer dieselben: schon Blatt A^a zeigt sich ein anderer
10 Schreiber; dabei eine Menge in der Folge von andern nachgetragener Glossen.

Die deutsche Schrift füllt die leeren Räume, welche die lateinischen Zeilen von ungleicher Länge übrig gelassen hatten.

A und B stehen auf der vordern Seite des erstes Blattes neben den beiden Spalten, C auf dem obern Rande, D auf dem zweiten Blatt rückwärts auf dem obern Rande, E vor der ersten, G nach der zweiten Spalte, F zwischen beiden. H auf der vordern Seite des dritten Blattes in zwei Zeilen auf dem obern Rande. Von dem 4. bis zum 12. Blatt folgen Zeilen in der gewöhnlichen, unverändert gelassenen altdeutschen Sprache, die ich in Tatians Evangelien wieder gefunden habe, deren Bekanntmachung also nicht hierher gehört.

Alle diese deutschen Zeilen scheinen von derselben Hand, welche die vaticanischen geschrieben hat: in der Nachbildung durch den Steindruck ist nur die Dinte etwas zu schwarz ausgefallen, sie wird ebenso blass sein wie sie in der Pariser Handschrift sich zeigt. Die eigenthümlichen Schriftzüge sind sich überall insoweit nicht gleich, als sie von dem zweiten Blatt an nachlässiger und minder zierlich werden, sogar flüchtig. Von Bl. 4 an bis 7, bei den Stellen aus Tatian, sind sie grösser, manchmal um das Doppelte, dabei sorgfältiger und gleichmässiger.

Da die ersten drei Blätter des lateinischen Wörterbuchs von derselben Hand sind, die den lateinischen Text des vaticanischen Blatts geschrieben hat, ebenso die Schriftzüge der deutschen Zeilen sich vollkommen gleichen, da endlich die Höhe der beiden Handschriften übereinstimmt (die Pariser erscheint nur, weil sie beim Einband beschnitten ward, wodurch sogar einige Buchstaben wegfielen, um einen Viertelzoll schmäler), so unterliegt der Schluss kaum einem Zweifel, dass jenes vaticanische, nur auf der Rückseite beschriebene Blatt das fehlende der Pariser sei und den Prolog dazu liefere, wozu sein Inhalt vollkommen passt. Es musste schon abgelöst sein, bevor jene eingebunden und beschnitten ward; der Einband ist alt.

Was unter AB 43—79 steht, gehört den Sprachformen nach dem zu, den ich bei dem vaticanischen Blatt den dritten Schreiber genannt habe und von dem Zeile 37—40 herrühren. Das Eigenthümliche, das ich dort S. 15 zusammengestellt habe, erscheint auch hier wieder. Gestattet wird das anlautende h und zwar in habên immer, bei anderen Wörtern wird es ausgelassen, wie dort bei als 40; vgl. Z. 43. Man findet est 50. 77

243 wie dort 37. Die althochdeutsche Vorpartikel ga, die dort
11 nicht vorkommt, wird hier durch co 65 oder go 69. 74 ausgedrückt, nicht durch ge gue, wie in dem Stück, das 13—36 umfasst, 15. 16. 24. 26. 27. 28. Reichlicher sind hier die Beispiele von den Linguallauten: die Tenuis im Anlaut, tîne 43. 66. tînen 66. taz 47. 77. ter 66, einmal dez 63: ebenso dort dîn 39. tîne 41. Einmal thâr 46, was dort fehlt, auch ist bei tôn 73 h übergeschrieben; also gleiches Schwanken. Den Unterschied aber, den ich zwischen 13—29 und 30—36 gemacht habe (vgl. S. 15 [oben S. 484]), muss ich jetzt aufgeben, da auch hier êrro êrre vorkommt; vgl. die Anmerkung zu 43. Offenbar jedoch von einem anderen rühren C D E F G H 80—106, das beweisen die Verschiedenheiten in den Sprachformen, wovon ich die wichtigern anführen will. In diesem Theil erscheint i für e = ih in casai 81. au für u in fraume 85. w wird durch hu ausgedrückt in hurt 90. huîn 99. hueges 91 neben gu in guanna 83. 87. gualîche 82. guolo 86. guâre 88. guâr 92. 93. guant 88. guiltû 94. guilli 95. guats 104. guas 105; dagegen in 43—79 häufig gu, einmal co 37, niemals hu. c steht einige Male im Anlaut für g, nicht bloss in der Vorpartikel colernen 82 und casai 81, wie wir sie in A B fanden, auch in cât câd 91. Neben ger 82. 83 mehrmals cher 88. 96. 104. 105. Hier allein wird ein unorganisches h vorgesetzt (vgl. Grammatik 1^2, S. 188. 437. Sprachschatz 4, S. 692. Roland XVIII. Graf Rudolf S. 6. 7, die Anmerkung zu Wernher vom Niederrhein 14, 4 und Herbort 199) hû 85. henen, henens 91. hich 97. 98. hi 99. 102; vgl. die Anmerkung zu 97. Dagegen fällt hier ausser in iuda 80 das organische h nicht ab, worüber die Anmerkung zu 1 und 43 nachzusehen ist: ja, es ist bei euto 80 und êlen 106 übergeschrieben. Das anlautende t, wie in A B öfter, tû 87. 94. tîn 93. taz 95. tare 105 neben durf 103. dâre 104, aber z wird, ausser in inbîz 100, ausgedrückt durch ts ds in âtst 98. guats 104. adst 96. ads 103. Ferner durch tz in ovetzes 94. atz 97. 98. latz 101: endlich durch t in inmet 102. Statt est hier is 92 und es 93. Man sieht, schwankender, flüchtiger und fehlerhafter ist C D E F G H überall geschrieben, wie auch die Auslassungen (81. 85. 88. 94. 106)

zeigen. Demnach wären für die Gespräche jetzt drei Verfasser anzunehmen: dem ersten fällt 13—36 zu, dem zweiten 37—41 und 43—79, dem dritten 80—106; ich lasse es dahin gestellt sein, ob man Zeile 42 als den Zusatz eines vierten betrachten oder sie noch dem zweiten beilegen will.

Ich habe bei der Erklärung des vaticanischen Blattes nicht
von Verfassern, sondern von Schreibern geredet und mehreren 244
die Bemühung beigelegt, eine alterthümliche Schrift nachzuahmen: 12
jetzt, wo sich ausweist, dass alles Deutsche in diesem Codex, selbst die aus Tatian entnommenen Stellen, sehr wahrscheinlich von einer und derselben Hand herrühren, bin ich der Meinung, dass in der Urschrift Verschiedene nach einander das nicht schwierige Geschäft übernommen hatten, den angefangenen Gesprächen zuzusetzen was ihnen in dieser Art einfiel und was sie für Reisende nützlich hielten; daraus erklären sich die eingemischten rohen Zeilen, die zu dem übrigen Inhalt nicht passen. Natürlich bediente sich ein jeder seiner Mundart und Schreibweise. Das sachliche Wörterbuch (1—12) wird wohl das selbständige Werk eines andern gewesen sein, dem sich der Urheber der Gespräche anschloss: möglich auch dass dieser es selbst verfasst hatte. Der, welcher in das lateinische Wörterbuch die deutschen Zeilen einzeichnete, behielt was er vorfand buchstäblich bei und bemühte sich zugleich eine alterthümliche Schrift darzustellen. Ob er nur einen Auszug aus seiner Quelle machte oder ob er dort nicht mehr vorfand, lässt sich nicht entscheiden, aber jenes dünkt mich wahrscheinlicher, weil wir auch von dem sachlichen Wörterbuch nur den Anfang erhalten und er bei den Gesprächen mit Zeile 107 vielleicht abbrach, um noch ein Paar Proben aus einer Handschrift Tatians zu geben, in welchen sich keine Spur ungewöhnlicher Sprachformen findet. Dass ein Fremder, in Deutschland Reisender die Gespräche zum Handgebrauch nieder geschrieben habe, wie Waitz (Göttinger Anzeigen 1851 Str. 97. 98 S. 968) annimmt, scheint mir gegen alle Wahrscheinlichkeit zu sein. Waitz erblickt die Entstellung deutscher (doch wohl hochdeutscher) Laute durch eine fremde Feder, ich dagegen die schwierige Auffassung der eigenthümlichen Laute einer niederdeutschen

Mundart. Er müsste dann drei fremde Federn voraussetzen, die sich zufällig zusammengefunden und ihre verschiedene Schreibweisen und zwar (was einem Fremden schwer fallen sollte) ziemlich folgerichtig durchgeführt hätten.

Geistliche waren die Verfasser gewiss nicht, das beweist, der bis auf weniges weltliche Inhalt, zumal in den Pariser Blättern. Wir wollen ihn näher betrachten.

Ein Herr lässt frühmorgens seinen Knecht rufen und heisst
ihn das Ross satteln. Der Knecht wendet ein (ich nehme an,
dass die 48. Zeile vor die 47. zu stellen ist), es fehle an dem
245 Nöthigen, womit er vielleicht Futter für das Pferd meint. Den
13 Herrn kümmert das nicht, und als der Knecht ihn ermahnt
noch zu Bette zu bleiben, erwidert er, es sei Zeit zu reisen
und fordert nicht nur abermals das Pferd, sondern auch Schild,
Sper, Schwert, Handschuhe, Stab und Messer. Unter Stab kann
nicht etwa ein Eberspiess (Sprachschatz 6, S. 610) verstanden
werden, da die volle Rüstung zeigt, dass der Herr nicht zur
Jagd ausreiten will, sondern zum Kampf. Ich führe dazu aus
dem Anegenge 114, 4 eine Stelle an, sine truogen swert noch
stap noch deheiner slahte wer. Ein kiule wol beslagen, die
Erek (2349) zum Turnier erhält, mag dasselbe sein, oder die
vil starken brügele, von welchen im Engelhart (2735, vgl. die
Anmerkung) die Rede ist. Bei den serbischen Rittern war
nach den alten Liedern die oft kostbare, wohl beschlagene
Keule ein wichtiges Stück der Rüstung. Messer und Schwert
gehören zusammen (Hagens Gesammtabenteuer 2, 257, 63) und
bei Herrand von Wildonie (das. 339, 90) tröstet der Ritter
sich damit, dass sein Gegner ohne Schwert und Messer ge-
kommen sei, während er seine Wehr bei sich habe. Mit dem
Messer tödtete der Sieger im Zweikampf den Gefallenen (Kon-
rads troj. Krieg 4245): im Waltharius (337. 1390) heisst es
semispata und wird an der rechten Seite getragen, bei Konrad
von Haslau (Haupts Zeitschrift 8, S. 571. 712) stechmezzer.
Da der Herr zuletzt eine Kerze fordert, so sieht man dass der
Tag noch nicht angebrochen war.

Ganz andern Inhalts ist das folgende Gespräch. Es beginnt mit der Erkundigung des Herrn nach einem Weib, auf

welche jedoch keine Antwort erfolgt. Er fragt hierauf den Angeredeten, warum er nicht zu ihm gekommen sei. »Ich hatte keine Lust«, erwidert dieser, der also nicht in seinen Diensten steht. Der Herr macht ihm den Vorwurf, ein Weib (ohne Zweifel ist ein liederliches gemeint) bei sich im Bette gehabt zu haben und droht ihm mit dem Zorn seines Herrn, wenn dieser von seiner schlechten Aufführung etwas erfahre. Der Schuldige antwortet in der Art eines Verlegenen: »was sagt ihr, Herr?« »Höre mich an, Narr,« spricht dieser und duzt ihn jetzt verächtlich, »willst du deines Pferdes Sattel auf deinem Rücken tragen?« Das war eine schimpfliche Strafe, von welcher die Rechtsalterthümer S. 719 ein Beispiel aus dem 9. Jahrhundert beibringen (59—67).

»Guter Mann«, redet, wie es scheint, der Herr einen Fremdling an, den er für einen Dürftigen hält. Aber die Frage fehlt, ob er etwas verlange. Dieser antwortet: »Ich habe was ich bedarf, nur etwas weniges wünsche ich, einen Trunk« (68—71).

Der Herr erkundigt sich bei dem Diener ob er Getreide 246
für die Pferde habe. Die Antwort ist nach den verschiedenen 14
Umständen eingerichtet, es ist vorhanden oder es fehlt gänzlich (72—74).

Bei dem Herrn wird angefragt, ob er Lust habe guten Wein zu trinken. Er bejaht es und fragt, was ist das? Der Diener weiss es nicht, und man erfährt nicht was gemeint sei. Dieser erhält noch den Befehl von dem Herrn, ihm die Schuhe auszubessern (75—79).

Es folgen fünf Zeilen (80—84), deren Zusammenhang man nicht sieht. Die Frage, ob man heute den Herrn gesehen habe, und die verneinende Antwort ist ähnlicher Weise schon in Zeile 27. 28 da gewesen. Rohe Sitte verrathen die Zeilen 83. 84. Gemeine Knechte mögen hier mit einander reden.

Ein Reisender wird vorausgesetzt, der Nachtherberge erhalten hatte und im Begriff ist weiter zu ziehen. »Gott verleihe euch Glück und Heil«, spricht der Hausherr zu ihm: »so geschehe es«, antwortet der Fremdling. Der Hausherr fragt wann er gehen und wohin er sich wenden wolle: der Fremde antwortet: »heute«, aber, da er die Wege nicht kennt, weiss er

nicht wohin. »Geht jenes Weges«, spricht der Herr und scheint ihm den Pfad zu zeigen (85—91).

Kommt jemand von geringem Stand heran, so wird er, ist es ein Mann, gefragt wo seine Frau, ist es ein Weib, wo der Mann sei. Zur Speise wird nur Obst angeboten, aber gerne genommen (92—95).

An den Vornehmen wird bei seiner Auskunft die Frage gerichtet, ob er zu Mittag gegessen habe. Er hat Brot, Fleisch und Wein genossen (96—100). Es geschieht also der hûsêre Genüge, von welcher Haupt in der Zeitschrift 6, S. 387—392 handelt. Der Meisner sagt hûsêre drî dinc haben wil, als ich bescheide: gnouc edeler spîse und guoten trunc (diu zwei diu prîse ich beide), und daz der wirt zegegenwertic sî. Ms. Hag. 3, 86^{b}. Die Frage des Hausherrn, von der ich bei dem vaticanischen Blatt S. 12. 13 [oben S. 481. 482] geredet habe, gehört auch zur Hausehre. Ich trage hier eine Stelle aus dem Meisner Ms. Hag. 3, 91^{a} nach, swenn ich den biderben wirt dâ heime suoche, der gebe mir sînen gruoz, ob ers geruoche, daz ich sîn êre breite in der kristenheit. Ein frœlich gruoz und ouch ein friuntlich frâgen ensol dem biderben wirte nimmer trâgen; sus freuwe er sînen gast, sô swindet im sîn leit. Auch einen guten Morgen bot der Wirth dem Gaste Tit. 1507.

Die Zeilen (101. 102), in welchen eine Dirne mit dem Ausdruck roher Leichtfertigkeit aufgefordert wird sich Preis zu
247 geben, können nicht von dem herrühren, der einen andern
15 wegen seines Umgangs mit einem Weib so hart angelassen hat.

Zuletzt sehen wir, wie ich glaube, zwei Geistliche im Gespräch. Der eine war auf einer Wanderung gewesen: der welcher ihn empfängt ist vielleicht der Pförtner des Klosters. Die Frage des letztern: »wo wart ihr hingegangen?« muss ausgefallen sein. Der Satz beginnt mit der Antwort: »nach jenem andern Dorf«. Weiter wird gefragt, was er dort gethan habe, und wir hören, dass er mit einer Sendung hingeschickt war. Zuletzt folgt die Einladung: »trinkt in der Liebe Gottes, der Jungfrau Maria und aller Heiligen«.

Nach dieser Betrachtung des Inhalts gehe ich zur Erörterung des Einzelnen über.

43. êrro wie 31. 49. 71. 73. 75, als Dativ 33, sodann

êrre 21. 19, als Accus. 28, sogar êrra Acc. 64. 80. Da ebenso a in narra 65. 67 und in iuda 80 steht, so ist selidâ und mettinâ für selidô und mettinô nicht mehr auffallend; vgl. zu 15. Man sieht schon an diesen Beispielen, wie leicht die Vocale dieser Mundart in einander übergehen. — Das anlautende h ist, wie immer bei êrro, auch abgefallen in coôrest 65. auht 66. iuda 80 und in dem lateinischen ac 15; vgl. zu 1. Es fehlt niemals bei dem deutschen habênt 48. habên 69. 74. habês 72, meist aber bei dem lateinischen abuisti 15. abeo 48. 69. abes 72, wobei die romanische Aussprache (aver) mag gewirkt haben, nur zweimal habeo 69. 73. Vor ip 62 ist gu = w weggefallen und d vor az 63. — guillo, wie in der Handschrift deutlich steht, ist als dritte Person auffallend, auch die erste lautet einmal guillo 43, sonst guille 46. 71. 76, guilli (= willu ih) 95: die zweite guillis 75, guildo (gildo ist Druckfehler) 30, quiltu 94. sprâchen die schwache Form, die auch in Wackernagels Lesebuch 180, 34 vorkommt. 44. ero soll dem lateinischen et ego entsprechen: es darf nicht êrro gebessert werden, denn es ist hier von jemand die Rede, den der Herr abgeschickt hatte, den Reitknecht zu rufen und dem diese Auszeichnung nicht zukam. e ist das althochd. ih, aber wie ist ro zu erklären? Hernach 76 und 95 kommt dieselbe Antwort wieder vor, wo das passende terûe dabei steht, sollte demgemäss hier ein Fehler zu bessern sein? — sû hier und auch wohl 76, dagegen sô 73; der Sprachschatz 6, S. 11 weist beide Formen nach. 45. gue- 248
satlæ ist anzunehmen, was zwischen t und l steht soll als aus- 16
gestrichen betrachtet werden. æ für e wie in terûæ 36 und næ 60. 46. th zeigt in ûthz, das auch utht könnte gelesen werden, die Länge des Vocals an, wie ht in ûht 66. — Zu beachten ist der gekürzte Infinitiv rîte hier und serte 58. — fors steht nochmals 40. 47. terûa, während sonst terûe steht 25. 29. 84 und mîne terûe 36 (zu den dort gegebenen Nachweisungen füge ich noch sô mir mîne trûwe Herbort 9807): auch ist terûen 76, wo der Schreiber in den Plur. überschwankte, terûe zu lesen, und 63 habe ich es hergestellt. Hier aber ist umgekehrt der Plur. anzunehmen und emînen (= enmînen) terûen zu bessern: so steht ze triwôn Sprachschatz 5, S. 467. intrûwin Athis 4*, 68. Lambrechts Alexander 4658. entriuwen

Silv. 3336. Engelh. 2131. Troj. Krieg 13841. Es sind also drei Formen der Betheuerung bekannt. Hier ist auch wie 76 (vgl. 84) die Übersetzung »in fide« zugefügt, die sonst fehlt: 63 steht »per meum caput«. Über dem auf fide folgenden n fehlt der Strich, der 48 nicht vergessen ist. — Bei rôche ist das persönliche Pronomen ausgelassen, wie bei habên 48. habês 72. guillis 75. was 105; vgl. zu 23. — Was das nach taz übergeschriebene a bedeuten soll, weiss ich nicht. 48. semi hat ein Hochdeutscher in semer gebessert, aber jenes ist eine niederländische Form, über welche man Huydecoper zu Melis Stoke 2, 470 nachsehen kann, der nur irrt, wenn er (S. 587) Ein Wort daraus machen will, wie seme Roland 120, 18 A. semir Walther 82, 19. semmer Göli Ms. 2, 57^b darthun; die Verkürzung aus sô mir ist Gramm. 3, S. 243 nachgewiesen wie der häufige Gebrauch der Betheuerung bei Herbort in der Anmerkung zu 2024. An diese niederländische Form knüpfe ich eine Folgerung: ich war, als ich nur das vaticanische Blatt kannte (vgl. S. 15. 16 [oben S. 485]), über die eigentliche Heimat dieses Denkmals noch ungewiss, aber aus dem, was ich (S. 14 [oben S. 483]) über die Nähe von Frankreich gesagt habe, aus der Erscheinung romanischer Wörter (compagn 15 fors 40. 46, wozu noch fol 65 und fi 95 kommt) und aus anderen Anzeigen (vgl. zu 52. 53. 54. 61. 67. 91. 93. 98. 99. 103) ziehe ich jetzt den Schluss, dass diese Gespräche in dem deutschen Theil von Flandern sind niedergeschrieben worden, mithin als das älteste Denkmal der niederländischen Sprache und zwar einer eigenthümlichen
249 Mundart dürfen betrachtet werden; es hat auf dieses Ergebnis
17 keinen Einfluss, wenn man auch geneigt ist, die Niederschreibung später, etwa ins 10. Jahrhundert zu setzen. — Statt habênt muss habên gelesen werden, wie in der entsprechenden Stelle 74 steht. Dort ebenfalls die doppelte Verneinung ne ... ne, wovon der Sprachschatz 2, S. 271 noch ein Beispiel liefert. — Merkwürdig ist, was sich hier und 74 zum ersten Mal zeigt, tropfe in der Bedeutung von nihil: damit bestätigt sich die Ansicht (Gramm. 3, S. 730), wonach das Otfriedische, in gleicher Bedeutung gebrauchte drof davon abzuleiten ist; aber auch unser Scheltwort Tropf, das einen schwachköpfigen Menschen be-

zeichnet, der nichts werth ist, gehört dahin. 49. scl für sl
in sclâphen hier und in sclêphen 62. 63 ist schon in frühster
Zeit des Althochdeutschen eine seltene Erscheinung (Gramm. 1^2,
S. 175), aber scelt 52, wo jedoch ein h übergeschrieben ist,
war dort Regel (Gr. 1^2, S. 174). — sclâphen hier, sclaphen 38,
queten 64 ist als die zweite Person Plur. Praes. anzumerken:
cumet 17 daneben wird wohl ein Abschreiber geändert haben.
Ebenso im Praeter. dâden 22, vgl. 103, guâren 24. 60. sclêphen
62. 63. colernen 82. sârden 83. 50. est wie 37, aber is
31. 33. 51. Das in den nächsten Zeilen wiederholte gimer
hat gleich semi 48 nicht das doppelte m, das die hochdeutschen
Denkmäler des 12. Jahrhunderts setzen, gimmir Kaiserchr.
Pfälz. Hs. Bl. 40^b. Fundgruben 1, S. 260. Paulus in Haupts
Zeitschr. 3. S. 520, 43; vgl. Benecke zum Iwein 1597. 52. ë
in scelt für i ist niederländisch (Gramm. 1^2, S. 470) und stimmt
zu dem angelsächsischen sceold: ebenso ist trenchen (althochd.
trinkan) 71. 75, pë (pî) 21 und das von mir hergestellte së 63
zu beurtheilen. 53. 54. spera und swarda gehört zu ôbethe 1
und munda 5; vgl. die Anmerkung zu 72 und 105. a für e
in swarda ist niederländisch nach Gramm. 1^2, S. 468. 55. mîn
für mîne wohl wegen des folgenden Vocals. 56. mîn (= mînan)
stap ist zu 28 erörtert. fustum H. 57. a in matzer führt
auf mezzisahs mazsahs (Sprachsch. 6, S. 90). 58. Die Deh-
nung kerize kommt in keinem Beispiel des Sprachschatzes (4,
S. 497) vor; vgl. die Anmerkung zu 16. 25. 59. Vor uip
ist g abgefallen, nicht durch einen Schreibfehler, sondern der
Mundart gemäss, hernach sogar ip 62. — tua im Lateinischen 250
ist fehlerhafter Zusatz. — Bei Femin. ist a weggeschnitten. 18
60. In næ ist der letzte Buchstabe ungewiss: H. bemerkt dass
auch Guandina könne gelesen werden und K. hat Guandinai,
doch mit einem Fragezeichen. — zamer H. zam&in | als sei
etwas abgeschnitten, mit der Angabe, dass die Buchstaben am
ungewiss seien K. Wahrscheinlich ist nach ze 24. 28 und 66
hier zemer anzunehmen. 61. en zusammengezogen aus e ne;
vgl. 78. — a = o in ualde (hier einmal u statt gu), gualdestu 66,
gualigôt 75, gualo 86 ist niederländisch nach Gramm. 1^2, S. 469. —
Bei nolui der letzte Buchstabe undeutlich K. 62. Statt bitte

müsste bî daz oder bî dez stehen wie in der folgenden Zeile, aber das natürliche Geschlecht tritt hervor. — Von ip war Zeile 59 die Rede. 63. Statt guêz müsste das Praet. Conj. gesetzt werden, dessen genaue Form ich aber nicht angeben kann. — Vor az ist d abgefallen *). — pë = pî ist zu 52 bemerkt: die Präposition hat hier den Accus. bei sich. — semauda erkläre ich durch smâhida und sem für sm ist zu 25 nachgewiesen. Das Lateinische ist über das Wort hinweggegangen, weil es wohl keinen Ausdruck dafür wusste. — Schwer zu erklären ist sesterae, ich ändere së terûe; vgl. Z. 47. së für sëh = sih nehme ich an, weil in diesem Denkmal das auslautende h abfällt (zu 9) und së dann dem ë = ih (zu 18) entspricht. Merkenswerth ist aber die Erscheinung dieses Pronomens, das in den mittelniederländischen, wie in den altsächsischen, angelsächsischen und nordischen Denkmälern sich gar nicht oder sehr mangelhaft zeigt (Gramm. 1^2, S. 781. 782). Über den Flexionsvocal a in rebulga (K setzt hinter a das Zeichen als könne etwas abgeschnitten sein) ist Gramm. 1^2, S. 857 nachzusehen. 65. fol ist romanisch (Raynouard 3, p. 348): Ducange hat follus. 66. ab& mit dem Zeichen des ungewissen K. Ich halte aba für das Richtige, dem als einem seltenen Wort für fona gleich das lateinische de beigesetzt ward**). — tînen für tînem ist nicht auffallend. — ros H. — auht H. Unter Haut wird der Sattel verstanden, wahrscheinlich ein Schaffell, das noch jetzt dazu dient. 67. Ein altdeutsches Verbum sertan sart gesortan, entsprechend dem angelsächsischen serdan, nordischen serda inire, stuprare hat Schmeller 3, S. 283—285 aus späteren Zeugnissen schon wahrscheinlich gemacht, das hier
251 und nochmals Zeile 100 sich zeigt. Zu den dort angeführten
19 Stellen gehört noch dû versorteniu huor Altschwert 54, 24 und was Ziemann S. 384 beibringt. Die ursprüngliche Bedeutung ist stossen, zerreissen, gewaltsam schädigen und in dieser kommt serten, gesorten, zerserten und das Subst. sart, eigentlich und uneigentlich gebraucht, häufig vor im Ring Heinr. Wittenweilers; die Stellen sind Seite VII gesammelt. — gerre für gerne (wie

*) [az = altn. at, alemann. bei Hebel asz, vgl. az 103. Jacob Grimm.]
**) [Jacob Grimm setzt ein Fragezeichen.]

sterre für sterne) ist niederländisch; vgl. Gramm. 1^2, S. 488. 68. guotman Biedermann, bonus homo (Rechtsalterthümer 294), und so steht es im Leben Jesu (Vorau. Hs. 248, 18 Diemer) und im Parzival 740, 30. Es wird die Anrede sein, die man bei einem Fremdling gebrauchte, was das Lateinische nicht eingesehen hat, und es fehlt dahinter die Frage: »was wünschet ihr?« Auch die Samariterin redet den Heiland guotman an (Wackernagel Lesebuch 103, 22. 104, 20) und im Ortnit (S. 26. Str. 76 Ettm.) Alberich den Lamparter sogar her Guotman. 69. go Nego K. Durch gonôgo wird ganôgo und ganôga, das der Sprachschatz 2, S. 1009 mit Fragzeichen anführt, bestätigt; vgl. zu 74. — habeo H, was ohne Zweifel mit heo gemeint ist. 70. parum uolo habere H, indem er das in der folgenden Zeile über trenchen stehende uolo bibere, wie K hat, so liest und hierher zieht. In luzzil ist der letzte Buchstabe ungewis K. 72. Der Plur. rossa könnte zu spera und swarda 53. 54 gehören, doch auch, wie bei corne dem Plur. auf u und e beim starken Neutrum im Altsächsischen, Altfriesischen, Angelsächsischen und Mittelniederländischen entsprechen. Seltsam dass hier die Präposition fehlt. 74. Diese Zeile stimmt mit 48 überein. t vor rophen ist nicht deutlich H. — gonôi ist gleich gonôgi und entspricht der althochdeutschen Form ganuogi: Zeile 69 stand die andere ganôgo. — luzer ist entweder in luzil zu ändern, wie 70 steht, oder in luzec, dem altsächsischen luttic im Heljand entsprechend. 75. Die zweite Person auf is in guillis kommt nur noch bei Tatian vor (Sprachschatz 1, S. 818): daneben guiltu 93; vgl. Zeile 43. — Hier guin, 98 huin; H schreibt gain. 76. suille zusammengezogen aus sû guille; vgl. zu 44. — nine teruen H. min&eruet . . . * K. 77. hoc H. 78. e = ih ist in diesen 252
Stücken unseres Denkmals sicher, es müsste also hier e ne 20
stehen wie 26. 27, oder ne wie 32, oder en wie 61. Sollte das vorangestellte g Einwirkung einer vollständigen Form eg sein? 79. buozan ist refarcire reficere (Sprachschatz 3, S. 225. 226), daher schuohbuozari Sprachschatz 3, S. 226 und altbüezer; vgl. Schmeller 1, S. 212. 231. Beneckes Wörterbuch 1, S. 284^b und Haupts Zeitschrift 8, S. 396. Im Lateinischen liest H das erste Wort era mit der Bemerkung, dass ra verwischt sei, K

ebenfalls àls ungewiss erē a. — Das letzte Wort hat H gar nicht und nach K ist nur caba...ā deutlich. Ich glaube, es ist zu lesen cura mea calceamenta. Vgl. Rudlieb II, S. 229 quo sunt sarcita tua tam bene calciamenta. 80. Die Vorpartikel ist hier que geschrieben, wie 28. Daselbst auch mîn = mînan. — Nach erra steht oben bei K noch ein dünner Querstrich, der aber zufällig zu sein scheint. 81. begotta, hernach begotte 90; auch der Sprachschatz 3, S. 12 hat ein Beispiel. K hat negotta mit der Bemerkung dass n ungewiss sei. — gistranetasai [besser als necasai Jacob Grimm] H. — gistra ist eine alte Form und stimmt mit der gothischen. 82. Hier en, aber 21 in. — gualîche wie dîne 42, das also nicht braucht gebessert zu werden. — steta ist vielleicht in stete zu ändern, aber diese Sprache liebt die Endigungen auf a: möglich auch dass stetaz zu lesen ist, da hoc sonst im Deutschen nicht ausgedrückt wäre. 83. guanna kann nicht quot vices heissen, es muss quando stehen. 84. Von dem lateinischen Wort hat K nur f... gesehen, H liest firo, ich glaube es hat fide da gestanden, als Übersetzung von terue. — naste ist schwierig, K bemerkt, dass e das erste Mal auch o oder r könne gelesen werden. Da das Wort aber wiederholt wird, so kann man nicht wohl einen Schreibfehler voraussetzen und etwa vermuthen, es habe nahte da gestanden, für nehten nocte, als Antwort auf quanna in der vorhergehenden Zeile, wie auch im Passional 361, 94 ein solches nehte vorkommt. Vielleicht steckt das angelsächsische und altfriesische nas darin, dem noch eine Partikel angehängt ist und das Gramm. 3, S. 723 als eine Kürzung von nalles durch prorsus non erklärt wird. Die Wiederholung naſte ·|· suo co... hat K allein, der ausdrücklich bemerkt, das Lateinische sei verwischt, auch könnte noch etwas abgeschnitten
253 sein: möglich dass omnino non anzunehmen wäre. 85. Das
21 erste Wort ist schwer zu lesen und alle Buchstaben sind un-
hu hic
sicher, Abtotgot H, Mtergote K. Ich vermuthe, es hat Gebe hu got da gestanden, wozu ich eine Stelle aus Otfried anführe, thia fruma gibit er iu sâr 2, 22, 42. hû ist der niederländische, neben û geltende Dat. Plur. (Gramm. 1^2, S. 782); in der Vorau. Hs. (372, 19. 21) der Accus. hiuch. — au für u in frauma ist auf-

fallend, entspricht aber dem gothischen aú in vaúrms. [semauda 63 Jacob Grimm, der ein Fragezeichen an den Rand setzt.] — Im Lateinischen fehlt etwas, ich ergänze donet felicitate, woran sich sâlidôm als zweite Erklärung schliesst. 86. Guologo H. Auh diese Worte scheint der Abschreiber nicht verstanden zu haben: das Lateinische, das klar ist, führt darauf, zu lesen gualo gebe û got. Das ist entweder die Erwiderung des Angeredeten, oder ein verschiedener Ausdruck des Vorigen. 87. guane gêstû ist deutlich, aber der Singularis befremdet. Das übergeschriebene, sehr kleine u könnte ein offenes a sein, um die Form gâstû anzuzeigen. Die lateinische Erklärung fehlt; abgeschnitten ist hier nichts. eutho enthält die Antwort auf die Frage. Das Lateinische, al H, *f.* u K, ist unlesbar. Es kann aber kein Zweifel sein über das, was da gestanden hat. 88. Das voran stehende untuens scheint das lateinische intuens zu sein, mit den folgenden zwei deutschen Wörtern und dem übergeschriebenen in, dessen i noch nicht sicher ist, weiss ich nichts anzufangen. H und K geben sie übereinstimmend, nur dass letzterer die Bemerkung hinzufügt, man könne auch derro lesen. Vielleicht hat der Abschreiber etwas ausgelassen. — Guar[a] H. — guant muss für guent stehen, denn das Praesens ist doch gemeint. Das angelsächsische vendan kommt in der einfachen Bedeutung von ire vor: dann ist anzuführen wanta er in wuostî Notk. 106, 33. dô alsô von sîme lande ein sô werder fürste wande Ernst 1782. ê daz mîn sêle wende von dem lîbe das. 5145. wir suln ze lande wenden Livl. Chronik 2834. ein teil ir von dem strîte wande Lohengr. S. 112. 89. begotteh ist zusammengezogen aus bî gote ih. — neuit ł K, doch ist ł als ungewiss bezeichnet, neuitſt H. — nên entspricht dem hochdeutschen nehein. — In hurt steht u = o wie in durf 102; vgl. Gramm. 1^3, S. 277. — Von nullum hat K nur den ersten Buchstaben gelesen. — verbu H, uerba K. — sero K, scn mit der Bemerkung, dass es undeutlich sei H; ich glaube, es ist scio zu lesen. — ded[h]e erkläre ich de domino und sehe darin eine Übersetzung von be gote. Die ganze Zeile 251
enthält wohl die Antwort auf die Frage, wohinaus er sich wenden 22
wolle. In der folgenden Zeile wird er angewiesen, welchen Weg er einzuschlagen habe. 91. Abzutheilen ist cât henens

cindes. — In cât steht c für g, wiewohl nach K auch g könnte angenommen werden, in cindes aber für z, und zwar für das niederländische, anlautende, von dem Hochdeutschen ganz verschiedene, wofür also hier ein für die alte Zeit noch fehlendes Beispiel (Grammatik 1^2, S. 496. 497) aufgefunden ist. — henens kann der Wiederholung wegen, nicht als Schreibfehler für henes betrachtet werden, sondern muss eine unorganische mundartliche Form sein. In huegues gilt gue nur so viel als ge, wie in zunguen usw.; vgl. zu 6. 93. guerestan H. Es wird auch hier guaristin anzunehmen sein, wie das Lateinische verlangt. 94. Bei quiltu vgl. die Anmerkung 43. — ezzen, das auch der Gen. ovezzes fordert, hat der Schreiber ausgelassen, dazu gehört de re, worin edere steckt. — ouotzes H, duezzes K, der aber d als ungewiss bezeichnet. — Vor pomis setzt K zwei Punkte als ob etwas unlesbar sei. 95. Teruia K. — si die romanische Bejahung, die aus sic entstanden ist, das in gleicher Verbindung bei dem zweiten Verfasser Zeile 44 und 76 vorkommt. 97. Der Sprachschatz hat einige Beispiele von hic hich, wozu hih in Glossen aus dem 8. Jahrhundert (Haupts Zeitschr. 3, S. 467^b) und hic Rother 121 kommt. Bei Zusammenziehungen steht i allein, casai 81 und willi 95: die andern gebrauchen e; siehe die Anmerkungen zu 18 und 61. 98. ê in flês ist niederländisch (Gramm. 1^3, S. 258). s statt sc ist mundartlich und kommt auch in hochdeutschen Reimen vor; vgl. Über Freidank S, 49. 99. e für a in trench muss, wenn kein Fehler dahinter liegt, auch niederländisch sein, wiewohl in der Gramm. 1^3, S. 255 dieser Fall nicht bemerkt wird. 100. Nach H weggekrazt und kaum lesbar, bei K ganz übergangen. inbiz ist deutlich und merdige ist wohl eine Dehnung von merda (suppa) oder der Dativ merede (coena)*); vgl. Sprachschatz 2, S. 845. 846. Der zwischen beiden Wörtern stehende Buchstabe ist ungewiss und kann ein e oder i sein. Vielleicht soll gesagt werden: »ich habe Vorkost und Suppe ge-
255 gessen«. 101. gevathere commater (Sprachschatz 3, S. 378),
23 hier Bezeichnung einer liederlichen Dirne, in welchem Sinne Ducange ire ad commatres anführt. gevatere heisst aber auch

*) [Jacob Grimm setzt ein Fragezeichen.]

allgemein guter Freund, Reinh. Fuchs 178. Stricker 6, 4 Hahn. Bruder Wernher Ms. 2, 160[b] und das Volk gebraucht noch heute diesen Ausdruck als freundliche Anrede eines Fremden. Ebenso im allgemeinen Sinn Gevatterschaft Wigal. 8448. Jüng. Tit. 1929, 4. 102. inmet hi thi, wie getrennt werden muss, ist eine elliptische Redensart, wobei guille serten verstanden wird. Man sollte unmet vermuthen, aber die Handschrift ist
h n
deutlich. 103. Adfion a dror H. Das übergeschriebene h und n ist eine Besserung der Hs. Der Präposition az ist das Pronomen jen mit abgefallenem e anhängt; der Dat. Neutr. gene ist schon da gewesen. — Bei uilla fehlt der Strich über a. Das Kreuz dahinter bezieht sich auf das andere, das im Anfang der folgenden Zeile vor guatstata steht, und zeigt, an dass jene Frage hierher gehört. 104. tata kann nicht richtig sein, es ist ein Schreibfehler für tâten; vgl. Anm. zu 49. 105. Bei guesenda ist a zu streichen, wenn man nicht annehmen will, es sei angehängt wie bei den zu 53 bemerkten Substantiven, oder man müsste guesendat für gasendit bessern. Das Lateinische fehlt bei K. 106. mine ohne Verdoppelung des n weist auf das angelsächsische myne. Die aus dem Heidenthum stammende, von den Christen beibehaltene Sitte des Minnetrinkens ist in der Deutschen Mythologie S. 54. 55 erläutert. Es ist die Sprache der Geistlichen unter sich: ebenso kommt vor: sagen, biten in der minne; vgl. Haupt zu Gottfried von Neifen 45, 32. — trenchen in trenchet cher zu ändern war unnöthig; vgl. zu 49. — Es ist zu lesen unde aller gôten hêlegen; auch im Freidank 24, 5 werden die Heiligen die guoten genannt. 107. Das Deutsche verwirrt sich und geht in den Nominativ über, während das Lateinische im Genitiv bleibt. Es sollte wohl da stehen hwer mine huge. — dō fehlt bei K und auch intend. — ea ist nach H undeutlich: es soll vielleicht heissen intendat in ea curam, und et qui ist vorher gegangen.

*) [Jacob Grimm bezweifelt es durch ein beigesetztes ?]

DEUTSCHE WÖRTER FÜR KRIEG.

Ungedruckt. Zum Theil gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 16. Februar 1846*).

Ich bitte um die Erlaubnis, einige Betrachtungen über die deutschen Wörter, welche den Begriff von bellum enthalten, vorzutragen. Sie sind vor allen geschickt, ein Beispiel von der Entwickelung der Sprache in dem Lauf der Jahrhunderte zu geben, denn sie konnten zu keiner Zeit entbehrt werden. Der Held, den seine Thaten unsterblich machen, und der den Übergang der Götter zu den Menschen vermittelt, erscheint schon in den Beinamen Odins, in Zio die Idee des Himmels und des Krieges, vgl. Myth. XLVII: den Valkyrien, Trägerinnen eines allwaltenden Schicksals, dem selbst die Götter unterworfen sind, liegt es ob, den Ausgang der Schlacht zu bestimmen, und die einherjar, Halbgötter, die jeden Tag in Odins Halle die Kämpfe erneuen, drücken die unermüdete Kampflust auf das Lebendigste aus. Als menschliche Thaten im Volksepos besungen wurden, behielt Tapferkeit den höchsten Preis: diese Ansicht dauerte in der Ritterzeit fort und sank nur in so weit, als der Kampf nicht für die Erhaltung und den Ruhm des Volkes geführt ward,

*) [Die nachfolgende akademische Abhandlung, welche einen wichtigen Beitrag zur deutschen Synonymik liefert, ist ersichtlich für den Druck gearbeitet worden, aber unvollendet liegen geblieben: ununterbrochen hat W. Grimm Nachträge gesammelt. Das Manuscript besteht aus einer Anzahl von Bogenlagen und einer sehr grossen Menge kleiner Zettel, die ich hier unbenutzt lassen muss. Nach Ausscheidung der ersten, meist mit Bleistift geschriebenen Fassung der vier Artikel wîc, werre, kampf, sturm und einiger Sammelblätter bleibt nebst einem Einleitungsblatt die reinere Umarbeitung der genannten vier Stücke zurück. Drei derselben haben eigene Paginierung: 1) A — C, 2½ Halbbogen mit der Überschrift: »Deutsche Wörter für Krieg, Erste Abtheilung: wîc«, 2) werre, 4 Seiten, 3) 1—11 kampf, 4) a—g sturm. Ein Umschlag trägt die Bemerkung: »in der Akademie vorzutragen«. Das Papier ist dasselbe; etwas älter scheint es bei dem Artikel urliuge zu sein, an dessen Kopf W. Grimm die Notiz geschrieben hat: »gelesen 16. Febr. 1846«. Das Stück über kriec liegt nur mit Bleistift geschrieben vor. Ob die ursprüngliche Reihenfolge hier getroffen ist, bleibt zweifelhaft und thut nichts zur Sache.]

sondern der persönlichen Verherrlichung dienen sollte. Doch ich breche allgemeinere Betrachtungen ab, weil sich die Untersuchung erst selbst rechtfertigen muss, und beginne mit den einzelnen Wörtern.

[Auf dem Einleitungsblatt hat W. Grimm mit Bleistift noch folgende aphoristische Sätze nachgetragen:]

Die Sprache hat in der ältesten Zeit für die verschiedenen Abstufungen eines Begriffs fast immer einen besonderen Ausdruck; in der Folge ändert sich der Begriff, oder die feinen Schattierungen verschwinden oder rinnen zusammen, dann ändern die Worte ihre Bedeutung und gehen oft zum grossen Theil ein, weil sie weiter keine Dienste leisten. Beobachtung des Wechsels, Naturgeschichte des Worts.

Ein Beispiel oder ein Begriff, der nie fehlte und von dem jedesmaligen geistigen Zustand eines Volks Zeugnis ablegt, ist bellum.

Die Götter in den Mythen streiten schon mit einander, wie die Elemente mit einander, aber das ist nicht der Kampf der Helden. Das Gute und Böse streitet mit einander, Licht mit dem Tag; aber gut und bös hat nicht die sittliche Bedeutung unserer Tage.

Die geschichtliche Auffassung zeigt, welchen Vortheil ein altdeutsches Wörterbuch von diesem Gesichtspunkt gewähren müsste. So geschichtlich abgefasst ist uns ein mittelhochdeutsches Wörterbuch zu wünschen. Hat Benecke die Beispiele chronologisch geordnet?

Auf die verschiedenen Namen von Pferd hat man schon früher aufmerksam gemacht. Sie verdienten aufs Neue eine Bearbeitung.

[Dazu gebe ich noch einige Gedankenspäne aus Zetteln:] Einleitung. Ich habe mich freilich bemüht, vollständig zu sein. Aber gewiss wird noch manches nachzutragen sein. Ich will nur hoffen, dass dadurch nicht die Ergebnisse aufgehoben werden.

Ein Beispiel auswählen, das den Gang zeigt, den die Sprache genommen hat. Ich wählte ein Wort, dessen Begriff nicht entbehrt werden [konnte] und dessen Inhalt von dem jedesmaligen Zustand abhängig war.

Ähnliche Aufgabe hat sich Benecke bei aventiure gemacht. Aber er hat das Geschichtliche nicht recht hervorgehoben (?).

Das Wort hat seine organische Form, und darin besteht sein Leben, die menschliche Seele bläst ihm aber erst den Geist ein, von ihm empfängt es seine Bedeutung. Ein buchstäbliches Verständnis gibt es nicht, der Gehalt eines Worts steigt und sinkt, dehnt sich aus oder zieht sich zurück, im Einzeln erscheint das noch Willkür, aber im Grossen hängt es von dem Gang der Bildung ab, der wieder grossen Naturgesetzen folgt.

Das ist die Geschichte unserer Sprache, der Geist wächst, aber das Mittel, das uns zu seiner Äusserung anvertraut ist, erkaltet langsam wie die Erdrinde, und wir bemühen uns nur arbeitsam die Oberfläche zu durchfurchen, um den täglichen Bedarf zu erzielen.

Gerade die Ausdrücke, denen ursprünglich die wichtigste Bedeutung zukam, wie werre, urliuge, erscheinen schon in Abnahme.

ERSTE ABTHEILUNG: WÎC.

wîc bezeichnet gewöhnlich den aus Zwietracht der Völker entstandenen Waffenkampf, aber schon in Muspilli (44. 53) auch den Zweikampf. Das starke Verbum, von dem es abstammt, erscheint, wiewohl unhäufig, noch im gothischen veigan, angelsächsischen wîgan, nordischen vega proeliari, aber nicht mehr im Althochdeutschen (? cf. Graff 1, S. 701. Ziemann 646), Altsächsischen und Altfriesischen. Doch hat sich in den drei letztgenannten Sprachen das daraus gebildete wîgant Krieger erhalten, das bei Ulfilas fehlt: Graff hat 1, S. 707 nur wenige, bis auf Mart. Capella aus Glossen entnommene Beispiele, auch im

Heljand nur einige, die nahe beisammen stehen (S. 160—166): im Altfriesischen ist bloss die Zusammensetzung wîgandlîke (Richthofen 1148) noch übrig und in der alten Edda (Gudrunarquida 1, 4) und in Grâgâs steht nur einmal vegandi: dagegen findet wîgend im Angelsächsischen volle Anwendung; unter uns hat sich das Wort noch heute als Eigennamen erhalten, freilich unverstanden. wîc, Masc. und Neutr., ist im Althochdeutschen gerade nicht selten, in früheren Zeiten muss sein Gebrauch noch ausgebreiteter gewesen sein, das zeigen die häufigen Zusammensetzungen damit, zumal in Eigennamen (Graff 1, S. 706—707); in diesen dauert es bei uns noch fort, Beispiele sind Wichert, Wichmann, Wikram, Ludwig, Hedwig [1]). Auch im Heljand zeigt sich wîg und im mitteldeutschen Hildebrandslied, wie in der Edda, im Altfriesischen und Angelsächsischen. Dem letztern eigenthümlich ist wîga bellator.

Es fällt auf, dass Ulfilas ein anderes Substantiv gebraucht, das Fem. vaíhjô μάχη (Gramm. 3, S. 502 váihjo, von veigan nach Jacobi, Bildung des Pronom., p. 32) und das Gramm. 4, S. 105 (vgl. Gablentz und Löbe zu Lucas 14, 31) zuerst nachgewiesene, aus veigan gebildete vigans πόλεμος*). Sollte ein besonderer Grund

[1]) Die deutschen Eigennamen kriegerisch, vgl. Wackernagel, deutsche Litteratur, p. 8. [Zettelnotiz.]

*) [Zum Folgenden finden sich auf einem Blatt nachstehende Bemerkungen Jacob Grimms:

vigans habe ich Gramm. 4, 105 zuerst aufgestellt.

Das goth. Wort ist veihan zu schreiben, obwohl veigan vorkommt. Jenes hängt zusammen mit veihs sanctus. Myth. p. 58.

Es braucht nicht aufzufallen, dass bei Ulfilas kein veihands bellator vorkommt; der Text führte nicht darauf.

Die Stelle bei Conrad [s. unten S. 521 f.] scheint mir nach dem angeführten ficus non florebit der Vulg. unangreifbar. Ficus bedeutet im Lat. Baum und Frucht. Da der Dichter sicher an die biblische Stelle dachte, darf nicht balsamîte geändert werden.

Ich würde ausgegangen sein von einer Feststellung der Begriffe bellum und pugna. Bellum ist die zwischen Völkern oder Stämmen öffentlich ausgebrochene Zwietracht, der Gegensatz von Friede. Man könnte nicht vom siebenjährigen Kampf sprechen, aber die einzelnen Wörter mengen beides.

Es ist mir merkwürdig, dass die roman. Sprachen ihr guerra von uns entlehnten, wir unser Krieg von ihnen borgten. Denn dies Krieg wird ursprünglich nichts als cri: Schrei, Lärm, Kriegsgeschrei bedeuten. Es galt noch nicht

gewaltet haben? Die älteste Zeit liebt es, abgezogene Begriffe zu versinnlichen, indem sie ihnen Persönlichkeit beilegte und sie in den religiösen Glauben eintreten liess. Die in der Deutschen Mythologie (S. 184) geäusserte Vermuthung, dass wîc, nach einer Stelle bei Ermoldus Nigellus, der in die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts gehört, den Kriegsgott bezeichnet habe, ist gewiss begründet: wenigstens ein bei dem Kampfe einwirkendes übermenschliches Wesen. War dieser Begriff zu Ulfilas Zeiten noch bekannt, so hatte er Ursache, das Wort zu meiden, und es lässt sich erklären, warum es in den ältesten Denkmälern schon im Abnehmen erscheint.

Man wird das im Althochdeutschen schon erloschene starke Verbum nicht im Mittelhochdeutschen erwarten, doch begegnet ein, wohl von einem, nur durch anawîgi (Sprachschatz 1, S. 706) nachzuweisenden Substantiv gebildetes Verbum anewîgen. Ich kenne nur folgende Stellen, Reinmar von Zweter MS. Hag. 2, 193[a] wand in vil sêre anewîget sünden glust mit kampfe. In einem ungedruckten Gedicht, swen got sô lange leben lât, daz er sinne und tage hât, den anwîgt der vîent starke. Jüng. Titurel 3669, 4 jâ dâ ergie ein hurticlîchez anewîgen (wie mit dem alten Druck zu lesen ist). 4869, 2 ez galtir (der beiden Kämpfer) anewîgen niht vil mê danne ob und under. Birkenstock Hs. 30, 3 er satzte in an eine marke dar anewîgete man in starke, und 44, swen got so lange leben lât, daz er sinne und tage hât, den anewîgt der vîent starke.

Es verlohnt sich aber der Mühe, der Erscheinung von wîc in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert nachzugehen. Einige Mal zeigt es sich im heil. Anno 135. 317. 562, öfter im Rolandsliede 145, 14. 170, 19. 171, 22. 177, 22. 181, 4. 279, 1. 280, 11. 287, 5 und in Lambrechts Alexander 1992. 2030. 2213. 2351.

ahd. und setzte sich erst mhd. fest. Kriegen für erlangen hiesse also etwas erschreien und ist uns noch heute ein gemeines, unedles Wort.

Ausser urlag würde auch das alte Fehde, d. h. eigentlich Feindschaft, Zwietracht, den Begriff bellum ausdrücken. Aus fehida Feindschaft möchte ich aber fast fëhta bellum und pugna, fehtan bellare und pugnare leiten, man zog das Wort zusammen und gab ihm sogar ableitende Form. [Dazu bemerkt W. Grimm:] Mir scheint in werre die Feindschaft zu liegen, die vorangeht.

2485. 3215. 3240. 3675. 4095. 4542. 4591. 4696. 5374: sonst nur vereinzelt. Litanei Fundgr. 2. 216, 33. 274, 22. 229, 3. Vorau. Handschr. 328, 19 den wec sule wir mit wîge varen. Litanei alsô müeze 'wir geistlichis wîgis den tiuveln ane gesigen 681 Massm. Mosis (Vorau. Handschr.) 45, 17. Minnebrief in Docens Miscellen 2, 306. Kaiserchronik Pfälz. Handschrift 58[d] und Überarbeitung der Wiener Handschrift 14450. 16100. Karlmeinet 81 Ben. Servatius 3882. Athis B* 125, C 33. Herbort 989, 9679 (aber nicht in der Prosa Hermanns von Fritzlar): lauter in niederrheinischer oder mitteldeutscher Sprache abgefasste Gedichte. Heinrich von Veldecke sagt zwar, wie wir hernach sehen werden, des wîget got, aber in den Liedern MS. 1, 19[a] ist sunder wîch zu lesen, wie auch die Weingartner Handschrift S. 16 hat. Den höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts ist es noch fremder geworden: zwar gebraucht es Wolfram ein Paar Mal, doch nur (es versteht sich hier wie in der Folge »wenn ich nichts übersehen habe«) im Parzival 43, 2. 45, 4. 59, 9. 260, 24. 434, 20, aber nicht in der zweiten Hälfte des Gedichts, auch nicht in den Liedern, im Titurel und im Wilhelm. Gottfried von Strassburg einige Male, doch ausser dem Reim Tristan 5956. 6292. 6306. 6409, sich ze wîge setzen sagt er 13522 von einem Eber. Ulrich von Zezinghofen im Lanzelet 2389 nur in der Zusammensetzung wîcspæhe. Neidhart 35, 4, wo der alte Druck (Ms. Hag. 3, 308) strîten hat, und 45, 2 Ben. Einmal findet es sich im Herzog Ernst 3882. Aus des Türheimers Wilhelm habe ich zweimal (Pfälz. Handschrift 135[c]. 269[d]) das Wort doch im Reime, nicht aber in seinem früher gedichteten Tristan gefunden; er konnte es von Wolfram gelernt haben. Bei Konrad von Würzburg einmal im Reim (vgl. Troj. Krieg 21278), vorausgesetzt, dass die Stelle echt ist, was ich bezweifle. Nämlich im Engelhart 4641, 45 steht Folgendes, od aber hie geligen tôt an dem herten wîge. sîn êre alsam ein vîge blüet unde sîn vil süeziu jugent. Es müsste doch vîcboum stehen, wie im Parzival 508, 11. Lohengrin S. 154 und Renner 792, der anderwärts (9774. 1595) die Frucht richtig unterscheidet, wie es Gottfried (Tristan 17948) thut. Abgesehen davon befremdet das Gleichnis an sich, das weder sonst bei Konrad, noch (so viel ich weiss) bei

einem anderen Dichter vorkommt[1]) und überdies widernatürlich ist, da der Feigenbaum bekanntlich keine sichtbare Blüthe hervorbringt; man müsste denn die ungenaue Übersetzung der Vulgata von συκῆ οὐ καρποφορήσει (Abacuc 3, 17), ficus non florebit, die Notker natürlich beibehält, der fîgboum ne bluot (W. Wackernagel Lesebuch 1, 130, 13) geltend machen wollen. Konrad scheint Feigen gesehen zu haben, denn er sagt im Engelhart 5233 wuohsen dâ vîgen und Troj. Krieg 9596 rîs daz vîgen truoc, woher der ungeschickte Überarbeiter das Wort für jene Stelle mag herbeigeholt haben, die ich für verderbt halte. Stand ursprünglich strîte im Reim (wie Otto 474. Silvester 4296. Schwanritter 185. 835. 1326. Troj. Krieg 12644), so muss ein ungewöhnliches Wort in der folgenden Zeile die Änderung veranlasst haben; vielleicht lautete sie sîn êre, ein balsamîte. Dieses Wort bedeutet sisymbrium und ist selten, ich kenne es nur aus Genesis 16, 33. Walther 4, 35. Frauenlob Ettm. S. 16, aus einer Augsburger Glosse des elften Jahrhunderts, die mir D. Bethmann mitgetheilt hat, aus Glossen des 14. Jahrhunderts in Mones Anzeigers 1835, S. 240, aus den niederdeutschen Glossen in Mones Quellen S. 285[b]. 292[a]: in dem Vocabularius optimus steht XLIII, 47 »balsamita brunnenmüntz« und [in dem] von L. Diefenbach herausgegebenen Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 48 »balsamita balsamkraut«. Auch Konrad gebraucht es sonst nicht, aber es konnte ihm um so eher bekannt sein, als es bildlich zur Verherrlichung der Jungfrau Maria angewendet ward (vgl. Goldene Schmiede 193 und XLIII, 3—5): auch spricht er anderwärts (Troj. Krieg 10590. 20048) von einem Garten, dà balsam inne blüejet: im Wittig vom Jordan heisst es (Gotha. Handschr. Bl. 21) ir tugent und ir güete gelîcht der süezen balsamblüete. Darf man noch weiter gehen, so würde ich, da mir das Blühen der Ehre etwas befremdlich klingt, beide Zeilen lesen alsam ein balsamîte blüejet sîn vil süeziu jugent; vgl. Engelh. 3785. Turnier von Nantes 3, 3. Wenn Fragm. XXXIX, 37 wîc im Reim auf zwîc sich zeigt (der Text im Liedersal 3, 148 hat das Wort durch einen fehlerhaften Reim heraus-

[1]) Noch eigenthümliche Redensarten im Gebrauch von wîc; die Stellen nochmals nachzusehen.

geschafft), so liegt darin ein neuer Beweis, dass diese Erzählung fälschlich den Konrad für ihren Verfasser ausgibt. Dies ist zugleich das späteste Beispiel, das ich von dem Gebrauch des Wortes anzuführen weiss. In dem zu Anfang des 14. Jahrhunderts von Johann von Würzburg gedichteten Wilhelm von Östreich finde ich (Liegnitzer Handschr. Bl. 70[b]) die wîges küenen fürsten. In den zur deutschen Heldensage gehörigen Dichtungen habe ich wîc nirgends bemerkt ausser in den Nibelungen, wo es in einer einzigen Stelle 1732, 2 und zwar im Reim erscheint, wo es aber die Lesarten Jh herausschaffen. Ausdrücklich merke ich an, dass es in der Spielmannspoesie nur in dem nicht völlig dazu gehörigen Rother 2691 vorkommt, sonst aber (im Morolt, Laurin, Oswalt, Sanct Christoph) nicht; wie es scheint, war wîc nicht im Munde des Volks, sondern tauchte nur hier und da in der Sprache der Dichter auf.

Einen weiteren Kreis hat wîgant, vielleicht weil der Reim dafür so oft sich darbot, sonst war es durch helt, recke, degen, hêrre, man, ritter leicht zu ersetzen; die Benennung galt bei dem höchsten Stand: Könige und die ersten Helden werden so genannt, z. B. Graf Rudolf 27, 14. Lambrecht 3834. 4217. Äneide 1256. 1827. 8205. Das Wort findet sich Mosis Vorau. Handschr. 67, 24 Jêsus der guote wîgant. 68, 10 Jêsus der gotes wîgant. 108, 9 Davît ein tiurir wîgant. 178, 5 die kunen wîgande. Fundgr. 132, 14 Gabriel der wîgant. Hochzeit (Karajans Sprachdenkmale) 22, 8. 20. Roland 4, 13. 41, 26. 58, 14. 115, 13. 149, 17. 159, 26. 166, 18. 168, 9. 176, 19. 180, 19. 196, 5. 215, 1. 220, 32. 224, 33. 266, 6. 275, 8. 279, 6. 290, 28. 292, 34. Eilharts Tristant 431. 520. 873. 1316. 1737. 1742. 3177. 3389. 3656. 3803. 4279. 4298. 4324. 4330. 4465. 4791. 5068. 5107. 5194. 5250. 5434. 5530. 6622. 7032. 7441. 7471. 7488. 7499. 7608. 7648. Lambrechts Alexander 1711. 2288. 2911. 2941. 3215. 4217. 4420. 4468. 4478. 4520. 4562. 4612. 4657. 4759. 4820. 4957. 5031. 5203. 5277. 5518. 5592. 6265. 6539. 6582. 6966. Veldekes Äneide 59. 225. 1256. 1827. 2680. 3281. 3327. 3569. 6278. 6466. 6728. 6967. 7105. 7173. 7342. 7266. 7300. 7308. 7438. 7463. 7602. 7824. 8205. 8331. 8370. 9110. 9282. 11282. 11423. 11674. 11683. 11818. 12053. 12210. 12248. 12277. 12316. 12337.

12804. Bruchstücke aus dem älteren Gedicht von Ernst (Fundgruben 1) 229, 44: oft genug in dem jüngeren 438. 3846. 3949. 4003. 4262. 4311. 4497. 4532. 4547. 4612. 4957. 5031. 5203. 5277. 5472. 5592. Kaiserchronik, in den Theilen des älteren Textes, die ich nachsehen konnte, nicht oft (in W. Wackernagels Lesebuch 1, 199, 44 und in Karl Roths Bruchstücken 5, 22), in der Überarbeitung nach der Wiener Handschrift (Abschrift von Schottky in der Berliner Bibliothek) 308. 4214. 4819. 4915. 13639. Nur einmal im Graf Rudolf 27, 14. Antichrist 134, 12. Servatius 85 und in dem umfangreichen Herbort 1242. Zweimal im Eraclius 4459. 4813. Wiederum häufig und meist gereimt in Ulrichs Lanzelet 30. 95. 400. 503. 676. 693. 999. 1171. 1218. 1313. 1395. 1610. 1667. 1903. 2104. 2133. 2254. 2375. 2499. 2636. 3018. 3804. 4198. 4361. 4447. 4932. 6262. 6368. 6403. 6864. 7290. 7652. 7734. 8054. 8075. 8131. 8166. 8320. 8391. 8413. 8426. 8441. 8475. 8745. 8826. 8936. 9176. 9223. Von den höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts braucht es Wolfram im Parzival bis über die Mitte hinaus nicht ganz selten 5, 23. 12, 15. 39, 1. 106, 18. 145, 13. 215, 19. 245, 24. 247, 1. 251, 7. 252, 9. 261, 4. 438, 2. 456, 23. 459, 10. 540, 1. 553, 3. 588, 11. 602, 27: von da an habe ich es nur einmal 706, 5 entdeckt: dreimal im Wilhelm 38, 25. 67, 29. 83, 24. Wirnt im Wigalois 3018. 3962. 4008. 4996. 9093. 11104, der darin von seinem Vorbilde abweicht, denn Hartmann meidet das Wort, wie ein anderer Nachahmer, der Dichter der Guten Frau. In der Krone Heinrichs vom Türlein (wenigstens in den 12000 Zeilen der Wiener Handschrift, die nur einen Theil enthält, die ich aber allein kenne) nicht mehr als fünfmal, Bl. 47^{d}. 53^{b}. 72^{d}. 91^{b}. 94^{b}. Ebenso mässig wendet es Rudolf von Ems an im Gerhard 814. 1343. 1744. 4970. 6103. 6467 und im Barlaam 37, 4. 184, 21. 194, 34. 262, 37, nur, weil sonst keine Veranlassung war, in der Verbindung gotes wîgant, ein geistlicher Ausdruck, den er auch in der Weltchronik (Vilmar S. 66^{b}, Karl Roth Dichtungen des Mittelalters 72, 46) gebraucht, der ferner im Roland 290, 28. 292, 34, im Eraclius 4813, in der Überarbeitung der Kaiserchronik 1291. 3720. 14516, im Passional 259, 74. 304, 42, in einer Erzählung von Alexius (Massmann 112. 565) vor-

kommt; gleichbedeutend damit ist gotes degen Roland 171, 19. 206, 13. Überarb. der Kaiserchr. 7718. Dietleip 255. Strickers Carl Bl. 6^{b}. 46^{a}. 68^{a}. 99^{b}. Konrads Alexius 674. Silvester 1737. Passional 14, 27. 17, 81. 50, 24; Rudolf nennt in der Weltchronik (Vilmar 62, 115) den Moses so. gotes recke Roland 181, 11. des trehtines helt Roland 219, 30. gotes herstrange Roland 151, 21. 196, 22. Frauenlob S. 142 Ettm. die zwelf gotes knehte (Apostel): im Reinhart Fuchs 1023 heissen die Mönche gotes her; und der Herzog, der in ein Kloster geht, wird im Wilhelm von Orlens 15188 gotes ritter genannt. Im Leben der Väter (Karl Roths Dichtungen des Mittelalters 55, 40) des tûvels wîgant. Antichrist 134, 14 heisst ohne Zusatz der Engel Gabriel wîgant, im Passional 228, 7. 334, 3 Johannes der Evangelist und der heilige Michael; aber auch in Karajans Sprachdenkm. 22, 20 der Teufel der alte wîgant. Ganz geläufig ist das Wort dem Rudolf von Ems in dem später gedichteten Wilhelm von Orlens 305. 484. 517. 767. 840. 1115. 1284. 1421. 1503. 1578. 1606. 2312. 2575. 5655. 5752. 5886. 6080. 6480. 6617. 6732. 7506. 7534. 7697. 7719. 7761. 8069. 8145. 8454. 8458. 8596. 8998. 9166. 9279. 9309. 9316. 9333. 9963. 9976. 10608. 10683. 11381. 11907. 12146. 12598. 12905. 12909. 14083. 14165. 15064. 10689. 10788. 11053. 15197. 15561 (nach meiner Zählung der Casseler Handschrift). Rudolfs Alexander kenne ich noch nicht: wie er es in der Weltchronik gehalten hat, weiss ich nicht genau, in den gedruckten Bruchstücken (bei Vilmar S. 66^{b} und Karl Roth Dichtungen des Mittelalters 73, 72) zeigt sich wîgant im Reim. In Reinbots Georg 1699 nur einmal und unsicher, da es nicht im Reim steht. Der Wiener Enenkel zieht es hervor, denn in seinem etwa aus 5000 Zeilen bestehenden Fürstenbuch zeigt es sich S. 298. 322. 337. 342. 344. 345. 348. 349. 350. 355. 357. 361. 364. 366. Ges. Abent. 2. 494, 44. In des Türheimers Wilhelm (das Gedicht zählt mehr als 34000 Verse) habe ich es zwar dreimal (Heidelberger Handschr. 110^{d}. 198^{d}. 208^{c}) und gereimt gefunden, aber, obgleich die anderen Handschriften übereinstimmen, so ist doch unzweifelhaft, da von Riesen die Rede ist, schon im angelsächsischen Beowulf vorkommt) zu setzen, wie jedes Mal dafür gîgant (was Lachmann schon bei der letzten Stelle

angemerkt hat; auch in des Türheimers Tristan kommt das Wort nicht vor. Auffallend ist das Verhältnis bei Heinrich von Freiberg, der in das letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts fällt: in seiner kleinen nur 160 Zeilen enthaltenden Erzählung von Johann von Michelsberg (abgedruckt in den Jahrbüchern der Berlin. Gesellschaft für deutsche Sprache 2, 93—98) kommt wîgant verhältnismässig oft und fast immer im Reim vor, 2. 31. 37. 49. 64. 79. 116: dagegen in seinem nahe an 7000 Zeilen enthaltenden Tristan sucht man es vergebens; er gebraucht darin degen (673. 1285. 2076. 5834) und helt (1740). Als er jene kleine Erklärung dichtete, in welcher er da, wo er die Ritter aus Hartmanns und Wolframs Gedichten aufführt, den Tristan nicht nennt, kannte er wahrscheinlich Gottfrieds Werk noch nicht, der zwar wîc aber nicht wîgant zugelassen hatte; ebenso bedient sich Heinrich von Freiberg auch erst in dem späteren Gedicht der dreisilbigen Reime, wie sie Gottfried anwendet. Der Dichter des jüngeren Titurels bringt in dem grossen Werk nur einmal, Strophe 2785, wîgant vor, jedoch im Reim, und nahe dabei, Strophe 2173. 2774, der Überarbeiter im inneren Reim. In dem kleinen Gedicht von Alexander und Aristoteles (Müller 3) 485 im Reim steht es ironisch: einmal im Lohengrin S. 118 ebenfalls gereimt, und zweimal in dem Bruchstück von Abor (Haupts Zeitschrift 5. 6. 7): ferner einmal in einer Erzählung von Alexius in Massmanns Sammlung 107. 206 neben dem vorhin erwähnten gotes wîgant, und einmal in einem Bruchstück aus Heinrichs von München Weltchronik (Altd. Wäld. 2, 133) und aus einer anderen (Karl Roths Dichtungen des Mittelalters 67, 42), zweimal im Passional 259, 74. Berlin. Jahrb. 7, 292. Zornbraten Lieders. 2, 518. 520, und Lieders. 2, 703, 308. 3. 41, 627. Ein gleiches Verhältnis zeigen die Gedichte, die in die nächst folgende Zeit gehören. Nur Ottacker gebraucht das Wort öfter, z. B. Bl. 48ª. 104ª. 141ᵇ. 152: dagegen bei Helbling VII, 522, in der heiligen Elisabeth Diutisca 1, 348, im Wilhelm von Östreich Liegnitzer Handschr. Bl. 23ᵇ, im Wittich vom Jordan Gotha. Handschr. Bl. 110ᵇ und in dem Bruchstück einer abweichenden Bearbeitung (Karl Roths Dichtungen des Mittelalters 118, 2) desselben Gedichts nur einmal: im Wigamur dreimal 1831. 4189. 5024. Nur

in Heinrichs von Neustadt Apollonius ist das Wort häufiger, 450. 821. 857. 887. 1769. 2131. 4093. 4170. 6436. 7418. 7985. 8623. 8656. 8863. 9995. 10420. 11551. 11633. 12453. 14064. 17125. 17179. 17379. 17577. 17603. 17713. 17992. 18597. 19201. 19456. 20537. 20588. Von denen, die es ganz abweisen, habe ich schon Hartmann und Gottfried angeführt: ich nenne noch Walther und Freidank, Thomasin von Zerclar, Lichtenstein, Stricker, Konrad von Würzburg, Heinrich von Krolewitz, den Verfasser der Livländischen Reimchronik (der Heinrichs Landsmann könnte gewesen sein), Ulrich vom Türlein, den Dichter Ludwigs von Thüringen, endlich noch Hugo von Trimberg, den Dichter von Mai und Beaflor und Hermann von Fritzlar. Sollte mir bei den genannten etwas entgangen sein, so würde sich das Verhältnis nicht ändern. Merkenswerth ist Stricker, weil er in seinem Karl das Wort absichtlich in allen den Stellen übergeht, wo er es bei dem Pfaffen Konrad vor sich hatte: zwar Bl. 20[b] kommt es vor, mit Roland 41, 26 übereinstimmend, demungeachtet könnten die hier abweichenden Zeilen der anderen Handschrift, wo es gemieden ist, das Echte enthalten. Auch in der Überschrift zu Cap. 5, Bl. 43[a] zeigt es sich, aber diese rührt nicht von ihm und findet sich auch nicht in der anderen Handschrift. Nur erscheint es einmal in dem später gedichteten Daniel (Münchner Handschr. Bl. 106[a]) und zwar im Reim[1]). Wenn ich bei den lyrischen Dichtern das Wort nicht bemerkt habe, so scheint das von geringerem Gewicht, weil sie selten Gelegenheit hatten, es anzuwenden: nur dass es Neidhart nicht thut, will ich ausdrücklich sagen, weil er, wenn er seine Händel und Schlägereien mit den ungeschlachten Bauern besingt, wohl Veranlassung dazu gehabt hätte.

Besondere Aufmerksamkeit verdient das Volksepos. Das Nibelungelied zeigt wîgant in den alten Strophen nur einmal 943, 4 und ausser dem Reim, wo es, wie wîc, von den Handschriften Jh gemieden wird: einmal in der unechten Strophe 62, 4, aber nur in BC und ebenfalls ausser dem Reim. Ein

1) Stricker hat es aus Roland, denn der Daniel ist später gedichtet. Aus Roland hat er walstrâze, vgl. vorne das in meiner Abschrift des Dresdener Codex Angemerkte.]

einziges Mal hat es Gudrun 6351 (1587, 3) zwar im Reim, aber leicht in einer zugesetzten Strophe: einmal das Bruchstück aus der Dietrichssage (Altdeutsche Blätter I, S. 335) und der Hörnerne Siegfried 121, 2 im Reim. Gar nicht die Bruchstücke von Walther und Hildegunde, Ortnit (auch nicht Caspars von der Röhn rohe Umarbeitung) und das gegen achttausend Zeilen starke Gedicht von Dieterichs Drachenkämpfen nach der pfälzischen Handschrift, endlich nicht Caspar: dagegen ist es ziemlich häufig in der Klage 45. 353. 422. 597. 610. 621. 655. 699. 731. 830. 841. 852. 877. 1248. 1372. 1496. 1650. 1685. Ungleich häufiger, verhältnismässig fast noch zweimal so oft, und am allerhäufigsten in dem letzten Drittel gewährt es Dietleib; im Reim allein gegen einhundertfünfzig Mal. Nicht selten zeigt es Ecke 52, 9. 53, 5. 135, 2. 138, 2. 152, 1. 156, 6 (Lassberg): in gleichem Verhältnis in dem Text, den Caspar von der Röhn in sein Heldenbuch eingerückt hat, 56, 9. 57, 5 122, 5. 127, 5. 205, 9. 272, 4: dagegen in der abweichenden Darstellung des alten Drucks nur noch zweimal, 6, 5. 57, 4. ferner Sigenot 2, 2. 8, 5. 11, 4. 15, 4. 24, 1. 26, 2. 30, 2. 35, 4. 40, 2. 41, 2. (Lassberg); bei Caspar von der Röhn und im alten Druck nur 124, 1. 190, 5 (denn 153 ist vâlande zu lesen). Dietrichs Flucht 2436. 2758. 3196. 5329. 5802. 7652. 8291. 8572. 9075. 9665. 9720. 9810: Rabenschlacht 16, 4. 54, 6. 67, 6. 109, 5. 198, 3. 490, 5. 498, 1. 541, 4. 638, 2. 728, 3. 940, 4. 944, 2. 950, 2. 956, 4. Hugdieterich und Wolfdieterich (Haupts Zeitschrift Bd 4) 13, 2. 71, 2. 216, 2. 228, 2. 229, 4. 253, 2. 274, 2. 279, 2. 314, 3. 327, 4. 351, 4. 400, 2. 423, 4. 460, 3. 523, 4; aber nicht bei Caspar von der Röhn. Rosengarten D 12. 20. 54. 786. 1056. 1173. 1217. 1220. 1241. 1267. 1284. 1297. 1311. 1332. 1953: Rosengarten C 8. 271. 320. 328. 332. 482. 893. 943. 1103. 1306. 1314. 1328. 1461. 1467. 1679. 1893. 1996. 2011. 2047. 2054; bei Caspar 3, 8. 17, 4, 61, 8. 77, 8. 79, 8. 238, 8. 290, 4. Jüngerer Laurin (Strassburger Druck vom Jahr 1500) 6. 280. 369. 749. 857. 888. 1011. 1121. 1236. 1308. 1448. 1902. 1977. 2241. 2558; bei Caspar nur 104, 8. 159, 4. Darf man aus dieser Übersicht schliessen, dass die Überarbeiter das Wort erst in die Heldensage eingeführt haben? Was die Spielmannspoesie

betrifft, so kommt wîgant im Oswalt nur einmal, aber im Reim 2809 vor, ebenso zweimal im Morolt 3771. 3890, gar nicht im heiligen Christoph, dagegen häufig im Rother 1079. 1798. 2206. 2638. 2811. 2849. 2955. 2960. 3041. 3402. 3446. 3489. 3436. 3446. 3489. 3591. 3623. 3466. 4027. 4092. 4151. 4173. 4211. 4255. 4325. 4335. 4637. 4649. 4735. 5022. 5076: im ältern Laurin S. 2. 5. 14. 15. 18. 22. 28. 30. 31. 32. 34. 35. 36. 37. 54. 63. 77: und im Orendel 1007. 1034. 1063. 1071. 1335. 1355. 1486. 1503. 1526. 1545. 1653. 1667. 1710. 1759. 1769. 1803. 1876. 1982. 1995. 2109. 2112. 2140. 2290. 2310. 2329. 2416. 2510. 2521. 2531. 2541. 2568. 2576. 2627. 2671. 2689. 2733. 2825. 3012. 3016. 3098. 3120. 3200. 3506. 3751. 3785. 3847. Als Eigenname verwendet finde ich das Wort zuerst in dem Lied von Ecke bei Caspar von der Röhn, wo Str. 76 künec Wîgant von Îben genannt wird.

Ich berühre noch die Zusammensetzungen in den Gedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, von welchen sich ein Theil schon im Althochdeutschen vorfindet (Grammatik 2, S. 482; Sprachschatz 1, S. 706. 707). einwîc, Zweikampf Kaiserchronik Bl. 68[a]. Schöpfung (Vorau. Handschr.) 96, 10. Lambrechts Alexander 4631. 4645. Äneide 9554. Dietleib 12897 (l. der alsô wol gestrîten tar in einwîc od in volkes schar sam deheines küneges man). Gottfrieds Tristan 5972. 6091. 6376. 6872. volcwîc ist am meisten verbreitet, gl. Trevir. 16, 19 volcwîc pugna quæ uno die confici potest, Exodus 100, 34. Anno 123. 444. Judith Vorau. Handschr. 131, 9. 137, 26. Kaiserchronik pfälz. Handschr. Bl. 3[b]. Karl Roth 5, 126 und Überarbeitung 3345. 10751. 14831. Wernhers Maria 184, 7. Antichrist 119, 3. Roland 23, 7. 75, 22. 137, 18. 160, 19. 169, 22. 238, 6. 268, 29. 271, 29. 285, 11. Hartmanns Credo 515. Rother 4373. Lambrechts Alexander 102. 197. 1573. 1634. 1830. 3275. 4593. 4709. Orendel 2592. 2604. 2768. Gottfrieds Tristan 5972. 6872. Stricker hat einmal im Karl Bl. 50[a] das Wort gesetzt und einmal Bl. 52[a] aus dem Rolandslied 137, 18 beibehalten (Nibel. 1965, 3. Gudr. 8685 volcsturm). Von kampfwîc wird bei kampf die Rede sein. widerwîc ist zu belegen? Ziemann 645. wîcgar Subst. Litanei 280. Roland 164, 7. 267, 10 Adject. Rother 664. 676 (auch 659 ist so zu lesen). Gottfrieds Tristan

8737. wîcgenôz Lambrechts Alexander 1076. 2159. Äneide 7974 (strîtgenôz Wernhers Maria 211, 15. Neidhart Ms. Hag. 3, 212^{b}). wîcgerüste Rother 2674. 4135. Servatius 1774 (strîtgeziuc Gudrun 1987. 497, 1. strîtgeræte jüngerer Titurel 5570, 2). wîcgeserwe Ecke 55, 6 (so ist zu lesen) Lassb. Ornedel 3526. 3860. wîcgeselle Dietleib 1574. wîcgewant Rother 2674. Dietleib 109. 2245. 6588. 8520. 9244. 9256. 9546. Nibel. 1535, 2. 2254, 3; im Reim das erste Mal in einer unechten Strophe. Gudrun 4586. 5506 (1146, 2. 1376, 2) im Reim. (strîtgewant Oswalt 1713. 2114. 2158. 2162. Rosengarten C 570. Laurin alter Druck 1807. strîtlîch gewant Nibel. 831, 4. Gudrun 256, 1. strîtkleit Passional 361, 46. sturmgewant Ortnit S. 10. 30. 82. Rosengarten D 414 Hag. Sigenot alter Druck 109. 111. îsengewant Kürenberger Ms. 1, 38^{b}. Eraclius 4840. Erek 498. 590. 2408. 9146. 9255. 9285. Neidhart Ms. 2, 72^{b}. Morolt 3924. îsernîn gewant Roland 191, 25. Ulrich Wilh. 111^{d}. 120^{a}. îsenkleit Ulrich Wilh. 113^{a}. 167^{c}. îserîn roc Roland 275, 6. stâlîn roc Rother 4074. stâlgewant Caspars Ortnit Str. 19. stælîn gewant Sigenot Lassb. 35. Rosengarten C 336. Oswalt 2827. Roland 264, 27.) wîcgewæte Rother 868. 994. wîges gewæte Roland 204, 25. (strîtgewæte Oswalt 1704. sturmgewæte Ortnit S. 62.) wîcgeziuge Judith Vorau. Handschr. 135, 5. wîcgeserwe Judith 151, 22. 175, 8. 179, 27. wîcgewæfene Judith 174, 6. 19. wîcgot Kaiserchronik Bl. 1^{c}. Mars des wîges got Äneide 5591. Herbort 989 (des strîtes got sagt Konrad Troj. 8140. 8241. 9620).

diu wîcgrimme herte Dietleib 4026. wîkhaft Anno 292. Mosis Vorau. Handschr. 43, 3. Dietleib 3959. Herbort 14595. Leysers Predigten 74, 37. in wîkherten stürmen Wilh. von Östreich Liegnitzer Handschr. Bl. 21^{b}. wîkhorn Kaiserchronik Bl. 60^{d}. Überarbeitung 9661. Roland 10, 30 von Stricker Bl. 10^{a} beibehalten. wîkhûs Kaiserchronik Bl. 93^{b}. Überarbeitung 7026. 14718. Veldekes Äneide 8892. Lambrechts Alexander 2417. Servatius 81. Wolframs Parzival 183, 25. 351, 27 und Wilhelm 266, 22. Wigalois 10500. 10985. Konrads Trojan. Krieg 12361. Jüngerer Titurel 2298, 3. 3499, 3. Vocabularius optimus IV, 29 setzt propugnaculum dazu; für die spätere Zeit vergl. Oberlin 2029. wîcleich Fortsetzung des Troj.

Kriegs Berlin. Handschr. Bl. 445^{d}. wîcleis Wilhelm von Orlens 1291. Ms. Hag. 4, 558. wîclich Adv. Wernhers Maria 209, 24. wîclîchen Genesis 62, 43. Nibel. 301, 4 in einer echten Strophe, wo die Überarbeitung 2437 Lassb. hêrlîchen setzt. wîclichiu kleit Dietleib 7585. wîcliet Roland 28, 14. 136, 17. 208, 16. Kaiserchronik Bl. 12^{a}. 42^{b}. 42^{d} und Überarbeitung 1855. 4921. 6733. 6825. Fortsetzung des Troj. Kriegs Strassb. Handschr. Bl. 285^{a}. wîcspæhe Lanzelet 2389. wîcstat Kaiserchr. Bl. 31^{b}. wîcwer Kaiserchronik Bl. 50^{c}. Überarbeitung 8054. Roland 177, 8. Servatius 3267. Strickers Karl 65^{a}. Die Grenze von wîc in den Zusammensetzungen, die ein Wort länger zu erhalten pflegen, ist im Ganzen dieselbe, die wir bei wîgant bemerkt haben, die Dauer etwas kürzer. Redensarten wîgis gesatten Athis A* 125, wie strîtes gesatten Ulr. Zkh. 114^{a}.

WERRA.

Das französische guerre oder vielmehr das romanische guerra gerra stammt aus dem Deutschen und ist nichts Anderes als werra (vgl. deutsche Grammatik 2, 37 und Diez romanische Grammatik), das wir näher betrachten wollen. Im Gothischen zeigt sich das Wort nicht, auch nicht im Altfriesischen und Nordischen: im Angelsächsischen kommt zwar wyrre bellum vor, aber Lye Manning hat nur ein Paar Beispiele und nur aus einem einzigen Denkmal: namentlich im Beowulf, Cädmon und Codex Exoniensis erscheint es nicht. Lye Manning führt auch noch wär an mit der Bemerkung, es sei äusserst selten, belegt es aber nicht: möglich, dass er es nach dem Englischen war eigenmächtig angesetzt hat. Ein entsprechendes Verbum mangelt ebenfalls im Gothischen, Altfriesischen und Nordischen, auch im Angelsächsischen: es erscheint aber im Althochdeutschen und Altsächsischen, werran giwerran irwerran ferwerran in Aufruhr, Verwirrung bringen werden im Sprachschatz 1, S. 944—945 zusammengestellt; es bezeichnet die feindliche Stimmung, die dann im Waffenkampf ausbricht, den Gegensatz von Frieden. Von dem Substantivum werra (starkes Femininum) bringt Graff nur Belege des Pluralis und nur aus Notker bei, sämmtlich in der Bedeutung von scandalum (grandis werra Rudlieb Haupts

Zeitschrift 1, S. 402, 63): ferner, ausser einigen Zusammensetzungen, das Neutrum giwer seditio aus Otfried, was auch im Heljand mehrmals in gleichem Sinn vorkommt; werrarî Irrlehrer, der die Seele verwirrt, Ketzer (Sprachschatz 1, S. 946), zeigt sich auch noch später (Meisner Meistergesangbuch 42^a, Haltaus 2083). In der romanischen Bedeutung von bellum tritt werra erst auf bei den lateinischen Geschichtsschreibern und in den Urkunden der nächstfolgenden Jahrhunderte: Bernold von Constanz († 1100) gebraucht es in seiner Chronik (Pertz VII, 437, 25. 465, 13), ebenso Eckehart, der in das Ende des elften und in den Anfang des zwölften Jahrhundert fällt, in dem chronicon universale (Pertz VIII, 265, 4): dann in Urkunden vom Jahr 1119 und 1122 (Pertz IV, 74, 10. 76, 14), in einer bairischen aus den Jahren 1156—1172 (Monumenta boica 9, 432), in andern von dem Jahr 1170 und 1177 (Pertz IV, 142, 3. 158, 34). Endlich gebraucht es noch Conradus de Fabaria, der um das Jahr 1234 Casus St. Galli schrîeb (Pertz II, 178, 15. 180, 7. 183, 5).

Bei den deutschen Dichtern des zwölften, zumal des dreizehnten Jahrhunderts ist das starke Verbum werren, gewerren, verwerren in vollem Gang: es heisst ebenso »Unfrieden und Zwietracht des Gemüthes« als »äussere Störung erregen«, aber nicht »Krieg führen«, gerade so wie wir noch heute »wirren, verwirren« gebrauchen. Aus dem zwölften Jahrhundert sind mir folgende Beispiele zur Hand: Genesis 26, 10. 82, 17. Anno 647. Kaiserchronik 50^c. Überarbeitung 15023. 15507. 15515. 15691. 16312. 16362. 16478. Litanei 216, 4. Roland 6, 8. 62, 1. 100, 31. 165, 20. 192, 91. 237, 29. 239, 31. 243, 5. 286, 26. 290, 9. Eilharts Tristant 4818. Heiliger Christoph 525. Spervogel Ms. 2, 229^b. Äneide 1349. 9902. 10157. 10399. 10735. Das Volksepos wendet das Wort nicht selten an, Nibel. 56, 1. 363, 8. 598, 2. 785, 1. Gudrun 786 (196, 14). 2221 (555, 3). 2573 (643, 3). 4816 (1203, 4). 5296 (1323, 4); ferner Dietleip 6138. 6180. Dietrichs Flucht 1307. 4772. 7010. Rabenschlacht 15, 5. 21, 1. 180, 1. 295, 1. 584, 5. 864, 4. 907, 1. Ortnit Ettm. S. 52. Bei Hartmann, Ulrich von Zezinkhoven, Wolfram, Gottfried, Wirnt, Thomasin von Zerklar, Walther, Freidank, Fleck,

Rudolf von Ems, Ulrich von Türheim, Konrad von Würzburg und anderen ist es nicht selten. Zuweilen bezeichnet es die Verwirrung im Kampf, das Vermischen von Freund und Feind im Getümmel, Parzival 69, 11, dâ sich die pônder wurren. 106, 3 sich wurren die banier, in Rudolfs Gerhard 6038 dieselben Worte. Lichtenstein 252, 22 der buhurt mit rotten er sich vaste war. Rudolfs Gerhard 6037 die panier wurren sêre sich. Wilhelm von Orlens 1230 in ein ander dar und dar begunden sie sich werren. 6798 mit vlehten verwar er sich. Rabenschlacht 689, 5 mit strîte sie sich wurren. Türheims Wilhelm Bl. 210[c]. 242[b] da sich die rotten wurren. Engelhart 2705 die Riuzen und die Schotten zein ander sich dô wurren: auch im Troj. Krieg 12124. 25026. Lohengrin S. 123 sus war der strît sich hin und her. Neidhart Ms. Hag. 3, 189[a] gebraucht es von den Schlägereien der Bauern auf dem Anger. In gleicher Bedeutung, nur minder häufig, erscheint das Substantiv werre, aber als schwaches Masculinum. In den Nibelungen und in der Gudrun habe ich es nicht gefunden, aber in Dietrichs Flucht 1763. 2744. 2970. 3250. 9764 und in der Rabenschlacht 368, 6. 432, 6. 907, 1. 985, 3; sodann Pilatus 46 (S. 147). 334 (S. 151). Roland 101, 27. 102, 22. 248, 24. Herbort 13128. Heiliger Christoph 659. Gottfrieds Tristan 15311. Freidank 153, 10. Neidhart 4, 2. 45, 2 Ben. Lichtenstein 616, 31. Strickers Karl Bl. 5[a]. 93[a]. Passional 131, 76. 217, 63. 228, 72. Marienlegenden 98, 104. Renner 21675. Helbeling 2, 540. 780. 3, 383. 4, 519. Lohengrin S. 160. 162. Ottacker Bl. 297[b]. Appollonius 17221. Wenn in des älteren Hartmanns Credo 752 von der Jungfrau Maria heisst an ir ist nehein werre, so will das sagen »kein sündlicher Gedanke stört ihre Seele«. Allgemein für Verderben, Unglück steht es in der Kaiserchronik (Überarbeitung 896 diu burc stuont âne werren) und mehrmals in der heiligen Elisabeth S. 345. 352. 395. 435. 442; auch in den angeführten Stellen aus Dietrichs Flucht und der Rabenschlacht, und dem Begriff von pugna nähert es sich in einigen Stellen, Dietrichs Flucht 2970 umbe disen grôzen werren sult ir niht verzagen. Rabenschlacht 491, 3 zwelf tûsent man, von den huop sich dô werre. Aus dem Passional hebe ich noch einige Stellen hervor, die einen freieren

Gebrauch des Worts zeigen, 310, 77 under den liuten sie noch triben manigen werren und knoten. 357, 79 dîner ougen werre Blindheit. 384, 17 des tiuvels werre. Bekümmernis der Seele in einem Lied (Ms. Hag. 3, 434[b]) dâ wider gap sie mir werren unde sorgen. Meister Stolle sagt (Ms. Hag. 3, 7[b]) al diu kristenheit in grôzer werre stât. Bruder Wernher (Ms. Hag. 3, 19[b]) daz rîche ân alle werre stuont. Raumeland (Ms. 2, 225[a]) swar ein milder herre lîbes wandelt, klagendez lop für helle werre wirt umb in gemandelt. Berthold 126 gereize und gewerre machen. Konrad sagt im Trojanischen Krieg von der Discordia 1491 sie wolde erniuwen ir alte werre site und im Renner 3647 kommt die Zusammensetzung klôster werre vor. werrunge Jeroschin 85, 19, Konrad von Heinrichau ist wohl eine spätere Form, doch aus 14. Jh.; vgl. Fundgruben 1, 397. Haltaus 2083. Bei Helbeling 4, 423 ist Werre der Name eines Hundes.

Die romanische Sprache, die aus der lateinischen Volkssprache hervorgieng, muss einem mächtigen Einfluss nachgegeben haben, wenn sie mit gänzlicher Hintansetzung von bellum pugna proelium acies ein so unentbehrliches Wort aus fremder Quelle aufnahm. Zudem zeigt sich in ihr der Begriff von bellum für werra als ein abgeleiteter: wie wir gesehen haben, war er weder im Althochdeutschen noch bei den Dichtern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gebräuchlich, und wo er erscheint, bei den lateinischen Geschichtsschreibern und in den Urkunden, ist er wohl auf gelehrtem Wege aus der romanischen Sprache herübergeführt, wie ja auch in einer Urkunde Kaiser Heinrichs V vom Jahr 1122 (Pertz IV, 76, 14) und in einer anderen Kaiser Friedrichs I vom Jahr 1156 (Pertz IV, 103, 39) die Form guerra gwerra durchbricht. Erst eine Stelle im Winsbecke, der in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fällt, lässt uns die eigentliche Bedeutung des Worts erkennen. In diesem Gedicht (8, 9) das Femininum wieder, aber die Werre tritt als ein weibliches, den Samen der Zwietracht säendes Wesen auf, und das halte ich für den ursprünglichen, noch aus heidnischer Zeit stammenden Begriff. Die Werre regte Verwirrung und Feindschaft in der Seele des Menschen und damit die Kampflust an, von welcher der nordische Berserkr getrieben ward,

und so konnte sie leicht den Krieg selbst bezeichnen. Es bewährt das Übergewicht der kriegerischen Franken, wenn bei der romanischen Bevölkerung der fremde Ausdruck die verschiedenen einheimischen verdrängte; dass es gerade das Volk war, das ihn gebraucht, beweist eine Stelle in einem Capitulare Karls des Kahlen (Diez romanische Grammatik 1, 55), worin es heisst rixas et dissensiones seu seditiones quas vulgus werras nominat. Ich habe nur noch ein Zeugnis von dem Femininum gefunden, im Ortnit V, 119. Ettm. S. 77 wird von dem Heiden, als er den kampfmüden Lamparter im Schosse seiner Tochter ruhend erblickt, gesagt, dô viel er in die werre daz er nie wort ensprach, die Wuth betäubte ihn so sehr, dass sie ihm die Besinnung raubte: der andere Text (480, 1 Mone) setzt auch dafür aller sîner sinne im nâch vergangen was. In der Deutschen Mythologie S. 251 wird nach späteren Zeugnissen die Werre als die zürnende, Rache suchende, den Flachs verwirrende Frau Bertha oder Holle dargestellt, was vollkommen dazu passt; in der ältesten Zeit ist es wohl eine wîgidis gewesen. Man kann auch hier fragen »hat Ulfilas das Wort aus diesem Grunde gemieden?«

[KAMPF.]

Das lateinische campus, mit dem das deutsche kampf zusammenfällt, heisst ursprünglich das für den Zweikampf bestimmte Feld, wird aber schon in den altdeutschen Gesetzen und anderwärts für den Zweikampf selbst gebraucht; Ducange hat Belege genug[1]). Im Gothischen erscheint das Wort nicht, auch nicht in dem altsächsischen Heljand, dagegen im Altfriesischen die Substantiven camp und campa wie das Verbum campa, ebenso im Angelsächsischen camp, cempa und campian: im Nordischen kappi, kempa und das Verbum keppa, doch von den eddischen Liedern gewährt nur Hyndluliod und das spätere grönländische von Atli einmal kappi, letzteres auch das Verbum keppa zweimal, doch in angewandter Bedeutung. kampf

[1]) Gesch. der Sprache, S. 636, chempho = tiro miles novus, ja = pirata. Noch camp bei Richthofen durchzulesen. Im französischen camp vordem auch Zweikampf, jetzt Feldlager, hier selbst, das darin steht. cf. Raynouard, nachzusehen Ducange.

ist immer einwîc, aber das gilt nicht umgekehrt, da einwîc allgemein den Einzelkampf bedeutet, weshalb auch in dem Decretum Tassilonis vom Jahr 772 (Georgisch 329), doch nur hier allein, die Zusammensetzung camfwîc (Haupt Zeitschr. 7, S. 130) vorkommt. kampf hat einen engern Begriff und bezeichnet die Entscheidung zwischen zwei Gegnern durch Waffen nach bestimmten Gesetzen, die zugleich ein Gottesurtheil sein konnte (Rechtsalterthümer S. 927 ff.). Als Hildebrand unerkannt seinem Sohn begegnet und dieser ihn nöthigt mit ihm zu streiten, so war dies einwîc, nicht kampf. Graffs Sprachschatz (4, S. 406) hat nur ein Paar Beispiele von champf und dem davon abgeleiteten Verbum kampfjan: häufiger ist das Substantivum kemphjo, kemfo, das die ältesten Glossen, namentlich die Sangaller 913 durch gladiator athleta übersetzen. Der kempfo übte eine erlernte Kunst, und man schaute ihren Waffenspielen zu, wo sie ihre Fertigkeit in künstlichen Fechterstreichen zeigten: daher die Schlettstädter Glossen (Haupts Zeitschrift 5, S. 346) einwîc durch ludicrum und spectaculum erklären. Die altdeutschen Glossen deuten verschiedene Künste dieser Art an: fûstkempho, knuttilkempfo und swertkempfo werden im Sprachschatz nachgewiesen. Da diese Kämpfer für Lohn gedungen wurden und für einen Kranken oder Schwachen eintraten, oder wenn eine unwehrhafte Frau angeklagt war, so standen sie als Miethlinge in geringem Ansehen und litten vor dem Gesetz an ihrer Ehre (Davoud Oghlou histoire de la legislation des anciens Germains 1, LXXXVIII). Schwabensp. nennt sie c. 38 rehtlôs und sagt c. 255, 16. 17 kempfen unde iren kinden den gît man ze buoze den blic von einem schilde gein der sunnen. Weil aber auch der Dienstmann für seinen Herrn im Zweikampf auftrat, so ward dadurch die Stelle des kempfo wieder gehoben und bereits in Muspilli (44) werden beide, Elias und Antichrist, die am Ende der Welt mit einander kämpfen, so genannt. Christus selbst kämpft mit dem Tod und Teufel (Wernher vom Niederrhein 64, 21. 31). Dieses Verhältnis, wenn nämlich der Christ gegen den Heiden im Dienste Gottes sein Leben opfert, gibt dem Wort volle Würde. Schon oben (S. [524 f.]) sind die Ausdrücke gotes wîgant, gotes degen und

andere angeführt: gleichbedeutend damit ist gotes dienestman (Roland 145, 1. 155, 3. Wilhelm von Orlens 15559): am gewöhnlichsten aber, zumal bei den Märtyrern, gotes kempfe (Reinmar von Zweter Ms. Hag. 2, 197[a]. Wartburger Krieg Ms. Hag. 3, 177[a]. Passional 189, 11. 326, 20. Konrads Alexius 706, 834. Pantaleon 944. 1180. 1614. 1994. Wartburger Krieg Ms. Hag. 3, 177[a]). Daher wird der Kaiser Karl selbst gotes kempfe genannt (Roland 289, 3. Strickers Karl 110[a]): ebenso (Roland 155, 34 fehlt bei Stricker) oder frônekempfen (Roland 21, 15 fehlt bei Stricker) heissen seine Helden. Damit tritt die Beziehung auf den Zweikampf in den Hintergrund. Der Bischof Turpin ist der rechte kempfe (Roland 182, 17 fehlt bei Stricker), Roland gotes vorkempfe (Rol. 228, 9 fehlt bei Stricker), der an der Spitze steht: von Neimes sagt der Kaiser (Roland 266, 8 fehlt bei Stricker) got sante mir in zeinem kempfen. Ich will noch Belege aus andern Gedichten anführen. Daz nieman daz erkante daz er ein chemphe wolde sin. Mosis Vorau. Handschr. 34, 10. Der unsir chempho Schöpfung. Vorau. Handschr. 96, 14. Servatius 634—637 der tiuvel vil boten hete die den gelouben wolden temphen: wider die het got vil kemphen die nicht an im verzagten. Eraclius 4860 der heilige krist, der mich ze kempfen hât erwelt. In Türheims Wilhelm (183[c], vergl. 231[d] Pfälz. Handschr.) sagt Rennewart, der gegen die Heiden streiten will hât, got sînen alten muot, sô weiz ich wol daz ich gesige: got ungerne mich verzige siner helfe, da ich sîn kempfe bin, ferner got mac wol mit êren sehen daz für in sîn kempfe vehte, (183[d]) ich weiz für wâr daz got gesiget, gotes craft mit mîner hende, endlich (185[d]) dâ hân ich küener kempfen drî, die mit mir den kampf bestânt und mir niht ane gesigen lânt, got und sîn vater und sîn kint. Meisner (Mgb. 47[b]) den segen gît man im durch daz, daz er heize ein gotes kempfe. Im Wartburger Krieg (Ms. Hag. 3, 177[a]) heisst der Landgraf von Thüringen gotes kempfe. Barlaam 110, 24 heisst Petrus Christi kempfe und Reinmar von Zweter (Ms. 2, 152[a]) der Pabst Sant Pêters kempfe. Christus, der den Teufel besiegt, heisst bei Marner (Ms. 2, 255[b]) und Meister Alexander (Ms. Hag. 3, 26[a]) unser kempfe, und in den von

Grieshaber bekannt gemachten Predigten (1, 160), als er in die Hölle herabsteigt, ein kempfe den nieman mohte überwinden. Dagegen der heidnische Coschras in Eraclius 4812 ist des tiefels kempfe: der hl. Johannes in der Litanei 568 Massm. vorkempfe, wo aber der andere Text in den Fundgruben 2, 227, 16 vorspreche hat. Barlaam 223, 25. 224, 15. 16. 225, 37 werden, die welche gegen einander auftreten, kempfen genannt.

Daraus ist zu erklären, dass in dem Rolandslied auch einmal die grosse Völkerschlacht zu Runzival, wofür sonst volcwîc galt, kampf genannt wird, 188, 22 dâ wart ein freislich kampf zwischen den heiden und cristen: Stricker sagt dafür 69[b] ein nôtlich gedranc. In einer andern Stelle steht kampf wieder für einwîc, 269, 7 daz was ein angestlîcher kampf, dâ der geist daz vleisc überwant, wo Stricker 100[b] den Ausdruck übergeht. Ungenau nennt der Pfaffe Konrad auch anderwärts den einwîc, der stattfindet, wenn die Helden in der Schlacht auf einander stossen, einen kampf, so bei Anseis und Targis (166, 6), bei Karl und Paligan (291, 1), wo beide Male Stricker (62[a] 111[b]) das Wort nicht gebraucht. Richtig steht es, wo von dem gerichtlichen Kampf die Rede ist (Rol. 300, 10. 303, 6. 304, 1), und da behält es auch Stricker bei. Der Widerstreit ungleichartiger Naturen wird ausgedrückt, wenn es von den Zwillingen, Esau und Jacob, in der Genesis 36, 21. 22 heisst in der muoter wambe wâren si sâ mit camphe: einander sie drungen, die muoter dwungen.

In den übrigen Gedichten des zwölften und dreizehnten [Jahrhunderts] steht die Bedeutung von kampf fest[1]), wonach es den ritterlicher Sitte gemäss verabredeten und geordneten oder den vom Gericht bestimmten, als Gottesurtheil geltenden Zweikampf bedeutet. Immer kämpfen nur zwei gegen einander, im Iwein (4326—4327) heisst es ausdrücklich ditz ist gar wider den siten daz Ein kempfe drî man. In diesem Sinne ist in Gottfrieds Tristan 5956 wîc und kampf, 6385 lantstrît und kampf, 6541. 11210. 13240 vehte und kampf entgegengesetzt. So heisst es bei Lambrecht

[1]) Kampf in Engelhard S. 148. Hartmann, 2. Büchlein 565. Kampf zwischen Freude und Leid.

4696, nachdem der Zweikampf zwischen Alexander und Porus beendigt und Porus camphes genuoc hât (dieselbe Redensart in Türheims Wilhelm 186[g] und in Kaspars von der Röhn Ernst 30), dô huop sich êrist der wîc. Auf den gerichtlichen Zweikampf, wo die Bestimmung des Tages gewöhnlich hervorgehoben wird (vergl. Schwabenspiegel, Cap. 62, Graf Rudolf, S. 20), bezieht sich das Sprichwort, das Ulrich von Türheim im Wilhelm vorbringt (Bl. 111[c] Pfälz. Handschr.), ez ist bezzer kampf dan hals abe. Ms. Hag. 3, 337 in einem dem Konrad von Würzburg beigelegten Lied ist tôdes kampf gleichfalls ein Zweikampf. Bei Regenboge Ms. Hag. 3, 146 sagt der Tod, wenn er zum Streit geht, sô koment mîne friunt, bringent mîn kampfes wât. In Rudolfs Barlaam 224, 13. 28. 225, 2. 13. 230, 17 wird kampf auf eine angeordnete geistliche Disputation angewendet. Frauenlob (Ettmüller, S. 50) gên im (Saul) sô solte kampfes pflegen Davît ûf der grüene.

Zwischen dem Menschen und dem Thier findet kampf statt, dem Drachen (Gottfr. Tristan 8921), dem Löwen (Parzival 518, 24). Auch auf den Widerstreit der Tugend und Sünde wird das Wort angewandt, Litanei 16—18 einen campf hân ich entfangen, der ist ienoch unergangen, den an mir zallen stunden die tugende habint mit den sunden. Parzival 115, 2. 3 swelhem wîbe volget kiusche nite, der lobes kempfe wil ich sîn. Welscher Gast 115[b] Pfälz. Handschr. nie dehein kempfe gewan sô grôze êre, sô der man der die untugent überkam. Reinmar von Zweter Ms. 2, 193[a] sünden gelust mit widerwer tuot kronebæren kempfen kunt.

Ich hebe die üblichen Redensarten aus. Wernher vom Niederrhein 64, 26 kamp vechtin. sol ich einen kampf mit ime vehten. Vorau. Handschr. 313, 2. Roland 304, 1 dâ gelobten si den kampf (den gerichtlichen) zuo dem breiten velde. Kaiserchronik (Überarbeitung in der Wiener Handschrift) 10840. Äneide 9574. 11999 ein kampf wart dô gelobt. Roland 310, 10 mit kampfe berede (überführe) ich in: gleichbedeutend ist 302, 10 ich gihtige dich mit dem kampfe (vgl. die in der Anmerkung dazu angeführte Stelle aus der Kaiserchronik). Roland 303, 6 willeclîchen frumt er den campf. Eilharts Tristant 457. Iwein

4355. 6821. Gottfrieds Tristan 6163. 11296 den kampf bestân. Parz. 323, 19 ze kampfe stân. Barlaam 110, 35 im kampfe stân. Parz. 418, 11. 12 ze gegenrede stân in kampfe. Strickers Karl 128[b]. Lohengrin S. 40. Trojan. 3665. 6215. 8153. Renner 11591 einen mit kampfe bestân. Apollonius 9274. 9288 einen kampfes bestên. Äneide 9436 kampf der dâ beredet was, verabredet. Äneide 11132 iz wirt ein ungelîcher kampf als umb ein lewen und umb ein lamp: des bereite (l. berede) ich in schiere. Äneide 9457. Parzival 324. Strickers Karl 129[a] einem kampf bieten. Barlaam 226, 13 stân ûf kampfes strît. Wilhelm von Orlens 11191. 11240 sich ze kampfe bieten. Trojan. Krieg 3646 einen kampfes gewern, 3661 einen mit kampfe hin ziehen. Erek 8631 sît im der tac ze kampfe stuont. Iwein 6027—6029 über sestehalbe wochen so ist ein kampf gesprochen zwischen in beiden, wie auch in Gottfrieds Tristan 6463 den kampf besprechen. Iwein 5144—5145 er muoz ime vierzec tage kampfes bîten. Iwein 4161. Parzival 366, 30 einen mit kampfe lœsen. Iwein 4106. 5433. Gottfr. Tristan 10308 einen mit kampf an sprechen. Kaiserchronik Überarbeitung der Wiener Handschr. 14150 einen kampflich ane sprechen oder Lohengrin S. 180 einen kampfes ane sprechen als Ankläger zum gerichtlichen Zweikampf auffordern, oder wie Apollonius 8021. 20189 den Zweikampf anbieten. In dem letztgenannten Gedicht sagt die Jungfrau, die den gerichtlichen Zweikampf mit einem Mann bestehen will, 20017 ich wil ez hiute bringen mit kampfe ûf sînen veigen lîp. Gottfrieds Tristan 6227 nâch dem kampfe sprechen ihn mit Heftigkeit fordern. Iwein 4073. 5648 sich mit kampfe wern. Iwein 6874 den kampf vür einen geheizen. Iwein 6822. Lanzelet 5025. Parzival 625, 27. 29. 626, 8 den kampf nemen auf einen bestimmten Tag ansetzen, wie Gottfr. Tristan 10808 der tac der zem kampfe was genomen. Parz. 614, 23 ûf kampf rîten. Parz. 323, 5 swar Gâwâne ist der kampf gelegt. Parz. 350, 9 kampf leisten. Parz. 418, 14 kampf geben. Parz. 741, 22. 23 durch minne heten si gegeben mit kampfe ûf urteil ir leben. Parzival 708, 7. 719, 4. Konrads Pantaleon 1710 den kampf strîten und Parz. 503, 6. 654, 22 kampfes strît und umgekehrt Troj. Krieg 3966 des strîtes kampf.

Parz. 322, 17. 709, 20 den kampf tuon. Parz. 610, 15. Troj. 3672 ze kampfe komen. Wernher vom Niederrhein 64, 21. Passional 80, 4. Troj. 8216 ze kampfe gân. Troj. Krieg 4345 ze kampfe rîten. 5222 in einen rinc ze kampfe treten. Meister Alexander Ms. Hag. 3, 26[b] ze kampfe schrîten. [Troj.] 6277 ze samene stôzen mit kampfe. 9326 die kêrent mit einander ze kampfe. 9964 kampfes mit einander våren. 12798 kampfes list trîben. 19051 ze kampfe snel. 23410 mit kampfe sich beheften. Konrad Ms. 2, 200[b] kampfes widersturm. Parzival 503, 15 Regenboge Ms. Hag. 3, 351[b] den kampf scheiden. Parz. 321, 17 kampfes slac. Parz. 324, 28 kampfes kreiz. Gottfrieds Tristan 6491 des kampfes bewærde bieten den Kampf zusichern, oder 9980 den kampf bestæten. Das. 9580 den valsch und die lüge ze offenlîchem kampfe ziehen. Wilhelm von Orlens 11280 des kampfes sich an nemen. 11303 sich veile geben mit sînem kampfe in einen strît. Konrads Troj. Krieg 3598 des grimmen kampfes walten. Wartburger Krieg Ms. 2, 1[a] des kampfes pflegen. Schwabensp. 187, 8 got muoz ez under in scheiden mit kampfe. Apollonius 9903 einem kampfes ane gesigen. Konrads Troj. Krieg 3566. 3575 einen kampfes erwenden ihn abhalten, 3588 sich des kampfes frîen davon los machen. Schwabensp. 404, 45 einen verstên mit kampfe vertreten. Das. 404, 48 der ze kampfe gevangen oder gegrüezet ist. Was, meist übereinstimmend, im Sachsenspiegel vorkommt, hat Homeyer 1, 340 zusammengestellt.

Auch kempfe (bei Reinmar von Zweter Ms. 2. 134[a] widerkempfe, vorkempfe Rol. 228, 9. Litanei 568 Ms. Vorau. Handschr. 34, 12) ist zunächst der, welcher für einen Andern im ritterlichen Zweikampf auftritt oder gerichtlich sein Recht vertheidigt. So sagt Tristant, der den Zweikampf gegen Morolt übernehmen will, zu Marke (Eilhart 469—471) ich bestên den helt alzehant, muoz ich anders iuwer kempe sîn. Parzival (209—211) ist der kempfe für Kondwiramur gegen Clamide, Lanzelet (5211. 5883) für Ginover, Wigalois (3060) für die Königin von Persien, Tristan (Gottfried 11032. 11082) frouwen kempfe für Isot: der Schwanritter (743) vertritt die Rechte der Herzogin von Brabant in gerichtlichem Zweikampf, Lohengrin (S. 9, vgl. 180) dâ von tet man der vil edelen megde bekant ir müeste ein kempfe vor

gerihte dingen. (Parz. 115, 2 swelhem wîbe volget kiusche mite, der lobes kempfe wil ich sîn. Hartm. Büchl. 2, 566 freude diech ze kempfen kôs. Lohengr. 21 (32) iuch muoz ein kempfe vor gerihte freude enbœren 32 (124. 125)). So lässt sich auch Wilhelm von Orlens (11310. 11341) erbitten, der kempfe zu sein. Hektor tritt als solcher in Konrads Trojan. Krieg 3525 für Priamus auf. Christus erlöste Adam, Jeremias und Johann den Täufer aus der Hölle als ein kempfe in lewen wîse. Ms. Hag. 3, 340[a]. Frauenlob lässt seinen Gegner Regenboge sagen (Ettm. S. 115), er wolle kempfe für die alten Meister des Gesanges sein. Im Apollonius 18560. 19279 tritt der kempfe für eine Jungfrau im Turnier auf. In einer Haide findet der kampf statt zwischen Alexander und Porus (Lambrecht 4639—4687), Äneas und Turnus (Äneide 8627—8670). Einige Male scheint sich der engere Begriff in den allgemeinern eines streitbaren Helden zu erweitern, wenn bei Herbort (2040) Antenor sagt ein guot kempfe wil ich wesen, oder der Meisner (Mgb. 47[a]) rühmend er êren kempfe. Im jüngern Titurel 5665, 4 kempfe für degen. Dagegen bricht auch noch die alte Bedeutung des Gladiators durch, der seine Fechterkünste öffentlich zeigt und für Lohn Dienste leistet. In einem Gedicht von dem Priester Johann (Altdeutsche Blätter 1, S. 322) deute ich eine Stelle dahin, ein hof lît vor mînem sal, der ist gemûret über al: dâ gen ich denne schouwen wie sich die kempfen houwen. Ferner, Beispiele (Altdeutsche Wälder 3, S. 215) ez enkomt niht rehte deheinem ungelêrten knehte vehten angestlîche umbe daz houbet rîche wider einen wol gelêrten man, der kempfe ist und wol vehten kan; der würd dâ sigelôs gesehen. Wartburger Krieg Ms. 2, 1[a] alsam ein kempfe er stât und 1[b] ich bin des kempfe ûz Oesterrîch und kan die widerslege. Ms. Hag. 3, 182[b] der kempfe den Artûs hete ûz gesant. Meister Gervelin (hinter Freibergs Tristan S. 57[b]) daz in ein wîp betwingen mac, der wol ze strîte eins landes kempfe wære. Göli Ms. Hag. 2, 79[a] ich wil kempfe wesen zuo der linden ze schalle und ze ruome. Frauenlob (Ettm. S. 27) noch süezer denne dem kempfen siges krône. Die Jungfrau Maria heisst für den sünder ein kempfe Wilh. v. Östreich 108[a]. Renner 11586—11603 ein kempfe

wîlent was bekant von sîner kraft über manic lant: nû was ein ander in eime lande, des kraft man wîten ouch erkande. nû kômens bêde in eine stat, dâ daz volc mit vlîze se bat daz sie zesamne wolten gên und dirre mit kampfe jenen bestên. dô sprach ir einer »möht ir mir geben ein ander leben ze disem leben, daz als lange wert als ditze tuot, ich hæte den lîp und ouch den muot, daz ich der leben einz wâget an in: ditz wær aber gar ein tumber sin, ob ich daz leben, daz ich noch hân, wâget ûf tumbes ruomes wân.« der kempfe was wîser denne die degen die man siht jostierens pflegen und maneger ander affenheit, diu ir leben veile treit. Im Vocabularius optimus S. 31 wird kempfe durch pugillator, gladiator und in Diefenbachs Wörterbuch S. 12 vom Jahr 1470 durch athleta übersetzt. Ich glaube, hierher gehört auch eine Stelle bei Walther, wo er den Hof zu Eisenach tadelt, 20, 10—12 der lantgrâve ist sô gemuot daz er mit stolzen helden sîne habe vertuot, der iegeslîcher wol ein kempe wære. Heinzelein von Konstanz (Diutisca 2, S. 208) nennt in einem Wettstreit eine geistliche Frau kempferinne.

Ich habe schon angemerkt, dass das von dem Substantiv gebildete Verbum kampfan im Althochdeutschen eine seltene Erscheinung ist; es mag niemals recht lebendig gewesen sein. Auch in den Gedichten des zwölften Jahrhunderts habe ich es nicht bemerkt, namentlich nicht im Rolandslied, in Lambrechts Alexander und Veldekes Äneide. Zuerst finde es wieder bei Hartmann, einmal im Erek 8643 ze vlîze begunde er sich bewarn, alsam ein riter der sol varn kempfen einen frumen man, einen ritterlichen Zweikampf bestehn: öfter im Iwein (4327. 4823. 6975. 6958), wobei immer die Fügung mit dem Accusativ gebraucht wird (vgl. Lachmann zu 4327, Benecke zu 6958), die auch Stricker (Karl 128ᵇ) daz man Pînâbeln kempfen sol anwendet und wovon Frisch 499ᵇ noch ein Beispiel aus Königshovens Elsässischer Chronik anführt. Bei Wolfram habe ich kempfen nicht gesehen. Intransitiv im Passional 343, 91 dâ ist wol gekempfet, wande der bere ist erslagen. Ebenso Konrad im Schwanritter 605 daz man dô kempfen solte. Troj. Krieg 3544 selbander kempfen, 3630. 3660 umbe einen kempfen,

3596 nâch prîse kempfen. Sonst gebraucht er im Engelhard 4675 und Troj. 3688 die heutige Fügung mit einem, mit ein ander kempfen, wie der Meisener Mgb. 32[a] swelh man mit lobe kempfen wil. Wartburger Krieg (Ms. Hag. 3, 177[a]) die mit ir selbs natiure kempfen dicke. Apollonius 20235 ein wîp kempfen sol mit einem starken manne. Hadlaub Ms. 2, 192[a] dô die amsel kanfte (für kampfte) mit der nahtegal, do hôrte man süeziu liet. Hug von Werbenwag Ms. 2, 49[b] so vürhte ich wir müezen beide kempfen, swie wir für gerihte komen. Winli Ms. 2, 21[b] ich wil kempfen vor dem rîche mit ir (der Minne) sicherlîche. Im Tournier von Nantes 142, 2 mit scharpfen swerten wart ûf in gekempfet; anderwärts Gold. Schmiede 1301 der gîtic slange von dir wart überkempfet und Ms. 2, 200[a] ir kiuschen form insigel daz den tiufel überkempfet, was ihm allein eigen zu sein scheint. Boppo sagt (Ms. 2, 233[b]) barmunge hât dich erkempfet und im Apollonius 5183. 7174 heisst es: ein sô hôchgeborner lîp erkempfet hât mich armez wîp. Konrad von Würzburg Ms. 2, 205[a] wol ir, diu sus mit reinekeit sich selbe ane kempfet. Wenn ich noch den substantiv. Infinitiv aus Türheims Wilhelm anmerke 113[d] Jêsus der sol den cristen mit helfe ir kempfen fristen und 228[d] swar danne mîn kempfen ist gedigen, endlich aus den von Grieshaber herausgegebenen Predigten eine Stelle (2, 149), wo Enoch von sich und Elias sagt mir müezzen des Endekristes bîten daz wir mit im kemphen und strîten, so habe ich alle mir bekannten Stellen angeführt, wo das Verbum gebraucht wird.

Man sieht, auch beim Verbum erhält sich der bestimmte Begriff: nur Konrad von Würzburg lässt, wie schon angemerkt ist, einige Male kempfe im allgemeinern Sinn gelten, und er allein sagt selbander kempfen, was als ein überflüssiger Zusatz erscheint; auch Troj. Krieg 12898 gebraucht er kampf für die allgemeine Schlacht. Diese Erweiterung muss allmählich die Überhand gewonnen haben. Luther gebraucht kampf und kämpfen in sittlicher Bedeutung von dem Streit des Guten und Bösen, des Frommen und Gottlosen, kämpfer gar nicht. In unserer Zeit ist die ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen: wir gebrauchen nur noch, gerade wie die Franzosen das sonst ver-

altete champion, die niederdeutsche Form kämpe mit ironischer Anwendung für den, welcher eine Parteiansicht verficht; man kann sogar von »Kämpen des Stillstands» lesen [1]). Aber wir reden unbedenklich von dem »grossen Kampf der Völker« und haben die Zusammensetzung Zweikampf nöthig, die wie ein Gegensatz zu einwîc erscheint und auf welche das Alterthum nicht verfallen wäre. Ich weiss nicht wer sie zuerst gebraucht hat, bei Luther finde ich sie nicht; vielleicht ist es eine Übersetzung von duellum. Die niederländische Sprache hat sich in engerer Schranke gehalten, kamp bedeutet ein Gefecht zwischen mehreren in einem eingeschlossenen Platz, und ausser tweekamp hat sie die Zusammensetzungen tweegevecht, tweestrijd, die wir nicht kennen [2]). Das Dänische ist der deutschen Richtung gefolgt, kamp für Schlacht ist zulässig, auch tvekamp üblich und kämpe gleichbedeutend mit Held: der Ursprung des Worts verräth sich noch in häufigen Zusammensetzungen, wo wir im Deutschen Riese gebrauchen, und die in Molbecks Ordbog aufgeführt sind, z. B. kämpegrav kämpemener kämpesteene kämpeold kämpeskridt, ja man spricht von kämpesundhed: im Schwedischen heisst kämpakarl ein in seiner Weise ausgezeichneter, trefflicher Mann, kämpaprest ein hoher Geistlicher, so dass hier die Beziehung auf Waffenkampf ganz aufgegeben ist.

Der althochdeutschen Zusammensetzungen mit kempfo habe ich schon oben (S. 536) gedacht, im Altfriesischen zeigt sich (Richthofen 857—858) kampskelde kampschield Kampfschuld, Überführung durch gerichtlichen Zweikampf: kampstal der dazu bestimmte Platz: kampthing, Kampfgericht. Die in den späteren Quellen bei dem Gerichtsverfahren üblichen Ausdrücke findet man bei Haltaus. Ich will hier zusammenstellen, was vornehmlich in den Denkmälern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vorkommt. kampfgenôz der Gegner im Zweikampf Erek 9120. Iwein 7371. Parzival 212, 6. 688, 13. 689, 10. 719, 10. Strickers

[1]) Deutsche Zeitung, (?), 380. Kämpe des Absolutismus. Der liberale Kämpe für die Söhne österreichischer Subalternofficiere. Ein gelernter Kempfe, Altdeutsche Wälder 3, S. 215. Kämpfer in der Baukunst, Pott über Finger, p. 248. [Einzelne Zettel.]

[2]) Teutonista nachzusehen.

Karl 129[b]. Barlaam 110, 36. Türheims Wilhelm Blatt 184[d]. Schwanritter 931. Trojan. 4034. 12792. Konrads von Stoffel Gauriel in W. Wackernagels Lesebuch 1. 648, 4. (Die schwache Form kampfgenôze im Apollonius 5608). Doch werden im Iwein 5391 auch diejenigen kampfgenôze genannt, die einem andern (gegen das Recht, vgl. Iwein 4327) Beistand leisten. Gleicherweise heisst der Gegner kampfgeselle Erek 9194. Iwein 7085. Eraclius 4809. Gottfrieds Tristan 8996. Heinrichs Krone 23[c]. 49[d]. Schwanritter 1101. Troj. Krieg 3883. 4206. Apollonius 15845. Oder bei Konrad im Trojan. Krieg 3528 und in der Erzählung vom Schretel und Wasserbär 255 kampfgeverte. mitkempfer, nur im Apollinaris 7481, ist ein Mitstreiter in allgemeiner Bedeutung. kampfhof pugilatorium Diefenbachs Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 227. kampfreht Gottfr. Tristan 11039 und 11299 kampfrehten, den gerichtlichen Zweikampf übernehmen. kampfrinc Apollonius 9441. antwurten ûf kampfes slac Parzival 321, 17. kampfes smit der im Zweikampf zuschlägt, ein häufiges Bild; vgl. Herbort 9046. Parzival 210, 4. Strickers Karl 56[b]. Konrads Troj. Krieg 4073. 12792. Turnier von Nantes 133, 1. kampfschilt Lanzelet 1920. vgl. Graffs Sprachschatz 6, S. 481. kampfstat Iwein 6883. Gottfr. Tristan 6726. kampfstecke ein ellenlanger Knüttel, den der in der Grube stehende, mit einer Frau kämpfende Mann in der linken Hand führt, während die rechte ihm auf den Rücken gebunden ist, Apollonius 20355. kampfswert Diefenbachs Wörterb. vom Jahr 1470 S. 239. kampfwerc Rüstung zum Zweikampf Gottfr. Tristan 6918. kampfzît Iwein 4309, vgl. 6882, und kampfes zît Parzival 398, 9. 696, 28. 700, 28. Auch einige Adjectiva und und Adverbia, kampfbære zum Zweikampf geschickt Parz. 335, 2 (kampfesbære 209, 20). Lanzelet 2344. Türheims Wilh. Bl. 161[b] Pfälz. Handschr., wo die Casseler strîbære hat. komen kampfes var Parzival 321, 22. kampflich in folgenden Redensarten, ich lade in kampflîche dar Parz. 321, 21. waz möhte kampflîcher sîn? Parzival 191, 16. lâ mich ein kampflîchez gîsel wesen Parzival 323, 19. vordern mit kampflîchen handen Gottfrieds Tristan 5879. Lichtenstein 405, 12 kampflîch gewæte. kampflîchen stân zum Zweikampf bereit Lanzelet 1921. vor gerihte

kampflich ane sprechen Reinmar von Zweter Ms. 2, 135[a]. Schwabensp. c. 62, 80, 8. 241, 3. Rudolf von Ems sagt im Wilhelm von Orlens 6649 kampflîche vehten muthig, geschickt, wie im Zweikampf, und 9291 sie stritten kampflîcher dar denne der Engellender schar. sich kempflîche wern Apollonius 4983. kampflîch gewæte Rüstung zum Zweikampf. kampfwât Vorau. Handschr. Hs. 314. 5. kampfmüede Parz. 691. 707, 7. Lanzelet 2206. Erzählung vom Schretel und Wasserbar 278. kampfwîse Iwein 7127. 7262.

Die Volksdichtung betrachte ich wieder abgesondert. In den Nibelungen, in der Klage und im Dietleib kommt kampf kempfe und kempfen nicht vor, obgleich der einwîc oft genug stattfindet. Gleicherweise nicht in dem alten, von Lassberg herausgegebenen Ecke, in Walt[h]er und Hildegunde, in der Rabenschlacht, im Ortnit, in dem von Frommann (Haupts Zeitschrift 4) bekannt gemachten Hugdieterich und Wolfdieterich, im Hildebrandslied, Sigenot und hörnernen Siegfried. Auch im Reinhart Fuchs begegnet man dem Wort nicht, wo doch (1097ff.) Veranlassung war, es zu gebrauchen. Der Grund ist leicht einzusehen. Den ritterlichen Zweikampf kannte das Volksepos nicht und das Wort riter, für das der Sprachschatz 2, S. 477 nur wenig Belege zeigt, wird in den älteren Gestaltungen der Volksdichtung schwerlich, wenigstens nicht in diesem Sinne vorgekommen sein. Der Held der einheimischen Sage konnte nicht kempfe heissen, weil die edlere Bedeutung noch nicht in das Volk eingegangen war: Ecke spricht (Lassberg 92) ich vihte umb niemens golt, ich bin kein Miethling; es galt noch im Volk, was der Sachsenspiegel (I. 38, 1) sagt kempen unde ir kinder sint rehtlôs. Daher erscheint das Wort in Gudrun nur einmal (in einer Strophe, die Müllenhoff ausscheidet) und zwar in der alten Bedeutung eines gelernten Fechters. Wate nämlich, der seine Abkunft heimlich hält, lässt sich zum Schein von einem Fechtmeister (schirmmeister) Unterricht geben, und da heisst es von ihm 1442 (360, 4) er stuont in der huote (deckte sich), sam er ein kempfe wære. Nur in dem später abgefassten Gedicht von Dieterichs Flucht finde ich kampf, in dem Sinn der ritterlichen Gedichte, aber auch nur einmal:

zwischen Wate und Dietleib wird der Streit geschieden, dann heisst es (3949—3951) zwischen in gemachet wart ein tac: einen kampf man hin ze Mîlân wac über sehs wochen dar nâch. Sodann geschieht in den von Wackernagel (Altdeutsche Blätter 1, S. 333–342) bekannt gemachten Bruchstücken eines zur Dieterichssage gehörigen Gedichtes eines Kampfes zwischen Dieterich und Wenezean Erwähnung: Dietrich spricht zu Etzel ich bin von fremden schulden in einen starken kampf komen, dieser erwidert ich wil ouch mit dir rîten, sehen iuwer bêder strîten. Dieterich lässt seinem Gegner melden wil er zwischen den heren beiden disen kampf lâzcn geschehen, dâ wirt ein schœnez zuo sehen von unser bêder mâge. Im Rosengarten ist zwar die volksmässige, von höfischen Dichtern selten gebrauchte Benennung recke (neben helt und degen) entschieden vorherrschend, doch wird auch einige Male (C 411. 1379. 1809. 1981. 2006. D 578. 1042. 1372. 1606. 1637. 1722. 1846. 2149. 2246) kempfe gebraucht von den Königen und Helden, die zu Worms einzeln mit einander streiten und dazu vorher mit Bestimmung des Tags sind aufgefordert worden; das Verbum kempfen kommt gar nicht vor (nur strîten und vehten), und nur ein einziges Mal (C 926) ist die seltsame Redensart kamp houwen in den Text gedrungen: bloss die Überschriften haben (C S. 37. 51) kamp kempen und (C S. 38—65) kamp vehten. Die Überarbeitung von Ecke, die in dem alten Druck enthalten ist, spricht (Str. 98) von dem kampf zwischen dem Riesen und dem Berner und (Str. 175) zwischen Fasolt und Dieterich: auch bei Kaspar von der Röhn, der dieses Gedicht nicht überarbeitet hat, findet sich (Str. 109. 268) kempfe und (Str. 301. 202) kampf.

Die Spielmannspoesie zeigt ein gleiches Verhältnis. Rother, der alte Laurin (bei Nyerup), Morolt und die beiden Auffassungen von Oswald kennen das Wort durchaus nicht. Dagegen im Orendel 1210 wird der Riese Metwin der heiden kempfe genannt, und der Graurock sagt (2778) zu einem gewaffneten Heiden welt ir mir aber des toufes abe gân, sô wil ich mit iu einen kampf hân. In dem hl. Christoph ermuntert der Einsiedel den fahrenden Helden mit einem Heiden zu streiten, der den Christen Verderben bringt (1174—1175) maht ir der kempfe sîn, dâ wirt Jêsû iuwer dienst mit schîn.

[STURM.]

Sturm[1]) Masc., im Heljand und im Angelsächsischen storm, erscheint nicht im Gothischen, auch nicht im Altfriesischen, und wird im Althochdeutschen (Sprachschatz 6, S. 710. 711) durch tumultus strepitus seditio übersetzt: es bezeichnet das heftige Andringen und Zusammenschlagen empörter Wellen oder Wolken, wie das Geschrei und den Lärm eines sich erhebenden Volkes. Gleiche Bedeutung hat das abgeleitete Verbum sturmjan und die Zusammensetzungen wolkanô sturm und sturmwint. Angewendet wird es auf den Widerstreit der Laster und das unruhige Drängen der Leidenschaften: es gilt aber auch von dem Waffengeräusch, man sagte in sturme unde strîte, wîges gesturmi, aber eine Stelle, die bestimmt den Waffenkampf selbst damit bezeichnete, finde ich nicht.

In der Genesis, die in den Anfang des zwölften Jahrhunderts gehört, hat Sturm noch die alte Bedeutung, bei dem babylonischen Thurmbau wird gesagt 29, 24 dô huop sich ein grôzer sturm, und 79, 36 dû bist ein gehurnter wurm, der an dere stîge hevit sînen sturm: der daz ros an den huof hecchet. Entschieden tritt der Begriff von proelium hervor in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, Anno 127 dô gart er sich zi sturm, 249 zi sturme rîtin. Im Rolandslied habe ich nur 204, 22 sturm angemerkt, wo es die offene Feldschlacht bedeutet. In Eilharts Tristant 1393 wird es von dem Kampf mit dem Drachen gebraucht, wie in Wernhers Maria 148, 28 îlen dare ze geistlîchem sturme gegen dem lintwurme. Lambrecht bediente sich des Worts gern, zwar auch wenn Einzelne, doch zumeist Scharen mit einander kämpfen, Alexander 467. 1162. 1211. 1842. 1691. 2354. 3286. 4360. 4424, sodann in Verbindungen wie sturm und strît 42. 120. 3276. 4372: sturm und volcwîc 197, ohne damit Gegensätze anzudeuten; bei ihm die Redensarten du hâs einen sturm an der hant 2910: einen sturmes gesaten 4202. Ebenso Veldeke, Äneide 23. burc erwert vor sturmen 5982. 6349. 6424. 6900. 7029. 7399. 7856. 7863. 7868. 8830. 8838. 11630. 11729. in sturmen und in strîten 7535. 9464. einen mit sturme suochen 2948. die schiltknehte ze sturme trîben 6387.

[1]) Die Sturmaren von Sturm abgeleitet Gesch. d. Spr. 637. Das franz. estor, prov. estorn Kampf vom deutschen Sturm, cf. Ziemann v. storie p. 434.

ze sturme gân 6374. 6404. 6885. 10703. Bildlich lässt er einen Trojaner zu der Amazone Camille sagen 8929 vrowe maget, ein ander sturm gezæme iu baz ûf einem schœnen bette: ir dunket mich sô starc ze vechtene mit der minne. Auch ein uneigentlicher Gebrauch bei Wernher vom Niederrhein 60, 25 des dûvilis sturm, de deme menschin in hîn herze sendit dat he sich von sîme schepere wendit. Kaiserchronik in der Überarbeitung der Wiener Handschrift 866 die burc mit sturm an grîfen. 13612 mit sturme zer stat gân. 3305. 6646 si vâhten dâ einen sturm. — Das Verbum ist in dieser Zeit minder häufig. Lambrechts Alexander 1238 eine veste sturmen. 3206 heisst es ein Heer angreifen. 4973. 6691. 7018 freislîch gewurme mit dem begunde wir sturmen. Kaiserchronik Wien. Handschrift 16064 die stat erstürmt der cristen her. Äneide 6920. 7033. In des Gleisners Reinhart heisst 1570—1573 er nam die glockesnuore in die hant und lûte dazz scal ubir daz lant, und sturmde sêre. Türheimers Wilhelm Pfälz. Handschrift Bl. 154[d] die münche im klôster hiezen ze sturme liuten, dâ mite kunten sie den liuten daz sie engeste pflægen und gegen wer ir dinc wægen: dieselbe Redensart in einer Erzählung (Altdeutsche Wälder 3, S. 188) und beim Marner (Ms. Hag. 3, 468[i]), auch in einem niederdeutschen Gedicht (Ms. Hag. 3, 468[i]) nu lûdet man ze sturme in allen landen. Aber Reinhart 740, wo der alte Text pfulsin die Fische aufregen, aufstören hat, muss stürmen in stüren stochern gebessert werden; vergl. Genesis 46, 13 er irsturte al ir gewant. Pfälz. Handschrift 841, Bl. 124 zende stüren. Schmeller 3, 656.

Im dreizehnten Jahrhundert gleiche Verwendung des Worts, das jedoch bei höfischen Dichtern, bis auf Wolfram und Konrad, die es nicht verschmähen, wenig, wie es scheint, beliebt war. Bei Hartmann habe ich nur ein Paar Stellen gefunden, Gregor 1991 dô huoben sie dâ vor (dem Burgthor) einen sturm harte grôz und Iwein 4361—4364 diu burc was harte veste und alle wîs diu beste vür stürme und vür mangen. Gottfrieds Lobgesang 19, 11 und Tristan 5926 mit stürmen und mit strîten. Konrad Troj. 7222 behuot vor stürmen und vor strîten. Wigalois 10894 ze sturme gên, mit strîte gegen den vînden stên. Gar keine Belege habe ich aus Eraclius, Athis, Lanzelet und Hein-

richs Krone, auch bei Freidank kommt das Wort nicht vor, einmal bei Walther von der Vogelweide 9, 1 daz wilt und daz gewürme diu strîtent starke stürme. Wolfram gebraucht es in allen erzählenden Gedichten so häufig, dass Beispiele genügen. Zuerst von der engeren Bedeutung des Berennens einer Burg, Parz. 226, 17 mit sturm ir (der Burg) niht geschadet wart. 508, 5. 565, 63 [564, 30?] der bürge man noch hiute giht daz gein ir sturmes hôrte niht. Wilh. 108, 25. 262, 30 die wolten Oransche nider mit sturme dicke brechen. Sodann von der Feldschlacht 51, 15 ze Runzevale und in andern stürmen. 443, 2 in dem êrsten sturme ûf Alischanz. 427, 21 in stürmen dienen. 444, 26 im sturm die vanen tragen. 220, 17 do in der künc in eime sturme gevienc. 443, 16 ûz sturme gân. Titurel 1, 2 er getorste wol sich selben unt die sîne in sturme gefüeren. 4, 2 ob mîn hant in sturme ie hôhen prîs getæte. Dagegen bei den folgenden Dichtern auch nicht häufig, Thomasins Welscher Gast Bl. 47[b] er sol daz palas vesten daz ez wære für stürme wol, Reinbots Georg 468 er brichet in die stürme als ein starkiu wolken brust. Rudolfs Wilhelm von Orlens 13045 sie hâten (der Feste) getân mit sturme leides vil. Des Türheimers Wilhelm Bl. 173[a] Orense mit sturme gewinnen. Bl. 226[c] wie süln in wider über mer mit eime sturme trîben. Friedrich von Sunburg Ms. 2, 212[b] er gewan Bresburc ze sturme. Burkart von Hohenvels Ms. 189[a] wie gehebe ich einen sturm daz ich si getrîbe drabe (von dem turn). Meister Alexander Ms. Hag. 3, 27[a] des meers und der winde hochvertiger sturm. Goldener Ms. Hag. 3, 51[a] mit starken stürmen er (der Wind) in stiez. Wartburger Krieg Ms. 2, 5[a] noch hiute wirt ein sturm von mir vernomen und Ms. Hag. 3, 177[a] man unde frouwe kan sie (natiure) mit sturme in fiur der helle schicke. Konrad von Würzburg im Pantaleon 242 stoup den starke winde rüerent und in mit sturme vüerent über tal und über berc. 1432 maneger hande würme lie man durch grimme stürme zuo dem ûz erwelten. Trojan. Krieg 5869 heisst es von Schiron sîn angestlîche stürme entsaz mit vorhten allez wilt; und 16177 von Achill, wenn Sturzbäche Steine herabwälzten, sô muoster an ir stürme tief stên mit blôzen beinen. 6222 ersmieren und erlachen muost er in allen stürmen. 8202

der frechen hende sturm. 9790 heben einen sturm. 14495 in allen stürmen genesen. 18908 manec angestlicher sturm der von den Kriechen dran (an Troja) geschiht. 19046 sturmes und strîtes kraft. 23458 swes man ze sturmes nôt bedarf. 24099 mit sturme sigehaft. 25198 sîn herze was erhitzet ûf einen bitterlichen sturm. Turnier von Nantes 125, 1 ein rôr daz in dem bruoch der wint mit sturme neiget. Livländische Chronik 2146 ze sturme gân gegen die Stadt. Der Dichter des alten Passionals, den man einen höfischen nicht wohl nennen kann, lässt das Wort häufiger zu. Den Kampf zwischen Christus und dem Teufel nennt er 106, 26 den hœhsten sturm; vgl. 343, 66—70 und Marienlegenden 244, 145. Dann gebraucht er es 194, 32 von der Eroberung von Troja und sagt 271, 46 dô wart der sturm der stat (Jerusalem) ûf geleit. 204, 57 sturm auf dem Meer: ebenso im Weinschwelg Wackernagels Lesebuch 1, 578 30. 580, 20. Im Lohengrin spricht Parzival S. 14 swar ich ze stürmen quam oder ze strîten: bei einer Feldschlacht heisst es S. 130 maneger muotlich dranc zem sturm. Erzählung von der Birne (Fragmente 41, 275) ûf einen sturm bereit bildlich. Frauenlob Ettmüller S. 72. 211 in stürmen und in strîten. S. 114 dîns mundes klöckel stürmet sêre ûf ir schaden. S. 120 dîn (des Glücksrads) stürmen gêt wol ûf wol abe. S. 146 ich stürme blôz und tuon den slac. Renner 1618 der Riuzen sturm. Beliand 640. 1810 in manlîchem sturm. Apollonius 3181 dâ gienc sturm wider sturm. 5245 ein vreislîcher wurm der gap zehen mannen sturm und uneigentlich 15807 mên herze lîdet grozen sturm. In Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 73 wird sturm durch conflictus übersetzt. Ich merke noch an, dass bei Helbling 4, 459 ein Hund Sturm genannt wird, ganz passend, er packt an. gesturme Antichrist (Diemer 281, 25). gestürme, das wir schon im Althochdeutschen fanden, gewährt wieder Lanzelet 7360 die würme liezen ir gestürme. Rudolfs Gerhard 5644 dô wart ein grôz gestürme hâ. Turnier von Nantes 7, 2 und 141, 1 mit einem hübschen Gleichnis, das auch im Trojan. Krieg Strassburger Handschrift S. 222[d] vorkommt, ûf der planiure grüene wart von in ein gestürme, als ob die bîne würme stürmten umbe ein honicvaz. Trojan. Krieg 16634 betwingen mit kampfe und

mit gestürme tier und starke würme. Dann Hugs Martina 250[a]. 254[c]. Apollonius 8453 tracken unde würme kâmen mit gestürme. Unhäufig ist auch das Verbum. Wolframs Parzival 207, 7 dane wart grôz stürmen niht vermiten. Wilhelm 99, 13 niemen stürmen bôt keiner hatte Lust zu kämpfen. Welscher Gast 183[b] man stürmet gerne derhalp zuo dahin, wo das Haus schwach befestigt ist. Grieshabers Predigten 1, 8 die stat stürmen. Freidank 79, 22 setzen zwei Handschriften stürmen für strîten: Lichtenstein 446, 17 für sîn (des Winters) stürmen sul wir in die stuben wîchen. 543, 6 habent si ze stürmen (die Burg) keinen sin. Stricker (Altd. Wälder 3, 199) swie vil er (der wint) dâ gestürmet hât. Passional 310, 14 stürmen mit den würmen. Enenkel si sturmten an die stat. Konrad von Würzburg gebraucht das Verbum nur in der eben angeführten Stelle aus dem Turnier und im Trojan. Krieg 24945 erstürmen. Rumelant Altmeistergesangbuch 8[b] diner freuden burc erstürme. Apollonius 14032 die burc stürmen. Elisabeth Diutisca 1, S. 421 ist stürmen von dem Andrängen der Menschen gebraucht und in Diefenbachs Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 73. 158 durch confligere insultare übersetzt.

Dagegen die Volksdichtung zeigt das Wort in voller Lebendigkeit. In den Nibelungen kommt sturm oft vor, 198, 4. 205, 3. 209, 4. 211, 1. 212, 1. 216, 1. 228, 1. 231, 1. 839, 2. 842, 4. 846, 3. 847, 4. 1731, 3. 1734, 3. 1948, 2. 1965, 3. 2021, 1. 2022, 1. 2049, 2. 2076, 4. 2106, 3. 2132, 4. 2147, 4. 2158, 3. 2218, 2. 2220, 4. 2311, 3. Ebenso in Gudrun 32, 4. 130, 4. 221, 4. 321, 3. 359, 4. 493, 4. 665, 4. 674, 3. 708, 4. 710, 1. 715, 4. 884, 1. 889, 1. 1144, 2. 1351, 4. 1496, 3. Klage 164. 206. 208. 230. 688. 737. 833. 860. 933. 1299. 1731. 1909. 1928. Dietleib 113. 1378. 3406. 3479. 6736. 8554. 11212. 11368. 11382 sturm oder weltstrît. Ecke bei Lassberg 9: bei Caspar von der Röhn 13. In allen diesen Stellen nur die Bedeutung von prœlium. In späteren Auffassungen der Volkssage der erweiterte Begriff, Dieterichs Flucht 1504 swâ sie ze sturme stiezen. 1534 sturm auf dem Meer. 1634. 1666 Kampf mit dem Drachen. 3310 ob sich ieman ze wer rihte oder widerslüege, daz man die den sturm an trüege. 3319 in des sturmes herte. 6487 der

sturm vaste gie entwer. 6493. 6543. 6623. 6646. 6727. 6832. 6872. 6881. 6887 Benennung von Raben. 8537. 8805. 8815. 8986. 9331 der sturm ze allen enden stênde wart als ein turnei, man konnte weder vorwärts noch rückwärts. 9128 einen sturm strîten. Rabenschlacht 613, 4. 695, 5. 786, 3. 799, 3. Ortnit Ettm. S. 39 warnet iuch ze sturme. Rosengarten C 238. 388. 390. Rosengarten D 501. Sigenot bei Kaspar 2, 3. 109, 9. 172, 1. 188, 8. Auch die Spielmannspoesie gebraucht das Wort, Rother 473. 2675. 4181. 4327. Orendel 1756. 1960. Morolt 4068. Ich hebe noch die bei Lambrecht, Heinrich von Veldeke, einmal bei Gottfried und Konrad angemerkte, in den Nibelungen auffallender Weise nicht gebrauchte epische Formel in stürmen und in strîten heraus, Laurin bei Nyerup S. 1. 69 er vorhte weder sturm noch strît. 72. Gudrun 725, 3. 730, 4. Ecke bei Kaspar 58, 10. 164, 10. Dietleib 265. Dietrichs Flucht 6493 der sturm und der starke strît. 6712. 9095. 9644. Rabenschlacht 234, 6. 249, 5. 465, 6. 550, 5. 703, 5. 822, 5. Rosengarten D 138. 213. 681 in sturm und strîtes nôt. 727. 1669. 1762. 1765. Wolfdieterich bei Öchsle 27, 4. — Bloss im Dietleib 10001 vil guote sturmære sint die helde ûz Bêheimlant. — Auch hier ist das Verbum selten, in den Nibelungen, der Gudrun steht es gar nicht: auch nicht in der Klage, doch einmal im Dietleib 1575 allgemein für prœliari. Dieterichs Flucht 6834. 6842 beim Angriff auf eine Stadt. Rabenschlacht 1006, 4 turn unde palas begund man stürmen an. Ecke bei Kaspar 296 mit ritterlîchem stürmen, wo nicht ritterlîchen zu lesen ist.

Luther gebraucht sturm so wenig in der Bedeutung von prœlium als wir heutzutage: meistens heisst es bei ihm der Wettersturm, und so sagt er auch Wassersturm; dann eine Burg stürmen, den Sturm anlaufen. Wir lassen wohl Scharen gegen einander stürmen und reden bildlich von dem Sturm der Leidenschaften. Der Begriff hat überhaupt wenig Veränderung erlitten.

Zusammensetzungen erscheinen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert: im Althochdeutschen ist bloss sturmwint bekannt; aus späterer Zeit findet man einige bei Oberlin S. 1593, die ich hier übergehe. Solche, worin sturm das zweite Wort ausmacht,

zeigt fast nur die Volksdichtung, Nibel. 1965, 3. Gudrun 921, 3. 1111, 3. Klage 164 volcsturm. Gudrun 359, 4. 708, 1. veltsturm Schlacht im offenen Feld. Doch auch Konrad Ms. 2, 200[b] kampfes widersturm. Der andere Fall, wenn sturm voransteht, ist häufiger, aber er kommt bei höfischen Dichtern selten vor. Ich lasse folgen, was ich mir angemerkt habe. Rosengarten D 414. Ortnit bei Ettm. S. 10. 30. 82. 98, bei Kaspar 39. 230. Sigenot alter Druck 109. 111. sturmgewant. sturmgewæte Ortnit Ettm. S. 62. sturmgeziuc Wolfdieterich bei Kaspar 209. Wolframs Wilhelm 114, 8 Engelhart 3290. Apollonius 16978 und Laurin alter Druck 2455 sturmglocke. Renner 10309 sturmrecke. Heinrich vom gemeinen Leben 260 sturmschal Kriegslärm. Reinbots Georg 3639 sturmschar. Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 31 sturmtarze. Von sturmvan habe ich keinen Beleg aus dem zwölften Jahrhundert, so oft das Rolandslied, Veldecke, das Nibelungelied und Gudrun Gelegenheit hatten, das Wort anzuwenden: aber auch im dreizehnten Jahrhundert scheint es erst gegen das Ende aufgekommen zu sein. Das älteste Beispiel, das ich kenne, hat Helbling 7, 270 den sturmvanen tragen. Häufig im Lohengrin, S. 124 einem den sturmvanen geben. 125 dem sturmvanen was vor bereit ein karrutsch. 132. 135. 140 die sturmvanen ze samne drungen. 159. 173 den sturmvanen nider bringen. Jüngerer Titurel 828, 2. 3632, 2 die sturmvanen leiten. Beliand 3730. 3490 den sturmvanen den heiden an gewinnen. Um diese Zeit auch in der Volksdichtung, Rosengarten D 641 den sturmvan wart empfangen von meister Hildebrant. Ortnit Ettm. S. 48. 57. 80 bei Kaspar 154. 227. Oswalt Ettm. 2788. 2810 den sturmvanen nam er in sîne hant. Morolt 3040 der sturmvan wart under getân. Hermann von Fritzlar 84, 36 sturmwazzer. Eilharts Tristant 1221 do huop sich von den winden ein sturmweter vreissam. Ferner Hartmanns Gregor 1668. Grieshabers Predigten 1, 11. 64. 117. 2, 31. Marienlegenden 84, 20 Herman von Fritzlar ein grôz sturmweter von dunre und von regene und von blitzen. Apoll. 1296. 1372. 6780. 8977. 14907., daher ist 4919 wetersturm wohl umzusetzen. Gottfrieds Tristan 8848. Marienlegenden 87, 105. 201, 82. Herzog Ernst 1947. Trojan. Krieg 23964 und Strassb.

Handschr. Bl. 204[c]. Orendel 365. Apollonius 16269 sturmwint. Helbling 15, 759 wie hœrt man bullen daz mer von den sturmwinden. Hermann von Fritzlar 191, 25. Apollonius 1554. 5146. — Von dem Adjectiv sturmlîche hat der Sprachschatz 6, S. 710 nur einen einzigen Beleg. Erst im dreizehnten Jahrhundert bei Gottfried im Tristan 961 diu minne was ouch in ir sinne ein teil ze sturmlîchen komen, was im Gedicht von Alexander und Aristoteles (Müller 3) 210 nachgeahmt ist. Herzog Ernst 794 mit sturmlîchen siten die mûre ane loufen. 1975 den tôt hân von den sturmlîchen unden. Jüngerer Titurel 5746, 4 in sturmlîcher pîne. Wilh. v. Östreich Bl. 95[b] der kam sô sturmlich sie an. Das einzige Beispiel aus der Volksdichtung im Ortnit Ettm. S. 99 sîn sturmlîcher sin. Diefenbachs Wörterbuch von 1470 übersetzt impetuose. Sonstige adjectivische Zusammensetzungen gehören, bis auf wenige Ausnahmen, wiederum den nicht höfischen Dichtungen zu. Rother 698 sturmgire. Servatius 25. Lanzelet 1781. Dieterichs Flucht 9283. 9370. Rabenschlacht 1003, 1. Ortnit Ettm. S. 63. Lohengrin S. 14. Otacker sturmgîte. Klage 842. Heinrichs Krone Bl. 72[d]. Jüng. Titurel 3702, 1 sturmherte. 3979, 4 sturmkarc. Freibergs Tristan 791 sturmrûschende. Nibel. 200, 3 die sturmküene man und 2185, 1 der sturmküene recke; sonst kein Beleg. Nibel. 1876, 3. 2034, 3. Gudrun 653, 1. Alphart 309, 4 sturmmüede. Rabenschlacht 695, 5 sturmstarc. Gudrun 915, 2 sturmtôt. Dietleib 4089 sturmvar: helm und brünne daz was gar besprungen mit dem bluote. Dietleib 11013. 11292. 12129 sturmveste. Ich bemerke noch aus Freibergs Tristan 790 diu Minne, diu freche stürmerinne.

URLIUGE.[1])

Urliugi urlouge urloge orloge Neutr. bellum kommt im Althochdeutschen (Graff 2, S. 137) nur einige Male vor und bei keinem Hauptschriftsteller dieser Zeit, gar nicht ein daraus gebildetes Verbum urliugan; im Gothischen ist beides unbekannt, aber im Altsächsischen findet sich orlag (Heljand 103, 8. 113, 11) und (132, 3) urlagi mit der Lesart urlogi: im Altfriesischen

[1]) Gelesen 16. Febr. 1846. — In allgemeiner Bedeutung, nicht Einzelkampf? niemals bildlich?

(Richthofen 972) orloch Lob Salomons Vorau. Handschr. 14, 1. 4, urlouge. Das Bruchstück einer Weltbeschreibung aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts (Fundgr. 2, S. 6, 4) sagt varn in urliuges strîte. Im zwölften Jahrhundert gewährt die Hochzeit (Karajans Sprachdenkmale) 35, 23, Wernhers Maria 192, 12 urliuge: auch in der Überarbeitung der Kaiserchronik Wiener Handschrift 13176. 14342. 14757. 14787. 15706 ist urleug und 15841 urleuge wohl aus dem alten Text beibehalten. Roland 101, 29 urliuge, und 102, 23 wie Lambrechts Alexander 2936 urlouge. Pilatus 434 urlouge (Dat.). Ägidius 248, 7 und Lambrechts Alexander 4106. 4598 urlouges man: letzterer auch 6470 urlouges wîp, 6554 urlogis wîp (Amazonen). Bei Lambrecht 6552 zuerst das Verbum urlougen, Überarbeitung der Kaiserchronik 15697 urleugen und im Rother ausser 3730 urloge auch 1385 ein verorloget man (ein durch den Krieg zu Grunde gerichteter Flüchtiger). geurliuget Pass. 66, 90. Eilharts Tristant 50 das Verbum orlogen und 70. 7021 orloge (Gen. Pl.). Veldekes Äneide 8443. 8524. 8631. 8690 urloge. Reinhardt Fuchs 1066 urliuge und 1075 ist es mit grosser Wahrscheinlichkeit ergänzt. Servatius 91 urlouc. Grieshabers Predigten 1, 8. 2, 148 urliuge, 1, 147. 2, 42. 112 das Verbum urliugen und 1, 160 urliugære.

Im dreizehnten Jahrhundert stelle ich das Volksepos voran. Nibel. 170, 2 (mit der lesart urlauge) 1537, 6. 2065, 2 urliuge: nur die letzte Stelle im echten Text; die Überarbeitung (1376. 13313. 17693 Lassberg) hat das Wort beibehalten. Häufiger erscheint es in Gudrun, urliuge (Dat.) im Reim auf geziuge 4415 (1103, 4) und im innern Reim 1988 (497, 2) zeigt wohl die dem Gedicht zugehörige Form, die auch 2517 (629, 13) 2994 (748, 4) und 4345 (1086, 3) anzunehmen ist; anderwärts 3758 (939, 4) steht urlouge (urlauge). Der Genetiv urliuges 946 (236, 4) und urlouges 3333. 4330. 6191 (833, 3. 1082, 4. 1547, 3), der Dativ urlouge 1341. 1802 (335, 3. 450, 4) und urloge 4736 (1183, 4): der Acc. urlouge 3220. 4726 (805, 2. 1181, 2), und so ist auch urloge 3022 (755, 3) zu nehmen, da es im Abschnitt steht. Müllenhoff wird die Bemerkung willkommen sein, dass die Strophen, in welchen das Wort vorkommt, aus seinem

Text gewiesen sind, nur 4726 (1181, 2) steht es auch bei ihm. Einige Male im Dietleib 754. 3411. 11800 (wo daz statt der zu lesen ist) 12348 urlouge und 4741 urloge (Dat.): kein Mal im Reim, und das Versmass erlaubt auch den Nominat. urlouc; dagegen in der Klage habe ich das Wort nicht gefunden. Dietrichs Flucht 2381 mit urliugen (: triugen), 7933 urliugen (Infinit.), 8470 urliuges man. Rabenschlacht 223, 4 urliuges, 75, 6. urliugen Dat. Pl., in der Riedegger Handschrift urliuge Sing., 738, 5 urlougen Dat. Pl., wo die Riedegger Handschrift etwas anderes hat. Bei den namhaften Dichtern unhäufig. Hartmann gebraucht urliuge im Erek 407 und Gregor 738. 1702. 1726, Wolfram im Parzival 41, 28. 192, 5. 246, 11. 363, 3. 769, 15 und im Wilhelm 241, 1. 385, 3. im Lanzelet 6601 urliugen. 739 ein strenger urliuges man. 3308—3310, eine, wie es scheint, herkömmliche Redensart, unser helt der was ein ecke und ein guot urliuges tür: wie ist das zu verstehen? Im Lohengrin wird bei der Beschreibung einer Schlacht erzählt S. 116: die drî nu drungen aber für und die eilf, swie nâch in doch würd diu tür verslozzen mit den swerten und verrigelt: die Schlacht findet auf freiem Felde statt, und man könnte tür bildlich nehmen, als sei die durch das Heraustreten jener entstandene Lücke gemeint, etwa wie es S. 135 bildlich gesagt wird: nu hielt der Brâbant ouch dâ vor reht als der christenheite slôz und tor, ferner nû waz solte ritterschaft dannoch dar zwischen in beiden? ez würde eim steinmez niht sô sûr, ob er er solte brechen durch ein dicke mûr. Allein ich finde in Dieterichs Flucht eine Stelle, die eine bestimmtere Auslegung zulässt, Ermenrich ist in Raben eingeschlossen, das Dietrichs Helden erstürmen wollen, nun wird erzählt 6839—6841 manec tür unde tor begunde man in tragen vor an graben und an mûre. Offenbar sind bewegliche Schutzwehren gemeint oder Schranken (vgl. Gudrun 1402, 3. 1414, 4. 1458, 2), die man voran stellte, und die den Ausgang beschützten, der gegen die Andringenden musste vertheidigt werden und wo, wie an der Ecke, der Tapferste stand; im Parzival 376, 14. 385, 24. 673, 9 wird barbigân dasselbe sein. Cf. Renouard gloss. torn. Hermann Damen MS. H. 3, 165[b]. Übrigens war auch an dem Burg-

thor dieser Platz der wichtigste: swem dû bevilhst die porten, sich daz dû dem getrûwest Ulrichs Wilhelm Bl. 169[a]; vgl. Rother 3598—3602. 3910. Bildlich ist die Stelle im Lanzelet natürlich immer zu nehmen, er war ein Held, der da stand, wo der Kampf am gefährlichsten war, an der Ecke und beim Eingang; von Walther heisst es (Haupts Zeitschrift 2, S. 219) er wirt der Hiunen pürgetor, von Roland 183, 7 er war ein rechter eckestein, und Turnus ist in Veldekes Äneide 12428 ein eckestein der êren.

Herbort 5633 urlouge. In Gottfrieds Tristan 338. 364. 367. 14117. 18448. 18720. 18766. 19100 urliuge und 18699 das Partic. Prät. verurliuget. Thomasin im Welschen Gast Pfälz. Handschrift Bl. 38[b]. 39[a]. 39[b]. 42[b]. 48[a]. 50[b]. 217[a] das Subst. urliuge und Bl. 39[a] urliugære. Letzteres auch in der Fabel vom Wolf und der Geiss (Reinhart Fuchs 308. 471); in Heinrichs Krone Bl. 68 das Subst. urliuge. Bei Freidank nur in Einem Spruch 119, 23—26: bei Stricker im Karl Bl. 37[a] zweimal da, wo es im Rolandslied vorkommt und einmal Bl. 125[a] in einer eigenen Stelle. Lichtenstein 68, 15 urliug. Bei Neidhardt Ms. 2, 72[b] im Reim auf smiuge, bei Rudolf von Ems im Barlaam 247, 39. 254, 4. Weltchr. (Diut. 1, 51) und Wilhelm von Orlens 320. 8686. 10574. 10578. 11786. 12612. 14106 ausser dem Reim. Ferner im Barlaam 61, 29 und Wilhelm 14105 urliugen und in letzterm 12312 einen verurliugen, im ersten auch 253, 29. 254, 11 das Substantiv urliugære. Im Helmbrecht 655 der Genetiv urliuges. Warnung 2762 urliuge. Bertholds Predigten S. 111 das Subst. urliuge, und S. 137 das Verbum urliugen. Im Passional ist, da hier kein iu vorkommt, urlûge und urlûgen anzunehmen: beweisend sind die Reime 66, 90. 83, 77. 307, 30 und in den von demselben Verfasser gedichteten Marienliedern 219, 34, wo das Wort mit bůgen gebunden wird, das hier für biegen steht. Ausser dem Reim 174, 5. 273, 11. 293, 20. 306, 14. 325, 32 urlouge und 278, 56. 59. 389, 90 das Verbum urlougen. Ferner, aber ausser dem Reim, so dass man der Form nicht ganz sicher ist, in der Guten Frau 555 urliuge, 640 urliuges last, 1064 urliuges mære, und 997 das Verbum urliugen, das auch im Weinschwelg (W. Wackernagels Lese-

buch 1. 579, 34) vorkommt. Das Substantivum urliuge in der Warnung 2718. 2762. Boppe MS. Hag. 2, 379[b] urliuge, urliuges nôt urliugære. Birkenstock Handschrift S. 66. 201. 309. ausser dem Reim urliuge. Berthold 111. 125. 138 urliuge, 137 220 Verbum urliugen. Schwabensp. 172, 106. Urstende 125, 10 urliuge im Reim Pass. 83, 77, bei dem Wiener Enenkel (urliuges man Karl Roth Dichtungen des Mittelalters 93, 55), in einer Weltchronik (Karl Roth Dichtungen des Mittelalters 67, 51) und in der Livländischen Reimchronik 5723. 5736. 8768. urliug bei Seifried Helbeling (4, 344. 354. 15, 820) und urliugen (6, 149). Bei Konrad von Würzburg im Trojanischen Krieg 6261. 6273. 6318. 13123. 13391. 13416. 13423. 14281. 14295. 18286. 19197. 20741. 21859. 22190. 22605. 24632), Otto mit dem Barte 395 das Subst. urloge und 18670 der Infin. urlogen: denn dass dies bei ihm die richtige Form ist, beweist der Reim auf herzogen im Schwanritter 425, wo auch 33 geurlogen und im Otto mit dem Barte 395 urloges anzunehmen ist. Bei Raumeland (Altmeisterg. 11[a]) 343. 360 und Frauenlob (Ettm. S. 89) urlouge (Lachmann zu befragen). Meister Gervelein (hinter Freiburgs Tristan S. 57[c]) und Türleins Wilhelm in der Casseler Handschrift Bl. 4[d] (Casparson 9[a]) gewähren orloge. Hugo von Trimberg gebraucht im Renner urliuge 1010. 5913. 6885. 8906. 12824. 14255. 21939 und das Verbum urliugen 17573, aber niemals gereimt. Mai Fulda. Handschrift Bl. 30, 53 urliug. Jüng. Tit. 185, 2 erziugen: urliugen. Ottokar 23[b]. 46[b]. 501[a]. 553[b]. 570[b]. 623[a]. 700[b] urliuge. Boner 24, 37. 29, 25 schreibt urlig (mit den Lesarten urliug). Im Wittich vom Jordan einmal (3276 Gothaer Handschrift) und bei Regenboge (MSHag. 3, 349[a]) urliug. Vocabularius optimus XXXIV, 27 ein houptman des urliuges. Heinr. Rafolt Gesammt-Abent. 1. 445, 14 swâ man urliugete und streit. Herrant von Wildonie von einem »urlauge groz« Ges.-Abent. 3. 715, 69. urliuge Neidh. MSHag. 2, 105[b]; als Eigenname Urliuge Neidh. MSHag. 2, 264[a] urliugen j. Tit. 1529 Hahn. Leysers Predigten aus dem vierzehnten Jahrhundert zeigen urlouge: der etwa gleichzeitige Richtsteig Lehnrechts (Homeyers Sachsenspiegel 2) 16, 3 orlog und orlogen, Königshofens Elsässische Chronik 39 urlog, orlog. Oberdeutsche

Formen aus dieser Zeit, immer mit iu der Wurzel, sind in Schmellers Bair. Wörterbuch 2, S. 454—455 zusammengestellt: niederdeutsche in dem Bremischen Wörterbuch 3, S. 272, orlog, orlich orloge und das Verbum orlogen. Luther gebraucht das Wort nicht: es war, wie es scheint, zu seiner Zeit erloschen.

Aus dieser Übersicht geht hervor, dass bei den Oberdeutschen urliuge galt, bei den Niederdeutschen orlog orloge, auch die Mitteldeutschen ziehen meist diese Form vor oder lassen die vermittelnde urlouc urlouge zu. Ausser bei Raumeland und Regenboge habe ich in lyrischen Gedichten das Wort nicht bemerkt, und Neidhart macht nur halb eine Ausnahme, da er rohes, bäuerisches Leben besingt. Wenn es Hartmann, der von allen das ausgebildetste Sprachgefühl besass, nur in seiner ersten Dichtung zuliess und in den folgenden verschmähte, worin ihm Wirnt folgte, so war das gewiss nicht zufällig: ihn mochte der Ausdruck nicht vornehm und edel genug dünken. Wolfram, Gottfried und die andern waren weniger schwierig: wenn wir es in Walthers Liedern nicht finden, so durfte es doch Freidank bei seinen Sprüchen einmal brauchen. Grosse Lebenskraft zeigte das Wort im Deutschen zu keiner Zeit und eigentliche Zusammensetzungen damit, wie sie im Angelsächsischen doch vorkommen, erscheinen bis auf urliugevluht Merigarto 4, 40 und urliuggruobe im Vocabularius optimus XXIII, 73 unterirdischer Gang im Deutschen nicht. Die Bedeutung von Waffenkampf steht fest, erweitert oder verengert sich nicht, wie es der Beweglichkeit der Sprache natürlich ist, und sinkt nur bei Neidhart und Berthold zu dem Begriff von gemeinem Zwist und Gezänke herab. Hier noch besondere Redensarten mit urliuge: urliuge starkiu 4725 (1181, 2). Gudrun bei Müllenhoff starke.

Aber welche Bedeutung gehört dem Wort ursprünglich an? Wir finden im Althochdeutschen urlac (Graff 2, S. 96—97) und noch in den Sumerlaten 8, 14 urlage, das fatum übersetzt wird und Grundgesetz bezeichnet, Urbestimmung, Weltordnung, die in der heidnischen Zeit selbst über den Göttern waltete (Mythologie S. 816—817). Ihm entspricht das altnordische orlög, das nur im Pluralis vorkommt und in der alten Edda keine andere

Nebenbedeutung hat[1]): in der Niala aber wird zugleich damit auch Lebensende bezeichnet, und nach Biörn Halderson heisst es im Isländischen beides fatum und bellum. Das angelsächsische orläg orleg erscheint im Beowulf, dem ältesten Gedicht, (die Sage, die es darstellt, brachten die Sachsen nach dem britischen Eiland) merkwürdiger Weise nicht: öfter aber bei Cädmon, wo es Schicksal bedeutet (262, 19 Thorpe), Feindschaft und Krieg (orlegra nid̄ 259, 25). Innere Lebendigkeit bezeugen die Zusammensetzungen orläggifre (kriegslustig, blutdürstig 138, 5), orlegnid̄ (6, 6. 56, 20), orlegceap (Todeswerk, fatale negotium 120, 13) olegweorc (122, 2). In dem von Thorpe herausgegebenen Codex Exoniensis orleg einmal (35, 18) für Tod, oder (386, 9) Verderben, gewöhnlich (114, 3. 129, 23. 136, 5. 248, 17. 446, 29) für Krieg, auch in der Zusammensetzung orlegfrom (401, 21). Heut zu Tage ist im Dänischen noch orlog für Krieg, besonders für Seekrieg übrig, das Verbum aber nach Molbechs dansk ordbog veraltet: im Niederländischen gilt noch beides oorlog und oorlogen, im Schwedischen nach Ihre örlig. Da das Schicksal, zumal in der Heldenzeit, vor allem durch den Krieg entschieden oder in dem Tod des Kämpfenden erfüllt ward, so ist der Übergang aus fatum in bellum leicht begreiflich, und man kann nicht zweifeln, dass urliugi mit urlac zusammenhängt. Bestätigung gewähren im Heljand die entsprechenden Formen orlag orlogi orlogi mit der Bedeutung von bellum: überdies vermuthet Schmeller (Glossar S. 67) und wahrscheinlich mit Recht, dass orlagi für den Plur. orlagu stehe. Schwierig und nicht zu rechtfertigen ist bei urliuge nur der veränderte Wurzelvocal (vgl. Grammatik 1^2, 353), ebensowenig bei urlouc urlouge; er muss als unorganisch betrachtet werden. Da, wie wir gesehen haben, nur das Altsächsische und Niederdeutsche eine richtige Form zeigt und das Wort in den nordischen Sprachen allein dauernd sich erhalten hat: so lässt sich die Vermuthung aufstellen, dass bei dem Untergang des nur das heidnische Fatum bezeichnenden urlag im südlichen Deutschland, wo das Christenthum Jahrhunderte

[1]) Kein anderer Ausdruck als orlög in den Heldenliedern der Edda?

früher Wurzel fasste, der Begriff von bellum, der doch im Heljand schon erscheint, sich nicht entwickelt hatte und erst aus dem nördlichen Deutschland mit dem daraus gebildeten Verbum, das im Angelsächsischen und Altnordischen so wenig als im Althochdeutschen bekannt ist, herüber gedrungen ist, sich aber bei dem mangelnden Gefühl für die ursprüngliche Bedeutung in unorganische Formen verirrte.

KRIEC.[1]

Eine Glosse aus dem achten Jahrhundert (Diutisca 1, S. 279[b]) gewährt krêg pertinaciæ, in den Sprachschatz 4, S. 589 mit der Änderung pertinacia eingetragen: da bâg contentiones vorangeht und ungezunft discordiæ folgen, so kann man nicht zweifeln, dass im Deutschen jedes Mal der Singular anzunehmen ist. Der Sprachschatz hat ferner einige Belege von dem verbum krêgên crepitare, resonare, dem Adjectiv widarcrêgilîn obstinatus und dem Adverbium ienchrîgilîcho obstinate. Ich nehme langen Wurzelvocal an. Die Bedeutung ergibt sich aus diesen Glossen. krêg ist Zwiespalt, feindliche Gesinnung, hartnäckiger Widerstand mit Geschrei, lauter Zank. In Kaiserchronik Überarbeitung der Wiener Handschrift 9672, wo es Disputation bedeutet. Vielleicht findet es sich noch in einem andern Denkmal dieser Zeit, immer wird es eine seltene Erscheinung bleiben, erst mit dem dreizehnten Jahrhundert dehnt sich der Gebrauch von kriec und kriegen aus.

ALLGEMEINE BEDEUTUNG.

Ich will zuerst die Stellen anführen, in welchen das Wort in weiter und allgemeiner Bedeutung vorkommt. Athis C, 32 der kuninc unde Athîs intsamint vuchtin einin wîc. si irkantin wol ir beidir cric, daz sie gevêch wârin und nôte sich virbârin: hier wird wîc Waffenkampf von kriec dem Zerwürfnis und der feindlichen Gesinnung unterschieden. Hartmann gebraucht das Wort nur einmal in einem Liede 6, 15 mîn herze hete ich ir gegeben: daz hân ich nû von ir genomen — — — der kriec sî ir verlân, für dise zît sô wil ich dienen anderswar, wie ander-

[1]) kriec und krîc Gesch. d. d. Sprache S. 852.

wärts den strît lân, die Sache aufgeben, nichts mehr fordern. Gottfried im Tristan 368 wan zurliuge und ritterschaft hœret flust und ouch gewin; hie mite sô gânt urliuge hin. verliesen und gewinnen, daz treit die kriege hinnen, steigert die Feindseligkeiten, Erbitterungen. 884 trôst seite im minne, zwîvel hâz: durch disen kriec und umbe daz son mohte er sînen vestan wân an ir dewederez verlân, an haz noch ouch an minne, wo Widerstreit und Verwirrung in der Seele gemeint ist. 11840 Îsôt diu leit ir kriec dernider widerstand der Minne nicht länger. 18760 er vorschete und bat im sagen sînn kriec, wie sich der dar getragen von sînen vînden hæte, das feindliche Überziehen des Landes wird damit ausgedrückt, der Waffenkampf gleich darauf (18766) durch urliuge. Wolfram redet die Frau Minne an Parzival 292, 29 ezn hilft gein iu schilt noch swert, snel ors, hôch purc mit türnen wert: ir sît gewaldec ob der wer. bêde ûf erde unt in dem mer, waz entrinnet iwerm kriege, es flieze oder fliege? eurer Aufregung, euerm leidenschaftlichen Angriff. Feindselige Gesinnung drückt Gramoflanz gegen Orgeluse aus. 606, 1 wan daz ich gein ir krieges pflige, diu den wâren minnen sige mit klârheit hât behalden. So sagt auch Cuneware zu Orilus 275, 29 mir wære ûf den triwen mat, solt ich gein iu kriegen und mîn selber zuht betriegen, und Lichtenstein als seine Geliebte zürnt 405, 8 gein ir langen kriege setz ich mîn gedulde. [Parz.] 782, 16 heisst es von dem Widerstand der Planeten gegen das Firmament, die sint des firmamentes zoum, die enthalden sîne snelheit: ir kriec gein sîme loufte ie streit. Und umgekehrt im Wartb. Krieg (Ms. 2, 10[a]) nu sage hâstu meisterschaft wie daz firmamente mit vil hoher kraft gegen den plânêten allen wil gekriegen? Jüng. Tit. 14, 3 daz wir — êwiger nôt belîben sunder kriege. 163, 2 ich kan den nâchgebûre der wîsen kriec sô wol niht entsliezen. 5708, 2 was iedoch diu klâre ir aller überziere, und het des ieman kriec, der was mit vâre (wollte jemand das läugnen). 1705, 5 wâren alle die fürsten wernde der bete sunder krieges (ohne Widerspruch). Renner 1029 der cardinale schielt die von irs krieges undult den stuol ân bâbest lânt driu jâr.

KRIEC bellum.

Das feindliche Verhältnis, das durch die Waffen entschieden wird, nicht der Waffenkampf selbst. Lanzelet 46 von manegen kriegen wart er grîs, der pflac er âne mâzen vil als maneger der mê haben wil dan im daz reht verhenge. Marner Ms. Hag. 3, 468[h] sô komt der herren kriec in allen landen breit. Zwiespalt der Reichsfürsten, welcher den Kampf herbeiführt, meint der Höllefeuer Ms. Hag. 3, 34[a] unter fürstenkriec. Wolfr. Titurel 138, 3 gefurrierten kumber mit arbeit er muose unverzagetlîchen erkennen und immer mêr grôz kriegen et nâch strîte. Lohengrin S. 185 darnach man botschaft zuo dem kaiser sande, daz er dis von Kriechen kint gæbe sînem sun ze wîbe daz zwischen in der kriec gelæge. p. dô fuor mit grôzer maht er (der König) hin, wan ez was ein grôzer kriec dâ zwischen in umb einen bâbst. Passional 31, 34 der wuohs in der gemeine (der Räuber) ein cric bî wîlen alze grôz daz si einander für die lôz mit swerten teilten die habe. 174, 8 ich wil noch kumen an die stat dâ ich urlouges mich mache sat und ir entwîchet mir besît, des wil ich lân in dirre zît mînen cric alsus bestân. Renner 1010—1016 swâ rîche abtei oder bistuom mit urliuge gên einander strebent und ros und cleit und grôz guot gebent (des nie pfenninc ir eigen wart) daz gotes diener hant erspart in sînem dienste manic jâr, daz wirt von irm kriegen gar zestôrt daz lant und liute verderbent. Konrad Ms. 2, 199[a] Parîs in krieges wîs verlôs den lîp. Ms. Hag. 2, 313[a]. Ms. 2, 199[a] swenne si ir strîten lânt und die kriege abe gânt.

RECHTSSTREIT.

Gottfrieds Tristan 11243 ich entwîche mînes rehtes sâ und wil von mînem kriege gân, ich will den Rechtsstreit aufgeben, meinem Anspruch entsagen. Freid. 51, 8 unrehte kriege, ungerechte Processe, wie Engelh. 4113 und Boner 95, 6. Engelh. 4112 sô tretet beide in einen rinc, dar inne ir komet über ein wer die wârheit von iu zweien mit rede an deme kriege spar. Marner Ms. 2, 173[b] diu werlt hat krumbes krieges teil.

LIEBESSTREIT.

Lohengrin S. 34 der kriec wirt niu gemachet — von ir ougen brehen daz si sich in die herze einander wolden sehen. diu minne dicke solhes krieges lachet. Hierher Stelle aus Parzival 292 und Gottfried 11840. Ms. Hag. 2, 314[a] Konrad diu minne noch vil manegen rœstet der mit kriegen umbe gât.

WORTSTREIT.

Regenboge MSHag. 3, 354[a]: swen got sprich jâ, so spriche ich nein — in diesen kriec solt dû dich maget (Maria) vlehten, ob got so sêre erzürnet sî, in nœten soltu, maget, für uns vehten.

Barlaam. Josaphat, der das Christenthum gegen seinen Vater, einen Heiden, vertheidigt, nennt das 226, 30 sînen kriec.

Schwanritter 1220: dâ von so lâzent allen zorn und diesen kriec erwinden.

Passional 37, 71: Joseph liez dô sînen cric widersprach nicht länger.

Feierliche Disputation zwischen den dazu berufenen Christen und Heiden Silvester 2849. 3290 dunket mich der juden criec gar üppeclîch, 3967 grôzen kriec briuwen, 4298 nu wolte dem strîte der künec ein ende hân gegeben und âne kriec si lâzen leben. Bei Räthseln Apollon. 16765.

ZANK.

Bäuerlichen Zank meint Neidhart, wenn es (MSH. 3, 267[a]) von einem Meier sagt er ist bereit ze kriege und ouch ze strîte, oder ironisch (MSH. 3, 188[a]) hiute wart umb einen bal gar ein hübscher kriec getân, wobei es zu Schlägereien kommt.

Bei Thieren, Meisner (Mgb. 37[a]) alt hunt hie lac in kriec und ouch unbendic. Als Thiere über ihre Vorzüge streiten, sagt Meister Alexander MSHag. 3, 28[b] ie kriec was vergeben; der Marner MS 2, 172[b], als sie zusammenkamen, einen König zu wählen, mîslîchen kriec si nâmen.

Boner. Maus und Frosch zerren sich feindlich hin und her 6, 25 arger kriec. Silvester 4600 sus wort der pfarre dô besant vür den keiser ûf den sal, dâ wart von kriege michel schal vernomen in dem palas.

EPOS.

Die ringende Brunhild von Siegfried besiegt, Nibel. 625, 4, dô wart der kriec gescheiden.

SPIELMANNSPOESIE.

Laurin bei Nyerup 2756: ich wil den künec selbe bestân, sô muoz der kriec ein ende hân.

Morolt II 1103. Salomons Urtheil, wem das Kind gehören soll, den kriec wil ich scheiden balde zwischen iu beiden (Rechtsstreit).

St. Christoph 650. Der Teufel fürchtet sich vor Christus, er ist sô mahtic ein herre daz mir sîn kriec ist ze swinde (Macht).

321 WIESBADER GLOSSEN.

Zeitschrift für deutsches Alterthum. Herausgegeben von Moriz Haupt. Sechster Band. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 8°. 1848. S. 321—340.

(II)

sceidela Scaia.
ougappel Luzpoiuphia.
ougrinch Luzerealz.
orsmero Oirungiuzol.
orcros Oirclaia.
naselǒch Nascuzirz.
nasecros Nascunula.
snuz
catarrus Pusinzia.
kinne Maletino.
backo sinz.
hǔbo Franix.
halsbein Kolecruziz.
greno Zizia.
elenbogo duguriz.
rist Nilzial.
cnugel Conix.
brustlefel Burbefeleiz.
wamba
uent'cul9 Tilzia.
harn
lociū Fluanz.
hegedruse Ainzglizia.
dich Crouh.
os. *bein* Cuuanz.
crus bein
menschen Cruniz.
scinkun
tibię Sciacruniz.
ceha
artula Misanz.
ruf Ranzil.
grint Hosinz.
svero
ulcus Minscol.
bladera Abiliz.
uellun Bezelun.
911[a] *ruga* Ruschila.

(III)

henga Galantiz.
scella
nola Tonizina. 911[c]
rinch Diriz.
balko
trabs Gorinz.
dil Sciloz.
pluteum
gedile Zilozion.
rochlog
īpluuium mizirzeis.
wedel Sparizin.
tapete Tilifzia. 911[d]
pfellel Korischol.
uerewere Kolsinzio. 912[a]

(V)

hermel Obirischa.
911[b] *brache* *Fugeniz.*
beinnich Jaschua.
narua Zizinel.
cappa Ganguzia.
huba Curchozia.
digel Pligizil.
essa Scaun.
cluft Cloisch.
meizel Guzim.
slistein Scanipla.
bihelm Ziehzi. 912[b] 322
hepa Kalziga.
snitdesahs Ranchniaz.

disla Ziniz.
assa Gugiziz.
rath Stigienz.
60 *naba* Buchziz.
runga Reldiaz.
cadevize Cauenel.
lanchwith Kichsis.
speicha Ischiazin.
65 *storrum* Furun.
spannagel Suzemel.
stina Scolmiz.

(VI)

egeda Ganzida.
silo Golziol.
70 *egerda* Vmb|eziz.
bracha Scaleis.
lant Ereiza.
eigen Zamzia.
rigelstab Strauuniz.
75 *presdela* Gruschiaz.
spula Zischel.
herleua Zubeiaz.
vizza Giuhiz.
goltbracha Gozionz.
80 *weuel* Ziziniz.
bligarn Blanschinz.
scinun Lunizin.
drum Foriz.
spelt Ploniz.
85 *truha* Buuinz..
flahs Guruz.
werch Biriz.
wirden Ordeiz.
garn Yazunanz.
90 *hasbel* Almiz.
garnescra (go) Vazitelz.
clunge (lin) Glaniz.
uingerhuth Ziriskanz.
rorlin Sc^h^agur.
95 *stucha* Schirizim. 912^c^
witede Jenziz.

gerun Zanuziz.
nethde Nasunz.
soum glinziz.
100 *houbetlovc* hoilzirier.
linede Naschiz.
risa Rasinz.
hoibetdūch hoilbaiz.
harsnur Ornalzanzia.
105 *bortdun* Curizan.
lederhosa Moruueia.
uezzel Zanchur.
scheida Schaniz.
buckela Bichzin.
110 *ranth* Ruiz.
wafun Zuzianz.
senevva Grizianz.
bolz Braliz.
schefde Bluschanz.
115 *strala* Ploschinanz.
craphfo Curschin.
shaft Spalun.
suzel Cumeriz.
sugir Ganzian.
120 *bambest* Amizdel.
furbuge Zuzian.
leist Spuiz.
drath Zineuel.
bursta Gureix.
125 *scūba* Luīza.
lo Bolis.
suerca Murscha.
slif Schuuarz. 323
addermince Laiganz.
130 *pin* Bizbio.
suuella Zazilliaz.
pressere Zabuz.
gebutde Gluczimiuiz.
zubeda Gulsich.
135 *ungebutden* Zanzimianz.
sruba Suzgulaz.
bersiha Flanischianz.
seckere Burskaldiz.
gelleta Gacniz.

140 *vierdel* Corizin.
carrăda Fanuda.
zober Schuldenuz.
sestere Marsic.
kanna Husic.
145 *stovf* Gugurez.
trehdere Gulginz.
reif Omezin.
duga Laminic.
bodun Plu^{e}z.
150 *kufa* Bubenez.
puntlŏch Zuchzizer.
zapfo Scilanz.
gruz Cherin.
hopfo Anic.
155 *Malz* Baczanz.
schufa Gunguliz.
bercorn Brisianz.
rappo Curschul.
pfal Splinz.
160 *stecco* Stainziz.
stupa Stoinz. 912[d]
dunch Zamzia.
denne Danis.
flegel Flanus.
165 *wanna* Susiuna.
scŏb Sculiz.
sichelinch Spauiz.
stro Ralzoiz.
spriu Guguniz.
170 *futder* Bauzimiz.
erin Aniziz.
herth Bonizunz.
branth Lischianz.
dupfen Amolic.
175 *cruselin* Cranischil.
harsta Giruschaz.
becher Beoril.
meddo Melzimaz.
hunecwirz Melzita.
180 *senif* Agriuz.
flado Pufeia.
kuchelin Cauizil.
krepfelin Scraphinz.

(VII)

nespelbŏm Pazunbu.
185 *cutinbŏm* Zaimzabuz.
studa Gonizla.
ahornenbŏm Schirobuz. 913[a]
nuzbŏm Mirzimibuz.
nuz muscata Muzimia.
190 *galgan* Gulgia.
gariofel Gareiza.
zitdewar Kunx.
gingebern Barschin.
lorbere Cririschia.
195 *sitderuurz* Magizuna.
zucker Saxia.
grensich Gischiz.
poleia Pluschia.
kuuenela Pigizia.
200 *binevvrz* Dugrul.
boberella Bouizia.
melda Sizia.
pheffercrut Pabruz. 324
salbeia Scaliziz.
205 *ruta* Raiz.
jsopo Garoz.
lauendela Liniz.
venechil Guris.
ringela Fulzia.
210 *bathenia* Flauzia.
vvllena Orris.
gundereba Gauriz.
nebeta Nischil.
denmarka Maschin.
215 *steivvarn* Framiz.
douvvrz Dagezia.
sprincvvrz Spiriz.
gena
wolfesgele Daschia.
minnevvrz Karinz.
220 *berevvrz* Briunz.
berevviuka Perschil.

sanikela Sanschul.
huswrz Fenisgronz.
wermuda Karischa.
225 *smergela* Guska.
natscado Nasciul.
huflatdecha Laufrica.
girol Bulchzia.
romesseminza Gluziaz.
230 *matra* Marizima.
hircescunga Gurizla.
lunchvvrz Pulicha.
nessevvrz Gaxuurinz.
snitdelôch Duziliuz.
235 *priseloch* Philzia.
planza Dizia.
bilsa Pazia.
bachminza Fliuscha.
lôh Juziz.
240 *rathdich* Gragiz.
cresso Grachia.
morcruth Scrurithil.
kirvela Felischa.
dille Zugezia.
245 *haselvvrz* Gruizia.
biuervvrz Brumsil.
gamandria Galschia.
frideles[ocha] Zischia.
distel Duniz.
250 *kartdo* Guriz.
ritgras Riaz.
sinza Giza.
hanif Aseruz.
cletdo Inbiz.
255 *cle* Flusez.
wildemin[za] Rischal.
spelza Glachxa.
dorth Sparzun.
uersbotde Zingia.
260 *cazenzagel* Frazinz.
kichera Gullox.
wichun Circhza.
uiselun Kachzia.

(VIII)

grife Argumzio.
265 *aro* Laschiz.
elbiz Scaruz.
weho Sculez.
hehera Glanizia.
stara Aschia.
270 *dorndrevve* Dorinschiz.
drosla Drozima.
isfogil Asgriz.
ruch Bachiz.
quahtila Gabia.
913b 275 *snepfa* Bauscha.
roudil Waschiz. 325
nachdegala Noisca.
wazerstelza Agrizia.
uinco Mosiz.
280 *disteluinco* Ermosiz.
grasemug[ga] Birischa.
cunigelen Roischo.
warcgen[gel] Viperiz.
stocharo Alechiz.
285 *rebestuchil* Purizimo.
hagelgans Halgia.
birchun Bazima.
rephun Raiza. 913c
hozduba Ligeschia.
290 *wibel* Gruza.
huruiz Diezo.

5. *ôrcros und 7 *nasecros[1]) Knorpel des Ohrs und der Nase. Bremer Wörterbuch 2, S. 881 näsekröse Obertheil der

[1]) Die Wörter, die in Graffs Sprachschatz nicht vorkommen, sind mit einem Stern bezeichnet.

Nase. Wenzesl. Brack Vocabular. rerum (Argent. 1489) Bl. 8^b krussbein cartilago. — * crosel cartilago niederdeutsch bei Nyerup Symb. p. 262. 352: auch 370 ist crosl zu lesen. * crosela Schlettst. Gl. in Haupts Zeitschr. 5, S. 356^b. Angelsächs. Gl. in Mones Quellen 317^a * nosugrisle. Eine andere Form crospel Sprachschatz 4, S. 617. krustila 4, S. 620. Trier. Gl. 2, 29 (Sprachschatz 4, S. 620) hat nasacrustala interfinium und 2, 37 crostila cartilago. Vgl. Diefenbach Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 61. 62. 6. Im Sprachschatz 2, S. 141 nur der Pl. naslocher. Nyerup Symb. p. 261 naselocher. 8. * snûz, Teutonista 246^b snot mucus. Der Sprachschatz 6, S. 852' hat snuzza emunctoria. 9. Einige Zeilen weiter kommt in der Handschrift nochmals vor mentū Maletin. 11. * hŭbo steht zwischen faux Gulzia und guttur Gruzia und muss eine Erhöhung Rundung im Schlund bedeuten, etwa den Zapfen; vgl. huffo Sprachschatz 4, S. 833 und hübel Passional 70, 16. 359, 49. 13. greno, zwischen barba Viba und facies Dulsielz, das Barthaar der Oberlippe. Es muss ein schwaches Masc. angenommen werden: der Sprachschatz 4, S. 327 hat keinen Nom. Sing., sondern grani und granen grenones. Im Mittelhochdeutschen ist gran starkes und schwaches Fem. Vgl. Benecke zu Iwein 445. Diefenbach goth. Wörterb. 1, S. 317. 318. 15. * rist steht zwischen cubitus Jurstaniz und manus Vrzial. Im Mittelhochdeutschen bedeutet rist und riste, das als Masc., Fem. und Neutr. vorkommt, den äusseren Theil der Hand. Diutisca 2, S. 292 aus dem zwölften Jahrhundert von dem lengistin vingire unz an daz resti. Schwabenspiegel 215, 3 sol die rehte hant in einem buoche ligen unz an die riste (mit den Lesarten daz riste daz rist den rist). Ulrichs Wilhelm 113^c nu begunde Rennewart râmen Baldewînes an die hende — er traf daz riste; ein vil wênic erz versneit.
326 16. * cnugel, zwischen pollex Pixel und unguis Salziox, der Knöche lam Finger, altfriesisch knokele knokle, angels. cnucl, engl. knuckle, Teutonista 144^b knoyckel. 26. hruf krätze Sprachschatz 4, S. 1155. 30. 31. * uellun * ruga zwischen lepra Pasiz und scabies Monzil, beide Wörter, die Hautkrankheiten bezeichnen müssen, verstehe ich nicht, man müsste denn das letztere in rûda Räude bessern. 32. * henga, zwischen sera

Sparinzia und clavis Pioranz, mag die Thürangel bedeuten, angels. onga, althochd. ango Sprachsch. 1, S. 345; h ist, wie öfter im Niederdeutschen, vorgesetzt. 37. * gedile im Sprachschatz 5, S. 133 dil dilo dile. 38. * rôchlog Öffnung den Rauch durchzulassen: impluvium steht in der Bedeutung von compluvium. Diefenbach Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 173 rauchloch lucanar. Dasypodius (Argent. 1537) 447^b rauchloch fumarium. 40. Tapete, Teutonista 270^a tapyte, im Sprachschatz 5, S. 348. 349 tepid teppet; vielleicht ist das Wort hier lateinisch. 42. Da * uerewere zwischen uenator Beluaiz und t^anslator Yisiscolinz steht, so ist die Erklärung verwêre nicht wahrscheinlich; ich glaube, es ist werbære negotiator gemeint, das auch in den Trier. Gl. 12, 34 vorkommt. 43. hermel für ermel vgl. 32 henga. 44. * brache, Prager Gl. in Haupts Zeitschr. 3, S. 472 brage femoralia; Sprachschatz 3, S. 277. 278 brôcha bruohha und in den Casseler Gl. G^b 2 bragas. 45. * beinich, denn so ist doch zu schreiben, steht auch in der Handschrift zwischen brache und narva und muss soviel als beinwât sein. 46. Von narva fibulatura konnte der Nominativ im Sprachschatz 2, S. 1097 nicht belegt*) werden. 49. Zu digel testa vgl. Sprachschatz 5, S. 378. 53. l. slîfstein. 54. * bihelm folgt auf securis Sciria und Dolabrū Blinchzia und muss etwas Ähnliches bedeuten. Man könnte vermuthen, es sei bîhel zu bessern, allein es kommt helmakis bipennis (Sprachsch. 1, S. 136) und helmbarte (Herzog Ernst 4167) vor und es könnte helmbîhel anzunehmen sein. 55. hepa falcastrum, Sprachschatz 4, S. 752 happa; vgl. Sendschreiben über Reinhart Fuchs S. 60. 57. dîsla für dîhsila Sprachschatz 5, S. 124. 58. assa für ahsa Sprachschatz 1, S. 139. 61. runga Wagenrunge, Stütze der Wagenleiter. Frommann zu Herbort 1385. Diefenbach Wörterbuch vom Jahr 1470 S. 134. 177 runge furcale in curru. 62. * cadevize, auch in der Handschrift zwischen runga und lanchwith, muss ein Stück an dem Wagen bedeuten, aber ich 327
kann das Wort nicht erklären. 65. * storrun Pl. von storro Baumstumpf, hier Stücke des Wagens. Wigalois 5795 an einen

*) [Im Text: beigelegt.]

dürren storren leinet er sich. Reinbots Georg 1453 wurzellôse storren. 67. * stina, zwischen aratrū Ranchil und vomer Tiginz, verstehe ich nicht. Etwa das lat. stiva? 68. * egerda ein ehemals bebautes, jetzt brach oder ganz öde liegendes Feld. Spervogel MS. 2, 229[b]: bei Hermann von Fritzlar 178, 9 gerte. Bildlich bei Konrad von Fussesbrunnen in der Kindheit Jesu 95, 60—62 ir beider tische stuonden vol, wan man ir sô ze vlîze pflac, daz ir niht vil in egerden lac. 75. * presdela, zwischen Pergamenū Branischiaz und miniū Luschanz, kenne ich nicht. 77. 78. herleva Sprachschatz 4, S. 1032 harlefa. Gleichbedeutend damit vizza, Sprachschatz 3, S. 733 fiza; vgl. Diefenbach goth. Wörterb. 1, S. 373. 79. * goltbrâcha, auch in der Handschrift zwischen vizza und wevel, scheint ein Handwerkszeug bei Bearbeitung des Goldes; vgl. Sprachsch. 3, S. 268. 269 gebrâcha caelatura, kaprâhtaz sculptum und im Bremer Wörterb. S. 132 brake Werkzeug, womit man Flachsstengel bricht. 81. * blîgarn wahrscheinlich Bleidraht. 82. scinum Pl. von scina Nadel Sprachschatz 6, S. 499. 84. * spelt ein Geräth beim Weben: im 13. Jahrhundert ist nach dem Pl. spelten (Wolfr. Tit. 91, 4. Hugs Martina Diutisca 2, S. 121) der Sing. spelte anzusetzen; vgl. zur Gold. Schmiede 350. Gute Frau 1705. Haupt zu Konrads Engelhart 2531. Grammatik 1[a], S. 566. 87. werch Werg Sprachschatz 1, S. 962. 963. 88. wirden, zwischen fusus Lizchaz und garn, ist wirtel, spinnwirtel bei Schmeller 4, S. 165. Sprachschatz 1, S. 1026. Vgl. Diefenbach Wörterb. von 1470 S. 139. 282. 91. * garnescrago erkläre ich durch garnes kracho Garnhaken; vgl. Sprachschatz 4, S. 589 chracho. Brem. Wörterb. 2, S. 862 krakke hölzerner Wirbel an der Thüre. 93. * uingerhuth, sonst habe ich vingerhuot nur in Diefenbachs Wörterb. vom Jahr 1470 S. 97 und vyngerhoit im Teutonista S. 290[a] gefunden. 96. wîtede Kleidung, Trier. Gl. 15, 1 witide vel lesa suppara; vgl. Sprachsch. 1, S. 776. 2, S. 250. 97. * gêrun Pl. von dem nicht sicher zu belegenden gêro. Vgl. Sprachschatz 4, S. 225. Rechtsalt. S. 158. 940. Schmeller 2, S. 62. In dem 12. Jahrhundert ist gêre nicht ganz selten. Zu den bekannten Stellen führe ich noch an Eilharts Tristant 4556 und Athis B 47. Von den höfischen Dichtern des

13. Jahrhunderts gebraucht es, soviel ich weiss, nur Wolfram
Parzival 207, 20. Wilh. 79, 3. 98. nethde Pl. von nât, der
im Sprachschatz 2, S. 998 nicht belegt ist. 101. * lînede 328
Leinwand, wie 96 wîtede. 104. Nach hârsnur folgt $\overset{\text{wil}}{\text{K}}$anulz$\overset{\text{in}}{\text{i}}$al.
105. bortdun Plural von borto; vgl. Sprachschatz 3, S. 213.
109. * buckela (buccula bei Ducange) starkes und schwaches
Fem. Äneide 8755 die buckele, Rother 3496 eine buckelen Acc.,
Wigalois 6560 Lichtenstein 296, 18 diu buckel, Wigalois
7508 der buckel Dativ starkes Masc., buckel Nibelungen 37, 2.
Gudrun 16, 3. Wittich vom Jordan Gothaer Handschrift 3298.
111. l. wâfan. 114. schefde, Trier. Gl. 16, 27 scefti spiculum,
was im Sprachschatz 6, S. 460 als Pl. eingetragen ist, aber
das. 461 giscefti missile; ohnehin kommt 117 shaft vor. 116. Ist
scheftecrapho gemeint? In den Trier. Gl. 16, 23 hastae cum
lunato ferro. 118. 119. * suzel und * sugir, die in der Handschrift
nebeneinanderstehen und auf welche auch dort bambest
folgt, sind mir unverständlich. 120. * bambest, holländ. bambeis,
bambaz aus einem Glossar des 15. Jahrhunderts. Bei
Schmeller 4, 78, wambîs bei Helbling 2, 1266. 3, 198, wambois
bei Herbort 9024, vgl. die Anmerkung von Frommann. Es ist
ein Theil der Rüstung, daher auch bei Helbling 1, 311. 2, 1226
ketenwambîs. 122. leist steht vor subula Brascha. Sprachschatz
2, S. 251. 125. * scûba von sciuban, ein Hausgeräth,
vielleicht eine Schrappe. 126. lô Gerberlohe, Sprachschatz 2,
S. 33 (Sumerlaten 33, 58). Schmeller 4, S. 462. 127. suerca
lese ich suerza melanteria Sprachschatz 6, S. 900. 128. * slif
Schlamm, der sich beim Gebrauch des Schleifsteins erzeugt?
Vgl. Schmeller 3, S. 437. 129. * addermince, zwischen slif und
pin, verstehe ich nicht. 130. * pin, vor torquular Kailamanz,
erkläre ich aus dem holländischen pin Nagel, Zweck von Holz.
131. swella, im Sprachschatz 6, S. 874 nur das Neutrum swelli,
mittelhochd. swelle Fem. Iwein 6745 in den Lesarten ein
Neutrum wie in Strickers Daniel 599. Starkes Fem. Berthold
in W. Wackernagels Lesebuch 1, 665, 27. Renner 17189.
Schwaches Fem. Eraclius 3796. Passional 238, 27. 132. pressere
prelum, Sprachschatz 3, S. 368 pressiri. 133. * gebutde bütte,
angels. butte, nord. bytte: die althochdeutsche Form ist butin,

Sprachschatz 3, S. 87. Grammatik 3, S. 457, putinna, wo ein
mittelhochdeutsches büten vermuthet wird: Renner 651, Diefen-
bachs Wörterb. von 1470 S. 101 steht bütte, Engelhart 6341,
Boner 48, 60 der Accusativ büten. Vgl. hier 135 ungebutden.
134. * zubeda Kübel, Zuber. Bremer Wörterb. 5, S. 120 tubbe,
329 holländ. tobbe, Ducange dupia. Vgl. zober 142. 135. * un-
gebutden was nicht Bütte ist? Gefäss anderer Art? Vgl. 133
gebutde. 136. scruba Bürste, stumpfer Besen, schwedisch
skrubba; vgl. Bremer Wörterb. 3, S. 698. 699. Schmeller 3, S. 518.
137. * bersiha scheint Schneidemesser Hacke zu bedeuten und
gehört wohl zu bursa scalprum, angels. byrs; vgl. Sprachsch. 3,
S. 215. Flanischianz aber ist wohl mit 164 Flanus flegel ver-
wandt. 138. * seckere gehört wohl zu sech Pflugschar
Sprachsch. 6, S. 89. 139. gelleta gelte, Sprachsch. 4, S. 184
gellida. 140. vierdel ein Mass, wie Teutonista 291^{a}. Sprach-
schatz 5, S. 405. Dieterichs Flucht 8465. Renner 8255 vierdeil.
141. carrāda, der Strich über a zeigt keine Kürzung an, son-
dern nur die Verbindung mit der auf der folgenden Zeile
stehenden Endsilbe da. Es muss ein Gefäss sein, vielleicht in
Gestalt eines Schiffes; vgl. Sprachsch. 4, S. 466. 143. sestere
sextarius Sprachsch. 6, S. 153 sextari, Casseler Gl. G^{b} 17 sestar,
Dasypod. 424^{a} sester, angels. sester. 146. trehdere, Sprach-
schatz 5, S. 520 hat trihtari und die Trier. Gl. werden angeführt,
aber dort 15, 39 steht trahtære: so in dem Liederbuch, das
man der Hätzlerin beilegt, 35, 26. Schmeller 1, 473 trechtere
aus alten Glossen, Diefenbach Wörterb. von 1470 S. 69 trichter.
trechter Brem. Wörterb. 5, S. 100. 148. * dûga Fassdaube,
bei Ducange sowohl doga als dova. Wollte man dûgâ annehmen,
einen Plur. Masc., den man hier erwartet, so müsste man den
Sing. dûc ansetzen, wozu das holländ. duig passt. 149. bodun
fundus, wie in den Trier. Gl. 15, 38 bei boden steht; vgl. Sprach-
schatz 3, S. 86. 151. puntlo^{v}ch Spuntloch, in den Trier. Gl. 15, 38
pfundloch spiraculum; aber jenes enthält das Richtige; vgl.
Sprachsch. 3, S. 342. Diefenbach Wörterb. von 1470 S. 192. 193.
153. grûz, in der Handschrift zwischen ceruisia Briczinz und
hopfo, ist wohl das geschälte Getreide, Korn, das beim Brauen
des Bieres verwendet wird; s. Haupt zu Engelhart 1116. Eraclius

1077. Helmbrecht 1757. Urstende 115, 26. Hahn Gedichte 130, 80. Vgl. Sprachschatz 4, S. 343—345. 156. * schufa, in der Handschrift zwischen malz und vinea Yischamil verstehe ich nicht: schuofe Schöpfeimer (Fundgr. 1, S. 389) passt nicht hierher. 158. * rappo geringer Wein. Vocab. von 1477 rappe racemus und Vocab. von 1618 »rappes vinum ex acinorum folliculis aqua mistis et expressis confectum: laur Beerwein«; vgl. Schmeller 3, S. 117. Diefenbach Wörterb. vom Jahr 1470 S. VIII und 7. 161. stupa auch in den Casseler Gl. G^a 7, sonst selten im Althochdeutschen; vgl. Sprachschatz 6, S. 615. Im Mittelhochdeutschen kenne ich ausser dem in der Grammatik 3, S. 459 angeführten Berthold (W. Wackernagel Lesebuch 1, 662, 1) nur noch Helbling 15, 239. Heinz von Kon- 330
stanz Minnelehre 2225 und bei Neidhart MS. 2, 75^b stubenheie. Aus späterer Zeit führe ich nur an Dasypod. Bl. 478^a stub. 162. dunch, tunc unterirdisches Gemach der Weber, Sprachschatz 5, S. 433. Vgl. zur Gold. Schmiede 173. Schmeller 1, S. 385. 172. herth ist hert; vgl. Sprachschatz 4, S. 1027. 174. * dupfen Topf, bei Luther döpfen, in mitteldeutschen Mundarten düppen: das oberdeutsche Wort ist haven; topf als Küchengeschirr kommt im Sprachschatz nicht vor; im Mittelhochdeutschen kann ich es nur nachweisen in Eilharts Tristant 5438 mit pfannen und mit topfen und im Morolt 2, 683. 691 milchtopf. 175. * crûselîn kleiner irdener Krug; vgl. Sprachsch. 4, S. 616 crûsal. Heil. Elisabeth (Diutisca 1, S. 389) krûseln gehört wohl auch hierher. Vgl. Schmeller 2, S. 394. Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 85. 179. * hunecwirz erklärt sich aus dem altdeutschen Kochbuch (Haupt Zeitschr. 5, S. 12. 13), wo die Bereitung des Meths gelehrt wird. Sonst erscheint die Zusammensetzung nur noch bei Konrad von Würzburg, s. Anmerkung zu der Gold. Schmiede 1363. wirz ist in den Sumerlaten 42^b brasicia, bei Ducange brace, bracium Malz, und das scheint auch im Renner 16284. 16304 gemeint, in Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 54^b wirze bracium und S. 239^a wirz. 183. In der Bedeutung von uncinus steht kraphilîn im Sprachschatz 4, S. 597: hier muss krepfelîn für das Backwerk stehen,

das seiner Gestalt wegen so heisst, Schmeller 2, S. 393. Dasypodius 367[b] krepflîn Speise aus Fleisch und Brot. 189. *ahornenbo[v]m, doch wohl ahornboum: die Zusammensetzung habe ich auch im Mittelhochdeutschen nicht gefunden, erst in Diefenbachs Wörterbuch von 1470 S. 216. 191. *gârîofel, Nyerup Symb. p. 332 carioffer, deutsch-lateinische Hexameter in Haupts Zeitschrift 4, S. 416, 68. Wenzesl. Brack Vocab. rer. Bl. 52[a] kariofilus negelboum; vgl. Anmerkung zur Gold. Schmiede 838. 193. *gingebern l. gingebero Ingwer. Frankfurter Gl. gingibero zinzibero, mittelhochdeutsche Glossen in Nyerups Symb. p. 331 gingebere ziziber l. zingiber ζιγγίβερις, Mones Quellen 291[b] yngeber, Dasypod. 266[a] gingiber. Holländ. gimber. 195. Sprachschatz 6, S. 168 sittirwurz elleborum. 197. grensich, ebenso zweimal in den Frankfurter Gl. mit dem lateinischen Namen potentilla und ninpha. Dagegen Trier. Gl. 6, 31 grensinc nymphæa; Admonter Vocab. in Haupts Zeitschr. 3, S. 379[a] rosmarinum nymphea. Mones Quellen 284[a] grensinck stercus anserinum, 288[a] ercularius, 290[b] grensinck niphea l. nymphæa: Teutonista grensynck; vgl. Sprachsch. 4, S. 333. 200. binewurz Sprachschatz 1, S. 1050. Bei Nyerup Symb. p. 389. 404 biniwurt. 201. *boberella, ich glaube Pimpinelle ist gemeint, bibernel, Dasypod. Bl. 472[b] boborellen, holländ. bevernel, Mones Quellen 290[b] bevenelle, böhmisch bobrnjk. Dagegen Trier. Gl. 7, 13
331 und Frankf. Gl. bibinella; vgl. Sprachschatz 3, S. 322. Diefenbach Wörterb. vom Jahr 1470 S. 211. Auch ist popelle malva Nyerup Symb. p. 407 anzuführen. 202. melda mangold, Sprachschatz 2, S. 732 melta, Mones Quellen 284[b], Diefenbach Wörterbuch von 1470 S. 43, Teutonista S. 168[b] melde. 203. *pfeffercrût, Frankf. Gl. Diefenbach Wörterb. von 1470 S. 244[a] phefferkru(t) satureia nochmals in Frankf. Gl. phefferkrut timbragʒ; heutzutage wird auch lepidium so benannt. 206. isopo, im Sprachsch. 1, S. 486. 3, S. 864 ist isop angesetzt, aber nur der Dativ isipen aus dem 12. Jahrhundert belegt, also eine schwache Form. Frankfurter Gl. ysopo ysopus; niederdeutsche Glossen in Mones Quellen 293[a] haben ysope wie Nyerup Symb. p. 330 und p. 407 isepe; auch Teutonista S. 136[a] isopo. In Strickers Karl 41[a] und im Passional 371, 22 besprengen mit ysopô.

210. * bathenia, auch in den Trier. Gl. 6, 21 betônia, aber im Sprachschatz finde ich es nicht. Frankf. Gl. bethania bethanica (betonica), Schlettst. Gl. in Haupts Zeitschr. 5, S. 339^a bittonia, Nyerup Symb. p. 407 betonie, Mones Quellen 284^b. 285^b betonye, Sumerl. 60, 36 battunia. Vgl. deutsche Mythologie S. 1159. 211. wullena, in den Trier. Gl. 7, 1 wullina blandonia vel lanaria: daraus im Sprachsch. 1, S. 759. Frankf. Gl. wlhina. 213. nebeta Katzenminze, nepeta; vielleicht soll es hier der lateinische Name sein: s. Sumerl. 40^a. 58^a. Mones Quellen 283^a. 290^b und 321^b, wo in den angelsächsischen Glossen nepeta statt nereta zu lesen ist; vgl. Sprachschatz 2, S. 819. 3, S. 866. 214. * denmarka ist Gartenbaldrian, valeriana phu, wovon Nemnich im Polyglottenlexicon der Naturgeschichte 2, S. 1544 den Namen denmarkkraut beibringt: Frankf. Gl. tenemarg valeriana und tennemarg samsucus (sampsucum, Majoran). 215. steivvarn l. steinvarn Farnkraut polypodium Sprachschatz 3, S. 694, auch in den Frankf. Gl. und niederdeutsch in Mones Quellen 283^b. 284^a. 291^a stênvarn. 216. In douwurz ist wohl Thau gemeint? Der Sprachsch. 1, S. 1051 hat aus Heinrici summarium (Sumerl. 21, 36) tofwurz basilisca, die gegen den Biss der Basilisken heilsam sein sollte: aber wie ist tof zu erklären? Nemnich nennt im Polygottenlexicon S. 112 dovrusch doverkraut equisetum arvense: bei Dasypodius Bl. 473^b schafthäw equisetum. 218. * wolfes gele Pflanzenname, wie heutzutage Wolfsbart (Nemnich 2, S. 1468), den ich anderwärts nicht finde; vgl. rintgele arcola calendula in Mones Quellen 285^a. 286^a. 219. * minnewurz hier allein. Nemnich 2, S. 833 hat minwenkraut paeonia. 220. berewurz, Trier. Gl. 7, 14. Sprachschatz 1, S. 1050. 3, S. 203 berinwurz, Frankf. Gl. berwrz. Mones Quellen 285^b barenwort, Nemnich 2, S. 134 bärenwurz bärentatze bärenklau heracleum. 222. * sanikela sanikel sanicula, niederdeutsch in Mones Quellen 284^a, und bei Dasypodius 473^b. Englisch sanicle. 225. * smergela, 332
noch heute wird in einigen Gegenden der Scharbock, Feigwarzenkraut, Schmergel genannt: in alten Quellen habe ich das Wort nicht gefunden. 228. * girol, Sumerl. 22^b gires l. girel? Macedonicum, eine Pflanze. Nemnich 2, S. 1313 hat gierlein gorlein Gartenrapunzel. 229. * rômesse minza, Mones Quellen

291[a] romesch mynte pentastrum, dagegen Sprachsch. 4, S. 819 rosses minza mentastrum und Sumerl. 23[a] rosminze menta nigra; Ziemanns Wörterb. 327[a] diu rosses minze menta silvestris ohne Angabe der Quelle. Noch heute ist nach Nemnich 2, S. 554 rossminze gebräuchlich. 230. * matra, in der Handschrift an derselben Stelle, kann ich nicht erklären: es hilft auch nicht, dass in den Frankfurter Glossen unter den Pflanzen matir[e]na re.... ugia (nur soviel ist lesbar) vorkommt: es scheint aber dasselbe Wort zu sein. 232. * lunchwurz doch wohl lungawurz, das heutige Lungenwurz pulmonaria aurea Nemnich 2, S. 148. 235. * priselouch, Brislauch Binsenlauch allium schoenoprasum, holländ. bieslock, schwedisch (gothländisch) baislök, und so erklärt sich das niederdeutsche biestlöck cepulla in Mones Quellen 283. Ich bemerke hier, dass biese im Athis 4, 44 unbezweifelt die niederdeutsche Form für binse (binez) ist: Teutonista byese juncus und holländisch bies. 242. * môrcrûth Schwarzkümmel melanthium Admonter Vocab. in Haupts Zeitschrift 3, S. 376: auch ist in den Lindenbrog. Glossen das. 5, 572[a] malamium môrcrût zu lesen. Statt malamium mortcrut. 246. biuerwrz, Sprachsch. 1, S. 1050 und Frankf. Glossen bibirwurz castoreum; so wird noch heute Aristolochia clematilis benannt. 247. * gamandria teucrium chamaedrys, Hadlaub MS. 2, 194[a]. 194[b]. 195[b]. Haupts Zeitschr. 2, S. 152 gamandrê, franz. germandrée, niederd. Gl. in Mones Quellen 291[a] gamander und so auch holländisch. Dasypodius Bl. 473[a] gamanderlîn. 248. * frideles ocha erkläre ich durch friedeles ouga; es würde etwa die Pflanze bezeichnen, die man Liebäugel nennt. 252. * sinza, in der Handschrift zwischen olus Vrschianz und hanif, verstehe ich nicht. 258. * dorth trespe Nemnich 1, S. 684. 2, S. 435. 259. uersbotde ist beresboto zizania Seehafer Sprachsch. 3, S. 81. 262. wichuns cheint wichûn Plur. von wickâ. Aber die Schlettstädter Glossen in Haupts Zeitschr. 5, S. 826 setzen zu wichkun vicia, ebenso die Trier. Gl. 7, 34 zu wichun. Die niederländischen in Mones Quellen 293[a]. 306[b] und Wenzesl. Brack im Vocab. rer. Bl. 35[b] zu wicken; man wird das nicht viciae bessern dürfen, was die Glossen in Nyerups Symb. p. 388 und ein anderer Beleg im Sprachschatz 1, S. 727 gewähren. Aber lässt sich

jene auffallende Form als Sing. Fem. erklären? Sollte man den Collectivbegriff als starkes Neutrum angenommen haben? Diefenbachs Wörterb. vom Jahr 1470 S. 284 enthält vicia ein wicken und die Schlettst. Glossen haben an einer anderen Stelle 364^{b} 333
sogar ein lateinisches vicium neben wikkun. Vgl. Grammatik 3, S. 374. 263. * uiselûn folgt auch in der Handschrift auf wichun: ich glaube, es ist der Plur. von visela fisole phaseolus Nemnich 2, S. 935. Schmeller 1, S. 571. feselen bei Dasypod. 181^{a}. 267. weho, wîo Sprachschatz 1, S. 643, wo auch diese Form vorkommt, wie in den Strassb. Glossen Altd. Blätter 1, S. 348. 270. * dorndrêwe Neuntödter, Nemnich 2, S. 323 dorndreuel. Dagegen Trier. Gl. 5, 8 dorndrâgil (Sprachschatz 5, S. 228 ohne Nachweisung) furfurio, Strassb. Gl. in den Altd. Blättern 1, S. 348 dorndrâl fursarius l. furfarius, wie auch Nyerup Symb. p. 269 steht. Isidori etymol. lib. 12, S. 101 Areval. »Furfurio vocatus quod prius farre in farinam redacto pasceretur.« Vgl. Schmeller 1, S. 398. 271. drosta stimmt zu der angelsächsischen Form droste. Sprachschatz 5, S. 265 drossela drosca droscila, Sumerl. 47, 3 droskl turdela, Neidhart 53, 5, Ben. Marner MS. 2, 167^{b} droschel. 273. ruch Sprachschatz 3, S. 1149 hruoh cornix, Walther von von der Vogelweide 150, 52. Renner 1768 f. 274. quahtila, Sprachsch. 1, S. 678 wahtila; auch die niederdeutschen Glossen in Nyerups Symb. p. 269 (vgl. 345) schreiben quattele. 276. roudil, Trier. Gl. 5, 10 ro^{v}tilo cupuda, Sprachschatz 2, S. 487 rotil rotila, und so auch die Strassb. Glossen in den Altd. Blättern 1, S. 348, vgl. Schmeller 3, S. 167. Renner 5520. 21455 rotelwîe. 282. cunigelen Zaunkönig, Trier. Gl. 5, 12 kunigli regulus, Sprachschatz 4, S. 444 und Strassb. Glossen 248 kuninc pitrisculus. Nyerup Symb. p. 269 cunenglen, Renner 19364 küngelîn. 283. warcgengel, Trier. Gl. 5, 11 und Strassb. Gl. 348 warchengil, Nyerup Symb. 268 wargingel, Frankf. Gl. warkengel crurisculeg3. Danach im Sprachschatz 1, S. 349, doch mit Zweifel, unter engil gestellt. Bei Nemnich 2, S. 323 heisst der Neuntödter würgengel wargengel, englisch wierangle. Diese Erklärung des Worts ergibt sich leicht, aber die ursprüngliche Bedeutung, glaube ich, ist in der hier überlieferten Form erhalten, und warcgengel (andere Zusammensetzungen mit gengil im Sprach-

schatz 4, S. 104) bezeichnet einen in Wolfsgestalt umherstreichenden bösen Geist, Wütherich: hier ist der Name auf den Neuntödter angewendet, weil er die Vögel erst aufspiesst, ehe er sie frisst. Vgl. Rechtsalterth. S. 396. 733. 985. Reinhart Fuchs XXXVII. Schmeller zu Muspilli 43. Benecke und Lachmann zu Iwein 4924. Im Nordischen kommt die Zusammensetzung vealdganga angels. vealdgenge vor. 285. rebestuchil steht in der Handschrift zwischen onocratulus Schuwil und gallus Nazischo, soll also der Name eines Vogels sein. Die Trier. Glossen 5, 16 haben rebestichil buprestis Stinkkäfer, und auch bei Nemnich kommt rebesticher curculio vor: man müsste demnach einen Irrthum des Verfassers unserer Glossen annehmen. Vielleicht ist eine Verwirrung durch einen Abschreiber enstanden, onocratulus
334 nämlich geht, wie bemerkt, unmittelbar voran, und da dieser (Sprachschatz 5, S. 367) horotûhhil heisst, so kann Ungehöriges zusammengesetzt sein. 289. l. holzdûbâ.

Die Bibliothek zu Wiesbaden bewahrt eine wohl im dreizehnten Jahrhundert geschriebene Pergamenthandschrift, welche die Werke der heiligen Hildegard enthält. Hildegard war zu Beckelheim unweit Kreuznach im Jahr 1098 geboren und starb 1179 als Äbtissin in dem von ihr 1148 gestifteten Kloster Rupertsberg bei Bingen. Umständliche Nachrichten von ihr liefern die Acta sanctorum 5, p. 629—701, und aus diesen geschöpft ist eine kleine Schrift von F. Konrad Dahl (die heilige Hildegardis. Mainz 1832), wo man zugleich die spätere Litteratur angegeben und die sämmtlichen Werke der Heiligen verzeichnet findet. Sie schrieb selbst nieder oder dictierte was ihr der göttliche Geist offenbarte, und ihre vom Papst Eugen III anerkannten und aufs Höchste gepriesenen Bücher standen, wie sie selbst, lange in grossem Ansehen; auch der Marner (Ms. Hag. 3, 468[b]) gedenkt ihrer. Dahl beschreibt jene Handschrift umständlich und gibt auch Nachricht von einer zweiten, ebenfalls in Wiesbaden befindlichen, die mit Bildern geziert und der Schrift nach zu urtheilen bedeutend älter ist, obgleich er sie (S. 23) jünger nennt. Sie enthält aber nur das Hauptwerk,

Liber Scivias*) simplicis hominis, das Hildegard im Jahr 1148 angefangen und erst zehn Jahre nachher vollendet hatte; ihre erste Arbeit, Liber divinorum operum, fällt in das Jahr 1147. In jener vollständigeren Handschrift befindet sich ein Stück, das bisher wenig ist beachtet worden, nämlich Blatt 910ᶜ—913 auf elf Spalten mit der rothen Überschrift »Ignota lingua ꝑ simplicem hominē hildegardē prolata« in fortlaufenden Zeilen eine Zusammenstellung von etwa neunhundert Wörtern, die einer unbekannten Sprache zugehören. Bei dem grösseren Theil ist eine lateinische Erklärung übergeschrieben, bei etwa einem Drittel eine Deutsche: nur in wenigen Fällen sind beide Sprachen zugleich angewendet. Ich habe im Jahr 1833 vollständige Abschrift davon genommen, hier aber nur die deutschen Wörter mit den dazu gehörigen der unbekannten Sprache und den wenigen lateinischen herausgehoben. Graff hat bei seiner 335
früheren Anwesenheit in Wiesbaden zwar, wie man mir sagte, die Handschrift in Händen gehabt, aber im Sprachschatz keinen Gebrauch davon gemacht; vielleicht hat er, weil auf der ersten Seite keine deutsche Glosse vorkommt, die folgenden nicht näher angesehen. Da i nur selten mit einem Strich unterschieden und daher öfter ungewiss ist ob iu oder ui muss gelesen werden, so kann ich nicht dafür stehen bei der unbekannten Sprache überall richtig gelesen zu haben. Die Abschnitte, die durch grosse rothe Anfangsbuchstaben bezeichnet sind, habe ich bei meinem Auszug durch eingeklammerte römische Ziffern getrennt. Ich will zunächst den Inhalt der Sammlung angeben.

(I) den Anfang macht deus **A**igonz. angls̃ Aieganz. scs̃ Ziuienz. Saluator Liuionz. Diabolus Diuueliz. Dann menschliche Verhältnisse, besonders verwandtschaftliche, zuletzt werden kranke benannt.

(II) lingua **R**anzgia beginnt und sollte durch einen rothen Anfangsbuchstaben unterschieden sein, es ist aber noch zu dem vorigen Capitel gerückt, und auf der folgenden Seite folgt dann ebenfalls mit einem grösseren schwarzen Anfangsbuchstaben caput **H**oil. Die Theile des menschlichen Leibes werden ge-

*) [Jacob Grimm: wisse die Wege, wie Gardevias.]

nannt, unter diesen auch uirile mbrū (übergeschrieben ueretrum) Creueniz. testiculi Yirlaiz. loc^{9} uerecundie mulieris Fragizlanz: zuletzt pes Fuscal. Dann folgen noch zehn Namen von Krankheiten, aber meist von Hautkrankheiten, darunter lepra Pasiz: den Schluss macht scabies Monzil.

(III) kirchliche Verhältnisse beginnend mit papa **R**elionz. cardinalis Karinz und endigend mit heremita Orinschiel. Hieran schliesst sich, ohne dass ein Abschnitt angezeigt wäre, templū Ophalin. monasterium Monzchia. eccliā Crizia. claustrū Clainzo. Dann kirchliche Geräthe, Kirchendiener, kirchliche Kleidungsstücke: das letzte manut'giū Inchscola. Gleicherweise ohne Absatz die weltlichen Stände, impator Pereziliuz. rex Rischol. p^{i}nceps Peranz. palatin^{9} Scaltizio. marchio Malzienz. dux Scarduz. comes Zienz. Folgen Handwerker, verschiedene Stände, darunter fidicen Gaurizio. mimus Scamizio. ioculator Baleuinz. saltator Lizo. nanus Deiezio. gygas Logizkal. Das
336 Capitel schliesst mit liber homo Prunischol. proprius Baischuc. cliens Scalgonzus.

(IV) Tages- und Jahreszeiten. dies **D**ilzio. nox Scaurin. Ich hebe die Monatsnamen heraus, ianuari^{9} Loizo. februari^{9} Scantido. martius Ornischo. aprilis Amnizo (oder Amiuzo). maius Tiriszintho. iunius Archindolis. iulius Zigionz. augustus Gargischol. septēb̃ Scandidoz. october Oscilanz. nouēber Nolischa. decēber Denizimo. Den Schluss dieses Abschnittes, der wie der erste keine deutsche Glosse enthält, macht cōpletoriū Nuschanz.

(V) Kleidungsstücke und Hausgeräth. camisia **D**uneziz steht voran, stina Scolmiz zuletzt.

(VI) abermals verschiedenes Geräth, Feldfrüchte, Waffenstücke: wie es scheint, mit Unrecht von dem vorigen getrennt. uomer **T**iginz ist das erste Wort, krepfelin Scraphinz das letzte.

(VII) ohne Bezeichnung eines Abschnitts, unmittelbar sich anschliessend, Bäume und Pflanzen. Den Anfang macht abies Lamischiz. Ich merke an amigdalus Schalmindibiz. castanea Gramzibuz. ficus Gigunzibuz. laurus Clamizibuz. platanus Golinzia. mirtus Scuanibuz. Am Schluss uiselun Kachzia.

(VIII) Vögel und Insecten. Zuerst grife Argumzio (kein

grösserer Buchstabe), ich nehme heraus pelicanus Flauriz. psitacus Bilzinus. Das letzte Wort ist cicada Cauiz.

Aus dieser Übersicht des Inhalts ergibt sich dass die Glossen nach der Weise der Etymologien Isidors geordnet sind, welche auch den Trierer Glossen zum Vorbild gedient haben. Indessen, wenn, wie natürlich bei ähnlicher Abtheilung der Capitel, manches Wort vorkommt das zugleich bei Isidor steht, so ist doch kein näherer Zusammenhang mit diesem ersichtlich: die Abschnitte sind dort ungleich zahlreicher, an sich umfassender und anders geordnet. Möglich dass die Wiesbader Glossen unvollständig sind, denn es fehlen auffallender Weise die vierfüssigen Thiere und Fische, dagegen ist wohl einiger Zusammenhang mit den Trierer Glossen nicht abzuweisen, beide haben eine Anzahl Wörter gemeinschaftlich, und es kommen einige bei beiden allein vor, wîtede 96. schefde 114. pfuntlǒch 151.

Die deutschen Glossen zeigen eine eigenthümliche, aber 337
nicht ganz feste Behandlung der Laute. Bei den Vocalen ist Folgendes anzumerken. e für a, greno 13. henga 32. hepa 55. herleva 77. ë für i nur in trehdere 146. — i für ie, dich 21. frideles 248. ritgras 251; daneben vierdel 140. — ou für o befremdlich in lǒch 6. 100. 151 und in roudil 275. Dagegen richtig ou in ougappel ougrinch 2. 3. soum 99. houbet 100 (daneben hoibet 103). stovf 145. scǒb 166. bǒm 184. 187. lǒch 234. — uo nur in dǔch 103: ungegründet in scǔba 125: öfter, wie bei Hermann von Fritzlar, nur u, so in snur 104. furbuge 121. kufa 150. futder 170. ruch 273. hun 286. 287. Aber rǔf 26 verlangt einfaches u.

Bei den Consonanten einmal inlautendes b für p in hasbel 90: anlautendes für w in bambest 120. Inlautendes v für b in biuerwurz 246: anlautendes in versbotde 259. v für w in narva 46. pp für pf in appel 2, dagegen craphfo 116: im Anlaut nur pf, pfal 159. pheffercrut 203. — d für t anlautend, digel 49. dunch 162. denne 163. dille 244. duba 288 (daneben truha 85): inlautend scheidela 1. bladera 29. wirden 88. scado 226. Im Inlaut fd, schefde 114: hd, trehdere 146. nachdegala 276 neben quahtila 274. ld, melda 202. td in snitdesahs 56. gebutde 133. ungebutden 135. futder 170. zit-

dewar 192. sitderwurz 195. snitdelǒch 224. cletdo 254. td für
einfaches t, in kartdo 250. versbotde, ja die Überfüllung nethde
für nête (denn das hochdeutsche æ kommt nicht vor) 98 und
rathdich für ratich 240 (Frankf. Gl. rethich). th für d im Aus-
laut, rath (rota) 59. lanchwith (lancwid Sprachsch. 1, S. 745) 63:
für t im Auslaut fast Regel, vingerhuth 93. ranth 110. drath
123. herth 172. branth 174. morcruth 242 (neben crut 203).
dorth 258, bleibt auch in der Zusammensetzung punthlǒch 151.
Im Inlaut bathenia 210. Vgl. W. Wackernagel zu den Schlettst.
Glossen in Haupts Zeitschr. 5, S. 323. Die Verbindung sc nicht
selten, scinkun 24. scella 33. scinun 82. scŭba 125. scǒb 166.
scada 226: daneben scheida 108. schefde 114. schufa 156:
aber auffallend ist shaft 117 und scruba 136; vgl. Gramm. 1^2,
S. 174. assa für ahsa 58 und romesse für rômesche 229. —
Wie bei den Lingualen erscheint bei den Gutturalen die Aspirata
für die Tenuis, also auslautend ch für c, rinch 3. 34. dunch 162.
338 sichelinc 167; auch in der Zusammensetzung lanchwith 68.
Inlautend ch für ck in wichun 262. Ferner ch für g in lunch-
wurz 232 und wahrscheinlich in ocha 248. ch für das althoch-
deutsche h auslautend in lǒch 6. 100. 151. dich 21. g für k
anlautend in wolfes gele: inlautend für ch in cnugel 16. crago 91:
auslautend ch für h in rochlog 38; vgl. Roland XVII. Graf
Rudolf S. 6. Endlich mugga für mucka 280. h ist vorgesetzt
in hermel 43 und wahrscheinlich in henga 32. qu für w in
quahtila 274.

Dies alles zeigt eine schwankende Hinneigung zu den Lautverhältnissen des Niederdeutschen, dessen Einfluss wir auch bei der Betrachtung der einzelnen Wörter erkennen, während das Oberdeutsche entschieden vorherrscht. Und da zugleich einiges nach den Niederlanden deutet, wie bambest 120. pin 130, so sind wir veranlasst diese Sprache an den Mittelrhein zu weisen; die deutschen Wörter mögen leicht zu Bingen niedergeschrieben sein.

Welchen Ursprung haben diese seltsamen Glossen? Dass sie von Hildegard selbst herrühren, darf man nicht bezweifeln: sie gedenkt ihrer in dem Eingang eines anderen Werks, des Liber vitae meritorum vom Jahr 1158, und sagt, auch die unbekannte Sprache und Schrift sei ihr durch unmittelbare gött-

liche Eingebung zugekommen. Alles aber, erklärt sie in ihren Briefen mehrmals (Acta sanctorum 5, p. 633), was sie schreibe, habe sie nicht durch die äusseren Augen und Sinne, sondern durch das innere Licht empfangen. Ich habe keine Veranlassung, den Werth und Gehalt dieser Offenbarungen zu berühren, über welche schon völlig entgegengesetzte Urtheile sind gefällt worden: ich will nur einige Bemerkungen zu der unbekannten Sprache machen, die uns hier allein angeht.

Die Glossen setzen die Zustände eines in geistlicher und weltlicher Hinsicht geordneten Volkes voraus und gewähren Wörter für die unentbehrlichsten Begriffe, wie für die gewöhnlichen täglich vorkommenden Dinge; Beziehungen auf das geistige Leben, wie man sie in den Gesichten einer überreizten Seele erwartet, kommen durchaus nicht vor. Ja, es fällt auf dass wir in dem zweiten Capitel, wo die Theile des menschlichen Leibes aufgezählt werden, Wörtern begegnen, die in den Gedanken oder in dem Mund einer Jungfrau, zumal einer geistlichen, nicht ziemlich erscheinen: doch sie schildert anderwärts 339
die Wollüste der Männer und Frauen auf eine ebenso unerwartete Weise; auch ist an eine ähnliche Glosse bei Herrad von Landsberg (Diutisca 3, S. 212) zu erinnern. Das siebente Capitel enthält eigene Namen für südliche Gewächse, z. B. ficus Gigunzibuz, laurus Clamizibuz, platanus Golinzia, piper Zusguel. Das achte für ausländische Vögel, pellicanꝰ Flauriz, strutio Gugurunz, psitacus Bilzenus, pauo Zamzit: das würde nach einem in wärmeren Gegenden wohnenden Volk hinweisen.

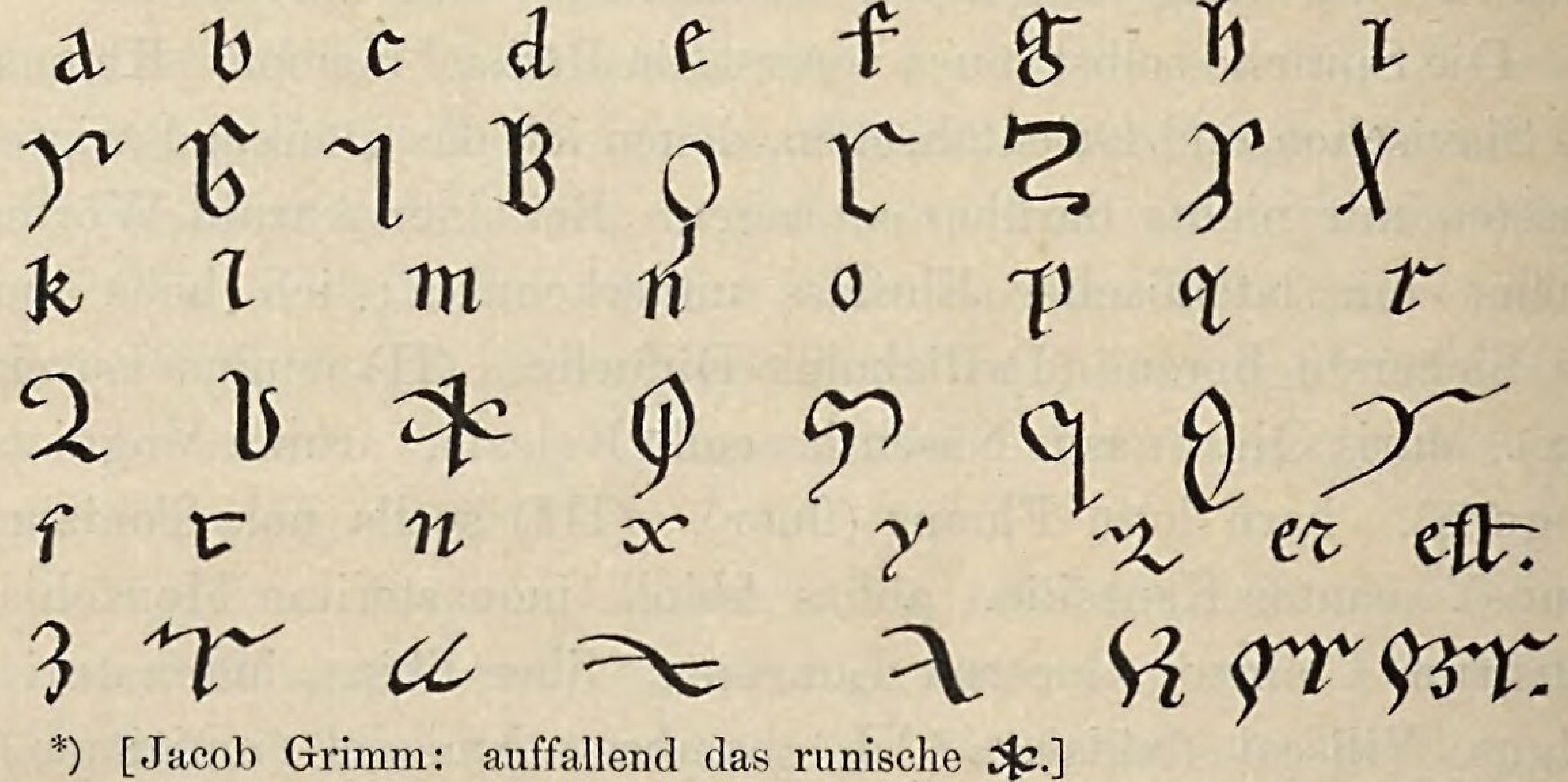
Die Sprache selbst muss vorerst ein Räthsel bleiben. Kenner des Slavischen und Orientalischen, denen ich das Denkmal zeigte, wussten mir nichts darüber zu sagen. Bei einer Anzahl Wörter scheint mir lateinischer Einfluss unverkennbar; ich hebe nur das Sicherste heraus (I) diabolus Diuueliz. (II) oculus Luzeia (lux). auris Oir. nasus Nascutil. collū Kolezia. aruina Vnguizol (unguen). harn lotiū Fluanz (fluor). (III) scella nola Tonizina (tonus). cantor Kanesiliz. abbas Abiol. monasterium Monzchia. claustrum Clainzo. lucerna Luuzanz. liber libiz. iudex Iuriz. uulgus Viliscal (vilis). (VI) bambest Amizdel (amicimen). flama (so) Flagur (flagrare). meddo Melzimaz. hunecwirz Melzita. senif Agriuz (acer). (VII) sanikela Sanschul. (VIII)

nocticorax Noizbiz. nachdegala Noisca. warcgengil Viperiz. Einwirkungen des Deutschen nur in wenigen Wörtern. II. pes Fuscal. (III) sudor Suuiz. (III) ansa Zinkia (zinko). (VI) flado Pufeia (niederdeutsch puffer, holländisch poffert poffertse). krepfelin Scraphinz. drosla Drozima. anser Gagria (die gackert). (III) comes Zienz könnte das romanische cuens sein.

Des Zusammenhangs der deutschen mit den älteren Trierer Glossen habe ich schon vorhin gedacht, auffallend aber ist es dass sie offenbar nicht die Sprachformen zeigen, die in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo Hildegard schrieb, galten: sie sind mindestens hundert Jahr älter. Die Klosterjungfrau muss sie aus einem schon vorhandenen Glossar geradezu abgeschrieben haben.

Endlich muss ich noch des unbekannten Alphabets gedenken, das Hildegard ebenso wie die unbekannte Sprache durch innere
340 Erleuchtung will empfangen haben. Die Wiesbader Handschrift hat es gleicherweise bewahrt, und ich theile es hier in einer Nachbildung mit, bemerke aber ausdrücklich dass es weder bei der unbekannten Sprache, noch sonstwo in der ganzen Handschrift ist angewendet worden. Es ist entweder durch blosse Versetzung der bekannten Buchstaben gebildet, A z. B. wird durch B dargestellt und G durch S, oder es sind nur ein Paar Striche und Haken zugefügt; ich kann nichts darin sehen als eine eigenmächtige grundlose Erfindung*). Das wirft freilich auf die unbekannte Sprache ein bedenkliches Licht.

Wilhelm Grimm.



*) [Jacob Grimm: auffallend das runische ✻.]

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 45/46.

Bayerische Staatsbibliothek München

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Grimm, Jacob, Deutsche Grammatik. Neuer vermehrter Abdruck, besorgt durch Wilhelm Scherer. Erster und zweiter Theil. 1869—78. gr. 8. geh. ℳ 36.—

Grimm, Jacob, Deutsche Mythologie. Vierte Ausgabe, besorgt von Elard Hugo Meyer. 3 Bände. 1875—78. gr. 8. geh. ℳ 36.—

Grimm, Jacob, Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter. Gehalten in der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Dritte Auflage. 1865. gr. 8. geh. ℳ 1.—

Grimm, Jacob, Rede auf Schiller. Gehalten in der feierlichen Sitzung der K. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Vierter Abdruck. 1871. gr. 8. geh. 60 Pf.

Grimm, Jacob, Ueber den personenwechsel in der rede. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1856. gr. 4. cart. ℳ 2.20

Grimm, Jacob, Ueber den ursprung der sprache. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften vom jahr 1851. Siebente und unveränderte Auflage. 1879. gr. 8. geh. ℳ 1.—

Grimm, Jacob, Ueber einige fälle der attraction. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1858. gr. 4. geh. ℳ 1.20

Grimm, Jacob, Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1858. gr. 4. cart. ℳ 2.—

Grimm, Jacob und **Adolph Pictet,** Ueber die Marcellischen Formeln. Aus den Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1855. gr. 4. geh. 80 Pf.

Grimm, Wilhelm, Bruchstücke aus einem unbekannten gedicht vom rosengarten mitgetheilt. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin 1859. 1860. gr. 4. geh. 80 Pf.

Grimm, Wilhelm, Die deutsche Heldensage. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1867. gr. 8. geh. ℳ 8.—

Grimm, Wilhelm, Die sage vom Polyphem. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1857. gr. 4. geh. ℳ 1.—

Grimm, Wilhelm, Thierfabeln bei den meistersängern. Aus den abhandlungen der k. akademie der wissenschaften zu Berlin. 1855. gr. 4. cart. ℳ 1.20

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Jacob Grimm, Kleinere Schriften.

Band I—VI. gr. 8. geheftet. 55 ℳ 50 Pf.

Erster Band. Reden und Abhandlungen. Zweite Auflage. 1879. ℳ 9.—

Inhalt: Selbstbiographie. — Ueber meine entlassung. — *Italienische und skandinavische eindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savigny's doctorjubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — †Ueber etymologie und sprachvergleichung. — *Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Zweiter Band. Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde. Mit 1 photolithographirten Tafel. 1865. ℳ 9.—

Inhalt: *Ueber zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums. — *Deutsche grenzalterthümer. — Ueber das finnische epos. — Ueber Marcellus Burdigalensis. — Ueber die Marcellischen formeln. — *Ueber schenken und geben. — Ueber das verbrennen der leichen. — Ueber den liebesgott. — *Ueber eine urkunde des X. jahrhunderts. — Ueber frauennamen aus blumen. — Ueber die namen des donners. — Ueber das gebet.

Dritter Band. Abhandlungen zur Litteratur und Grammatik. Mit einer photolithographirten Tafel. 1866. ℳ 9.—

Inhalt: Gedichte des mittelalters auf könig Friedrich I. den Staufen und aus seiner sowie der nächstfolgenden zeit. — Ueber diphtongen nach weggefallnen consonanten. — *Ueber Jornandes und die Geten. — Ueber den personenwechsel in der rede. — Ueber einige fälle der attraction. — Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. — †Der traum von dem schatz auf der brücke.

Die mit einem * bezeichneten Abhandlungen sind nur in den Schriften der Akademie veröffentlicht worden, die mit einem † bezeichneten waren bisher ungedruckt; die übrigen Abhandlungen sind gröſstentheils nur in einer sehr kleinen Zahl von Einzelabdrücken in den Buchhandel gekommen.

Vierter bis sechster Band. Recensionen und vermischte Aufsätze. 3 Bde. 1869. 1871. 1882. ℳ 28.50

(Band VII ist unter der Presse.)

Jacob Grimm, Auswahl aus den kleineren Schriften.

Zweite Ausgabe. 1874. Velinpapier. gr. 8. geh. ℳ 4.—
In Leinwand gebunden ℳ 5.—

Inhalt: Selbstbiographie. — Ueber meine Entlassung. — Italienische und scandinavische Eindrücke. — Das Wort des Besitzes. — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das Alter. — Ueber Schule, Universität, Akademie. — Ueber den Ursprung der Sprache. — Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache. — Die Sprachpedanten. — Rede auf Schiller. — Anhang: Reden bei der Frankfurter Germanisten-Versammlung. — Wesen der Thierfabel. — Anzeige. — Widmung an Wilhelm Grimm. — Widmung an Gervinus. — Vorwort.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 45/46.

ZfB
2008

HERGESTELLT: IN DEN
STAATL. UMSCHULUNGSWERKSTÄTTEN
FÜR SCHWERSTBESCHÄDIGTE IN
TEGERNSEE u. MÜNCHEN 23
LEOPOLDSTR. 153 TEL. 360156

Kleinere Schriften von Wilhelm Grimm

Bd.: 3.

1883

Opp. 479 u-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11662699-8